This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

R. v. Ihering, Vorgesch. der Indoeuropäer. XIII, 486 S. gr. 8°
M. 11,60. Lpz., Duncker u. Humblot. 94.

8245.16

Harvard College Library

FROM THE

MARY OSGOOD FUND

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

zur

Geschichte der deutschen Sprache

von

D. 725

Franz Linnig.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1881.

Digitized by Google

8 2 5.16
4

HARVARD COLLEGE
APR 18 1902
LIBRARY

Mary Osgood fund

Digitized by Google

Vorwort.

Während die Naturwissenschaften infolge ihrer auf die unmittelbare Praxis des Lebens gerichteten Ziele sich der allgemeinen Gunst erfreuen und dank den vielen vortrefflichen populären Darstellungen Aufnahme und Verständnis in Kreisen finden, in welche wissenschaftliche Fragen sonst nicht zu dringen pflegen, steht die Sprachwissenschaft dem praktischen Leben wie der allgemeinen Bildung der Gegenwart fast noch fremd und unvermittelt gegenüber. Die grofsartigen Fortschritte dieser Wissenschaft, den Errungenschaften auf den übrigen Gebieten des Wissens durchaus ebenbürtig, sind kaum über den engen Kreis der Fachgelehrten hinausgedrungen, geschweige, dafs sie ein Gemeingut aller Gebildeten geworden oder auch nur das Interesse eines gröfseren Publikums zu erregen imstande gewesen wären. Geographie und Anthropologie gewinnen immer mehr Boden in der Welt derer, die dem geistigen Fortschritt der Zeit zu folgen bemüht sind, und mit Recht, da diese Wissenschaften im Verein mit der Naturkunde die Lösung von Problemen versprechen, an denen der menschliche Geist seit Jahrtausenden arbeitet: über den Menschen selber, seine Entstehung, seine Verbreitung über die Erde und über den wunderbaren Gang seiner geistigen Entwicklung. Und doch vermögen jene Wissenschaften ihre Aufgaben nicht voll zu lösen, wenn sich ihnen die Sprachforschung nicht als Begleiterin anschliefst. Denn wohin keine anderen Hilfsmittel reichen, wo alle physischen Untersuchungen, alle historischen Zeugnisse aufhören, in die innerste Werkstatt des Menschengeistes vermag nur die Sprachforschung einzudringen, und erst aus dem Verein der Resultate, welche die Einzelwissenschaften liefern, aus dem Vergleiche und der Kombination der gewonnenen Wahrheiten kann sich die endliche Lösung der jetzt noch dunkeln Fragen ergeben. Die Sprachforschung darf den Anspruch erheben, nicht minder wie die übrigen Disziplinen eine allgemeine Wissenschaft zu sein, d. h. eine solche, die für die Ziele der allgemeinen menschlichen Erkenntnis arbeitet. Als allgemeine Wissenschaft aber sollte sie auch das allgemeine Interesse für sich haben, und namentlich sollte sie das in unserm Vaterlande. Die Nachbarnationen

*

Digitized by Google

gestehen es offen, wenn auch ungern, ein, dafs die Sprachwissenschaft eine spezifisch deutsche ist, von deutschen Gelehrten geschaffen, von deutschen Forschern in dem kurzen Zeitraum von 60 Jahren nach den verschiedensten Seiten ausgebaut, ausgestattet mit so vielen und glänzenden Erfolgen, wie sie auf einem andern Gebiete in so kurzer Zeit kaum je gewonnen wurden. Die Namen der Männer, die auf diesem Felde bahnbrechend gearbeitet haben und noch arbeiten, bilden eine lange und glänzende Reihe, so dafs es gehässig wäre, einzelne nennen zu wollen, — sie alle aufzuzählen ist unmöglich. Aufserhalb Deutschlands, namentlich in den studierenden Kreisen Englands sind die meisten mindestens ebenso bekannt wie in den entsprechenden deutschen Gesellschaftskreisen, — und in England, aber auch bereits in andern Ländern, wie in Dänemark, in Italien, gehören die Resultate der Sprachwissenschaft zu den Gegenständen des populären Wissens. In unserer „studierten" Gesellschaft kann man es erleben, dafs man mit der gröfsten Unbefangenheit etymologische Behauptungen aufstellt und verteidigt, gegen welche die Behauptung, dafs die Erde stille stehe und die Sonne sich um die Erde bewege, eine bare Kinderei sein würde. Jeder, der amtliche Schriftstücke verfafst oder kontrolliert, glaubt über Fragen der Rechtschreibung und des Sprachgebrauchs entscheiden zu können, ohne von der historischen Berechtigung des einen oder andern auch nur eine Vorstellung zu haben. Wagt man in solchen Kreisen die schüchterne Forderung, dafs man sich mit der deutschen Sprache und ihrer Entwicklung wenigstens in grofsen Zügen vertraut machen möge und verspricht man im voraus, dafs solches Studium grofses Interesse erwecken werde, — man wird nichts anders erreichen, als dafs die meisten bei dem Gedanken an ein sprachliches Studium oder an sprachwissenschaftliche Lektüre ein Schauder überläuft, den die Schulerinnerung an Zumpt-Buttmann oder gar an Becker-Wurst-Heyse hervorruft. Allerdings, — wenn die Sprachwissenschaft keine andere Genüsse zu bieten hätte, als die uns in der Jugend an den gedachten Lehrbüchern in so starkem Mafse zugeteilt worden sind, dafs wir die wichtigsten Regeln noch jetzt nach Paragraph und Seitenzahl zu zitieren imstande sind, wenn speziell die Wissenschaft von unserer lieben Muttersprache nicht über den Schematismus der kleinlichen Meisterung durch die spekulative philosophische Grammatik hinausgekommen, dann wäre es freilich eine Grausamkeit, wenn der gebildete Leser, der nach Ableistung der Tagespflichten Unterhaltung und Belehrung sucht, an eine deutsche Grammatik oder etwas Ähnliches verwiesen würde. So liegen aber heute die Verhältnisse nicht mehr. Die historische Sprachforschung und die Sprachvergleichung haben eine Menge von Einzelwerken und Sammelschriften hervorgebracht, welche uns unsere Muttersprache in ganz anderm Lichte zeigen, als wir sie bisher zu sehen gewohnt waren, die uns an der Hand konkreter Fragen in

Digitized by Google

die allgemeinen wissenschaftlichen Wahrheiten einführen und uns über die Geschicke unseres Volkes, über seine geistige Entwicklung, über sein innerstes Denken und Empfinden Aufschlüsse geben, die wir auf diesem Gebiete nicht gesucht hätten. Je mehr uns aber die Resultate, die uns die Sprachforschung liefert, überraschen und erfreuen, um so höher steigt die Ehrfurcht und Achtung vor unserer Muttersprache; was wir bisher nur dunkel uud ohne bewufsten Grund für sie empfanden, verwandelt sich in bewufste Verehrung, in begeisterte Liebe zu unserem Vaterlande und zu unsern Brüdern.

Nun hat aber nicht jeder Zeit und Gelegenheit, auch nicht jeder Lust und Fähigkeit, die fast zahllosen Einzelforschungen oder auch nur die umfangreichen Hauptwerke durchzugehen und sich aus denselben ein Gesamtbild zu konstruieren. Es erschien mir daher eine verdienstliche Aufgabe, den Versuch zu machen, in einem einzigen mäfsigen Werke das Wissenswerte und Interessanteste, was die Sprachforschung für uns zu bieten hat, zu vereinigen und in zwangloser Form, in lose aneinander gereihten Bildern dem Leser darzubieten. Eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache zu geben, ist eine Aufgabe, an welche sich die genialsten, gelehrtesten Sprachforscher zur Zeit noch nicht wagen, da die erforderlichen Vorarbeiten für ein solches Unternehmen noch lange nicht beendet sind. Eine vorläufige Umschau auf dem bebauten Gebiete zu halten, einen weiteren Leserkreis über die gelösten und noch schwebenden Fragen zu orientieren, zu zeigen, dafs auch auf diesem Felde anmutige Gärten sich anlegen, zierliche und erfreuende Blumen sich gewinnen lassen, selbst dieses Unternehmen erfordert einen Aufwand von Wissen, Kraft und Zeit, wie ihn nur Forscher von Profession zu machen imstande sind, — und gerne würde ich einem solchen den Vortritt lassen. Da aber aufser von A. Schleicher und H. Rückert vonseiten der Fachgelehrten noch kein Versuch gemacht worden ist, für die geschichtliche Betrachtung unserer Muttersprache Gunst und Interesse in weiteren Kreisen zu erregen, so wolle man es nicht anmafslich finden, wenn dieser Versuch von einer Seite gewagt wird, auf welcher im streng wissenschaftlichen Sinne nur „Dilettanten“ oder „Laien“, — nicht aber zünftige Meister und Forscher Platz haben. Verfasser ist sich dieses seines bescheidenen Standpunktes den Koryphäen der Wissenschaft gegenüber voll bewufst und darum bestrebt gewesen, sich gebührendermafsen innerhalb seiner Grenzen und Schranken zu halten. Hiernach bedarf es wohl kaum noch der ausdrücklichen Erklärung, dafs das vorliegende Werk keinen Anspruch darauf macht, ein sprachwissenschaftliches im eigentlichen Sinne zu sein, noch auch für eine Frucht selbständiger Forschung und eine Schöpfung eigener Gelehrsamkeit zu gelten; dasselbe will und soll nichts anders sein, als eine Sammlung von Betrachtungen über Fragen der Sprachgeschichte, der Formenbildung und Bedeutungslehre, welche allgemeines Interesse haben und in

Digitized by Google

vaterländisch gesinnten Herzen eine angenehme Empfindung zu erwecken geeignet sind. Dafs es für diesen Zweck nicht darauf ankommt, dafs der Verfasser alle Einzelforschungen gekannt und benutzt hat, ist selbstverständlich. Nach der Empfindung, die er am Schlusse seines Werkes hat, ist er in das Detail eher zu viel als zu wenig eingegangen und fürchtet, dafs infolge dessen die einzelnen Bilder nicht so farbenbestimmt und anziehend ausgefallen sind, wie sie ihm ursprünglich vorschwebten. Der wohlwollende Leser möge den guten Willen für die That nehmen und in Berücksichtigung der grofsen Schwierigkeiten des Gegenstandes nicht allzu strenge urteilen.

Dem scharfen Auge des Zunftgelehrten, — das weifs ich wohl, — werden sich der Mängel und Fehler genug offenbaren, — und jede Belehrung von dieser Seite werde ich mit Dank und Freude aufnehmen. Nur bitte ich bei allen möglichen Ausstellungen im einzelnen den Zweck des Werkes nicht aufser Acht zu lassen, der manches, wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen kann. Ich schliefse daher mit den Worten des Dichters:

Das Einzelne mögt Ihr schelten,
Das Ganze lafst nur gelten!

Coblenz, den 1. Juli 1881.

Der Verfasser.

Anm. Da mir weder eine Universitäts- noch eine andere gröfsere Bibliothek zur Seite stand, war ich lediglich auf meine eigenen Hilfsmittel angewiesen. Für die Schreibung der Sanskrit-Wörter ist Ficks Vergl. Wörterbuch der indogerman. Sprachen zu Grunde gelegt.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abteilung.

Die deutsche Sprache in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung.

		Seite
I.	Über den Ursprung der Sprache	3
II.	Von den Wurzeln	
	1. Begriff der Wurzel	13
	2. Klassen der Wurzeln	15
	3. Form der Wurzeln	17
	4. Schöpfung der Wurzeln	20
III.	Wachstum der Sprache	26
IV.	Leben der Sprache nach ihrem Eintritt in die histor. Erscheinung	31
	1. Die Wirkung der Metapher in der Sprache	32
	2. Wichtigkeit der Dialekte	36
	3. Verfall der Sprachformen	39
V.	Verwandtschaft der Sprachen nach ihrer Bauart (morphologische Klassifikation)	43
	Isolierende Sprachen	44
	Agglutinierende Sprachen	45
	Flektierende Sprachen	47
VI.	Der Indogermanische Sprachstamm. (Genealogische Klassifikation)	52
	Die indische Sprachfamilie	52
	Die iranische Familie	53
	Der keltische Zweig	53
	Die italische Abteilung	54
	Der griechische Sprachzweig	55
	Der slavische Zweig	55
	Theorieen über die Trennung des Stammes in Zweige	53
VII.	Die Germanische Grundsprache	58
	Sprachperioden vor Absonderung des Deutschen	60

Digitized by Google

Seite

Die europäische Spracheinheit 60
Die slavo-germanische Spracheinheit 61
Grunddeutsche Sprachperiode 62

VIII. Die Zweige der germanischen Sprachfamilie.
1. Verwandtschaft der germanischen Sprachen unter einander 65
2. Die ostgermanischen und niederdeutschen Sprachen
Gothisch 68
Altnordisch 71
Altsächsisch 73
Angelsächsisch 74
Altfriesisch 75

IX. Gothische und althochdeutsche Schrift 76
X. Die hochdeutsche Sprache 81
Althochdeutsch 81
XI. Mittelhochdeutsch 85
XII. Bildungsgeschichte der neuhochdeutschen Sprache . . 89
XIII. Die deutsche Kanzleisprache vor Beginn der neuhochdeutschen Sprachperiode 95
XIV. Periode der Verwelschung 98
XV. Zur Geschichte der Rechtschreibung 102
XVI. Deutsche oder lateinische Schrift? 112
XVII. Von den grofsen Anfangsbuchstaben 114
XVIII. Von der Gemination der Konsonanten 118
XIX. Geschichte des Dehnungs-h 121
XX. Sprachliche Sünden der Gegenwart 124

Zweite Abteilung.

Blicke in die Geschichte der Sprachformen.

A. Zur Lautlehre.

I. Die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute . . . 135
II. Das Gesetz der Lautverschiebung 146
III. Assimilation der Laute 154
1. Konsonantische Assimilation 156
Rhotacismus 158
2. Vokalische Assimilation 159
3. Umlaut 160
4. Vokalbrechung 163
IV. Der Wortaccent im Deutschen und sein Einfluſs auf den Lautwandel 166
1. Die Auslautsgesetze 172
2. Die Wirkung des Accents auf das Neuhochdeutsche 176

Digitized by Google

Seite

B. Zur Lehre vom Zeitwort.

V. Das Zeitwort 177
1. Allgemeines 177
2. Was ist Ablaut? 181
VI. Bildung des Perfekts durch Reduplikation 188
VII. Die Bildung des schwachen Präteritums 191
VIII. Präterito-Präsentia 194
IX. Die Personal-Endungen beim Zeitwort 197
X. Das Hilfszeitwort „sein“ 200
XI. Gerundium und Gerundivum 203
XII. Umschreibende Konjugation 205

C. Zur Lehre vom Nomen.

XIII. Bildung der Nominalstämme 209
XIV. Kasusendungen 213
XV. Das adjektivische Attribut 220
XVI. Komparation 224
XVII. Artikel 229
XVIII. Fragewörter 233
XIX. Geschichtliche Entwicklung der Anrede 236
XX. D. Bildung und Bedeutung der Grundzahlwörter . . 241
E. Zur Lehre von den Partikeln
XXI. Adverbia 250
XXII. Präpositionen 258
XXIII. Über die Verneinung 265

Dritte Abteilung.

Kulturgeschichte in Wortbildern.

I. Die Kulturgeschichte des arischen Urvolkes in der Periode der indogermanischen Spracheinheit 273
1. Die Familie 274
2. Viehzucht 278
3. Ackerbau 285
4. Handel und Verkehr 288
5. Die geistige Kultur der Arier 288
II. Die Periode der slavo-germanischen Spracheinheit . . 291
1. Familie und Staat 292
2. Viehzucht und Ackerbau 293
III. Hypothese über das Alter der deutschen Sprache . . 297
IV. Erinnerungen an die Steinzeit 305
V. Bronze und Eisen 308

Digitized by Google

Seite

VI. Die Bezeichnung der sinnlichen Wahrnehmungen und die fünf Sinne 312
1. Tastsinn 313
2. Geschmack 315
3. Geruch 317
4. Das Gehör 318
5. Das Gesicht 321
VII. Die germanische Urzeit 325
1. Einwanderung der Germanen 327
2. Musterung der germanischen Volksstämme durch Tacitus im Jahre 79 n. Chr. 335
3. Wanderungen und Siedelungen nach dem Zeugnis der Ortsnamen 343
VIII. Die Grundbestandteile der Ortsnamen 348
IX. Männer- und Frauennamen 357
X. Die Wotanische Wortfamilie 363
XI. Freya und ihr Freudengefolge 367
XII. Höhere und niedere Welt 371
XIII. Jahres- und Tageszeiten 377
XIV. Kampf und Krieg 381
XV. Gericht, Gesetz und Ehe 391
XVI. Handwerk und Kunst 395
XVII. Heimat und Fremde 401
XVIII. Leib und Leben 407
XIX. Seele und seelisches Leben 415
Erkenntnisvermögen 416
Gefühlsvermögen 417
Begehrungsvermögen 420
XX. Ein Blick auf die Pflanzenwelt 422
XXI. Die Bewohner der Wälder 434
XXII. Geflügelte Worte 437
XXIII. Geziefer und Ungeziefer 447
XXIV. Die Einwirkung des Christentums auf die hochdeutsche Sprache 451
1. Die Kirche 455
2. Die geistliche Seite der Kirche 457
XXV. Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus 460
XXVI. Umdeutschung fremder Wörter 469
XXVII. Volksetymologie 478

Digitized by Google

Erste Abteilung.

Die deutsche Sprache in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung.

„Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität."

A. Schleicher.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Über den Ursprung der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache ist von jeher Gegenstand der Forschung gewesen und hat von den Zeiten Platos bis auf den heutigen Tag die Geister beschäftigt. Die philosophische Spekulation des griechischen Altertums kam zuerst zu der Ansicht, dafs die Sprache eine Erfindung der Menschen, ein Werk bewufster Absicht sei; über die Art und Weise, wie die Erfindung zustande gekommen sein möchte, forschte man nicht weiter nach; man gefiel sich mehr in der Kontroverse, ob die Bezeichnungen der Gegenstände ihrer Natur entsprechend gebildet seien oder nicht. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts suchte man die Hypothese der griechischen Philosophen wissenschaftlich zu begründen, stiefs hierbei aber auf zwei Hauptschwierigkeiten. [1])

Soweit unsere Beobachtung reicht, hat die Natur keinerlei artikulierte Lautäufserungen an unsere Gedanken geknüpft. Es scheint also, als sei der Mensch durch Nachdenken darauf verfallen, solche Verbindungen zu stiften, und dafür kennen wir kein anderes Motiv als die Absicht der Mitteilung. Allein diese konnte erst entstehen, wenn gegenseitiges Verständnis und somit Sprache schon vorhanden war.

Andererseits erhebt sich die Frage, nicht blofs wie man überhaupt dazu kam, irgend welche artikulierte Laute als Ausdrucksmittel zu benutzen, sondern gerade solche, wie sie uns geläufig sind; denn diese sind, wie schon Aristoteles bemerkte, zum gröfsten Teile den Gedanken in keiner Weise ähnlich, sondern verdanken ihre Bedeutung blofs der allgemeinen Gewohnheit

[1]) A. Marty, Über den Ursprung der Sprache, Würzburg 1875.

Digitized by Google

des Gebrauchs. Allein, wie anders als durch gegenseitige Übereinkunft konnte diese Gewohnheit von Anfang an gestiftet werden, — und setzte eine solche nicht schon Sprache voraus? —

Die Versuche von Maupertuis,[1]) de Brosses,[2]) Herder,[3]) Tiedemann[4]) und anderen, die Schwierigkeiten und Widersprüche zu beseitigen, halten vor dem Urteile der heutigen Wissenschaft nicht stand; im einzelnen bieten sie manche geistreiche und feine Beobachtung.

Der grofsartige Aufschwung, den die Sprachwissenschaft in diesem Jahrhundert nahm, regte die Frage nach dem Ursprunge der Sprache von neuem an. Wilhelm v. Humboldt, der mit der tieferen Einsicht eines Sprachenkenners die feste Methode des Denkers, die scharfe Beobachtung des Psychologen verband, erschlofs mit seinem 1836 veröffentlichten Werke: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ für unsere Frage ganz neue Gesichtspunkte. Die durch die Sprachvergleichung eröffnete Einsicht in die innere Organisation und in den Entwicklungsgang der Sprachen bestärkte den Forscher in der Überzeugung vom menschlichen Ursprunge der Sprache, aber sie schien zugleich evident zu beweisen, dafs diese Erzeugung durch den Menschen ganz anders zu fassen sei, als man bisher gethan hatte. Humboldt erblickte in dem allmählichen Aufbau der Sprache eine Stetigkeit und Gesetzmäfsigkeit, der gegenüber es unerlaubt schien, sie für etwas durch menschliche Erfindungsgabe Gemachtes zu halten: nur den Organismen schien sie vergleichbar, die schon als Keime das Gesetz ihres vollendeten Baues in sich tragen. Die Keime aber suchte Humboldt in den Tiefen des menschlichen Gemütes. „Die Sprache, sagt er, entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentümliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar

---

[1]) Dissertation sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées, Berlin 1756.

[2]) Traité de la formation mécanique des langues, Paris 1765.

[3]) Herder, über den Ursprung der Sprache, Berlin 1772.

[4]) Tiedemann, Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, Riga 1772.

Digitized by Google

offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit, und ist von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe."

Humboldt blieb mit dieser Ansicht, dafs die Sprache ein Ausfluſs angeborener Instinkte sei, nicht allein; sie fand bis in die neuere Zeit vielfach Wiederhall, und von verwandten Darstellungen sind namentlich die von K. Heyse [1]) und E. Renan [2]) zu nennen.

Positiv hat die Emanations-Theorie unsere Frage nur in soweit gefördert, als sie die frühere Ansicht, dafs die Sprache durch das Denken hervorgebracht, d. i. eine Erfindung der Menschen sei, für immer abwies; im übrigen hat sie den Ursprung der Sprache nicht begreiflicher gemacht, sondern in ein neues, undurchdringliches Geheimnis gehüllt, — und in sofern sie Denken und Sprache als gleichursprüngliche Gaben des Menschen, ja als in einer Art Wesenszusammenhang stehend betrachtet, steht sie mit den Thatsachen in Widerspruch; denn das Beispiel der Taubstummen zeigt deutlich, dafs der Laut „nicht der wesentliche und notwendige Ausdruck des Geistigen" ist.

Die neuesten Behandlungen unserer Frage, — obschon sie in Methode und Resultat von einander abweichen, — vereinigen sich in dem Streben, die Sprache aus rein menschlichen Kräften zu begreifen. Auch darin kommt man überein, dafs die Quelle der Sprache nicht in einem wesentlichen Zusammenhange zwischen Gedanken und Lauterzeugung liege. Wohl herrscht immer noch Streit, ob bewufste und absichtliche oder unbewufste und unwillkürliche Spracherzeugung anzunehmen sei; aber wer für die letztere spricht, faſst sie nicht mehr als Folge einer den Gedanken innerlich anhaftenden Notwendigkeit, sich zu „objektivieren" oder in die Erscheinung zu treten, sondern als schlichte Wirkung angeborener Mechanismen. Auch beschränkt man diese Entstehungsweise in Anschluſs an die Resultate der historischen Sprachforschung auf die vorgrammatischen Bestandteile der Sprache, so dafs das strittige Gebiet verengt erscheint. Man hat nämlich

[1]) Heyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856.

[2]) Renan, de l'origine dn langage, 2 éd. 1858.

Digitized by Google

bei der Vergleichung gegenwärtiger mit bekannten früheren Sprachzuständen Entwicklungsgesetze gefunden, die uns, wenn wir sie auch in noch älteren Zeiten giltig denken, auf eine Periode zurückweisen, wo eine verhältnismäfsig dürftige Zahl von Lauten die Gegenstände ohne weitere grammatische Determination, den Gebärden der Taubstummen und den Kinderwörtern ähnlich, bezeichnete.

Man nennt diese Urbestandteile der Sprache Wurzeln. Durch Zusammensetzung, übertragene Anwendung und lautliche Umwandlung solcher Wurzeln ist der gesamte Vorrat von Wörtern und Wortformen entstanden, den die späteren Zeiten aufweisen.

Bezüglich dieser Zusammensetzung und metaphorischen Verwendung nun kommt man heute allgemein überein, dafs sie zum Zwecke der Mitteilung, also mit Bewufstsein vollzogen wurde, wenn auch der eine mehr, der andere weniger verständige Reflexion dabei im Spiele denkt. Wie dagegen die Wurzeln selbst entstanden sind, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Die einen nehmen an, dafs sich bei den ersten Menschen unwillkürlich bestimmte artikulierte Laute bestimmten Anschauungen oder Gedanken anschlossen; die andern suchen die Entstehung der frühesten Worte ohne solche angeborene mechanische Beziehungen zwischen ihnen und den Vorstellungen zu erklären.

Erstere Theorie, — wir wollen sie mit Marty die nativistische nennen, — wird vornehmlich durch Steinthal, Lazarus und Wundt vertreten.

Steinthal [1]) geht davon aus, dafs die sensiblen Erregungen, die wir fortwährend erfahren, einer gewissen Ausgleichung bedürfen, und dafs die Natur diese in grofsem Mafse dadurch herbeigeführt hat, dafs sie Muskelbewegungen an sie knüpfte, wobei Affektionen der Respirationsmuskeln und Stimmorgane eine hervorragende Stellung einnehmen. Darnach nun glaubt Steinthal erwarten zu dürfen, dafs der Urmensch in gröfster Lebhaftigkeit alle Wahrnehmungen, alle Anschauungen, die seine Seele empfing, mit leiblichen Bewegungen, mimischen Stellungen und Gebärden und besonders Tönen, ja sogar artikulierten Tönen begleitete.

[1]) Steinthal, Einleitung in die Psychologie der Sprachwissenschaft, Berlin 1871.

Digitized by Google

Nachdem er sodann auf das Beispiel der kleinen Kinder hingewiesen, fährt er fort: „Man wird es demnach nicht allzu gewagt finden, wenn wir meinen, dafs bei den Urmenschen erstlich keine Seelenerregung vorging, ohne eine entsprechende reflektierte körperliche Bewegung, und zweitens auch, dafs jeder bestimmten besondern Seelenbewegung eine bestimmte körperliche entsprach, welche physiognomisch und tönend zugleich war."

Lazarus [1]) leitet seine Beweisführung so ein: „Wir erinnern uns, dafs die Erregung der sensiblen Nerven Reflexbewegungen in den motorischen Nerven zur Folge habe; wir wissen, dafs diese Reflexbewegungen in den Stimm- und Sprechwerkzeugen stattfinden können. Wenn also Gefühle der Lust oder Unlust ein Hervorbrechen von Tönen zur Folge haben, so ist das ein Erfolg der Reflexbewegung." — Er gipfelt seine Deduktion in den Worten: „Man kann demnach mit vollem Rechte behaupten, dafs nach den allgemeinen physiologischen Gesetzen des menschlichen Organismus die Seele keinen Eindruck durch ihn empfangen, keine Bewegung durch ihn vollziehen wird, ohne dafs der Organismus dabei zugleich in Töne ausbricht. Und diese unwillkürlich in Begleitung der Gefühle, Anschauungen u. s. w. hervorgebrachten Töne, die ursprünglichen und rein natürlichen Laute sind eben die Elemente der Sprache."

Beide, Steinthal wie Lazarus stimmen in der Annahme überein, dafs zwischen der Anschauung und den von ihr reflektierten Lauten eine Verwandtschaft bestehe, und dafs diese in den beide begleitenden Gefühlen wurzle.

W. Wundt [2]) ist der Meinung, dafs der Urmensch gewisse Vorstellungen unabhängig von der Absicht der Mitteilung durch Laute und Gebärden nachbildete. „Der Sprachlaut entspringt gleich der Gebärde aus dem unwiderstehlichen Triebe, der in den Menschen gelegt ist, seine Vorstellungen mit Bewegungen zu begleiten, welche zu denselben in unmittelbarer Beziehung stehen und so den sinnlichen Eindruck, den der wahrgenommene Gegenstand hervorbringt, durch subjektiv erzeugte analoge Empfindungen zu verstärken. Ursprünglich entstehen zweifellos

[1]) Lazarus, das Leben der Seele, 1856.

[2]) W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 1873 u. 1874.

Digitized by Google

alle diese Bewegungen in der Form eines Reflexes und erst allmählich bemächtigt sich derselben die sichere Lenkung des Willens. . . . . Noch heute können wir diesen Prozefs zuweilen an Menschen von lebhafter Phantasie beobachten, wenn sie ihre einsamen Gedanken mit Gestikulationen und Worten begleiten. Nur das Wort finden sie in der Sprache bereits vor, das jener erste Naturmensch, wie wir ihn voraussetzen, gleichfalls in der Form einer natürlichen Gebärde hervorstiefs.

Sprachlaut und Gebärde sind Reflexe des Appercep tionsorgans. Die sinnliche Lebendigkeit des Urmenschen, welcher einst die Sprache erzeugte, haben wir eingebüfst."

Die empiristische Theorie, welche die Sprache als eine menschliche Erwerbung betrachtet, hat Philosophen und Sprachforscher von höchstem Ansehen zu Vertretern: Herbart,[1]) J. Grimm,[2]) Lotze,[3]) Darwin,[4]) Bleek,[5]) Withney, Geiger,[6]) Tylor[7]) u. a.

J. Grimm sucht darzuthun, dafs die Sprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffene war: „eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte Götter in ihnen vorausgesetzt. Es bleibt nichts übrig, als dafs sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbene sein müsse; nichts anderes kann sie sein; sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft."

Wie aber die Spracherwerbung vor sich gegangen sei, wird von Grimm nicht aufgeklärt; er begnügt sich mit dem Ausspruche: „Der Schöpfer hat die Seele, d. i. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, in uns, beides als kostbare Gaben gelegt, aber wir denken erst, indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst, indem wir die

[1]) Herbart, Psychologie als Wissenschaft, II. T.

[2]) J. Grimm, Über den Ursprung der Sprache, Berlin 1852.

[3]) Lotze, Mikrokosmus, Bd. II. 1869.

[4]) Darwin, die Abstammung der Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, 1871.

[5]) Bleek, Über den Ursprung der Sprache, 1868.

[6]) Geiger, Ursprung der Sprache, 1869. Ursprung und Entwicklung der menschl. Vernunft, 1868 u. 1872.

[7]) Tylor, primitive Culture, deutsch von Spengel und Poske, 1871.

Digitized by Google

Sprache lernen. Gedanke und Sprache sind unser Eigentum, auf beiden beruht unserer Natur sich aufwindende Freiheit, ohne sie würden wir Tieren gleich barer Notwendigkeit hingegeben sein und mit ihr sind wir emporgekommen."

Grimm streift hier nahe an die schon von Humboldt vertretene Ansicht von der Wesens-Einheit der Sprache mit dem Denken und der Vernunft. In einer ganz verschiedenen Richtung bewegen sich die Ansichten von Darwin, Bleek, Geiger und andern; sie gehen davon aus, daſs der Mensch sich physisch und psychisch aus einer niederen Form entwickelt und gleichsam selbst erschaffen habe; die Sprache ist ihnen nichts als eine natürliche Funktion der Sprachwerkzeuge, ein bloſses Mittel gegenseitiger Mitteilung, nur dem Grade nach vollkommener und ausgebildeter als die gegenseitigen Mitteilungen, deren die Tiere fähig sind. Wie aber nun grade die Menschen allein von allen ebenfalls mit Sprachwerkzeugen versehenen Geschöpfen zu diesem vollkommenern Grade der Mitteilung gekommen sind, wie sie die Periode der Stummheit, die diese Theorie voraussetzt, überwunden haben, darüber sind uns die Sprachphilosophen bis jetzt eine befriedigende Antwort noch schuldig. Da sie andererseits einräumen, daſs jene aus dem Affenzustande sich herausarbeitende Wesen erst Menschen im eigentlichen Sinne wurden, als sie die Sprache erlangt hatten, die Sprache selbst aber als eine Erwerbung des Menschen hinstellen, so verwickeln sie sich, wie uns scheinen will, in einen ähnlichen Widerspruch und Zirkel, wie jene, welche die Sprache als eine menschliche Erfindung ansahen, diese aber wieder ohne eine Sprache vor der Sprache nicht zu erklären wuſsten.

Withney scheint den innern Widerspruch seiner Gesinnungsgenossen wohl gefühlt zu haben, denn er sagt: [1]) „Die Erzeugung der Sprache steht nicht in ursächlichem Zusammenhange mit der Entwicklung des Menschen aus einer andern und niedern Gattung. Die Sprache ist ihm ein Bestandteil der menschlichen Kultur, — die einzige Entwicklung, bei der sie in Betracht kam, ist die geschichtliche Entwicklung der Anlagen des

[1]) Withney, Leben und Wachstum der Sprache, deutsch von Leskien, Leipzig 1876.

Digitized by Google

Menschen. — „Der Satz: der Mensch konnte nicht zum Menschen werden aufser durch die Sprache, um aber Sprache zu haben, mufste er erst Mensch sein, ist einer von jenen mystischen Aussprüchen, die bewunderungswürdig sind, wenn sie als das genommen werden, was sie sein sollen, als poetische Ausdrucksweisen, deren scheinbarer innerer Widerspruch die Aufmerksamkeit erregt und zum Nachdenken und Untersuchen auffordert. Sie zum Gegenstande oder zum Prüfstein wissenschaftlicher Darstellungen zu machen, ist lächerlich. Bei dem angeführten Satze liegt das Verfängliche in dem Doppelsinn des Wortes „Mensch"; richtig ausgelegt, wird er zu einem annehmbaren Ausdruck unserer eigenen Ansicht: „Der Mensch konnte sich aus seinem natürlichen Zustande nur mit Hilfe der Sprache zu dem erheben, welchen er zu erreichen fähig und bestimmt war; aber er könnte niemals Sprache erzeugt haben, ohne von Anfang an mit denselben Fähigkeiten ausgestattet zu sein, die wir noch jezt an ihm sehen und die ihn zum Menschen machen." [1])

Withney stellt seiner würdigeren Auffassung des Ursprungs und Wesens der Sprache gemäfs die Fähigkeiten des Menschen, welche die Spracherzeugung herbeiführten, höher als alle den Tieren verliehenen analogen Fähigkeiten und macht unter ihnen nicht blofs einen Unterschied des Grades, sondern einen Unterschied des Wesens und der Beschaffenheit. A. Marty dagegen, dem wir bis hieher im Referate hauptsächlich gefolgt sind, läfst für die Sprachbildung die niederen Kräfte des Menschen ausreichen und sucht die Frage, warum denn nicht die höheren Tiere, die mit denselben Kräften ausgestattet sind, zum Sprechen gelangten, damit zu beantworten, dafs er zu bedenken giebt, wie dieselben oder analoge Kräfte ganz Verschiedenes leisten, je nachdem sie nach einer gewissen Richtung hin mehr oder weniger in Anspruch genommen werden. — „Ein anderer und vollkommen durchschlagender Erklärungsgrund für den grofsen Vorsprung, den der Mensch in der Zeichenbildung vor dem Tiere gewonnen hat, ist uns gegeben, wenn sich in ihm frühe ein gröfserer Inhalt und kräftigere und vielseitigere Motive für die Mitteilung entwickelten." — Hier ist

[1]) l. c. S. 328.

Digitized by Google

der Punkt, wo wir Marty nicht folgen können; die Sprache des Menschen ist nicht ein bloſser Vorsprung vor der Tiersprache, sie ist von dieser durch eine Kluft getrennt, die auszufüllen die seelischen Kräfte auch der höchst organisierten Tiere nicht ausreichen, eben weil diese von den sprachbildenden Fähigkeiten der Menschenseele essentiell und qualitativ unendlich verschieden sind. Ebensowenig, wie bis jetzt für die Entwicklung des Menschen aus niederer Form irgend ein stichhaltiger Beweis erbracht worden ist, ebensowenig kann es gelingen, die Sprache des Menschen als eine mittelst natürlicher, auch den Tieren verliehener Kräfte erzeugte Erwerbung begreiflich zu machen. — Lasse man doch dem Menschen jene göttlichen Funken, die in seinen höhern, ihn von allen andern Geschöpfen der Erde unterscheidenden Fähigkeiten hervorstrahlen! auch dann bleibt der Sprachwissenschaft wie der Philosophie noch genug zu thun, um die Sprache als eine von dem Menschen durch eigene Bemühung erworbene zu erklären und begreiflich zu machen. Dann aber auch kann die empiristische Theorie von dem Ursprunge der Sprache sehr wohl mit dem Glauben an den göttlichen Ursprung derselben in Übereinstimmung gebracht werden; denn jene Theorie ist wohl vereinbar mit dem Glauben, daſs die Anlagen und Neigungen, die den Menschen notwendig zur Spracherzeugung führen muſsten, ihm vom Schöpfer zu diesem Zwecke eingepflanzt wurden und sich nur zur Erreichung eines vorhergesehenen und beabsichtigten Ergebnisses entwickelten. Verstehen wir den göttlichen Ursprung der Sprache in dieser Weise, so fallen die von Grimm und andern erhobenen Einwürfe in sich selbst zusammen, und der Bericht der hl. Schrift, die uns den Menschen bereits im Besitze der Sprache zeigt, enthält nichts, was den Ergebnissen der Wissenschaft widerspräche: „Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daſs er sähe, wie er sie nennte; denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heiſsen, und er gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel seinen Namen."

Weitere Beleuchtung wird die Frage nach dem Ursprunge der Sprache in den folgenden Betrachtungen erhalten. Wir

Digitized by Google

schliefsen unseren Überblick über den wissenschaftlichen Stand derselben, indem wir das Facit ziehen: „Das Problem des Ursprungs der Sprache ist noch nicht gelöst; die Möglichkeit einer Lösung ist aber keineswegs ausgeschlossen; sie wird mehr und mehr sich zu verwirklichen anfangen, je weiter die Vergleichung der Sprachen fortschreitet und je klarer die Urelemente, die Wurzeln, wenn nicht die, welche die Etymologie thatsächlich erschlossen, so doch die der Funktion nach analogen Elemente, sich enthüllen werden."

Ob es ursprünglich eine einzige oder mehrere Sprachen gegeben habe, ist eine Frage, die weder mit dem Problem über die Sprachentstehung noch auch mit der Frage, ob die Menschen von einem einzigen Paare abstammen, in ursächlichem Zusammenhange steht. Philosophen und Anthropologen haben sich lange Zeit darin gefallen, die Annahme einer ursprünglichen Sprachein heit zu verneinen und als undenkbar zu verwerfen. Die Sprachwissenschaft mufs die Möglichkeit einer solchen Einheit einräumen; sie mufs zugestehen, dafs selbst die gröfste Mannigfaltigkeit in den materialen oder formalen Elementen der Sprache mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist. „Die Sprachwissenschaft führt, — so schliefst Max Müller seine Vorlesungen über den Ursprung der Sprache, — zu jenem höchsten Gipfelpunkt empor, von dem wir in das erste Frührot des Menschenlebens auf Erden hinabblicken und wo die Worte, welche wir so oft seit den Tagen der Kindheit gehört haben: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache," eine natürlichere, überzeugendere Bedeutung annehmen, als sie je zuvor besessen."

---

[1]) M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, für das deutsche Publikum bearbeitet von Dr. K. Böttger, 2. Aufl. Leipz. 1870. I, S. 468.

Digitized by Google

II.

Von den Wurzeln.

1. Begriff der Wurzel.

Die lautlichen Bestandteile, welche nach Ausscheidung der flexivischen und wortbildenden Elemente zurückbleiben, hat man sich gewöhnt mit dem bildlichen Namen „Wurzel" zu bezeichnen. Schon Adelung[1]) hat erkannt und ausgesprochen, dafs sämtliche Wörter der deutschen Sprache auf einsilbige Urbestandteile zurückweisen, und Bopp entdeckte, dafs dasselbe im Sanskrit der Fall sei und zog daraus den Schlufs, dafs allen mit dem Sanskrit verwandten Sprachen gewisse Urelemente eigen seien, die als die einfachsten Kerne aller Wörter und Wortformen anzusehen seien. Pott erklärte: „Wurzeln sind die Stammoberhäupter einer Wörterfamilie, die Einheit, die pyramidalische Spitze, in welche alle zur einer Familie gehörigen Glieder auslaufen." [2])

Durch welchen Prozefs die Wurzeln aufgefunden werden, mag folgendes Beispiel zeigen: Das Lehnwort respektabel läfst schon nach seiner Endung auf latein. Ursprung, respectabilis, schliefsen. Hierin erkennen wir leicht das Verbum respectare und die Endung bilis. Wir trennen dann das Präfix re ab und behalten spectare, welches sich als ein aus dem Participium spectum gebildetes Frequentativum charakterisiert. Dem Part. spectum liegt das einfache Verbum spicere oder specere zu Grunde; trennen wir von letzterem die veränderliche Endung ere, so bleibt der unveränderliche Teil spec, und den nennen wir Wurzel. Von dieser Wurzel erwarten wir nun, dafs sie sich im Sanskrit und andern verwandten Sprachen vorfinden werde, was auch wirklich der Fall ist.[3]) Im Sanskrit hat die gebräuchlichere Form paç, sehen, kein s zu Anfang; aber in der vedischen

[1]) Adelung, über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, Leipzig 1781.

[2]) Pott, Etymol. Forschungen, T. 2, Abt. I., 2. Aufl. Lemgo u. Detmold 1861.

[3]) M. Müller, Vorlesungen I, 313.

Digitized by Google

Sprache finden sich spaça Spion, spaç Wächter, spashta klar, denen dieselbe Wurzel spa-k zu Grunde liegt. In der germanischen Sprachfamilie finden wir ahd. spëhon spähen, spëha Untersuchung, speho Späher, as. spâhi klug. Im Griechischen ist die Wurzel spek durch Umstellung der Muta in σκεπ verwandelt und erscheint in σκέπτομαι sehe um mich, in σκεπτικός, σκοπός, σκοπή u. s. w.

Ob die Wurzeln als reale Sprachgebilde oder als Abstraktionen der Grammatiker anzusehen seien, war lange Gegenstand des Streites. Pott nahm an, dafs sie nur ideale Gebilde seien, die begriffliche Einheit genetisch zusammengehöriger Wörter und Formen, welche dem Sprachbildner bei deren Schöpfung in der Seele als Prototyp vorschwebte. Demgemäfs sind ihm die Wurzeln nicht die Urelemente, aus denen die Wort- und Flexionsformen sich entwickelt haben; es ist nur seine Meinung, dafs die Grundform und Wurzel in allen Casus, in allen Verbalformen als das noch Unentschiedene, als das ihnen Gemeinschaftliche enthalten sei, welches nur die grammatische Analyse um wissenschaftlicher Zwecke willen von allen mit ihnen in der Wirklichkeit vereinigten Unterschieden zu befreien und in ihrer Einfachheit herzustellen bestrebt ist.

Ganz entgegengesetzt ist die auf Bopp sich stützende Auffassung; dieser nämlich stellte zuerst den für die Sprachforschung epochemachenden Satz auf, dafs die jezt vorhandenen Flexionsformen durch Zusammensetzung aus den Wurzeln entstanden seien, dafs demgemäfs diese vor der Flexion als selbständige Elemente vorhanden gewesen sein müfsten. Die Boppsche Wurzeltheorie ist jetzt wohl allgemein angenommen, und der Begriff der Wurzeln in Konsequenz derselben dahin festgestellt, dafs sie als die Prototypen der jezt vorhandenen Flexionsformen bestanden haben, ehe das Wort war. Sie sind die Wörter der vorflexivischen Sprachperiode, welche mit der Ausbildung der Flexion verschwinden.

Daher erscheint denn dasjenige, was einst ein reales Wort war, vom Standpunkte der ausgebildeten Sprache aus nur als ein ideales Bedeutungscentrum. [1])

[1]) B. Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium, Leipzig 1880. S. 74.

Digitized by Google

Aus dem hiermit festgestellten Begriff der Wurzel ergiebt sich sogleich eine praktische Folgerung. Wenn die Wurzeln nur in der Periode existiert haben, welche der Ausbildung der Flexionen in den Einzel- wie in der Ursprache voraufliegt, so kann man auch nicht von sanskritischen, griechischen, lateinischen, deutschen u. s. w. Wurzeln reden, sondern nur von indogermanischen oder arischen, d. h. von solchen, die allen Sprachen des arischen Stammes gemeinsam sind und den Urstock der arischen Ursprache ausmachen. Stellt man dennoch Wurzeln der Einzelsprachen auf, so haben diese keinen wissenschaftlichen Wert, sondern nur die Bedeutung praktischer Hilfskonstruktionen. Dabei macht die Altertümlichkeit der einzelnen Sprachen keinen Unterschied. Als sich aus dem Urvolk einzelne Völker absonderten, wie Inder, Hellenen u. s. w., brachten diese natürlich aus der Heimat nichts als fertige Wörter mit. In jeder einzelnen der getrennten Sprachen haben sich in manchen Wörtern die Wurzeln noch deutlich erhalten, in der einen Sprache in diesen, in der andern in jenen Wörtern, aber in der jüngsten ebenso gut wie in der ältesten.

Fragt man nach der inhaltlichen Bedeutung der Wurzeln, so darf gesagt werden, dafs jede einen nackten Begriff bezeichnete ohne alle Angabe seiner Beziehungen; sie liefsen es unbestimmt, ob darunter eine Substanz oder eine Eigenschaft oder eine Thätigkeit zu verstehen sei, und waren daher an sich weder als Name eines Gegenstandes noch als Attribut oder Prädikat bestimmt, aber imstande jedem dieser Zwecke zu dienen. Dies ist ein Zustand der Dinge, den wir uns bei unsern Denk- und Sprechgewohnheiten schwer vorstellen können, der indes unserm Verständnis einigermafsen näher gebracht wird, wenn wir uns mit Sprachen niederen Entwicklungs-Grades bekannt machen.

2. Klassen der Wurzeln.

Wir fanden in respektabel die Wurzel spec; diese bedeutet sehen, blicken; das Präfix re hat die Bedeutung „zurück", die Adjektivendung bilis drückt, auf Personen angewendet, aus, dafs einer die in der Wurzel ausgedrückte Thätigkeit verdient. Demnach ist respectabilis einer, der verdient, dafs man nicht

Digitized by Google

achtlos an ihm vorübergehe, sondern dafs man mit Achtung nach ihm zurückblickt. Mit solchem Zurückblicken erweisen wir jemanden unsern Respekt. Und wie in respektabel und Respekt, so ist auch in allen andern von der Wurzel spec absprossenden Formen die Grundbedeutung sehen, blicken, durchbrechend oder doch die abgeleitete Bedeutung auf die Grundbedeutung rückführbar, wie z. B. specula = Ort, von dem aus man späht, speculum ein Gerät, in welchem man sich selbst beschaut. Wurzeln nun, welche in jeder Zusammensetzung, in die sie eintreten, dieselbe Grundvorstellung aussprechen, nennt man Verbal-Wurzeln. Sie bilden die bei weitem zahlreichste Klasse von Wurzeln; aus ihnen entspringen Verba und Nomina (Substantive und Adjektive), welche mit den Verben in brüderlichem, nicht in einem Abstammungsverhältnisse stehen. Daneben giebt es eine Klasse von Wurzeln, aus der nach Bopp Pronomina, alle Urpräpositionen, Konjunktionen und Partikeln erwachsen sind; man nennt sie Pronominalwurzeln, weil sie sämtlich einen Pronominalbegriff ausdrücken, der in den Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln mehr oder weniger versteckt liegt.

Dieser Einteilung haben sich eine Reihe von Gelehrten, — mir scheint der gröfsere Teil, — angeschlossen, wenn auch einige von ihnen andere Benennungen der Klassen vorziehen, unter denen die von Max Müller gewählte Bezeichnung: prädikative und demonstrative Wurzeln die annehmbarste scheint.

Von anderer Seite ist gegen dieses Zweiklassen-System Einsprache erhoben worden. Zunächst ist bezweifelt worden, ob wirklich eine ursprüngliche Zweiheit der Klassen anzunehmen, und nicht vielmehr die demonstrative Klasse aus der prädikativen abzuleiten, d. h. in den pronominalen Elementen nur Abschwächungen von prädikativen Wurzeln zu sehen seien; aber die Versuche, die eine Art auf die andere zurückzuführen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Einzelne Forscher halten die Boppschen Klassen nicht einmal für ausreichend und möchten für die Erklärung der Präpositionen und der Interjektionen eine 3. oder gar 4. Klasse ansetzen. Eine endgiltige Lösung wird wahrscheinlich erst dann möglich, wenn man die Sprachen niederen Ranges umfänglicher und genauer durchforscht hat. Vorläufig thut man am besten, sich an der von Bopp aufgestellten und von seinen Nachfolgern

Digitized by Google

weiter ausgebildeten Theorie zu halten, da dieselbe für die Erklärung der sprachlichen Erscheinungen sich mehr als jede andere brauchbar erweist.

3. Form der Wurzeln.

Über die Form der Wurzeln sagt Bopp, daſs dieselben auſser dem Gesetz der Einsilbigkeit keiner weitern Beschränkung unterworfen seien. Derselben Meinung sind Benfey, Curtius, Schleicher u. a. Auch Max Müller stellt an die Spitze seiner Vorlesung über die Wurzeln den Satz: „Alle Wurzeln sind einsilbig.“ Wenn sie aus mehr als einer Silbe bestehen, sind sie abgeleitete Wurzeln. Die einsilbigen Wurzeln scheidet er wieder in:

I. Primäre Wurzeln, d. s. solche, welche bestehen:
   1. aus einem Vokal: i = gehen;
   2. aus einem Vokal und einem Konsonanten: ad = essen.
   3. aus einem Konsonanten und einem Vokal: dâ = geben.

II. Sekundäre Wurzeln, d. h. solche, welche aus einem Konsonanten, einem Vokal und einem Konsonanten bestehen: tud = stoſsen.

III. Tertiäre Wurzeln, welche bestehen:
   1. aus zwei Konsonanten mit folgendem Vokal: plu = flieſsen;
   2. aus zwei Konsonanten mit vorhergehendem Vokal: ard = verletzen;
   3. aus zwei Konsonanten, einem Vokal und einem Konsonanten: spak = spähen;
   4. aus zwei Konsonanten, einem Vokal und zwei Konsonanten: spand = zittern.

Die demonstrativen Wurzeln enden meist auf ein kurzes a, dem in der Regel nur ein Konsonant voraufgeht, wie ta, ka, sa, oder sie bestehen bloſs aus einem Vokal wie a, i, u. Sie eignen sich ihres leichteren Baues wegen, um sich entweder zur Verstärkung und nähern Bestimmung mit einander zu verbinden, z. B. ka mit sa = kasa (kas, quis), oder um den Verbalwurzeln angefügt zu werden. Die meisten Konjugations- und

Digitized by Google

Deklinations-Endungen sind auf die Pronominalwurzeln zurückzuführen.

Unter den prädikativen Wurzeln sind die wichtigsten die primären. Da aber ihre prädikative Macht im allgemeinen einen zu unbestimmten Charakter an sich trägt, um den Zwecken des Gedanken-Ausdrucks gut dienen zu können, so haben sich die sekundären und tertiären Wurzeln bald fast überall an ihre Stelle gedrängt. Soweit die Forschung in das Alter der Sprache zurückgehen kann, in den ältesten Zeiten findet sie schon Wurzeln aus drei und sogar vier Buchstaben.[1])

Die Konsequenz des Grundsatzes der Sprachforschung, jede komplizierte Form aus der einfacheren zu erklären und auf sie zurückzuführen, das Einfachste für das Ursprünglichste, das Zusammengesetzte für späteren Ursprungs zu halten, mufste notwendig auch zu dem Versuche führen, die sekundären und tertiären Wurzeln aus den primären abzuleiten. Diesen Versuch hat in ausführlicher, lichtvoller Darlegung A. Fick gemacht.[2]) Er geht davon aus, dafs in der Bildung der Wurzeln dasselbe Gesetz wie in der Bildung der Stämme und Wörter herrschen müsse: an das wesentliche, radikale Element ist das modifizierende Element hinten angetreten. Demgemäfs wäre die ganze Fülle der erweiterten Wurzeln aus einem kleinen Stocke von Urwurzeln erwachsen. Urwurzeln aber sind nur solche, die bestehen:

1. aus einem blofsen Vokal (a, i, u);
2. aus a-Vokal + Konsonant (ad, ap, as);
3. aus Konsonant oder Doppelkonsonant + a-Vokal (da, pa, sa, sta, spa, sna).

Alle anders oder voller gestalteten Wurzeln sind entweder durch Lautschwächung, z. B. ki aus ka, aus den Urwurzeln entstanden, oder durch angetretene Determinative aus denselben weitergebildet.

Den Beweis sucht Fick empirisch zu führen, indem er darthut, dafs sämtliche oder doch beinahe alle Wurzeln, deren

---

[1]) M. Müller, Vorlesungen I. S. 320.

[2]) A. Fick, vergl. Wörterbuch der indogerm. Sprachen, Bd. IV. 3. Aufl. Göttingen 1876, S. 14.

Digitized by Google

Gestalt den obigen drei Kategorieen nicht entspricht, sich ungezwungen nach Form und Bedeutung auf die jenen drei Gestalten conformen Wurzeln zurückführen lassen.

Neuerdings ist Fick noch einen Schritt weiter gegangen, indem er in allen von ihm angenommenen Wurzeldeterminativen nunmehr Reste von Silben sieht. „Sind Wurzeln wie mak, star, dam durch Komposition der primären Wurzeln ma, sta, da mit einem zweiten Gliede gebildet, so ist ganz aufser Frage, dafs die Produkte dieser Komposition ursprünglich ma-ka, sta-ra, da-ma gelautet haben müssen, denn Elemente wie k, r, m, d. h. bloſse Konsonanten, giebt es im Indogermanischen gar nicht, es kann daher auch niemals so operiert sein."

Diese Ansicht Ficks hat das grofse Gewicht der Folgerichtigkeit für sich und wird im grofsen und ganzen auch von dem berühmten italienischen Sprachforscher Ascoli vertreten. Wie weit sie sich in den Kreisen der Forscher weiter Bahn brechen wird, bleibt abzuwarten.

Vorläufig kann uns die Thatsache genügen: „Wurzeln sind vor der Flexion dagewesen, — sie waren die Wörter der Ursprache. Da wir die Form der Wurzeln mittels grammatischer Operationen aus den Wörtern, — denn nur solche sind uns gegeben, — herausziehen, können die Meinungen über das, was richtig oder falsch ist, wechseln."

Die Sanskritgrammatiker haben den gesamten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt; nach M. Müller mufs diese Zahl beträchtlich verkleinert werden und sich vielleicht auf ein Drittel belaufen. Das Hebräische ist auf 500 Wurzeln zurückgeführt worden; das Chinesische, welches einen Schatz von 40—50,000 Wörtern aufgehäuft hat, begnügt sich mit ungefähr 450 Wurzeln. Auch die arische Ursprache war in der Lage, mit 400—500 Wurzeln Wörter für alle ihr zur Kenntnis kommenden Gegenstände auszumünzen; denn rechnet man auf jede Wurzel im Durchschnitt 50 Ableitungen, so ergiebt dies bei 500 schon einen Vorrat von 25,000 Wörtern, — eine Summe, die von keiner arischen Sprache erreicht worden ist.

Das Vocabular der alten ägyptischen Weisen beläuft sich nach den hieroglyphischen Inschriften auf 685 Wörter. Das alte Testament enthält nur 5642 hebräische Wörter. Shakespeare,

Digitized by Google

der sich unter den modernen Schriftstellern durch die gröfste Mannigfaltigkeit des Ausdrucks auszeichnet, hat alle seine Werke mit ungefähr 15,000 Wörtern geschrieben, Milton hat deren nur 8000 verwendet.

4. Schöpfung der Wurzeln.

Nachdem wir nunmehr die Grundelemente der Sprache nach Wesen und Form kennen gelernt haben, können wir das zuerst behandelte Problem des Sprachenursprungs in vereinfachter Gestalt wieder aufnehmen, indem wir fragen: Besteht zwischen den lautlichen Verbindungen, die wir Wurzeln nennen, und den durch sie bezeichneten Vorstellungen und Begriffen ein innerer Zusammenhang und welcher? — Wie kam es, dafs das Messen mit ma, das Gehen mit ga, das Geben mit da ausgedrückt wurde? —

Diejenigen Anhänger der empiristischen Theorie, welche sich darin gefallen, den Uraffen als Prototyp des Menschen zu betrachten, sehen sich zur Erklärung der menschlichen Sprachanfänge begreiflicher Weise unter den höheren Tieren um, in deren Lautäufserungen sie gerne die Keime finden möchten, durch deren „Zuchtwahl" die ersten Äufserungen der Menschensprache zustande kamen. Die in dieser Richtung laufenden Bestrebungen sind natürlich ebenso hoffnungslos, als wenn man bei den Tieren die Anfänge zu entdecken suchte, aus denen sich unsere Kleider, Häuser, Werkzeuge u. s. w. entwickelt haben. Freilich, wenn man das vorhandene Sprachmaterial sichtet, so finden sich darin Elemente, von denen zugegeben werden kann, dafs zu ihrer Schöpfung auch ein niederer Grad der Geistesthätigkeit ausreichte. Es sind dies die sogenannten Empfindungslaute, die in dem Schrei wurzeln, den der von einer dunkeln Gefühlswallung heftig ergriffene und dadurch des klaren Selbstbewufstseins momentan beraubte Mensch ausstöfst. Auch das Tier ist der Hervorbringung derartiger zum Ausdruck von Schmerz und Lust, Furcht und Zorn dienenden Laute fähig, und es scheint demnach, als ob mit den Empfindungslauten doch ein tierisches Element in die Sprache hineinragte. Aber es scheint auch nur so. Denn wir müssen auf das genaueste zwischen der in der entwickelten Sprache lautlich fixierten und konventionell verwendeten Interjektion und der Quelle derselben, dem unmittelbar durch heftigen

Digitized by Google

Affekt wie mit Naturnotwendigkeit hervorgetriebenen bewufstlosen Schrei unterscheiden. Dieser Originalschrei findet in der menschlichen Rede in seiner Nacktheit keinen Platz. Dieses wilde Naturkind mufste erst civilisiert werden; man kleidete es in die Laute der Sprache, spaltete diese in eine Mehrzahl von Formen und setzte zuletzt die Verwendung dieser Formen für diesen und jenen Affekt konventionell fest. Sonach ist die ausgebildete und in den Sprachschatz aufgenommene Interjektion nur in ihrem letzten Grunde aus dem Naturschrei hervorgegangen und durchaus nicht mit diesem gleichzusetzen. Trotz ihrer notdürftigen Anpassung an die übrige Sprache behält die Interjektion immer etwas Fremdartiges. Sie kann nur dazu dienen, die Pause zu bezeichnen, wo die Reflexion von einer momentan diese aufhebenden Gemütswallung unterbrochen wird, kann also nur äufserlich zwischen das Wortgefüge des Satzes eingeschoben werden (interiicitur). Zwar finden sich Versuche, dieses Rohmaterial in die grammatischen Kategorieen einzufügen, es z. B. als Nomen zu behandeln, wie im Deutschen das „Ach und Weh", oder Verba daraus abzuleiten, wie ächzen von ach, *ὤζω* von *ὤ*, *αἰάζω* von *αἰαί*, *οἰμώζω* von *οἴμοι*, doch sind diese Versuche vereinzelt und gehören nicht zu den ältesten Sprachzuständen, sicherlich nicht der indogermanischen Ursprache an. Diese besafs durchaus keinen Reichtum an solchen Lauten; sie wird darin von einigen ihrer Töchter weit übertroffen, z. B. dem Griechischen, das der lebhaften sinnlichen Erregbarkeit der Griechen gemäfs eine grofse Fülle von Lauten für alle Arten von Empfindungen hat. Übrigens behält die Interjektion, auch wo sie noch so reich entwickelt ist, immer eine gewisse Undeutlichkeit; wie sie nicht dem Verständnis entsprungen ist, wendet sie sich auch in erster Linie nicht an das Verständnis, dient vielmehr dem Zwecke der Selbstbefriedigung; an sich vieldeutig, erhält sie erst kräftige Wirkung durch die Besonderheit der Artikulation, begleitende Gebärde und Gesichtsausdruck. [1]) — Grade dieser der Interjektion von Ursprung anhaftende Mangel und ihre Verwandtschaft mit dem tierischen Laute hat dazu verführt, in ihr die Anfangselemente der Sprache zu finden und aus ihr alle Wurzeln und Wörter

[1]) A. Fick, l. c. S. 4—5.

Digitized by Google

abzuleiten. So sagt Withney: „Die Empfindungslaute sind vollständig geeignet, einen ersten Anfang von Sprache hervorzubringen. Sprache im eigentlichen Sinne beginnt dann, wenn ein Schmerzensschrei, der vormals durch wirkliches Leiden hervorgepreſst und nur durch gleichzeitiges Sehen verstanden und mitempfunden wurde, durch Nachahmung wiederholt wurde, nicht mehr als ein instinktmäſsiger Ausruf, sondern mit der Absicht, einem andern kund zu geben: ich leide, litt, habe gelitten. Dies genügte als Grundlage für den ganzen späteren Bau.“ [1])

Den Einwand, daſs eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache für die interjektionale Theorie der Wurzelbildung keinen Raum lasse, glaubt man damit zu entkräften, daſs man sagt: es ist nicht nötig, daſs auf den ältesten uns zugänglichen Sprachstufen Empfindungslaute vorherrschend gefunden werden; diese Stufen liegen schon zu weit vom Anfang ab, um einen solchen Fund zu ermöglichen. Der Zweck war, Mittel zum gegenseitigen Verständnis zu gewinnen, und wenn sie gewonnen waren, so war der Weg, auf welchem man dazu gelangt war, ziemlich gleichgiltig und konnte in Vergessenheit geraten. — Andererseits muſs man doch wieder fragen: Wenn die ersten Bestandteile der menschlichen Rede ein bloſses Aufschreien waren, warum sollten da die Tiere nicht auch zur Sprache gelangt sein, die ja doch auch ihre Interjektionen haben, die sich von denen des Menschen nicht wesentlich unterscheiden? — Eine aus Interjektionen hervorgegangene Sprache wäre niemals befähigt gewesen, allgemeine Ideeen auszusprechen, und gerade im Fassen und Aussprechen solcher liegt der vollkommene Unterschied zwischen Tier und Mensch begründet.

Neben der interjektionalen Theorie giebt es noch eine zweite, welche die Sprachwurzeln auf die Nachahmung von Tönen und Stimmen der unbelebten und der beseelten Natur zurückführt; sie wird ihrem Wesen gemäſs die onomatopoetische genannt.

Die Möglichkeit, daſs eine Sprache durch Schallnachbildungen hätte erzeugt werden können, ist nicht zu leugnen, aber

[1]) Withney, l. c. S. 308.

Digitized by Google

thatsächlich ist noch keine aufgefunden worden, die nach diesem Princip gebildet wäre. Wenn das Princip der Nachahmung irgendwo anwendbar war, so mufste es vor allem in der Bildung der Tiernamen hervortreten: der Hund mufste Wau — wau, die Kuh Muh, das Schaf Bäh u. s. w. heifsen; aber vergebens suchen wir nach der Ähnlichkeit des Wortes Hund mit der Stimme des Tieres, einem Zusammenhang zwischen Henne und glucken, Taube und girren, Schwein und grunzen; nur ein paar vereinzelte Namen, Kuckuk, Uhu u. a., sind aus der Tonnachahmung entstanden. Diese Worte aber gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, aufser dem einen Gegenstande, dessen Ton sie nachahmen, noch etwas zu bezeichnen.

Wir glauben leicht im Worte Donner eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, dessen Hervorbringung die alten Germanen ihrem Gotte Donar zuschrieben. Die Wurzel des Wortes ist tan = strecken, spannen; in ihrem Lautklang ist eben so wenig Donnerndes zu vernehmen wie in skr. tanya-tâ = Donner. In hop, hop, hop glaubt man den Schall des aufstampfenden Pferdes zu hören; in Wahrheit ist aber hop keine Wurzel, sondern gehört zum ags. Verb hoppan, nhd. hüpfen, wovon auch Hops und Hopser stammen. In „Bauz" glauben wir den Schall des Schlages oder Wurfes zu vernehmen; es stammt aber vom Verb. an. bauta, ahd. bôzan stofsen, das noch in nhd. bosseln und Bossel fortlebt. Dröhnen, rauschen, sausen, knallen, plätschern und ähnliche Schall bezeichnende Wörter sind wir geneigt für schallmalend zu halten. Weil nämlich diese Verba mit ihrer Nennung sofort die Vorstellung ganz bestimmter Töne in uns erwecken, verfallen wir gar leicht in den Irrtum, in ihnen nun auch lautliche Abbilder dieser durch sie bezeichneten Töne zu erblicken; geht man aber auf ihre Wurzel, so zeigt sich, dafs sie mit Schallmalerei nichts zu thun haben. Höchstens mag man in Bildungen dieser Art ein Bestreben der Sprache erkennen, Klänge und klingende Gegenstände durch klingende, wenn man will anklingende Wörter zu bezeichnen.

Die Theorie der Lautnachahmung, oder wie sie M. Müller bezeichnend genannt hat, die „Bau-wau-Theorie", kann ebensowenig wie die „Pa-pah-" oder Interjektionaltheorie für sich

Digitized by Google

allein den Ursprung und die Bildung der Wurzeln erklären. Beide, der Empfindungsschrei wie die Lautnachahmung haben, — wie man gerne zugeben kann, — Sprachelemente geliefert, aber nicht viele; die Interjektion nur wenige und unvollkommene; die Nachahmung etwas zahlreichere und bessere; aber das Gebiet beider zusammen macht im Verhältnis zum Ganzen höchstens ein Zwanzigstel aus. Tylor, [1]) der Beispiele von nachahmenden Lautbezeichnungen aus den verschiedensten Sprachen mit Fleifs und Umsicht gesammelt hat, ist zu dieser Rechnung gekommen, die $^{19}/_{20}$ des Wurzelvorrats völlig unerklärt läfst.

Freilich, so wirft man ein, wenn man die Nachahmung auf die in der Natur vorkommenden Laute sich beschränkt denkt, reicht die onomatopoetische Theorie zur Erklärung der Wurzeln nicht aus; es giebt aber auch eine bildliche oder symbolische Anwendung der Nachahmung, in der schnelle, langsame, plötzliche, wiederholte Bewegungen durch Lautverbindungen bezeichnet werden, die auf den Geist mittels des Ohres ungefähr den Eindruck machen wie die betreffenden Bewegungen vermittelst des Auges. Und man kann wohl begreifen, dafs zu einer Zeit, wo ganz besonders Äufserungen dadurch hervorgerufen wurden, der Sinn des Menschen geschärft war für das Wahrnehmen und Festhalten der Ähnlichkeiten, die jetzt unserer Beachtung entgehen, weil wir, mit Ausdrucksmitteln aus andern Quellen reichlich versehen, unsere Aufmerksamkeit nicht mehr scharf dahin richten.

„Diese sinnbildliche, symbolische Lautmalerei ist ein Reflex, zunächst des Gefühles, dann mittelbar der Wahrnehmung, ein Reflex der Wirkung des Objekts auf das Subjekt, des Gegenstandes auf den Geist. Diese Einwirkung wird im Laute vom Subjekte nach aufsen zurückgeworfen und so von neuem als ein Subjektives wahrgenommen. So liegen schon im onomatopoetischen Lautgebilde die drei Elemente der Sprache: Laut, Gegenstand und innere Sprachform."

Wie weit wir uns den Einfluſs der symbolischen Lautmalerei auf die Wurzelschöpfung ausgedehnt denken sollen, ist nirgends bestimmt ausgesprochen. Denken wir uns dieselbe aber auch schon recht grofs, — für die Erklärung des Hauptstockes der

[1]) Tylor, E. B., Researchs into the early history of mankind, 1865.

Digitized by Google

Wurzeln ist auch diese erweiterte onomatopoetische Theorie nicht ausreichend. Der lebendige Kern und Grundstock des gesamten Sprachmaterials ist mehr als Schallnachahmung und Empfindungslaut; jeder Wurzel liegt eine Idee zu Grunde, und zwar eine generelle Idee; dies ist eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Die Schöpfung der Ideeen ist ein Werk des Verstandes und der Vernunft; nur deshalb ist der Mensch vor allen anderen animalischen Wesen in dem Besitz der Sprache, weil ihm die Fähigkeit zu denken angeboren war. Denken ist lautloses Sprechen; Sprechen lautes Denken. Das Wort ist der fleischgewordene Gedanke.

Wie kann nun der Laut zum Ausdruck des Gedankens werden? wie werden die Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideeen?

Die vier — fünfhundert Wurzeln, welche als letzte Bestandteile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind lautliche Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur innewohnende Kraft hervorgebracht wurden. — Der Mensch war in seinem Urzustande nicht wie die Tiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Ausrufe und seine Wahrnehmungen durch Tonnachahmung auszudrücken; er besafs auch das Vermögen, seinen abstrakten Vorstellungen einen besser, feiner artikulierten Ausdruck zu geben. Später erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum erstenmal durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte."[1])

Auch diese Erklärung läfst die Frage, weshalb gerade die lautliche Verbindung ma messen, man denken, ak durchdringen u. s. w. ausdrückt, völlig ungelöst.

Die Zahl der lautlichen Typen mufs zu Anfang fast unendlich gewesen sein und nur durch den Prozefs der natürlichen Elimination, den wir noch in der Geschichte der ältesten Wörter beobachten können, war es möglich, dafs ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren, und dafs diese Wurzeln endlich auf einen bestimmten Typus beschränkt wurden. Anstatt die Sprache von 9 Wurzeln

[1]) M. Müller, Vorl. I. S. 460—62.

Digitized by Google

abzuleiten, wie Murray, oder von einer Wurzel, wie Schmidt wirklich hat zustande bringen wollen, müssen wir annehmen, dafs der ersten Feststellung der radikalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachstums, — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst folgen sollte.

III.

Wachstum der Sprache.

Die Schöpfung der Wurzeln ist, wie wir sahen, wie der Ursprung der Sprache überhaupt in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, über welches die Wissenschaft zwar einzelne Lichtblitze zu werfen, welches zu durchdringen und aufzuhellen sie aber nicht vermocht hat. Dagegen ist der Satz, dafs die Grundelemente der Sprache in Wurzeln bestanden haben, als wohl begründet und feststehend anzusehen, und auf dieser Grundlage fufsend, können wir mit besserm Vertrauen dazu übergehen, das Wachstum der Sprache zu betrachten.

Der nächste wichtige Schritt, der auf die Schöpfung der Wurzeln gefolgt sein mufs, war unzweifelhaft die Erweiterung der primären Wurzeln zu sekundären und tertiären. Mag diese Erweiterung durch Zusatz der Konsonanten p, k, t, h oder durch Silben geschehen sein, — der Zweck derselben liegt offen zu Tage: man wollte die Bedeutung der Grundwurzel innerlich verengen, die mit jener verknüpfte allgemeine Vorstellung nach ihren Hauptmerkmalen genauer bestimmen und differenzieren. Man hatte z. B. die Grundwurzel ju = verbinden; die hieraus gebildeten neuen Wurzeln jug und judh hielten zwar den allgemeinen Begriff verbinden fest, detaillierten ihn aber nach zwei Seiten genauer; während nämlich ju auch mischen, anrühren (von Teig) bedeutet, knüpft sich an jug mehr die Vorstellung der absichtlichen Verbindung, namentlich des Anschirrens (iugum, Joch), an judh ausschliefslich die der feindseligen Verbindung, des Zusammentreffens. Die primäre Wurzel ka bedeutet ganz allgemein tönen; davon abgeleitet ka-n singen, klingen, ka-k lachen, ka-t lärmen, schwatzen, ka-r rufen, kar-k oder kra-k krächzen u. s. w.

Digitized by Google

Ein zweites Mittel, die Grundwurzel zu neuen Bedeutungen zu differenzieren, bestand in der Schwächung des Wurzelvokals; so bildete man von der Wurzel ma = verändern, wechseln nicht blofs mad, man, mar etc., sondern auch mi = tauschen, mi-k mischen, mi-t sich gesellen, verkehren, mu schieben (movere), mu-s entrücken, stehlen u. a. Man sieht leicht, dafs auf diese Weise aus einer primären Wurzel eine grofse Anzahl abgeleiteter Wurzeln entsprieſsen und Ausdrücke für alle Verhältnisse gewonnen werden konnten und gewonnen werden mufsten. Der Wortvorrat, wenn man so sagen darf, war demnach in der Kindheit des Menschengeschlechts keineswegs so gering und ärmlich, wie man leicht vermuten könnte; aber dennoch hatte das Sprechen in dieser Periode der Wurzelherrschaft etwas Unfertiges und Kindliches, wovon wir uns am besten einen Begriff machen, wenn wir uns ein Kind vergegenwärtigen, das die ersten Sprechversuche macht. Auch es spricht anfangs nur in einsilbigen Wörtern, und diese müssen ganze Sätze vertreten; z. B. wau heifst ihm Hund, aber auch: komm Hund, da ist der Hund, geh fort Hund, der Hund bellt u. s. w., und nur der Ton, die Gebärden und der Zusammenhang lassen die Bedeutung erraten. Ähnlich müssen wir uns das Sprechen der Menschen vorstellen in jener Epoche, in der die ganze Sprache aus Wurzeln bestand und die einzelne Wurzel den Dienst eines ganzen Satzes vertreten mufste. Die Menschen begannen eben nicht mit Redeteilen, die sie später zu Sätzen verbinden lernten, sondern mit Ausdrücken von umfassender Geltung, in denen die Redeteile noch unentwickelt lagen, mit noch im Keime liegenden Sätzen. Ein einzelnes Wort (Wurzel) drückte ein vollständiges Urteil aus. Die Forderung, dafs die Sprache der ersten Menschen aus Sätzen im heutigen Sinne bestanden haben müsse, mit Subjekt, Prädikat und näheren Bestimmungen, läfst sich genau mit einer Behauptung vergleichen, dafs die ersten menschlichen Wohnungen wenigstens zwei Stockwerke und Keller enthalten mufsten, dafs es den frühesten Kleidungsstücken nicht an Knöpfen und Bändern, den ersten Werkzeugen nicht an Schrauben und Nieten gefehlt haben dürfe.

Freilich konnte eine Anwendung der Sprachwurzeln in dieser Art, — gleichsam eine Abbreviatur des Gedankenausdrucks, — bei fortschreitender geistiger Entwicklung nicht genügen; es

Digitized by Google

mufste die Zeit kommen, wo sich das Bedürfnis geltend machte, die Beziehungen der Vorstellungen und Begriffe auf einander lautlich kennbar zu machen, d. i. Urteile auszusprechen. War es möglich, dafs eine aus blofsen Wurzeln bestehende Sprache diesem Bedürfnisse genügen konnte? — Allerdings, denn man konnte jene Beziehungen durch Wurzeln mit passender Bedeutung, die man nebensetzte, durch die Stellung der Wörter zu einander, durch den Wort- und Satzton und andere Mittel kenntlich machen, — dies beweisen unumstöfslich die Sprachen, die noch jetzt in dieser Weise Urteile ausdrücken und mit dem Urelemente der Wurzel zur Entfaltung aller geistigen Kräfte, zur Entwicklung einer reichen Litteratur, wie das Chinesische, ausgereicht haben.

Das Wachstum der Sprache hätte sonach, wie man zugeben wird, bei der Bildung der sekundären und tertiären Wurzeln und deren Nebeneinanderstellung zu syntaktischen Zwecken stehen bleiben können; thatsächlich aber ist dies nicht geschehen, da die sprachschöpferische Kraft des menschlichen Geistes mit dieser ersten Stufe noch lange nicht erschöpft war. Von der Fähigkeit, durch die Stellung der Wurzelwörter und Accentuierung die verschiedenen Begriffsbeziehungen auszudrücken, war es nur eine geringe Steigerung, um zu einer andern und leichteren Operation mit den Wurzeln zum Zwecke des Gedankenausdrucks zu gelangen, nämlich dazu: die eine Wurzel der andern (als Suffix oder Präfix) anzuhängen, die verschiedenen Beziehungen des Hauptbegriffs durch das angehängte Wort anzuzeigen. Das Hauptelement behielt hierbei seine volle Selbständigkeit, das angefügte büfste sie naturgemäfs in dem Mafse ein, wie der selbständige Begriff in dem Zwecke, die Beziehung des Hauptelements auszudrücken, mehr und mehr aufging und sich verlor. Wir wollen dieses an zwei Beispielen aus unserer Sprache klar machen. In der Verbalform „er liebt", ist t der Rest eines ursprünglichen Demonstrativ-Pronomens; im Sanskrit lautet diese Endung ti; so wird aus der Wurzel da = geben dadâ-ti = er giebt. Diese Anleimung des Beziehungswortes an das Wurzelwort ist, was wir als zweite Stufe des Sprachwachstums anzusehen haben. Ein Beispiel anderer Art haben wir in unserem schwachen Präteritum, z. B. ich nähr-te; denn dieses t e ist der Rest eines vollen Wortes teta, — Perfekt von tuon, und durch Anheftung des

Digitized by Google

teta (te) an die Wurzel konnte man die Beziehung des Begriffs auf die Vergangenheit verständlich machen. Mögen die zum Ausdrucke der Beziehungen verwandten Wurzeln von ihrer Schöpfung an einen für diesen Zweck geeigneten Inhalt gehabt oder mögen sie ihren ursprünglichen prädikativen Charakter erst allmählich eingebüfst haben, — so viel steht fest, im ganzen indogermanischen Sprachstamme sind aus den der Hauptwurzel zum Zwecke der Beziehung angehefteten Elementen die Flexions-Endungen und Bildungssilben erwachsen. Es ergiebt sich hieraus, dafs die Ursprache dieses Stammes einmal die Epoche der Agglutination durchgemacht und diese ebenso zur Voraussetzung hat, wie diese zweite Stufe des Sprachwachstums die erste Stufe voraussetzt und auf ihr fufst.

Zweifelsohne hätte die zweite Stufe der Sprachschöpfung ausgereicht, um allen Bedürfnissen der lautlichen Mitteilung gerecht zu werden, und in der That finden wir, dafs die Sprachen der meisten Völker auf dieser Stufe geblieben sind. Da aber in dem Aufsteigen der Sprache von der ersten zur zweiten Stufe die Möglichkeit der Weiterentwicklung einmal vorlag, mufste der letzte Schritt auf der Bahn der Entfaltung früher oder später zur Notwendigkeit werden, die dem Menschen verliehene Schöpferkraft ihren göttlichen Ursprung in dem Akte bethätigen, der die Sprache zum vollkommensten Werkzeuge des Gedankens machte, so dafs ein Vollkommeneres nicht gedacht werden kann. Dieser letzte und wichtigste Schritt der Sprachbildung ist im Grunde nur eine Konsequenz der bereits zurückgelegten Schritte. In der Epoche der Agglutination verlor, wie wir sahen, das zweite angeheftete Element seine Selbständigkeit; in der Epoche des Überganges von der Agglutination zur Flexion büfst auch das Grundelement seine Selbständigkeit ein, es verschmilzt mit dem angehefteten Elemente in ein Ganzes. Auf der Stufe der Anheftung büfsten die angeleimten Elemente zwar an ursprünglichem Gedankenwert ein, blieben aber lautlich ganz unberührt bestehen; jetzt verwandeln sie sich in blofs formbildende Bestandteile, schleifen sich ab in immer kürzere, bequemere Lautformen und bleiben nur Zeichen der Bedeutungsmodifikationen und der Beziehungen anderer Worte und treten daher nur als Teile solcher auf. Blieb auf der zweiten Stufe das Grundelement

Digitized by Google

inhaltlich und lautlich intakt, so wird jetzt der Wurzelvokal selbst angegriffen, nicht blofs dadurch, dafs er in Zusammensetzungen mit dem einverleibten Bestandteile verschmilzt, sondern auch ohne diese äufserliche Ursache in Folge jenes Prozesses, den wir später unter der Bezeichnung der Vokalsteigerung genauer werden kennen lernen. Diese Veränderung des Wurzelvokals war unstreitig der folgewichtigste Schritt in der Weiterentwicklung der Sprache, denn er machte es möglich, auch ohne besondere Beziehungswurzeln die Bedeutung zu modifizieren. Während z. B. das Chinesische die transitive und intransitive Bedeutung nicht scheiden kann (seng heifst geboren worden, aber auch hervorbringen), im Magyarischen eine besondere Wurzel zu Bezeichnung jenes Unterschiedes angeheftet wird (ir = er schreibt, aber ir-at = er läfst schreiben), bildete das Indogermanische das kausative Verb einfach durch Steigerung des Wurzelvokals: z. B. skr. vid-mas = wir wissen (Wurzel vid), vêd-âjâ-mas = wir thun zu wissen. So bilden wir noch setzen von sitzen, senken von sinken u. s. w. Was die Sprachen der niederen Stufen gar nicht oder nur äufserlich andeuten, konnten nun die zur letzten Stufe aufgestiegenen Sprachen durch Intusception, d. h. Wandlung des Wurzelvokals ohne weitere Beihilfe lautlich darstellen, und damit waren sie befähigt, die Wurzeln in Verbal-, Nominal- und Pronominalstämme u. s. w. zu scheiden und so zur Vollendung der Wortschöpfung zu schreiten.

Der Übergang zur Flexion kann sich natürlich nicht auf einen Schlag vollzogen haben, sondern mufs in verschiedenen Akten vor sich gegangen sein. Die bewährtesten Forscher, wie G. Curtius und W. Scherer, haben sich an der Aufgabe versucht, die Perioden, welche die indogermanische Flexion durchlaufen haben mufs, mit Wahrscheinlichkeit festzustellen; noch aber ist nicht einmal mit Sicherheit ermittelt, ob die Flexion mit der Bildung der Nominal- oder der Verbalstämme begonnen habe; am meisten hat indes die Annahme für sich, welche dem Verbum die Priorität einräumt. Denn die Herausbildung des Nomens zu einem besonderen Redeteile in seinen zwei Formen, Substantiv und Adjektiv, ist ohne die vorgängige Bildung des Verbums nicht gut denkbar; erst wenn eine Reihe von Formen als Verba ausgeschieden wurden, war, was übrig blieb, Nomen. Alles was im Indogermanischen von prädikativen Wurzeln herkommt,

Digitized by Google

ist ursprünglich entweder Verbum oder Nomen. Dagegen, je weiter wir zurückgehen, desto weniger sind Substantiv und Adjektiv von einander geschieden.

Wie Verbum und Nomen die beiden Seiten der Bedeutung und Anwendung bei den prädikativen Wurzeln sind, so Pronomen und Adverb bei den demonstrativen. Diejenigen, die keine demonstrativen Wurzeln als ursprünglich gelten lassen, betrachten naturgemäfs die Pronomina ebenfalls als Sprösslinge prädikativer Wurzeln und die Adverbia als Kasusformen von Pronominibus. Die Präpositionen, in unserem Sinne dieses Ausdrucks, sind noch jüngern Ursprungs; sie entstanden als besonderer Redeteil dadurch, dafs gewisse Adverbia, die ursprünglich als auf das Verbum bezüglich empfunden wurden, von dieser Beziehung gelöst und in der Vorstellung auf denjenigen Nominalkasus bezogen wurden, dessen syntaktische Verbindung mit dem Verbum eben die Folge der Hinzufügung dieser Adverbia war.

Konjunktionen sind noch spätern Ursprungs und gehören mehr der historischen als vorhistorischen Periode der Sprachbildung an. Sie stellen den letzten formalen Fortschritt dar: die Fähigkeit, Sätze mit genauer Bestimmung ihrer gegenseitigen Beziehungen zu Perioden zu verbinden; das Vermögen, Worte mit Bestimmung ihres Verhältnisses zu einander zu Sätzen zusammenzustellen, war das Resultat des Fortschrittes der Sprache von der Agglutination zur Flexion.

IV.

Leben der Sprache

nach ihrem Eintritt in die historische Erscheinung.

Die Entwicklung der Sprache aus den einfachsten Kernen heraus zu einem an Breite und Höhe stets zunehmenden Stamme, der zuletzt in einer mächtigen Krone gesonderter Redeteile mit dem vollendeten Schmucke der Flexion und des durch sie bedingten Formenreichtums endet, — dieses Entstehen und Werden der Sprache unmittelbar zu beobachten, sind wir nicht in der Lage, da die Periode, in welcher dieser Lebensprozefs seinen Verlauf

Digitized by Google

hatte, aller geschichtlichen Kunde voraufliegt. Was wir von den vorhistorischen Stadien wissen, ist lediglich auf dem wissenschaftlichen Wege der Induktion gewonnen, durch Zerlegung der fertigen, gegebenen Sprachorganismen und durch Vergleich der Sprachen unter sich erschlossen, für alles Hauptsächliche mit ausreichender Gewifsheit zutreffend. Das historische Leben einer Sprache ist von dem Leben in der vorhistorischen Zeit grundverschieden. Die historische Zeit einer Sprache beginnt, sobald das Volk, das ihr Träger ist, auf der Bühne der Weltgeschichte die ihm von der Vorsehung zugeteilte Rolle zu spielen beginnt. Mit seinem ersten geschichtlichen Auftreten hört die Sprachbildung auf; auf der Stufe, auf welcher in diesem Zeitpunkte die Sprache stund, auf diesem verharrt sie nun für alle Zukunft, aber nur in den Fundamenten und Grundformen; an ihren Aufsenseiten gehen fortwährende Veränderungen vor sich. Von nun ab äufsert sich das Leben der Sprache in zwei Thätigkeiten, die im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen: die geistige Kraft der Sprache dringt immer breiter vor, die leibliche, sinnliche, blofs materielle wird zurückgedrängt; die Triebkraft hat sich aus den Gliedern in das Herz zurückgezogen; der Sprachinhalt nimmt zu, die Ausdrucksfähigkeit erhöht und erweitert sich, aber die lautliche Integrität geht verloren, die sprachliche Form zerfällt und stirbt ab.

Diese beiden Lebensäufserungen der Sprache nach ihrem Eintritt in die geschichtliche Erscheinung etwas näher zu betrachten, wird sich für das Verständnis der nachfolgenden Bilder lohnen. Beginnen wir mit dem geistigen Wachstum der Sprache. Unter den treibenden Kräften, die dasselbe bewirken, sind die wichtigsten: die metaphorische Übertragung der Vorstellungen und Begriffe von den eigentlichen Gegenständen auf andere, ähnliche, und die Zeugung und Fortpflanzung neuer Wörter und Formen durch die Dialekte.

1. Die Wirkung der Metapher in der Sprache.

„Wie im Schreiben die Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war in der Sprache die Metapher das frühere

Digitized by Google

Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdruck entfärbte. Jede Sprache ist in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblafster Metaphern.“ (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik.) Die Sprachwissenschaft hat diesen Ausspruch bestätigt gefunden. Je weiter man die Entwicklung der Sprache nach ihrem Ursprung hin zurückverfolgt, um so farbenreicher tritt uns die Bildlichkeit in derselben entgegen. Ja selbst in den Urelementen der Sprache zeigt sich die Metapher wirksam als einer der mächtigsten Faktoren der Spracherzeugung.

Im allgemeinen versteht man unter Metapher das Übertragen eines Namens von dem Gegenstande, dem derselbe eigentlich zukommt, auf andere Gegenstände, welche auf unsern Geist den Eindruck machen, als ob sie an den Eigentümlichkeiten des ersten Gegenstandes auf irgend eine Weise teilhätten. So wenden wir, wenn wir von einem Krahn (Kranich) sprechen, den Namen eines Vogels auf eine Maschine an. Es fiel den Leuten eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem langbeinigen Vogel, der sein Futter mit seinem Schnabel aufpickt, und ihrer Maschine zum Heben der Lasten auf. Der menschliche Geist hat seine Lust an der Entdeckung von Ähnlichkeiten, nahen und entfernten, zu Tage liegenden und versteckten, und ist immer bereit, auf Grund derselben eine Ideeenverbindung zu machen, die zugleich den Gebrauch des Wortes erweitert. So hat nicht blofs ein Vogel „Flügel“, sondern auch eine Thür, ein Fenster, ein Haus, ein Heer; das letztere kann „überflügelt“ werden, und überflügeln bekommt die allgemeine Bedeutung von übertreffen; die Nase hat Flügel und zugleich einen Rücken; Flügel der Liebe haben für uns nichts Auffallendes; geflügelte Worte sind aus Homer bekannt. Eine bestimmte Art von Klavieren nennen wir nach ihrer Gestalt Flügel, und ein solcher Flügel steht auf Füfsen; Schritte können beflügelt werden; einem wilden Jungen müssen die Flügel beschnitten werden, und wenn er sich in rechte Verlegenheit gebracht hat, läfst er die Flügel hängen u. s. w.

Die meisten Bezeichnungen für sinnliche, konkrete Gegenstände lassen in ähnlicher Weise zahllose Übertragungen zu; diese sind uns meist so geläufig, dafs wir des Bildes, das wir anwenden, gar nicht einmal inne werden; wir ererbten unsern Wortvorrat in diesem Zustande und tragen fortwährend durch Entdeckung neuer

Digitized by Google

Ähnlichkeiten bei, die Zahl der Bedeutungsübertragungen zu vermehren. Und doch ist diese Bildlichkeit unserer Rede himmelweit verschieden von der Bildlichkeit, welche der Sprache in ihrer frühesten Jugend eignet. Jetzt haftet das Bild an der Anwendung, welche wir dem Worte geben, ehedem haftete es am Worte selbst; denn jedes erregte schon durch seine Wurzel und Zusammensetzung einen poetischen Eindruck.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Wurzeln zurück; jede derselben war, wie wir hörten, von einer so allgemeinen, umfassenden materiellen Bedeutung, dafs sie leicht auf viele specielle Gegenstände angewandt werden konnte. So konnte z. B. die Wurzel *φα* (bha) mit der allgemeinen Bedeutung: „in die Erscheinung treten oder in die Erscheinung treten lassen" gleichzeitig leuchten und sprechen bezeichnen, auf die Erscheinung des Lichtes wie auf das Hervortreten des Lautes angewandt werden, und jede dieser Anwendungen ist eine Metapher. Der Tropus besteht auch da noch, als aus der Wurzel *φα* für das Hervortreten des Lichtes das Verbum *φαίνω*, für das in die Erscheinungtreten des Wortes das Verbum *φημί* gebildet wurde, und zuletzt für ein geistiges Hervortreten *φάσκειν* = wissen. Auch das ist wieder Übertragung, wenn *φαίνω*, *φαίνεσθαι* in die Bedeutung videri, „so vorkommen", übertritt. In ihrer Grundbedeutung sind alle Wurzeln materiell und allgemein: wir begegnen solchen, die schlagen, kriechen, wachsen bedeuten, aber keinen, welche Zustände und Handlungen bezeichneten, die nicht im Bereiche der sinnlichen Erkenntnis liegen, noch auch solchen, welche so specielle Vorgänge wie regnen, donnern, hageln, niesen etc. ausdrücken. Indem aber die der Wurzel zu Grunde liegende materielle Bedeutung auf Vorgänge des seelischen Lebens übertragen oder aus der allgemeinen Vorstellung einzelne, ähnliche Merkmale mittels desselben Grundelements bezeichnet wurden, erwies die Metapher ihre sprachbildende Kraft; aus einem kleinen Vorrat solcher materieller Wurzeln hat sie den zahllosen Sprösslingen des menschlichen Geistes Kleidung geliefert und keine Idee, keine Empfindung unversorgt gelassen.

Wie überhaupt die Bewegung der menschlichen Erkenntnis ausgeht von der Wahrnehmung sinnlicher Gegenstände, dann fortschreitet zu immer feinerer Unterscheidung ihrer Eigenschaften

Digitized by Google

und ihrer Beziehungen, endlich zur Auffassung verborgener Wesenheiten, reiner Gedankendinge, so giebt es auch im Zusammenhang damit und als notwendige Folge eine Bewegung in der Anwendung der Worte von der Bezeichnung des Gröbern, Materiellen aus zu der des Feineren, Geistigeren, Abstrakten und Formalen. Je weiter wir daher in das Alter einer Sprache zurückgehen, desto plastischer tritt uns die ursprüngliche Sinnlichkeit der Worte entgegen. Unter dem Mikroskop des Etymologen zeigt fast jedes Wort Spuren seiner ersten metaphorischen Bedeutung, und es ist eines der interessantesten, aber auch für das tiefere Verständnis der Sprache wichtigsten Ergebnisse der Forschung, dafs alle abstrakten Ideeen ursprünglich durch sinnliche Bilder bezeichnet, alle immateriellen Begriffe durch materielle sinnbildlich ausgedrückt werden. „Erschrecken“ hat für uns einen abstrakten, wenigstens immateriellen Sinn: ursprünglich bezeichnet es die Bewegung, die eine Folge oder ein Zeichen des Erschreckens ist, ein Aufschnellen und Hüpfen. — Wir lesen in den Vedas II, 3, 4: „Wer hat den Erstgebornen gesehen, als der, welcher keine Gestalt hatte, den gebar, der Gestalt hatte? Wo war der Atem, das Blut, das Selbst der Erde? Wer ging hin, irgend einen, der dies wufste, zu befragen?“ — Hier sind die Ausdrücke Blut, Lebensatem, Selbst — metaphorische Bezeichnungen für den abstrakten Begriff „Ursache“. Und unübertroffen, unübertreffbar, weil natürliche und mit innerer Notwendigkeit erzeugte Wiederspiegelungen, sind die alten Bilder.

Wenn Goethe im Wanderer sagt: Natur, du ewig keimende, schaffst jeden zum Genufs des Lebens, hast deine Kinder alle mütterlich mit Erbteil ausgestattet“, so sagt sein ganzer Bilderschmuck kaum soviel, als in den Worten, auf ihren Ursprung zurückgeführt, von selbst gelegen ist: von der Wurzel ga, gan, urdeutsch ki = keimen, kommt lat. gnascor, gnatus, gnatura, natura = Erzeugerin, ahd. kinan = keimen, kind = Keimling.

„Die Metapher ist, so sagt M. Müller treffend, einer der wichtigsten Tragpfeiler in dem Gebäude der Sprache und wir können uns kaum denken, dafs ohne sie irgend eine Sprache über die einfachsten Elemente hätte hinausschreiten können.“

Digitized by Google

Allmählich tritt im Leben der Sprache eine Gleichgiltigkeit des Sprechenden gegen den eigentlichen Sinn der Worte, gegen ihren ursprünglichen materiellen Inhalt ein; und in demselben Maſse, wie der Ausdruck der ganzen Gedanken klarer wird, trübt sich die Durchsichtigkeit des Ausdrucks der einzelnen Begriffe; die natürliche Bildlichkeit erlischt, die künstliche, bewuſste des Sprechenden tritt an ihre Stelle. Sollen wir dieses Verschwinden des sinnlichen Elements in der Sprache beklagen? — Mit nichten; denn es ist die notwendige Folge des geistigen Fortschritts der Menschheit. Aber ergötzen dürfen wir uns an der uralten Bilderpracht des Ausdrucks, — und hierzu werden wir im Verlaufe unserer Betrachtungen reichlich Gelegenheit finden.[1])

Wichtigkeit der Dialekte
im Leben der Sprache.

Es ist eine ganz verkehrte, jetzt wohl auch ziemlich allgemein aufgegebene Annahme, daſs die Sprache eines Volkes uranfänglich aus einer einzigen Mundart bestehe, aus deren Korrumpierung die Dialekte erwüchsen. Umgekehrt ist der Entwicklungsprozeſs verlaufen. Ursprünglich sind ebensoviele Spielarten einer Sprache vorhanden, als Familien und Familienverbände, und erst allmählich, wie diese sich zu Stämmen und Völkerschaften erweitern, erweitert sich auch der Kreis derjenigen Mundart, in welcher die verschiedenen Verbände, von dem Bedürfnisse des gegenseitigen Verständnisses gezwungen, übereinkommen. So entstehen Hauptdialekte, in denen ganze Stämme sich einigen; die Nebendialekte, d. h. die mundartlichen Besonderheiten der Gaue und Hundertschaften dauern daneben fort bis zu den feinen Schattierungen, durch welche wieder ganz benachbarte Orte sich von einander unterscheiden. Fügen sich die Stämme und Völkerschaften zu einer Nation zusammen, so wird gemeinhin derjenige Dialekt vor den übrigen eine gewisse Vorherrschaft gewinnen, der von dem herrschenden Stamme

---

[1]) Benutzt wurden M. Müller, Withney und J. Bauer, das Bild in der Sprache, Ansbach 1879. Burmester, Über den Einfluſs der Metapher auf die Entwicklung der Sprache, Barmen 1863.

Digitized by Google

gesprochen wird, und unter günstigen Umständen erheben sich die vorherrschenden Dialekte zu den Königsgeschlechtern von Litteratursprachen. Aber auch dann noch, wenn einzelne Idiome in der Schrift und in der höheren Gesellschaft die Tyrannis erlangt haben, pulsiert das wirkliche und natürliche Leben der Sprache in den Mundarten fort. Dem Leben der Dialekte ist es zuzuschreiben, dafs für ein und dasselbe Ding verschiedene Bezeichnungen aufkommen; aus ihnen wachsen auch den herrschenden Litteratursprachen fortwährend neue Wörter zu, — und halten den Vorrat von Synonymen zum Ausdruck der feinsten Unterscheidungen allzeit komplet. Wie eine Sprache ohne litterarische Ausbildung nie den bestimmten, stätigen Charakter gewinnen kann, der zur Gedankenmitteilung, zur Erfüllung ihres erhabenen Zweckes erforderlich ist, ebensowenig kann eine Sprache ohne die verjüngende Kraft der heimischen Dialekte ihrer Bestimmung gerecht werden. Sie bedarf des Unterwuchses der Mundarten als einer Lebensbedingung; losgelöst von diesen Quellen ihrer Nahrung, müfste mit den äufsern Formen auch der Geist einer Sprache absterben.

Wir sind gewohnt, die Sprache der alten Römer und Griechen als tote Sprachen bezeichnen zu hören. Dieser Ausdruck ist nur in sofern zutreffend, als er auf die Litteratursprache der Griechen und Römer für eine gewisse geschichtliche Periode beschränkt wird. Alle Litteratursprachen haben nur ein vorübergehendes Dasein. Sie gleichen stagnierenden Seeflächen neben munter dahinfliefsenden Strömen. Sie nehmen in ihrem Becken alles auf, was einst lebensfrische Sprache war, aber die Hauptströmung geht nicht mehr durch sie hindurch. Die Oberfläche erscheint zuletzt wie ein Eisspiegel, glatt und glänzend, aber starr und kalt. Was unter der Eisdecke vor sich geht, welche geheime Kanäle dem Bette Quellen zuführen, die bald die starre Decke sprengen, verbirgt sich dem Auge; aber nicht plötzlich geht einer Sprache das Leben verloren und nicht plötzlich drängt sich eine andere in ihr Bett. Auch neben dem klassischen Latein lebten zahlreiche Dialekte fort; ja das klassische Latein war ja auch nur ein Dialekt, der Dialekt Latiums, in Latium der Dialekt Roms, in Rom der der Patrizier. Nachdem dieser Dialekt erstarrt, die Gesellschaft, die ihm zum Träger diente,

Digitized by Google

aufgelöst und zerstoben war, als die niederen Volksschichten in den Vordergrund der Geschichte rückten und mit ihnen ihre Sprachen, da brachen in Italien wie in den übrigen römischen Ländern die bisher unter der Eisfläche der Litteratursprache unbemerkt hinfließenden Dialekte hervor wie ein Frühlingshochwasser. Eine Zeitlang lebte neben diesen ans Licht hervorbrechenden Quellen die alte Sprache noch fort; aber sie war dem Kampfe mit ihnen nicht mehr gewachsen. Das alte Latein war als Sprache tot; an seiner Stelle stand modernes Latein, Italienisch, Spanisch u. s. w. Die romanischen Sprachen sind dialektische Wiedererzeugungen der lateinischen Sprache, nicht eigentliche Töchter derselben, wie man sie nennt. Das Lateinische im allgemeineren Sinne ist nicht tot, es lebt in neuen Formen in den sechs romanischen Sprachen fort. Und wie mit dem Lateinischen, so verhält es sich gleicherweise mit dem Griechischen, dem Sanskrit und andern sogenannten toten Sprachen. Die litterarischen Dialekte gewisser Perioden können sterben; die Sprachen als solche sind unsterblich, denn aus dem unversiegbaren Quell der Mundarten brechen neue und verjüngte Formen hervor, wenn die alten erstarrt und erstorben sind. Freuen wir uns daher des Reichtums an Mundarten, den Deutschland aufzuweisen hat, und denken wir vor allem nicht gering von der Sprache des gemeinen Volkes. Wie das Althochdeutsche, wie die schwäbische Mundart des Mittelalters ihre Herrschaft als Litteratursprachen verloren haben, so kann auch unsere hochdeutsche Schriftsprache dereinst ihres Zepters verlustig gehen. Aber die deutsche Sprache als solche kann diesen Verlust verschmerzen, weil sie reich genug ist an Kraft und Fülle des Lebens, sich aus sich selber ihr Ebenbild zu erzeugen, wie der Stammvater Tuisto aus sich selber seine Nachkommenschaft hervorgebracht hat.

Daſs aufser der Metapher und den Dialekten auch noch andere Mächte das Leben einer Sprache beeinflussen, daſs namentlich die geschichtliche Stellung, welche ein Volk einnimmt, auf seine Sprache bestimmend einwirkt und das Blut in den Adern derselben rascher oder langsamer pulsieren macht, bedarf wohl ebensowenig der weitern Ausführung, wie die Thatsache, daſs auch die Nachbarschaft eines Volkes, der regere Verkehr

Digitized by Google

mit andern Nationen, der Sprache beständig neues Material zuführt und ihr geistiges Wachstum fördert. Wenn dieser Zufluſs aus der Fremde nur nicht zu mächtig wird und das Verkehrsbedürfnis übersteigend, das heimische, angestammte Sprachgut überwuchert und erstickt! Die Geschichte unserer Muttersprache wird uns noch zeigen, daſs grade unser Volk wie kein anderes dem Einflusse des Auslandes ausgesetzt und mehr als einmal in Gefahr war, statt an der Sprache seiner Nachbarn die eigene zu bereichern, diese in blinder Bewunderung und Überschätzung des Fremden verarmen und verwildern zu lassen.

Lenken wir von dieser Betrachtung, die zwar mit auf dem Gebiete, das wir durchwandern, aber etwas seitab liegt, wieder auf den graden Hauptweg ein und erinnern wir uns, daſs wir von dem Hauptgedanken ausgingen: das geistige Wachstum der Sprache und der leibliche Verfall derselben sind parallele Erscheinungen, die im Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen. Um diesen Satz vollständig zu erhärten, erübrigt uns, noch einen Blick zu werfen auf den:

Verfall der Sprachformen.

Mit dem Übergange von der Agglutination zur Flexion sind die Worte in Bewegung, die Laute in Fluſs geraten: was früherhin für alle Fälle gleichmäſsig rein und bestimmt und fest, aber deshalb auch mit Starrheit dagestanden, das ändert sich nun bald so, bald so, und es hebt eine Reihe von Wandelungen, teils der Vokale, teils der Konsonanten an, bei denen der Geist des Sprechenden in keiner Weise mehr mitwirkt, die aber von so gesetzmäſsiger und so durchaus objektiv naturgeschichtlicher Beschaffenheit sind, daſs die Sprachforscher, die auf sie ihr vorzügliches oder gar das einzige Augenmerk richten, um ihretwillen die Sprachen überhaupt als Naturkörper und die ganze Erforschung derselben als ein Stück Naturforschung ansehen möchten. Den Grundzug aller dieser Änderungen bildet das Streben der Sprache, ihre einzelnen Laute in Übereinstimmung und Gleichgewicht zu bringen und sie darin zu erhalten, d. h. den Sprachorganen die Sache leicht zu machen und Muskelthätigkeit zu ersparen.

Digitized by Google

In Bezug auf die Vokale hat diese vis inertiae auf den ersten Blick das befremdende Resultat, dafs, während die älteren Sprachen nur eine geringe Zahl vokalischer Laute besitzen, die späteren eine ungleich mannigfachere Reihe von Vokalen hervorbringen. Dies ist scheinbar eher Wachstum als Verfall; und doch ist es Verfall. Denn die wenigen Vokale der älteren Sprache sind einer vom andern scharf abstechend, die späteren bilden eine vielgliedrige Kette von Lauten, die zum Teil Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, z. B. e zwischen a und i, o zwischen a und u. Diese Zwischenglieder sind entstanden, um den Sprachorganen das Springen von einem Ansatz zum andern zu ersparen und die Bequemlichkeit zu verschaffen, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs Vokale hervorzubringen. Die indogermanische Ursprache hatte nur die Vokale a, i, u; das Mittelhochdeutsche weist 22 Schattierungen auf. Auch die Erscheinungen, dafs die Wurzel den Vokal der Schlufssilbe in sich herüber nimmt und in Folge davon diphthongiert, gebrochen, umgelautet oder abgelautet wird, — wie es die Grammatik nur nennen mag, — alle diese Erscheinungen sind beherrscht von dem Bestreben, die mechanische Thätigkeit des Sprechens zu erleichtern, in ihm wurzelt das Prinzip der Anähnlichung und Angleichung, welches auf dem Gebiete der Sprachgeschichte die wichtigste, durchgreifendste Erscheinung bildet.

Im Reiche der Konsonanten spielt dieses Prinzip eine nicht minder wichtige Rolle wie bei den Vokalen. Den festesten Stand pflegen sie im Anlaute, d. i. im Anfange eines Wortes zu haben; im Inlaute werden sie leicht geschwächt, ja völlig verflüchtigt und aufgelöst; im Auslaut sind sie noch gröfserem Verderben ausgesetzt. Lat. amatus heifst span. amado; lat. patre, ital. padre, franz. wird der Konsonant ganz ausgestofsen oder richtiger in einen Vokal geschwächt: patre = paëre, woraus père wird. Goth. tunthus wandelt sich an Vokalen und Konsonanten zu hd. Zahn, das Wort mezzisahs hat sich zu Messer abgeschliffen, wintbrâwa in Wimper u. s. w. Durch fortwährendes Abreiben und Abnutzen werden selbständige Wurzeln gleichsam zu Staub zermahlen, und ihre Reste sind nur unter dem Mikroskop der vergleichenden Grammatik sichtbar.

Digitized by Google

Wenn aber das Innere der Wörter einem stetig abschleifenden Lautwandel unterworfen war, wie viel mehr mufste sich derselbe auf die Endungen und Flexionen werfen, die aus beweglicheren Elementen gebildet, dem Verfall weniger Widerstand leisten konnten und vermöge ihrer Stellung dem Streben nach Bequemlichkeit in der Lauthervorbringung am ehesten im Wege standen. Einen wie weitgreifenden Einfluſs das Streben nach Vereinfachung der grammatischen Formen ausgeübt hat, kann man am besten aus einem Vergleiche entnehmen: Die indogermanische Ursprache hätte 8 Kasus und daneben noch einen Vokativ; wir haben deren kaum noch vier, das Englische hat höchstens noch zwei. Die Ursprache hatte Singular, Dual, Plural; von den Zweigsprachen in Europa hat nur das Griechische den Dual erhalten. Ähnlich sind die Einbuſsen auf allen Gebieten der Grammatik. Im Gothischen verändert sich das prädikativ stehende Adjektiv gemäſs dem Genus und Numerus des Subjekts so gut wie im Lateinischen und Griechischen; man konnte unterscheiden: manna ist gôds, qinô ist gôda, barn ist gôd (der Mann, die Frau, das Kind ist gut), und ebenso im Plural gôdai, gôdôs, gôda; wir haben in prädikativer Anwendung nur noch eine unflektierte Form „gut“. Noch im Mittelhochdeutschen, ja noch weit darüber hinaus unterschied man nach dem Geschlechte zwên, zwô, zwei; wir brauchen die sächliche Form für alle drei Geschlechter. Man halte den goth. Plural: hairtôna, hairtanê, hairtam, hairtôna neben den nhd. Plural die Herzen, — was in allen Fällen unverändert bleibt, urdeutsches namâmi, namasi, namati, namâmasi, namatasi, namanti neben: nehme, nimmst, nimmt, nehmen, nehmet, nehmen, oder das französ. Verbum aimer neben die Formen von lat. amare, und man wird ein ausreichendes Bild von dem Verfall der grammatischen Formen gewonnen haben.

Der musikalische Klang der Sprache hat entschieden unter dem lautlichen Verfall der Formen gelitten, das sagt einem jeden das Ohr, der alte und moderne Lautklänge neben einander hält; die Ausdrucksfähigkeit dagegen, — und das kann uns zum Troste gereichen — hat einen Verlust nicht erlitten. Verfallen in einer Sprache die Kasusformen, so nimmt der Gebrauch der sie ersetzenden präpositionelleu Verbindungen zu; der Verlust der Pronomina, die als Personalendungen dem Verbum

Digitized by Google

angefügt, ein notwendiges Element in dessen Konjugation waren, führte zu ausgedehnterer Anwendung der Pronomina als selbständiger Worte vor dem Verbum; die Verarmung in den Modis und Zeiten wurde ausgeglichen durch die Einführung eines reichen Vorrats von Hilfsverben, die nicht nur beinahe alle früheren Unterscheidungen, sondern auch eine Anzahl neuer ausdrücken können. Werfen wir die Frage auf, worin die Thatsache, dafs die Sprachen, sobald sie in das historische Leben eingetreten sind, ihren lautlichen Verfall beginnen, ihren Grund habe, so können wir uns an folgender Erklärung genügen lassen:

Als die Formen entstanden, fühlten die sie schaffenden Menschen ihre Funktionen vollkommen. Dies Gefühl erstarb nicht sogleich, als der Bildungsprozefs der Sprache abgelaufen war und die Völker historisch wurden; es lebte noch lange Zeit hindurch fort, wird aber immer schwächer und schwächer, bis es endlich ganz erlischt. Hatten in der vorhistorischen Zeit das sinnliche und geistige Element einander das Gleichgewicht gehalten, so ist jetzt das geistige überwiegend; die Sprache, die ehedem selbst Zweck des Geisteslebens war, wird nun blofs Mittel für dasselbe, Mittel des Gedankenaustausches. Nun liegt dem Redenden nichts mehr daran, wie das Wort gebildet ist; es reicht für ihn hin, seine Funktion im ganzen zu kennen. Ist es einmal so weit gekommen, so kann der Sprache an der Erhaltung der Integrität der einzelnen Wortteile nichts mehr gelegen sein, bleibt doch das Wort im ganzen in seiner Bedeutung, auch wenn man sich dessen Aussprache erleichtert. So kommt es nun, dafs, wie der eine Teil nicht mehr als Wurzel empfunden wird und der andere als Beziehungslaut, die Laute beider, da wo sie zusammenstofsen, auf einander zu wirken beginnen. Mit dieser gegenseitigen Einwirkung beginnt der Wandel der Laute und damit der lautliche Verfall.

Je länger Völker leben, je lebhafter sie sich historisch entwickeln, desto mehr entfernen sie sich von ihren vorhistorischen Zuständen. In demselben Mafse, wie die Durchsichtigkeit des Ausdrucks der einzelnen Begriffe sich trübt, gewinnt der Ausdruck des ganzen Gedankens an Klarheit und Schärfe. Je reicher und gewaltiger das geistige Leben eines Volkes sich entwickelt, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und

Digitized by Google

träger verlaufend jenes, desto treuer erhält sich die Sprache. Von allen germanischen Sprachzweigen ist die englische Sprache diejenige, welche in Laut und Form die stärksten Einbufsen erlitten hat, von allen Zweigen desselben Stammes die isländische diejenige, welche die alten Laute und Formen am treuesten bewahrt. Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität.[1])

V.

Verwandtschaft der Sprachen nach ihrer Bauart.

Morphologische Klassifikation.

Da jede Sprache auf die Grundelemente, die wir als Wurzeln kennen gelernt haben, zurückgeführt werden kann, so können wir nach der Art, wie sich die einzelnen Sprachen aus diesen Elementen aufbauen, eine Einteilung der Sprachen vornehmen und sie gleichsam nach dem Bau ihres Knochengerüstes in Rassen scheiden. Wie schon oben angedeutet wurde, giebt es für den Sprachenbau nur drei Grundformen des Stiles, auf welche alle Spielarten sich zurückführen lassen:

1. Die Wurzeln können selbst als Wörter gebraucht werden, indem jede Wurzel ihre volle Selbständigkeit behauptet.

2. Zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen kann eine Wurzel ihre Selbständigkeit verlieren.

3. Zwei Wurzeln können verbunden werden, um ein Wort zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen können beide Wurzeln ihre Selbständigkeit einbüfsen.

Die Klasse der Sprachen, die sich aus unverbunden neben einander gestellten Wurzeln aufbauen, nennt man dieses Baues wegen isolierende oder nach dem verwandten Materiale radikale, nach der Form der Worte monosyllabe. Hauptrepräsentant dieser Klasse ist das Chinesische.

Wenn wir den Begriff Wort und Mann zu einander in Beziehung setzen, so sagen wir: Manneswort oder Wort des Mannes; in anderm Sinne: der Mann giebt sein Wort, der Mann

[1]) A. Schleicher, d. d. Sprache, 4. Aufl. S. 37.

Digitized by Google

macht Worte. Das Chinesische kann, um dieselben Beziehungen auszudrücken, die Bezeichnungen für Mann und Wort nur isolierend neben einander setzen und es dem Hörer überlassen, den Sinn herauszufinden, in welchem sie verbunden zu denken sind. Wo wir z. B. im Lateinischen baculo, mit einem Stocke, sagen, sagt man im Chinesischen y ćáng. Hier könnte y, wie das deutsche mit für eine bloſse Präposition gehalten werden; aber im Chinesischen ist dieses y eine Wurzel, die, als Verbum gebraucht, anwenden bedeuten würde, Deshalb bedeutet y ćáng im Chinesischen buchstäblich: anwenden Stock. So sagt der Chinese, wo wir zu Hause sagen oder der Lateiner domi, uo-li; uo bedeutet hier Haus, und li ursprünglich das Innere. Der Name für Tag lautet ǵi-tse, was bedeutet: Sohn der Sonne.

Will der Chinese einen Begriff in die Mehrzahl setzen, so fügt er der Begriffswurzel eine Wurzel mit Vielheitsbegriff hinzu, z. B. gin Mensch, kiai das Ganze, gin-kiai = die Menschen; oder î = Fremder, péi Klasse, î-péi die Fremden.

Da Nomen, Verbum, Präposition u. s. w. vermöge der äuſsern Form nicht zu unterscheiden sind, kann dieselbe Wurzel, je nach ihrer Stellung im Satze, z. B. groſs, Gröſse, auf groſse Weise, groſs sein, ausdrücken. Es hängt hier alles von der richtigen Stellung der Wörter ab. So bedeutet: ngò tà ni ich schlage dich; aber ni tà ngò würde heiſsen: du schlägst mich. So heiſst ngŏ ǵin ein schlechter Mensch; ǵin ngŏ: der Mensch ist schlecht.

Wie bedeutsam neben der Stellung der Wörter die Betonung in den isolierenden Sprachen ist, mag man aus Folgendem entnehmen. Ein Missionar berichtet: „Als ich nach Cochinchina kam und die Eingeborenen, besonders die Weiber sprechen hörte, glaubte ich Vogelgezwitscher zu vernehmen und gab alle Hoffnung auf, solche Sprache jemals zu erlernen. Alle Wörter sind einsilbig, und einzelne dieser Wörter bezeichnen je nach der Betonung 23 verschiedene Dinge.“ Die Zahl 23 ist wohl übertrieben; aber 6—8 musikalische Accente oder Modulationen ein und desselben Wortes hat auch das Chinesische und vermittelst dieser Accentmodulation hat es aus c. 450 Wurzeln einen Wortvorrat von 40—50000 verschiedenen Bedeutungen geschaffen. Im Anamesischen, — um ein schlagendes Beispiel anzuführen, bedeutet ba, mit schwerem Accent gesprochen, eine Dame, mit

Digitized by Google

scharfem Accent den Günstling eines Fürsten, gar nicht betont — drei, mit fragendem Ton eine Ohrfeige. So soll denn, wenn die schwierige Aussprache glücklich von statten geht: ba bâ bà bá heifsen: „Drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten."

Dafs die einsilbigen Worte der chinesischen Sprache nicht verwitterte Überbleibsel aus einem früheren flexivischen Zustande, sondern die wirklichen unentwickelten Wurzeln der Sprache sind, kann nicht bezweifelt werden; ebenso sicher aber ist, dafs diese Elemente durch den Jahrtausende andauernden Gebrauch und die Gedankenarbeit eines gebildeten Volkes mannigfache Einwirkung erfahren haben. Sie haben eine Menge Bedeutungen aller Art und aller Abstufungen nach der formalen Seite hin in sich aufnehmen müssen, sind zu stehenden Redewendungen verbunden, — viele von ihnen sind Hilfsworte geworden, Beziehungszeichen, Anzeiger bestimmter Gebrauchsweisen, die denen unserer Redeteile entsprechen; dennoch sind die chinesischen Worte niemals in wirkliche Redeteile geschieden noch zu Flexionsklassen vereinigt. Die chinesische Sprache zeigt daher den niedrigsten Grad formaler Entwicklung und die gröfste Armut an Hilfsmitteln des Ausdrucks. Zugleich ist sie aber eines der merkwürdigsten Beispiele dafür, wie ein schwaches Werkzeug zum Mittel für grofsartige Verrichtungen erhoben werden kann. Wenn man neben die Ausdrucksdürftigkeit des Chinesischen die Überladenheit gewisser amerikanischer Sprachen mit Beziehungsausdrücken hält, so zeigt sich so recht, dafs die Sprache nur ein Werkzeug ist, der Geist aber die Kraft, die es handhabt; wenige Striche, von einem geschickten Künstler auf ein Brett hingeworfen, können bedeutungsvoller sein als ein Gemälde, das von ungeübterer Hand mit allen Mitteln der Kunst ausgeführt ist.

Die Anfänge der reichen und vielseitigen Litteratur Chinas gehen fast bis 2000 v. Chr. zurück, ein Alter, das nur in zwei oder drei Ländern übertroffen wird. Obwohl eine Sprache von so kahlem Bau in verhältnismäfsig geringem Grade tief greifenden Veränderungen unterworfen sein kann, so ist doch das gegenwärtige Chinesisch dem des Altertums sehr unähnlich; in welcher Ausdehnung und in welcher Weise, bildet jetzt Gegenstand gelehrter Forschung.

Digitized by Google

Aufser dem Chinesischen gehören zu der isolierenden Klasse die verschiedenen Sprachen Hinterindiens, als Anamesisch, Cochinchinesisch, Siamesisch und Birmanisch, die indes nur im Bau übereinstimmen, im übrigen im Stoffe vom Chinesischen sowohl als von einander so abweichen, dafs sie als gänzlich unverwandt betrachtet werden.

Die zweite Klasse der Sprachen bilden diejenigen, in welchen die Wurzelelemente zur Bildung eines wortähnlichen Ganzen zusammengefügt oder aneinandergefügt (agglutiniert) werden, sodafs das Hauptelement seine volle Selbständigkeit behält, die angefügten Elemente nur eine relative; ja diese können sich in blofs formbildende Bestandteile verwandeln, und die agglutinierenden Sprachen können hiermit nahe an die Stufe der Flexionssprachen hinanreichen, wie sie andererseits an die Stufe der isolierenden Sprachen streifen, wo die Zusammenfügung eine lose und rein äufserliche ist. Demzufolge ist in dieser Klasse Platz für eine grofse Menge verschieden gebauter Sprachen, und wir können uns nicht wundern, die weitaus gröfste Zahl aller vorhandenen Sprachen hier eingereiht zu finden.

Hauptvertreter dieser Klasse ist der ural-altaische Sprachstamm, Tungusisch, Mongolisch, Samojedisch, Finnisch und Türkisch umfassend. Zur Veranschaulichung des Baues dieser Sprachen wählen wir ein Beispiel aus dem Türkischen.

Lieben im allgemeinen Sinne des Wortes oder lieb, als Wurzel, heifst türkisch sev. Durch Anhängung von er wird ein Particip gebildet. Sev-er bedeutet demnach lieb-end. Du heifst sen, und da alle näher bestimmenden Silben der Wurzel angehängt werden, so erhält man sev-er-sen liebend — du oder du liebst. Sev-mek (mek machen, thun) entspricht unserm Infinitiv lieben. Fügt man in hinzu, so erhält man ein reflexives Verb: sev-in-mek = sich lieben oder vielmehr sich freuen, glücklich sein. Sev-isch-mek heifst einander lieben, sev-dir-mek lieben machen, sev-il-mek geliebt werden, sev-isch-dir-il-me-mek: zu gegenseitiger Liebe nicht veranlafst werden. Jede dieser sekundären oder tertiären Formen kann durch blofse Einschaltung der Silbe me wieder zu einer negativen werden, d. h. die Thatsache des Liebens leugnen, oder durch eme die Möglichkeit des Liebens aufheben: sev-mek, lieben, sev-me-mek nicht lieben, sev-eme-mek

Digitized by Google

nicht lieben können. sev-in-mek sich freuen, sev-in-me-mek sich nicht freuen; sev-isch-mek, einander lieben, sev-isch-me-mek, einander nicht lieben, sev-isch-eme-mek einander nicht lieben können u. s. w. Man wird erkennen, dafs durch Anleimung einer modificierenden Wurzel jedesmal die Zahl der abgeleiteten Wurzeln sich verdoppelt. Auch wird man die Fugen zwischen den einzelnen Elementen deutlich wahrnehmen und einsehen, dafs die einzelnen Teile ebenso leicht, wie sie angefügt werden, wieder getrennt werden können. Von einer Worteinheit kann dabei nicht die Rede sein; denn das Wort als organisches Ganzes duldet nicht, dafs man eines seiner Glieder hinwegnehme, weil eben dadurch das Ganze zerstört würde.

Den zweiten Hauptstamm der agglutinierenden Sprachen bildet der dravidische Sprachstamm, 30—40 Millionen des Dekhan umfassend. Die Drávida-Sprachen haben einige eigentümliche Laute, sind in hohem Grade vielsilbig, in der Agglutination in der Weise abweichend, dafs sie nur vor der Wurzel anfügen, sehr sanft und wohlklingend in der Aussprache. Die Agglutination ist fein entwickelt, und ein Prediger und Schriftsteller, der die Tamilsprache (ein Zweig des Drávida) neben Englisch von Kindheit an gesprochen, versichert, dafs er das Tamil für vorzüglicher zum Denken und Sprechen halte, als irgend eine ihm bekannte europäische Sprache.

Ein dritter, weitverzweigter Sprachstamm, der malayisch-polynesische, beherrscht die Inselwelt der Südsee. Er spaltet sich in die malayische, polynesische und melanesische Sprache. Der malayische Zweig ist in seiner Entwicklung am weitesten gekommen, da er sich einer rohen Art von Flexion nähert.

Eine isolierte Stellung nimmt das Japanische in dieser Klasse ein. Es ist eine agglutinierende Sprache von äufserst einfachem Bau, mit chinesischen Elementen, namentlich im Wortschatz, stark durchsetzt.

Die Bauart der höchst entwickelten Sprachen unterscheidet sich von der vorhin besprochenen Stufe wesentlich darin, dafs die einzelnen Bestandteile der Worte sich so innig miteinander verbunden haben, dafs sie oft geradezu unlöslich geworden sind. Oder wer könnte Feu — ohne er, Tug- ohne end u. s. w. verstehen? — Flektierende Sprachen heifsen sie darum, weil sie

Digitized by Google

die Beziehungen der Begriffe durch Beugung (Flexion) an der Wurzel wie an den Beziehungssilben anzeigen. Die flektierende Klasse umfafst zwei mächtige Sprachstämme: den semitischen und indogermanischen. Zu ersterem gehören:

1. die Sprachen Kanaans, das Hebräische und Phönizische,
2. das Syrische oder Aramäische,
3. das Babylonische und Assyrische,
4. das Arabische mit seinen verschiedensten Dialekten.

Das Hebräische, schon vierhundert Jahre v. Chr. auch in seiner eigenen Heimat als Volkssprache durch das Syrische verdrängt, hat seitdem unter den zerstreuten Juden das künstliche Leben einer Gelehrtensprache geführt. Die ältesten Stücke der hebräischen Litteratur reichen bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurück. Das Phönizische hat keine Litteratur hinterlassen und sein Hauptdenkmal ist die Inschrift auf dem Sarkophage eines Königs v. Sidon (c. 500 v. Chr.). Das Phönizische wurde auch nach den Kolonieen des Volkes verbreitet und hätte vielleicht als Karthagisch die Sprache einer Kultur am Mittelmeere werden können, wenn nicht der lange Kampf um die Vorherrschaft mit der gänzlichen Überwältigung und Zerstörung Karthagos geendet hätte.

Das Arabische als die heilige Sprache eines erobernden Volkes und Glaubens, ist seit dem 7. Jhdt. über weite Länder verbreitet worden, was sich mit der Ausbreitung des Latein in der Form der romanischen Sprachen vergleichen läfst.

Das Aramäische hat eine reiche griechisch-christliche Litteratur vom Anfang des 2. Jhdts. an. Vom Assyrischen haben sich Bruchstücke einer Litteratur auf den Inschriften Ninives und Babylons erhalten, deren Alter noch über die frühesten hebräischen Denkmäler hinausreicht.

Die semitischen Sprachen haben mit den indogermanischen den flexivischen Bau gemeinsam, stehen übrigens vereinzelter in der Welt, als irgend eine andere Sprache, sogar das Chinesische nicht ausgenommen. Denn bei allen andern Sprachen ist es nicht schwer, sobald die Wurzel und die Art ihrer Verbindung gegeben sind, ihren Bau theoretisch als Ergebnis eines gleichen Entwicklungsganges zu erklären. Dergleichen ist aber bis jetzt für das Semitische nicht durchführbar; es hat zwei Eigentümlichkeiten:

Digitized by Google

die Dreiteiligkeit der Wurzel und deren Abwandlung durch innere Veränderung, durch Vokalwechsel. So bezeichnet z. B. die Konsonantenverbindung q t l als Wurzel „töten"; durch Einsetzung von Vokalen wird gebildet: qatal, er hat getötet, qotel tötend, qetel Mord, eqtol, iqtol etc.

Trotz dieser Besonderheiten der semitischen Sprache ist es seit Beginn der Sprachforschung ein Lieblingsgegenstand der Gelehrten gewesen, die Keime semitischer und indogermanischer Sprache in Verbindung zu bringen und den Nachweis zu versuchen, dafs die beiden Sprachstämme und ihre Völker aus einer im letzten Grunde gemeinsamen Wurzel seien. Viele Umstände legen diese Versuchung nahe: die beiden Völker waren seit ihren Anfängen nahe Nachbarn und Mitarbeiter; sie sind die beiden grofsen erobernden und civilisierenden Abteilungen der weifsen Rasse, haben sich durch die Jahrhunderte hindurch gegenseitig beeinflufst und ihre Kulturmittel ausgetauscht; wie natürlich also, sie unter einander enger zu verbinden als mit der übrigen Menschheit. Diese Betrachtungen gehen zurück bis auf die Darstellung Sems und Japhets als Söhne eines Vaters. Ob aber die Verwandtschaft des Semitischen mit dem Indogermanischen je erwiesen werden wird, ist noch fraglich, aber keineswegs als unmöglich abzuweisen.

Dasselbe gilt auch von der Verwandtschaft des Semitischen mit den Sprachen, die als hamaitischer Sprachstamm zusammengefafst werden. In diesem nimmt das Ägyptische dieselbe gebietende Stelle ein, wie das Chinesische unter den Sprachen Südasiens. Ägypten ist die Heimat der ältesten Kultur, von der wir Überlieferung haben; seine frühesten Denkmäler und die Regierungszeit des ersten historischen Königs geht bis mindestens 4000 v. Chr. zurück; schon damals mufs das Volk mächtig gewesen sein und eine hochentwickelte Kultur besessen haben. Die Kenntnis des Ägyptischen, die beinahe zwei Jahrtausende verloren war, ist in unserem Jahrhundert wiedergewonnen worden, und gerade jetzt vermehren sich die Entdeckungen merkwürdigen neuen Stoffes im Lande selbst und die Fortschritte der Ägyptologie, sodafs die historischen und chronologischen Fragen, über die jetzt noch gestritten wird, für die nächste Generation entschieden sein werden.

Digitized by Google

Den Schlüssel zur Entziffrung des Ägyptischen lieferte dessen Abkömmling, das bis in die neueste Zeit lebende Koptische, dessen Denkmäler bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückgehen.

Die ägyptische Sprache, alte wie neue, hatte den allereinfachsten Bau. Sie kannte kaum einen Unterschied zwischen Wurzel und Wort, die Grundbestandteile wurden unmittelbar zu Satzverbindungen zusammengestellt ohne formale Mittel zur Unterscheidung eines Redeteils vom andern. Auch in der Flexion ist ein solcher Unterschied nicht deutlich ausgeprägt: ran-i heifst wörtlich: Nennen-mein, und kann entweder mein Name oder ich nenne bedeuten. Die Bezeichnung der Person am Verbum geschieht durch angefügte, lose daran hangende Pronomina, die Kasusverhältnisse werden durch verbindende Worte bezeichnet, — das Ganze macht den Eindruck, als wenn die Sprache zu frühe aus dem Ei der Agglutination ausgeschlüpft und die Schalen mit ins neue Leben verwachsen seien. Diesen Charakter teilen eine Menge anderer afrikanischer Sprachen, die von Kennern mit der ägyptischen zum hamaitischen Sprachstamm gerechnet werden, so das Libysche oder Berberische und im Süden Ägyptens die äthiopische Sprache.

In der schmäleren Südhälfte Afrikas ist die sog. Bantu-Sprache herrschend, die eine umgekehrte Agglutination befolgt und alle Beziehungen durch Präfixe ausdrückt, z. B. um-fana Knabe, aba-fana Knaben; in-komo Kuh, izin-komo Kühe u. s. w. Ebenso gut könnte man diese Art des Sprachbaues aber auch eine Umkehrung der Flexion nennen, d. h. die Beziehungselemente, die im Indogermanischen als Suffixe angehängt sind, sind vorgesetzt, — und es kann daher zweifelhaft sein, ob das Bantu der zweiten oder dritten Sprachstufe angehört. Im Grunde bewegen wir uns schon mit den hamaitischen Sprachen auf diesem zweifelhaften Gebiete, welches wir nun auch voll ausschreiten wollen, indem wir noch eine Bauart erwähnen, die vorzugsweise den amerikanischen Sprachen eigen ist. Man nennt dieselbe die polysynthetische oder einverleibende; sie besteht wesentlich darin, dafs, nach unserer grammatischen Auffassung zu reden, die andern Satzteile in das Verbum aufgenommen werden. Nicht blofs das Subjekt, — auch Objekt, die Ausdrücke für Verhältnisse

Digitized by Google

aller Art und dazu noch nähere Bestimmungen der im Zeitwort ausgedrückten Thätigkeit, welche allen andern grammatischen Systemen fehlen, werden in eine prädikative Verbindung zusammengeschachtelt. Den Übergang zu diesen Sprachen bildet im äufsersten Westen Europas das ganz isoliert stehende Baskische, das, man möchte sagen durch übertriebene Agglutination eine Fülle von Beziehungen, die sonst durch selbständige Worte ausgedrückt werden, in das Verbum hineinnimmt. In den amerikanischen Sprachen ist dieser Zug der Einverleibung ins ungeheuerliche gesteigert; aus einer einzigen Algonkinwurzel sollen 17,000,000 Verbalformen gebildet werden können. Natürlich entstehen in Folge dieser Bauart Worte von ungeheurer Länge, z. B. in Eliots Übersetzung der Bibel in die Sprache der Massachusets-Indianer: wut-appesituqussun-nooweht-unk-quoh = (vor ihm nieder knieend), wörtlich: „er kam in einen Zustand der Ruhe auf den gebogenen Knieen ihn verehrend."

Im ganzen sind bis jetzt 860 verschiedene Sprachen bekannt geworden; davon ist nur der geringere Teil bis jetzt der Forschung zugänglich gewesen. Ob es je gelingen wird, alle Sprachen unter das Licht der Wissenschaft zu bringen, ist fraglich; gelänge es aber auch, so würden wir damit dennoch schwerlich einen vollständigen Abrifs der Geschichte der menschlichen Sprache gewinnen; denn im Dunkel der Vergangenheit kann vieles verborgen liegen, das keinen Schimmer mehr zu uns herwirft.

Nach annähernder Schätzung verteilt sich die Erdoberfläche derart unter die drei fundamentalen Sprachgruppen, dafs

die agglutinierenden Sprachen $^{11}/_{15}$,
die flektierenden $^{3}/_{15}$,
die monosyllabischen $^{1}/_{15}$

decken. Nach der Seelenzahl stellt sich das Verhältnis so:

den flektierenden Sprachen gehören an 536,900,000,
den monosyllabischen 449,000,000,
den agglutinierenden 216,550,000.

Digitized by Google

VI.

Der indogermanische Sprachstamm.

Genealogische Klassifikation.

Die Sprachen Asiens und Europas, die in ihrer Gesamtheit den grofsen indo-germanischen oder arischen Sprachstamm bilden, bezeugen ihre Blutsverwandtschaft wie durch die morphologische Bildung der Worte, so durch die Übereinstimmung in den grammatischen Formen und in einem grofsen Teile des vorhandenen Wortschatzes. Aus dieser ihrer Übereinstimmung folgt, dafs diese Sprachen alle einmal eine einzige Sprache waren, aus einer Wurzel sproſsten, und dafs die Völker, die sie reden, einmal ein einziges Volk ausmachten, welches sich nach und nach verzweigte. Dieses Urvolk wird das indogermanische oder arische genannt; nach ihm hat der ganze Sprachstamm seine Benennung.

Die Sippe der Sprachen, die aus diesem Stamme hervorgesprossen sind, gliedert sich in folgende Familien:

I. In Asien:

1. die indische Sprachfamilie. [1])

Sie umfafst: a) die altindische Sprache oder das Sanskrit. Der ältere Dialekt, der Dialekt der religiösen Lieder, die mit einer sich daranschliefsenden etwas späteren Litteratur die Bibel der Hindus, den sogenannten Veda bilden, reicht bis ungefähr 2000 v. Chr. zurück und ist von allen Zweigen des indogermanischen Stammes der älteste. Das eigentliche, nachvedische Sanskrit scheint höchstens bis zum 3. Jhdt. v. Chr. gesprochen worden zu sein; als Schriftsprache aber hat es fortgedauert und wird noch jetzt in den einheimischen Schulen der brahmanischen Priesterschaft zum Zwecke des Schreibens und Sprechens gelehrt, wie bei uns das Lateinische.

b) Die nächste Entwicklungsstufe des Indischen wird Prakrit genannt; es reicht mit seinen Denkmälern bis ins 300. Jhdt. v. Chr. Ein Prakritdialekt, das Pali, wurde seinerseits wieder die h. Sprache der südöstlichen Budhisten und wird als solche

[1]) Hauptwerk: Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit etc., Berlin 1833—52, 6. Abteilung. Vergl. Gram. des Skr., Zend etc. 2. gänzl. umgearbeitete Aufl. 1857—61.

Digitized by Google

noch gelehrt und gelernt in Ceylon und Hinterindien. Die andern Dialekte des Prakrit sind zum Teil vertreten in den Sanskritdramen, als die Sprechweise der untergeordneten Personen, zum Teil durch eine Litteratur geringerer Ausdehnung.

c) Die neu-indischen Sprachen, d. h. die noch lebenden Dialekte, sind zahlreich und verschiedenartig, können aber im ganzen und grofsen unter die drei umfassenden Namen Hindî, Mahrattî und Bengali gruppiert werden. Sie haben Litteraturen neuern Ursprungs. Das sogenannte Hindustanî oder Urdu ist ein Hindî mit starker Beimischung arabischer und persischer Worte.

2. Die iranische Familie hat zwei Vertreter im Altertum:

a) das Altpersische oder das achämenidische Persisch des Darius und seiner Nachfolger; es ist die Sprache der hauptsächlich bei Bisutun aufgefundenen Felseninschriften, die bis 500 v. Chr. zurückreichen. Die Form der Schrift ist die Keilschrift; neuerlich hat man diese Inschriften ihrem wesentlichen Inhalte nach entziffert.[1])

b) Die altbaktrische Sprache, das sogenannte Zend oder die Sprache der Avesta, der Bibel der zoroastrischen Religion. Avesta bedeutet Bücher, d. i. Schriften, in denen die Lehren Zoroasters niedergelegt sind; Zend heifst der Kommentar dazu, Pâzend die erklärenden Glossen zum Kommentar. Das Alter der Avesta weist über 1000 Jahre v. Chr. zurück.

Die heutigen Bekenner der Religion Zoroasters und die Bewahrer der h. Schriften sind die Parsis im westlichen Indien, die vor den muhammedanischen Verfolgungen dahin geflohen sind; mit dem Avesta haben sie auch eine Übersetzung desselben in das Huzvâresch oder Pehlevî, eine ältere Form des heutigen Persisch aus der Zeit der Sassaniden, aufbewahrt.

Die reiche und bedeutende moderne persische Litteratur beginnt ungefähr um das Jahr 1000 nach Chr., nachdem Land und Volk von den Händen der muhammedanischen Eroberer eine gründliche Umgestaltung erfahren hatten.[2])

---

[1]) Fr. Spiegel, Die altpers. Keilinschriften, Leipzig 1862.

[2]) Spiegel, Avesta, d. h. Schriften der Parsen, Leipzig 1852—64. 3 Bände, und 1 Band Kommentar. M. Haug, die fünf Gâthâs etc., Leipzig 1858—60. Justi, Handbuch der Zendsprache, Leipzig 1864. Whitney, 10. Kapitel.

Digitized by Google

II. In Europa hat der indogermanische Stamm folgende Zweige verbreitet:

1. Den keltischen Zweig, d. i. die am weitesten nach Westen vorgerückte Sprache, die ehedem Gallien, Spanien und Britannien umfafst hat, später aber von der lateinischen und den dieser folgenden Volkssprachen verdrängt worden ist und nur in wenigen Dialekten Spuren ihres Lebens zeigt. Die erhaltenen Mundarten zerfallen in zwei Gruppen, in das Kymrische und in das Gälische (Gadhelische). Der kymrische Dialekt umfafst das Welsche (in Wales), mit Glossen aus dem 9. Jhdt. oder ungefähr aus dieser Zeit, und Litteraturwerken vom 12. Jhdt. an, deren Inhalt aber zum Teil wahrscheinlich aus älterer Zeit stammt und sogar bis ins 6. Jhdt. zurückverlegt wird. Ferner das Kornische in Cornwales, das um das Ende des vor. Jhdts. als Volkssprache ausgestorben ist, aber eine beträchtliche Litteratur, fast so alt wie die welsche, hinterlassen hat. Aufserdem gehört hieher das Armorikanische oder Bretonische (in der Bretagne) dem Kornischen so nahe stehend, dafs man glaubt, es sei von Flüchtlingen aus diesem Teile Englands hingebracht. Die gälische Gruppe umfafst das Irische, dessen schriftliche Überlieferung bis ans Ende des 8. Jhdts. zurückreicht, und das Schottische, dessen früheste Denkmäler ins 16. Jhdt. verlegt werden.

2. Die italische Abteilung; die Sprachforschung weist für die alte Zeit drei geschiedene Völker in Italien nach: die Etrusker, die Umbrer, die Messapier. Die Etrusker konnten bis jetzt noch nicht in irgend ein verwandtschaftliches Verhältnis zu einem der übrigen italischen Stämme gebracht werden, noch ist überhaupt ihre Sprache hinlänglich aufgehellt. Die Umbrer, d. i. Umbrer im engeren Sinne, die sabellischen Stämme, Volsker, Samniter und Oscer, ebenso die Latiner sind als Bruderstämme zu betrachten; sie erfüllten den gröfseren Teil Italiens. Umbrisch, Oscisch, Lateinisch sind Schwestersprachen, das Messapische auf der südöstlichen kalabrischen Halbinsel steht in etwas fernerem Zusammenhang mit der umbrisch-lateinisch-oscischen Sprache.[1]) Die Sprache Latiums ist mit der Herrschaft

[1]) B. Jülg, Wesen und Aufgabe der Sprachw., Innsbruck 1868, S. 21.

Digitized by Google

Roms Weltsprache geworden; als Kirchen- und Gelehrtensprache behauptet sie noch jetzt eine grofse Herrschaft.

Aus der Umbildung des Latein im Volksmunde und den neben der alten Sprache fortlebenden Dialekten sind vom 11—13. Jhdt. die romanischen Sprachen entstanden. Das Französische hat Bruchstücke bereits aus dem 10. Jhdt. aufzuweisen; seine Litteratur beginnt mit dem 11—12. Jhdt. Die ältesten italienischen, spanischen und portugiesischen Schriftdenkmäler sind aus dem 12. Jhdt. oder wenig älter. Die vier genannten sind heutzutage die hervorragendsten Glieder dieser Gruppe. Weniger bedeutsam ist die Sprache der Walachei und Moldau, deren Litteratur in den Anfängen sich befindet; noch weiter zurück steht die rhätoromanische Sprache oder das Rumaunsch.

3. Von dem griechischen Zweige ist uns die altgriechische Sprache die wertvollste, das Idiom, in welchem die vollendetsten Meisterwerke der Poesie und des Prosastils, die der menschliche Geist bis jetzt hervorgebracht hat, niedergelegt sind. Die althellenische Sprache schied sich in drei Hauptdialekte: den äolischen, dorischen und jonischen; in letzterem sind die unsterblichen Gesänge Homers, das unschätzbare Geschichtswerk Herodots abgefafst. Ein besonderes Gebilde dieses Dialekts ist das Attische, die Mundart der Athener, in welcher die Chöre eines Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, die Reden eines Demosthenes und Äschines, die Dialoge des göttlichen Plato, die markigen Schilderungen des Thukydides und Xenophon wieder tönen.

Gegenwärtig lebt das Griechische in verjüngter, veränderter Form in zahlreichen Dialekten fort; über diesen aber steht eine einheitliche Schriftsprache, das sog. Neugriechische oder Romäische, das sich weniger vom Altgriechischen entfernt hat als das Italienische vom Latein. Trotz der weiten Verbreitung der griechischen Kultur, trotz der Ausdehnung griechischer Herrschaft unter Alexander und seinen Nachfolgern, trotz der unübertroffenen Vollendung der Sprache hat diese doch, verglichen mit dem Latein, eine viel begrenztere und unscheinbarere Laufbahn gehabt; aufserhalb Griechenlands selbst wird sie nur auf den Inseln und an den Küsten des ägäischen Meeres gesprochen.

Digitized by Google

4. Der slavische Zweig, der sich spaltet: a) in den wendischen, umfassend 1. das ausgestorbene Altpreufsische, 2. das Lithauische in Ostpreufsen und Samogizien, 3. das Lettische in Kurland und Livland.

b) in den slavischen im engern Sinne, der das Russische (mit Denkmälern vom 11. Jhdt. an), Bulgarische (Denkmäler seit dem 9. Jhdt.), Polnische (seit dem 14. Jhdt.), Czechische, Serbische, Albanesische einschliefst. Der wendische Zweig wird auch mit dem böhmisch-czechisch-polnischen unter dem besondern Namen Litu-Slavisch zusammengefafst.

Die slavische Familie, immer in engster Nachbarschaft der germanischen, ist zuletzt in die Geschichte eingetreten.

5. Die germanische Sprachfamilie, der wir eine besondere Betrachtung schuldig sind.

Der indogermanische Sprachstamm nimmt unter allen Sprachen der Welt die erste Stelle ein. Die Völker, die ihm angehören, sind von jeher die Lenker der Geschichte gewesen und haben in der Gegenwart und in nächster Vergangenheit darin nicht einmal mehr Nebenbuhler. Es ist daher ganz natürlich, dafs die Thätigkeit der Sprachforscher vorzugsweise auf die Zweige des arischen Stammes gerichtet gewesen ist und auch ferner noch gerichtet sein wird. Trotz der grofsartigen Arbeiten und Erfolge, die in diesem Gebiete erzielt worden, sind die wichtigsten, unser höchstes Interesse herausfordernden Fragen noch ungelöst. So ist man in der Bestimmung der Urheimat unseres Sprach- und Volksstammes über Vermutungen noch nicht hinausgekommen. Man ist lange gewohnt gewesen, das südwestliche Asien als die Wiege des Menschengeschlechts anzusehen und die Heimat der Indogermanen in das Bergland des Hindukusch zu verlegen; die einzige Thatsache, die als angeblich hierfür sprechend vorgebracht wird, ist, dafs jenes die Gegend ist, wo Iranier und Inder sich schieden. Für den Ursitz des Gesamtvolkes ist damit noch nichts bewiesen.

Was die nähere oder entferntere Verwandtschaft der einzelnen Familien unter sich betrifft, so haben die ersten Sprachforscher seit einigen Jahren sich zu der Ansicht bekannt, dafs die Trennung der fünf europäischen Linien von einander später eingetreten sein mufs als deren gemeinsame Trennung von den beiden

Digitized by Google

asiatischen, die ihrerseits wieder bis fast zum Anfange der historischen Periode (c. 2000 v. Chr.) als ein Volk zusammen blieben. Über diesen letzten Punkt herrscht Übereinstimmung. Auch darin ist man wohl einig, dafs die indische und iranische Sprache der arischen Ursprache am nächsten kommen, und hieraus eben schliefst man nicht ohne Grund, dafs sie sich auch räumlich am wenigsten von ihr getrennt haben müfsten.

Innerhalb der europäischen Gruppen werden das Germanische und Slavische als näher verwandt von den übrigen abgesondert; Lateinisch und Griechisch erweisen sich als nahe stehend; bezüglich des Keltischen schwanken die Meinungen, ob es eine ganz unabhängige Abteilung bilde oder als dem Italischen nahe kommend mit diesem zusammenzunehmen sei. Es ist klar, dafs alle auf so schwankender Grundlage aufgebauten Hypothesen über das Alter der einzelnen Sprachen und die Reihenfolge ihrer Individualisierungen einen wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen können. Wenn man die bisher aufgestellten Vermutungen sichtet, so findet man zwei einander anscheinend schnurstracks entgegenlaufende Theorieen: die eine, die mit dem Gedanken der successiven Völker- und Sprachtrennung operiert; die andere, die gar keine Spaltung zwischen Asien und Europa zugiebt, sondern nur kontinuierliche Vermittlung. Der Vertreter dieser Theorie, Johannes Schmidt, erkennt an, dafs Griechisch, Italisch, Keltisch nahe zusammengehören, aber eine historisch abgesonderte Gruppe bilden sie ihm nicht; denn wie das Italische zwischen dem Griechischen und Keltischen vermittelt, so vermittelt auf der andern Seite das Keltische zwischen Italisch und Deutsch, sodann ferner das Deutsche zwischen Keltisch und Slavisch u. s. w. Man würde sich hiernach die indogermanischen Sprachen als eine grofse Kette aus verschiedenen Ringen vorstellen müssen, welche in sich geschlossen ist, mithin weder Anfang noch Ende hat. Machen wir willkürlich einen Anfang beim Indisch-Iranischen, so folgt als nächster Ring das Litu-Slavische, dann das Germanische, das Keltische, das Italische, bis sich endlich das Griechische wieder an das Indisch-Iranische anfügt.

Diese Wellentheorie, wie ihr Urheber sie nennt, stimmt mit der Spaltungstheorie darin überein, dafs sie wie diese die zwischen den einzelnen indogermanischen Sprachen vorhandenen

Digitized by Google

Übereinstimmungen überhaupt für beweiskräftig hält, unterscheidet sich aber durch die Annahme eines kontinuierlichen Überganges, welcher an die Stelle der Spaltung gesetzt wird.

Gegen beide Theorieen ist einzuwenden, dafs die Momente, aus denen die nähere Verwandtschaft einzelner Sprachen geschlossen wurde, nach den Forschungsresultaten der letzten Jahre nicht so beweiskräftig sind, als man bis dahin annahm.

Daher sagt Delbrück, nachdem er die verschiedenen Theorieen geprüft hat, dafs es rätlich sei, nicht mehr als Folgendes anzunehmen: [1]) „Es ist wahrscheinlich, dafs die Grundsprache nicht, wie man früher anzunehmen geneigt war, eine völlig einheitliche gewesen ist. Denn wenn wir recht haben anzunehmen, dafs dieselbe eine Entwicklung von Jahrtausenden durchgemacht hat, so mufs das Urvolk zur Zeit der völlig ausgebildeten Flexion zahlreich gewesen sein; es werden also gewifs innerhalb desselben Verschiedenheiten im Sprechen sich herauszubilden begonnen haben. Diese Verschiedenheiten sind die Keime einiger der Verschiedenheiten, die wir bei den indogermanischen Sprachen wahrnehmen. Andere sind hinzugekommen, nachdem die Grundsprache sich in die Einzelsprachen gespaltet hatte.“ Die Spaltung kann zunächst darin bestanden haben, dafs sich Verkehrsgrenzen zwischen den dialektischen Verschiedenheiten innerhalb des noch zusammenwohnenden Urvolkes bildeten. Damit begann das Sonderleben der Sprachen und Völker und der Gang ihres individuellen Lebens und Schicksals.

VII.

Die germanische Grundsprache.

Die indogermanische Ursprache ist einem grofsen See zu vergleichen, der lange Jahrhunderte in feste Ufer eingeschlossen, sein Leben nur durch das Auf- und Niederwallen der Wasser kund giebt. Allmählich haben die Flutungen an einzelnen Stellen des Beckens Einschnitte eingewaschen, diese erweitern sich nach und nach, und endlich fliefst ein Strom nach dem andern, der

[1]) Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium, Leipzig 1880.

Digitized by Google

eine in dieser, der andere in jener Richtung, in selbstgegrabener Rinne davon. Auf dem Wege der Einzelströme stellen sich aber bald unüberwindliche Hindernisse entgegen; die Wasser sammeln sich von neuem, jeder Strom für sich, in Becken, bis auch diese überströmen und neue Rinnen dem Strome freie Bewegung gestatten. Diese sekundären Quellenseeen stellen die Grundsprachen der einzelnen Familien dar; derselbe Prozefs, der die arische Ursprache in die Einzelkanäle geleitet lat, wiederholt sich auf dem Wege der weitern Sprachentwicklung; die Individualisierung der Dialekte schreitet fort von ganzen Stämmen bis herab zu Gauen und Dörfern. Die Anlage zu dieser Spaltung dürfen wir auch unserer germanischen Grundsprache zuschreiben; die Keime zu den Verschiedenheiten, welche die einzelnen Dialekte zeigen, lagen gewifs schon in ihr, die Rinnen für den Abflufs der Einzelsprachen waren schon in den Anfängen vorhanden; gleichwohl dürfen wir als höhere Einheit über diesen eine gemeinsame Grundsprache annehmen, welche den Entwicklungen sämtlicher germanischer Sondersprachen zu Grunde liegt.

Die grunddeutsche Sprache als Tochter der arischen Stamm-Mutter hat, wie ihre Schwestern, aus dem in der Urheimat gesammelten, für alle Verhältnisse des damaligen Lebens ausreichenden Sprachschatze ihr Erbteil bekommen und in den Zweigsprachen bewahrt. Dieses Erbgut zu sammeln und zu sichten, ist vielfach Aufgabe der Forscher gewesen. Foerstemann,[1]) — der berühmte Verfasser des altd. Namenbuches, — hat sich nicht darauf beschränkt, die Bestandteile unseres urdeutschen Sprachschatzes zusammenzutragen, die mit gröfserer oder geringerer Sicherheit der ältesten Schicht desselben zugeschrieben werden können, sondern hat auch diejenigen Wörter, die unsere Sprache nur mit den europäischen Schwestersprachen gemein hat, zusammengestellt und aus den so sich ergebenden Gruppen Schlufsfolgerungen gezogen, die zu interessant sind, als dafs wir sie dem Leser vorenthalten dürften.

Von der zwar nicht unbestrittenen, aber doch höchst wahrscheinlichen Annahme ausgehend, dafs die deutsche Grundsprache

[1]) Foerstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes, Nordhausen 1874, 2 Bände.

Digitized by Google

entschieden am fernsten von den indisch-iranischen Sprachen steht, dafs dann das Griechische folgt, hierauf das Italische; dafs uns noch näher das Keltische und am nächsten die litu-slavische Sprache steht, substituiert Foerstemann fünf Sprachperioden vor Absonderung des Deutschen:

1. die indogermanische,
2. die ältere europäische,
3. die jüngere europäische nach Absonderung des Griechischen.
4. die nordeuropäische (Deutsch, Keltisch, Slavisch umfassend),
5. die slavogermanische.

Mit Berücksichtigung der 4, auf die indogermanische folgenden hypothetischen Sprachperioden scheidet er den urgermanischen Sprachschatz, — mit Übergehung alles dessen, was in hohem Grade zweifelhaft ist, — in 921 Wörter oder richtiger Wörtergruppen; darunter 434 Substantiva, 101 Adjectiva, 18 Pronomina, 26 Zahlwörter, 294 Verba und 48 Partikeln. Diese Masse zerlegt er sodann nach den erwähnten Sprachperioden in vier Teile, nämlich 1. in solche, die bis ins Arische, 2. die bis ins Griechische, 3. ins Italische, 4. ins Keltische sich verfolgen lassen, und indem er die Wörterklassen nach ihrer Häufigkeit ordnet, gelangt er zu folgender Übersicht:

Perioden:

	1. arische	2. griech.	3. italische	4. kelt.	Summa
Subst.	220	96	87	31	434
Verba	160	76	55	3	294
Adject.	60	15	23	3	101
Partik.	36	6	6	—	48
Zahlw.	24	1	1	—	26
Pronom.	17	1	—	—	18
	517	195	172	37	921

Aus dieser Übersicht ergiebt sich als erstes uud sicheres Resultat, dafs die 1. (indogermanische) Sprachperiode bereits mehr als die Hälfte unseres gesamten grunddeutschen Sprachschatzes gebildet hat, und dafs jede folgende Periode diesem Schatze

Digitized by Google

weniger Neues hinzugefügt hat als die vorhergehende. Dieses Resultat ist ein Beweis für den auch auf rein theoretischem Wege gefundenen Satz, dafs das Leben einer Sprache im Laufe der Zeit an Lebenskraft abnimmt, die Sprachbewegung sich verlangsamt. Fafst man die 2., 3. und 4. Periode als europäische Spracheinheit in eine zusammen, so ergiebt sich:

	arische Periode.	europäische Periode.	Summa.
Subst.	220	214	434
Verba	160	134	294
Adject.	60	41	101
Partik.	36	12	48
Zahlw.	24	2	26
Pronom.	17	1	18
	517	404	921

Es hat mithin die Periode der europäischen Einheit, — deren Schauplatz Foerstemann trotz des Namens der „europäischen" ganz in Asien denkt, — den Wortschatz in den drei ersten Klassen annährend ebenso bereichert wie die arische Periode. Diese Bereicherung ist in den Substantiven, Verben und Adjektiven naturgemäfs darum stärker, weil in diesen Klassen Begriffe liegen, die das neue Leben nach der Absonderung vom Urstamme mit sich brachte. In den übrigen Wortklassen war bereits in der I. Periode das wirkliche Bedürfnis befriedigt; was in dieser II. noch hinzugekommen ist, diente wesentlich dem Luxus bis hinab zu den Zahlwörtern wie Million, Milliarde, und zu den Pronomen wie „Allerhöchstdieselben".

Den Sprachschatz dieser beiden ältesten Perioden seinem Inhalte nach genauer zu betrachten und die sich hieraus für die Kulturgeschichte ergebenden Schlüsse zu ziehen, behalten wir uns für den dritten Teil dieser Arbeit vor; hier wollen wir den Faden der Geschichte unserer Sprache möglichst ununterbrochen weiter führen.

Hinter die keltische Periode setzt Foerstemann die jüngere slavo-germanische; in dieser stellt sich der Schatz des gemeinsamen Sprachgutes auf:

Digitized by Google

Substantiva	188
Verba	85
Adjectiva	38
Partikeln	3
Zahlwörter	2
Pronomina	2
	318

Vergleicht man diese Reihe mit den Ergebnissen der arischen und allgemein-europäischen Periode, so gelangt man zu folgenden Resultaten:

1. In der slavo-germanischen (5.) Periode zeigt sich eine stärkere Sprachthätigkeit in der Wortbildung als in der 2., 3. und 4. Periode.

Der Schatz von 318 Wörtern, soviel Unsicheres den einzelnen Wortgruppen desselben noch anhaften mag, bürgt für die Existenz eines slavogermanischen Zeitraums.

2. Die gröfsere Zahl der Neubildungen in dieser Epoche im Vergleich zu den drei vorhergehenden Perioden darf als ein Beweis dafür angesehen werden, dafs die slavogermanische Einheit von längerer Dauer gewesen ist als jede der andern Einheiten (nach der Trennung vom arischen Urstamme), ja, dafs sie in ihrer Dauer der Periode der europäischen Spracheinheit beinahe gleichkommt.

Der nächste und wichtigste Schritt zur Selbständigkeit unserer Sprache war nun die Lösung auch dieses letzten Bandes und ihre Ausbildung zu dem, was sie zur deutschen im eigentlichen Sinne gemacht hat. Auch diese Ausbildung kann nicht auf einmal vor sich gegangen sein, noch weniger kann die Trennung in verschiedene Zweige oder Dialekte sofort nach Ausscheidung des Slavischen erfolgt sein; die früheren Entwicklungsperioden nötigen zu der Annahme einer grunddeutschen Sprachperiode, d. h. einer Zeit, in welcher sich unsere Sprache selbständig nach der Anlage und geistigen Richtung des germanischen Urstammes frei ausgebildet hat, ehe sich die als Keime schon vorhandenen Dialekte trennten. Gerade die Vergleichung dieser der Zeit nach auseinanderliegenden Schöfslinge macht es zur Gewifsheit, dafs es eine grunddeutsche Sprachperiode gegeben hat, ja dieses Grunddeutsch läfst sich mit ziemlicher Sicherheit aus ihnen sogar rekonstruieren.

Digitized by Google

Das Sprachgut auch dieser Periode hat Foerstemann gesammelt und mit dem Sprachschatz der früheren Perioden verglichen. Die vier ersten Perioden in Verbindung mit der slavogermanischen neben die urgermanische Sprachbildung gehalten, giebt folgende Reihen:

	1. arisch-europäisch-slavo-german. Erbe.	2. urdeutsche Sprachbildung.
Subst.	618	582
Verba	379	369
Adject.	139	157
Partik.	51	55
Zahlw.	28	6
Pronom.	20	9
	1235	1178

2413.

Der gesamte Sprachschatz der urdeutschen Periode beträgt also 2413 Wörter, die in zwei ziemlich gleiche Hälften zerfallen; die gröfsere ist altererbtes, die kleinere neu erworbenes Eigentum.

Während auf dem begrenzten Gebiete der Pronomina und Zahlwörter das Urdeutsche keine grofse Thätigkeit mehr entwickeln konnte, hat es sich auf dem Felde der beiden am reichsten entfalteten Redeteile, der Substantiva und Verba, noch äufserst schöpferisch bewiesen und zwar in beiden Teilen mit überraschend gleichmäfsiger Kraft, so dafs die Neuschöpfungen dem ererbten Gute nahezu gleichkommen. Von 1200 grunddeutschen Substantiven bildet der neue Erwerb 48½, von 748 Verben über 49 Prozent.

Ein ganz anderes Bild bieten die beiden folgenden Wörterklassen dar; bei den Adjektiven und Partikeln tritt das Ererbte gegen das Neuerworbene zurück, hier war also das Grunddeutsch verhältnismäfsig am thätigsten, was um so bemerkenswerter ist, als beide Wortklassen schon weniger als die übrigen dem blofsen und unabweisbaren Bedürfnisse, als schon mehr einem gewissen

Digitized by Google

Schmucke der Rede dienen, die Adjektive mehr auf poetischem, die Partikeln mehr auf prosaischem Gebiete. Schon hieraus können wir entnehmen, dafs der deutsche Stamm nach seiner Trennung vom slavischen in eine mächtige und starke Entwicklung eingetreten und einen alle früheren Perioden überbietenden Fortschritt in der Kultur gemacht haben mufs, — was wir in den späteren Betrachtungen sich auf glänzende Weise bestätigen sehen werden.

Fragen wir zum Schlusse, was die germanische Grundsprache von ihren Verwandten unterscheidet, so können wir mit W. Scherer [1]) kurz hierauf antworten: „Auf dem Gebiete der Lautlehre: das konsonantische Auslautsgesetz, die Lautverschiebung, der auf die Stammsilbe gerückte Accent, das vokalische Auslautsgesetz. Auf dem Gebiete der Formenlehre: die von den übrigen Westariern aufgegebene, von den Germanen festgehaltene altarische eigentümliche Gestalt des Vokalablauts. Aufserdem in der Konjugation: Einbufse der Augmenttempora, des Futurums und eigentlichen Konjunktivs, dafür die besondere Ausbildung der Verba präteritopräsentia nach altarischem Typus. In der Deklination: Verlust der Kasus, welche die Funktionen des Ablativs und Lokativs hatten; Entwicklung einer dreifachen Form des Adjectivs: der starken, schwachen, der scheinbar flexionslosen. Auf dem Gebiete der Wortbildung ist der Ablaut bedeutsam. Auf dem Gebiete der Syntax machen sich die Folgen der Eigentümlichkeiten der Formenlehre und des Wortschatzes geltend. Für die verlorenen Kasus treten Präpositionen in Funktion, an Stelle der Tempora und Modi Hilfszeitwörter."

Die meisten dieser unterscheidenden Merkmale des Germanischen werden wir im zweiten Hauptteile unserer Bilder näher zu betrachten Gelegenheit haben.

Wir gehen weiter zu den germanischen Sondersprachen.

---

[1]) W. Scherer, Zur Gesch. der deutschen Sprache, 2. Aufl. Berlin 1878, S. 6 ff.

Digitized by Google

VIII.

Die Zweige der germanischen Sprachfamilie.

1. Verwandtschaft der germanischen Sprachen unter einander.

Wie wir bei der arischen Ursprache die Ausbildung einzelner Dialekte bereits vor der Trennung in Stämme annehmen und in der sich nach und nach vergröfsernden Verschiedenheit dieser einen Hauptanlafs des endlichen Auseinanderstrebens sehen müssen, ganz so verhält es sich auch mit der grunddeutschen Sprache. Lange bevor die einzelnen Zweige sich sonderten, waren dialektische Unterschiede vorhanden und eingewurzelt, die dann, sobald noch ein äufserer Grund der Trennung hinzukam, zur Bildung besonderer Stämme und besonderer Sprachen naturgemäfs führten. Je nach der frühern oder spätern Trennung gestaltete sich die gröfsere oder geringere Selbständigkeit der Einzelsprachen. Sehen wir von den Stämmen ab, die vom Schauplatz der Geschichte verschwinden, ehe ihre Sprachen sich zur Litteratursprache erhoben haben, so können wir folgende germanische Zweigsprachen unterscheiden: Gothisch, Altnordisch, Altsächsisch Angelsächsisch, Friesisch und Hochdeutsch. Hinsichtlich des Verwandtschaftsgrades dieser Sprachen glaubte Grimm nach einer dreifsigjährigen Beobachtung den Satz aufstellen zu müssen: „Die gothische Sprache steht in inniger Verwandtschaft zur hochdeutschen, doch verbleibt jener noch ein gewisser Anschlufs an die nordische. Hochdeutsch, Niederdeutsch (Altsächsisch) und Angelsächsisch haben aufserdem eine merkwürdige Berührung mit dem Nordischen. Hochdeutsch und Niederdeutsch vermitteln sich im Fränkischen; das Friesische schlägt die Brücke aus dem Dänischen ins Sächsische; von dem hochdeutschen Ufer an das gothische ist sie uns abgebrochen.“ [1])

Auf Grimms Ausspruch fufsend, begnügte man sich eine Zeitlang bei der Annahme, dafs die gothische Sprache, sozusagen die Mutter unserer hochdeutschen, ihrer späteren Tochter an Reinheit der Vokale u. a. überlegen sei. Das vermeintliche mütterliche Verhältnis des Gothischen zum Hochdeutschen wurde

[1]) J. Grimm, Grammatik, Bd. I. 3. Auflage. S. 9.

Digitized by Google

zuerst durch A. Schleicher erschüttert, der erkannte, dafs Althochdeutsch, Altsächsisch, Angelsächsisch und Altfriesisch nach Wortvorrat und Grammatik sich dem Gothischen gegenüberstellen; neben diesen Dialekten einerseits und dem Gothischen anderseits nahm er als dritte, für sich alleinstehende Sprache das Altnordische an. Foerstemann stimmt Schleicher im wesentlichen bei, nur läfs er die Dreiteilung nicht von vornherein, sondern successive vor sich gehen. Von dem urdeutschen Stamme rifs sich zunächst das Gothische los; den verbleibenden Stamm nennt Foerstemann Mittelurdeutsch; nach längerer Wandlung dieses rifs sich das Altnordische los; der Rest spaltete sich in die übrigen vorerwähnten Sprachen.

Abgesehen von den sprachlichen Bedenken, die sich gegen vorstehende Annahme geltend machen lassen, ist es ein Widerspruch gegen die geschichtlichen Thatsachen, dafs die Gothen vor den Westgermanen sich vom deutschen Urstamme getrennt und auf die Wanderung begeben haben sollen; wie wäre es da zu erklären, dafs sie am letzten von allen germanischen Stämmen auf der Weltbühne auftreten? — Dafs Gothisch und Altnordisch in vielen Punkten zusammenstehen und im Gegensatz zu den übrigen germanischen Sprachen, konnte so scharf blickenden Forschern wie Schleicher und Foerstemann nicht verborgen bleiben; aber nirgends fanden sie einen zwingenden Grund, dafs diese Stämme als eine nähere Einheit neben der speziell deutschen aufzufassen seien; die Abweichungen zwischen beiden Sprachen schienen einer solchen Einheit sogar direkt zu widersprechen. In der That, der Unterschiede zwischen Gothisch und Nordisch giebt es genug; diese verlieren aber bedeutend an Gewicht, wenn man in Erwägung zieht, dafs die altnordische Sprache 6—7 hundert Jahre später in unseren Gesichtskreis tritt als das Gothische. Die Zusammengehörigkeit beider Sprachen hat neuerdings aber auch eine innere Begründung erfahren; Müllenhoff und Scherer glauben den durchgreifenden Unterschied zwischen Gothisch und Nordisch einerseits und den übrigen germanischen Sprachen anderseits in dem konsonantischen Auslautsgesetz gefunden zu haben und scheiden demgemäfs die germanischen Sprachen in Ostgermanisch und Westgermanisch. Kurz formuliert lautet jenes Gesetz: „Nur s (und vermutlich r) wird

Digitized by Google

im Ostgermanischen, kein Konsonant (oder nur r) im Westgermanischen am Wortende geduldet.“ Ostgermanisch vulfs, gasts, sunus, gôds, frijônds, nahts wird westgermanisch: wolfâ gastî, sunô, gôda, nahta, diese zu wolf, gast, sunu, gôd, naht. Diesem Gesetz hat H. Zimmer in Hauptz Zeitschrift 1876, S. 393 ff. eine eingehende Behandlung gewidmet und noch eine Reihe anderer sprachlicher Thatsachen, die der in Frage stehenden Zweiteilung der germanischen Dialekte zur Stütze dienen können, zusammengestellt, und diese sind von so grofsem Gewichte, dafs die von Müllenhoff und Scherer als Möglichkeit hingestellte Annahme über den Wert einer blofsen Hypothese sich erhebt und einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Der westgermanische Zweig, der sich von der deutschen Ursprache am weitesten entfernt hat, mufs notwendig sich zuerst vom Hauptstamme losgelöst und die Wanderung nach Westen begonnen haben, während der Rest noch eine längere Zeit in den Ursitzen verharrte. Es ist eine längst ausgemachte Thatsache, dafs die Westgermanen die keltischen Völkerschaften, die vor den Germanen Deutschland inne hatten, immer mehr nach Westen und Süden drängen und ihnen die neue Heimat Stück um Stück entreifsen. Es liegt auf der Hand, dafs nicht die gesamte keltische Bevölkerung von ihnen ausgetrieben oder vernichtet wurde; zahlreich werden die alten Bewohner, einzeln wie in kleineren Verbänden, im Lande geblieben und allmählich mit den Eroberern verschmolzen sein. Hieraus, sowie aus der noch Jahrhunderte fortdauernden stetigen Berührung mit den Kelten im Frieden wie im Kriege, mufs das westgermanische Wesen und die westgermanische Sprache entschieden nachhaltigen keltischen Einfluſs erfahren haben, unter dem sich der Unterschied zu dem Ostgermanischen herausbildete und festsetzte. Es wäre zu wünschen, dafs die Sprachforschung diesen Einfluſs auf den Sprachschatz wie auf die Sprachformen im einzelnen näher zu verfolgen und klar zu stellen bald unternähme.

Die Ostgermanen müssen, da sie vom Urdeutschen viel mehr als die in keltische Besitzungen vorgedrungenen Westgermanen erhalten haben, noch geraume Zeit in der urgermanischen Heimat verblieben sein; sie müssen aber auch, da grade das Gothische den innern Zusammenhang mit dem Litu-Slavischen aufweist,

Digitized by Google

noch längere Zeit mit den Letto-Slaven in Berührung geblieben sein und durch diese mit andern arischen Völkern in Asien und an den Thoren Europas.

Auf der andern Seite werden die ostgermanischen Völker sicher auch mit den westgermanischen Brüdern, wenn anfangs auch nur lose, Fühlung behalten oder doch bald gesucht haben, bis sie sich allmählich wieder dicht an jene heranschoben und die weiten Strecken zwischen dem schwarzen und baltischen Meere erfüllten. An den Ufern der Ostsee erfolgte die Trennung des Stammes; ein Teil der gothischen Völkerschaften drang auf und über die Inseln der Ostsee nach Skandinavien vor bis hinauf in den fernsten Norden. Auf der Insel Island war es, wo Sprache und Poesie dieses Volkes, gleichsam im Eise erstarrt, trotz der späten Fixierung durch die Schrift uns in einer so ursprünglichen Gestalt erhalten blieben, wie bei keinem Zweige der Westgermanen, die doch weit früher in den Bereich einer höhern Kultur traten. Der andere, gröfsere Teil der Gothen strebt, als das Römerreich zu wanken beginnt, immer stärker dem Süden zu, dessen glühende Sonne Volk und Sprache zuletzt wegschmelzt. Auch dieser Zweig der Gothen hat sich wieder gespalten, und dies schon in einer Zeit, in welche nur die Sage, nicht die Geschichte zurückweist, — in Ost- und Westgothen. Was wir von gothischer Sprache besitzen, verdanken wir hauptsächlich den Westgothen; die Ostgothen müssen aber mit diesen eine volle sprachliche Einheit gebildet haben, dies beweisen die uns von dem Ostgothischen erhaltenen Sprachüberreste; noch mehr beweist es aber der Umstand, dafs das Werk des Westgothen Ulfilas von den Ostgothen als ein Werk der eigenen Sprache angesehen und geehrt wurde.

Widmen wir nun den einzelnen Sprachen eine kurze Betrachtung.

2. Die ostgermanischen und niederdeutschen Sprachen.

Das Gothische.[1])

Die gothische Sprache, die unter allen Schwestern am ehesten zur Schriftsprache erhoben wurde, zeigt sich als die vollkommenste der ganzen Familie. Nirgends sonst erscheint das Gesetz

[1]) J. Grimm, Gesch. der d. Spr. Lpz. 1846. Bd. I. Leo Meyer, Die goth. Sprache. Berlin 1869.

Digitized by Google

der Laute so einfach und fest in einander greifend, wie bei den Gothen. Überall bestehen nur die drei kurzen Vokale a, i, u, mit Vorgewicht des a. Keine dieser Kürzen kann durch Verdoppelung zur Länge gemacht werden, vielmehr ist die Länge grade den Lauten beschieden, die als Kürzen unstatthaft sind, ê und ô. Aus kurzem i und u erblühen vier Diphthonge, ei, ai und iu, au. Umlaut hat sich noch gar nicht, Brechung noch wenig entwickelt. Mit ihren neun Vokalen, a, i, u, ê, ô, ei, ai, iu, au, die dem Klange nach deutlich und klar geschieden sind, ist der Gothe imstande, seiner Rede einen wuchtigen vollen Tonfall zu verleihen, der eindringlich und ernst ins Ohr fällt

Was die gothische Sprache vor allen andern germ. Dialekten auszeichnet, sind kurz folgende Momente:

1. Das s in den Nominal- und Verbalendungen erscheint noch fast ebenso bedeutsam wie im Lat. und Griechischen .Man halte nur fisks neben piscis, gen. fiskis neben piscis, reiks neben lat. reg-s, reikis — regis; haba — habeo, habais — habes, habaith, habet, habats — habetis.

2. Keine andere deutsche Sprache hat die Dualform im Pronomen und Verbum besser erhalten, als die gothische, obschon auch sie ihrer beim Substantiv und Adjektiv ermangelt. Beim Pronomen hat der Dual sogar alle vier Fälle, z. B. vit (wir beide), gen. ugkara, dat. ugkis, accus. ugkis.

3. Die Bildung eines Medio-Passivums ohne Hilfszeitwort vermag unter allen germanischen Sprachen nur das Gothische, freilich nur in schwächerer Form als z. B. Sanskrit und Griechisch, weil nur auf das Präsens beschränkt. Ich helfe = hilpa, hilpis, hilpith, hilpam, hilpith, hilpand lautet im Passiv: hilpada, hilpaza, hilpada, im Plural für alle drei Personen hilpanda.

4. Die Bildung des Präteritums einer ganzen Klasse von Verben durch Reduplikation tritt nur noch im Gothischen klar zu Tage, z. B. grêta, gaigrôt; halda — haihold; stalda — staistald u. s. w.

5. Das Gothische unterscheidet neben dem Indikativ einen Optativ, der zugleich den Konjunktiv vertritt, mit besonders ausgeprägten Endungen; es hat ein Particip Präsentis mit aktivem, ein Part. Prät. mit passivem Sinne; von dem in unserer

Digitized by Google

Sprache schmerzlich vermifsten Part. Perf. im Aktiv scheinen wenigstens Spuren in einzelnen Substantivableitungen erhalten.

6. In der Deklination besitzt das Gothische nicht minder wie in der Konjugation die Endungen in der unverkürztesten Form und relativ gröfsten Vollkommenheit. Bei einer grofsen Zahl von Substantiven vermag es noch einen besondern Vokativ (Singul.) zu unterscheiden, z. B. sunus = filius, sunu = fili. Dagegen hat es den in andern Dialekten erscheinenden Instrumentalis (Ablativ) eingebüfst.

7. Dafs bei der Adjektivflexion alle drei Geschlechter sowohl beim prädikativen als attributiven Adjektiv genau unterschieden werden, ist schon hervorgehoben worden. Günstig ist auch, dafs das Gothische nach den drei Adjektiv-Deklinationen Adverbia auf aba, iba, uba bilden kann, wo im Althd. überall eintöniges ô erscheint.

Diesen formalen Vorzügen stellen sich nun aber auch einige Mängel gegenüber, die das Gothische als Umgangs- und Litteratursprache weniger geeignet erscheinen lassen, als das Althochdeutsche und andere Dialekte. In den Vokalen macht sich eine grofse Breite fühlbar, ja eine gewisse Einförmigkeit, die besonders dadurch bewirkt wird, dafs der vollste aller Vokale, nämlich a, entweder allein oder mit i und u verbunden durch sein häufiges Vorkommen alle andern Vokale in Schatten stellt. Wie oft findet man nicht den auf amma ausgehenden Dativ Sing. der Adjektive an Stämmen, deren Grundvokal schon a ist, wie antharamma; ebenso a in der Verbalflexion, wo die andern Dialekte andere Vokale zeigen, z. B. haba, habais, habam, habant, wie auch in den Passivendungen da, za, nda, im Optativ dáu, záu, ndáu. Neben dieser Einförmigkeit in den Vokalen machen sich Härten in den Konsonanten-Verbindungen fühlbar, zd, zg, pn, sv, sj, oder noch schwierigere wie saggdjan = in etwas senken, svegnjan frohlocken, svumfsl = Fischteich u. s. w. Was aber auch dem Gothischen nach dieser Seite abgehen mag, auf syntaktischem Gebiete hat es wieder unerreichte Vorzüge, die es befähigen, in leichter, freier Bewegung allen Feinheiten der griechischen Konstruktion sich anzuschmiegen. Vergleicht man des Ulfilas Bibelübersetzung mit dem griechischen Urtext,

Digitized by Google

so steigert sich unsere Achtung vor seiner Sprache zur Bewunderung. In ungezwungener Haltung bewegt sie sich zwischen knechtischem Anschluſs und abschweifender Willkür in besonnener Freiheit. Was das Christentum an erschöpfenden Ausdrücken zur Bezeichnung seiner Begriffe und neuen Lebensrichtungen auf dem sittlichen Schauplatz verlangt, — der Gothe giebt es aus seinem Sprachvorrate oder bildet Ersetzendes in treffendster Weise. Seine Rede ist voller Kraft und Gesetz, voll altertümlicher Würde, reich an Formen und Gebilden; seine Darstellungsweise tritt ebenbürtig neben die Sprache der Evangelisten, ebenbürtig neben die erhabene Sprache der Veden, ebenbürtig neben den Redestrom, der melle dulcius aus des göttlichen Sängers Homeros Munde flieſst. Damit der geneigte Leser sich an dem Klange dieser Sprache mit uns erfreue, bitten wir, das nachstehend aus Matth. 6, 9 ausgehobene Vaterunser kräftig nachzusprechen: Atta unsar, thu in himinam, veihnai namo thein, quimai thiudinassus theins, vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga, jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim, jah ni bringgais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin: unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. [1])

Altnordisch.

Auf die Erhaltung der reinen nordischen Sprache hat sowohl der längere Fortbestand des Heidentums als die abgesonderte Niederlassung freier norwegischer Geschlechter (874) in dem fernen Island günstig gewirkt, wodurch allein eine groſse Zahl von Denkmälern geborgen und fortgepflanzt wurde, deren edelster Teil jedoch schon vor jenem Auszug, wenigstens der Grundlage nach, entsprungen gewesen sein muſs. Darum heiſst auch diese Sprache richtiger altnordische oder norroena, als isländische, obschon sie sich auf der abgeschiedenen Insel bis heute fast unversehrt erhalten hat. Sie gehört zwar dem ganzen skandinavischen Altertum an, vorzugsweise jedoch dem norwegischen.

[1]) Vgl. M. Heyne, Ulfilas mit Wörterb. u. Grammat. Paderborn 1878, 7. Aufl. M. Heyne, Laut- und Flexionslehre der altg. Dialekte, Paderborn 1880, 3. Aufl.

Digitized by Google

In dem Reiche der Vokale herrscht grofse Mannigfaltigkeit: acht kurze Vokale: a mit zwei Umlauten e und ö, i mit der Trübung e, u — o, y = Umlaut von u. Lange Vokale â, ae, ê, î, ô, oe, û, ŷ, Diphthonge ei, iu, au und dessen Umlaut ey. Umlaut wird nicht blofs durch i, wie im Hochd., sondern auch durch u bewirkt. Unter den Konsonanten erscheint neben þ = th auch ð = dh. Assimilation und Gemination sind häufige Erscheinungen: gull statt gulð, ballr statt balðr, fimm statt fimf, kappi statt kampi, mitt für mînt u. s. w.

In der Konjugation hat das Nordische noch vollere Formen als die niederdeutschen Sprachen; es bildet noch in der Mehrzahl drei geschiedene Endungen: finnum, finnið, finna, im Konjunktiv finnim, finnið, finni. Es ist der einzige Dialekt, der Spuren eines Infinit. Prät. erhalten hat: skulu = debuisse, munnu meminisse, fôru = ivisse etc. Als hervorstechendste Eigentümlichkeit des Nordischen aber darf zweierlei betrachtet werden: das Artikelsuffix und die Passivflexion. In der nordischen Sprache kann nämlich, abweichend von den übrigen Dialekten, das als Artikel verwandte Demonstrativ inn, in, it neben seiner gewöhnlichen Stellung vor dem Substantiv auch demselben angehängt werden, z. B. nom. dagr-inn, gen. dags — ins, dat. degi — num, acc. dag-inn; pl. dagar-nir, daga-nna, dögu-num, daga-na. In der Edda erscheint diese Suffigierung des Artikels selten, in den späteren Denkmälern häufiger.

Die Passiv-Flexion im Nordischen beruht ebenfalls auf einer Art von Suffigierung, nämlich des Reflexivpronomens, das, ursprünglich dem Verbum frei nachfolgend, sich an dasselbe angehängt und durch Verkürzung den Schein einer Flexion hervorgerufen hat, zugleich mit Umwendung der reflexiv-medialen Bedeutung in die passivische. So wurde z. B. das reflex. Pronomen mik, verkürzt in mk oder mc, mittels des eingeschobenen Vokals o der ersten Person angehängt: râðomk ich berate mich, hêtomk ich hiefs mich. Für das Pronomen der 3. Person wurde sik in sc, z verkürzt. Im Isländisshen hat sich omc völlig verloren, sc — z sich in st verwandelt, welches allen und jeden Personen zur Bildung des Passivs angefügt wird, z. B. tekst

[1]) J. Grimm, d. Grammatik. IV. 39—47.

Digitized by Google

capior, tekst caperis, tekst capitur, tökumst capimur, takist capimini, takast capiuntur.

Dafs diese beiden Arten von Suffigierung eine Art Agglutination bilden und dem Einfluſs der agglutinierenden finnischen und lappischen Sprache, mit denen das Nordische in engste Berührung kam, zuzuschreiben sein dürfte, — ist eine Vermutung, die ich mit aller Reserve hier aussprechen möchte. Wer die nordische Sprache genauer kennen lernen will, den verweisen wir auf: Wimmer, altnord. Grammatik, übersetzt von Sievers, Halle 1871 und für die Lektüre auf:

Lieder der alten Edda von Br. Grimm, Berlin 1815, ferner auf die Ausgaben der Edda von Lüning, Moebius, Bugge, Grundtvig, Karl Hildebrand.

Altsächsisch. [1])

Die altsächsische Sprache steht von allen niederdeutschen Dialekten der hochdeutschen am nächsten. Im Vokalismus unterscheidet sie sich nur in den Diphthongen; die goth. Doppellauter ái, ei, áu erscheinen in ê, î und ô, ahd. ei, au (ou) uo in ê, ô, ô verwandelt, — was als ein Nachteil der sächsischen Mundart gelten muſs. Auf konsonantischem Gebiete ist bemerkenswert das dem ð parallele gestrichene ƀ = bh, das als Spirans im Inlaute gilt, wenn ein Vokal oder d folgt, z. B. aband, hobid, habda; vor t, l, n steht f: craft, aftar.

In der Flexion der Substantive ist abweichend der Genit. Sing. auf as statt is, der indes nur in den ältesten Denkmälern erhalten ist; im Heljand ist nach althochd. Weise es eingetreten.

In der Konjugation ist das auffallendste, dafs der Plural für alle drei Personen nur eine einzige Form besitzt, d. h. die der dritten auch für die erste und zweite gelten läſst. Dieselbe Eigentümlichkeit haben auch Angelsächsisch und Friesisch.

Das Hauptdenkmal der altsächsischen Sprache ist der Heljand, ein kostbares Kleinod alter Poesie und unschätzbar für die Kulturgeschichte. Christus erscheint in dem Gedichte als ein gewaltiger Völkerfürst, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Scharen daherzieht, um die reichen Gaben

[1]) J. Grimm, Gram. I. 174.

Digitized by Google

des ewigen Lebens auszuteilen. Wie der Herr die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den grofsartigen Formen, in welchen die Beratung der deutschen Könige mit ihren Herzogen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich ging, erzählt: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottes Sohn sich selbst erkor, weiter hinab lagern die Scharen der Völker. Es warten die Getreuen auf das Wort ihres Königs, sinnend verharren sie in ehrerbietigem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkünden wird.“ [1])

Angelsächsisch.

Der Sprache der Angelsachsen schlug es zum Vorteil aus, dafs die Inselbewohner, obgleich früher zum Christentum übergetreten, als die zurückbleibenden Altsachsen, durch den Einfluss der freieren brittischen Kirche weniger zum Gebrauch der lateinischen Sprache gezwungen waren und in den kirchlichen Handlungen meistenteils die ihrige beibehielten. Weder Geistliche noch Könige und Vornehme verschmähten es, die angeborene Zunge fortzubilden, und daher rührt die beträchtliche Zahl von Prosaschriften zu einer Zeit, wo bei uns mitten in Deutschland die Muttersprache gering geschätzt wurde (10. Jhdt.).

Im angelsächsischen Vokalismus fällt die Beschränkung des reinen a in den Wurzeln auf, während es in der Flexion haftet; goth. dags wird zu däg, aber im Plural dagas. Brechung des a zu ea tritt ein vor Konsonantenverbindungen mit l, r, h, z. B. beald (balt), ceald (kalt), eald (alt) u. s. w. Die Brechung eo für i geschieht vor r, z. B. sweord (swert), heorte (herz).

Die Dentalspirans gliedert sich in eine Media ð und eine Tenuis þ = th; letztere schreibt man seit Grimm gewöhnlich im Anlaute, erstere im In- und Auslaute. Die Anlaute hl, hn, hr, wl, wr sind von einfachem l, n, r deutlich getrennt. Der Konsonant w vokalisiert sich bei nachfolgendem i, z. B. cwiman wird cuman, swister zu suster.

Mit dem Gothischen teilt die reiche angelsächsische Sprache noch manches, was sonst ausgestorben ist, so z. B. se, seo,

[1]) Ausgaben des Heljand von Schmeller 1830, neuere von Grein u. Heyne; Übers. von C. Simrock, Elberfeld 1856.

Digitized by Google

thät = sa, sô, thata. Einzelne Perfektreduplikationen hat das Angelsächsische treuer bewahrt als alle andern Dialekte. Auf den lebendigen Zusammenhang angels. und altnordischer Vorstellungen weisen manche gemeinsame Wörter hin, wie eotan, an. iötun, thyrs = an. thurs, — beides Bezeichnungen für Riese; aufserdem walkyrja, brago = bragra, bear = nemus sacrum, hleoðor = oraculum u. a. [1])

Altfriesisch.

Die Friesen behaupten, soweit unsere Geschichte reicht, ihren Sitz an derselben Stelle, d. i. an der nord-westlichen Küste Deutschlands, fast von der Schelde bis gegen Jütland sich erstreckend und die nah gelegenen Inseln des Meeres erfüllend. Da wo die Römer schon Friesen kannten, sah sie auch das Mittelalter und wissen wir sie noch heute. Es kommt nicht vor, dafs Friesen in andere Teile Europas gezogen seien, oder dafs sie auszuwandern begehren; sie bewahren ihre angestammte Heimat. Damit hängt auch die zähere Beschaffenheit ihrer Sprache zusammen: in Denkmälern aus der mittelhochd. Zeit erscheint sie noch mit Formen, die sich den alts. und althochd. an die Seite stellen; die Abgeschiedenheit des Volkes hat, beinahe wie auf Island, den alten Sprachstand gehegt, und man ist zu dem Schlufs berechtigt, dafs von dem Mittelalter rückwärts bis zum Beginn des 9. Jhdts., wo im lateinischen Volksrecht einzelne friesische Wörter begegnen, und von da bis zur Zeit der Römer in der friesischen Sprache verhältnismäfsig weniger Veränderungen eingetreten sein werden, als in jeder andern deutschen Sprache. Auch in den jetzigen friesischen Dialekten dauert noch viel Altertümliches. [2])

Die friesische Sprache hält eine Mitte zwischen angelsächsischer und altnordischer, wobei ihr besonderer Anschlufs an den anglischen (nord-englischen) Dialekt nicht zu übersehen ist. Ähnlich dem ags. ä pflegt e an Stelle von a zu treten, aber in allen Flexionen zu beharren: dei, deis, pl. degar. Die Konsonanten stehen im allgemeinen auf ags. Fufs; eine auffallende Abweichung ist, dafs sz für k und g eintritt; überhaupt

[1]) Grein, kurzgefafste angels. Grammatik, Kassel, 1880. Sievers, zur altangels. Deklination in Paul u. Braunes Beiträgen I, 486—504.

[2]) J. Grimm, Gesch. d. d. Spr. I. 668.

Digitized by Google

die Neigung, die Guttural-Laute in palatale zu verwandeln, z. B. sthereke Kirche, tzilik Kelch, szeler Keller, fenszen fangen u. s. w. Daneben zeigt sich die Neigung, das r zu versetzen, z. B. fersk statt fresk — frisch, gers — Gras, îrsen — statt îsarn, kersten Christ.

In der Flexion ist ags. as (nom. pl.) in ar übergegangen und so dem Nordischen gleich geworden: fisk — fiskar, sunu — sunar.

Die ältesten Denkmäler der friesischen Sprache sind in Gesetzen und Weistümern enthalten, gesammelt von R. F. von Richthofen: Friesische Rechtsquellen, Berlin 1838. [1])

IX.

Gothische und althochdeutsche Schrift.

Bevor wir in der Entwicklungsgeschichte unserer Muttersprache einen Schritt weiter thun, wird es angemessen sein, einen Blick auf die Mittel zu werfen, welche den altgermanischen Sprachen zum Zwecke der schriftlichen Darstellung zu Gebote standen, und die Gründe zu erwägen, welche die Gothen und Franken bestimmen konnten, die heimische Schrift aufzugeben und eine fremde anzunehmen.

Es darf als ausgemacht angesehen werden, dafs sämtliche deutsche Völker zur Zeit, als sie zuerst mit den Römern in Berührung kamen, längst im Besitz einer Buchstabenschrift ganz originaler Art waren; Runen nannten sie ihre Schriftzeichen. [2]) Obwohl in Form und Namen bei den einzelnen Stämmen von einander abweichend, haben die Runen doch so viel Verwandtes und Gemeinschaftliches, dafs nicht daran gezweifelt werden kann, dafs alle auf ein einheitliches System zurückzuführen sind und aus einem einheitlichen Alphabet sich entwickelt

---

[1]) M. Rieger, alt- und angels. Lesebuch nebst friesischen Stücken, Giessen 1861.

[2]) W. Grimm, die Runen. Göttingen 1821. Wackernagel, Litteraturgesch. S. 14. H. Rückert, Gesch. d. hd. Sprache l. c.

Digitized by Google

haben. Dieses einheitliche Alphabet bestand, wie die neuesten Forschungen ergeben haben, aus 24 Buchstaben; das nordische, aus 16 Zeichen bestehend, hat sich aus dem reichern entwickelt, indem einige Runen seit dem Ende des 8. Jhdts. sich verloren; das angelsächsische Alphabet hat die Zahl der ursprünglichen Zeichen auf 28, bez. auf 33 vermehrt. Die Formen der Runenzeichen sind nicht, wie man früher annahm, direkt aus dem Phönizischen hervorgegangen, sondern sie beruhen auf den 24 Buchstaben der lateinischen Schrift der Kaiserzeit und sind den Germanen durch die Kelten vermittelt worden. Die Namen der Buchstaben sind deutsch: fê — f, ûr — u, thorn, thurs — th, ans — a, reidh — r, hagal — h u. s. w. Die Abweichung der deutschen Zeichen von den lateinischen, z. B. ᚠ = F, ᚢ = Q, ᛏ = T erklärt sich aus der Art und Weise, wie die Germanen ihre Schriftzeichen machten. [1])

Das zum Schreiben verwendete Material waren Holz, Steine und andere feste Körper; auf solches Material konnte man Schriftzeichen nicht schreiben, sondern nur reifsen (to write), und zwar nur senkrechte Linien und schräge, an oder durch die senkrechten gezogen. In dieser, durch das Schreibmaterial ursprünglich beeinflufsten Form der Runen lag kein Hindernis, dafs sie nicht auch auf anderm Material hätten verwendet werden und mit andern Werkzeugen, Pinsel oder Feder an Stelle des Messers, hätten gebildet werden können.

Der Name Rune bedeutet, soviel dies aus goth. rûna und garûni geschlossen werden kann, Geheimnis und geheimnisvolle Beratung, und diese Bedeutung weist ganz genau auf die älteste Verwendung hin. Die Runenschrift war indes kein Geheimnis, sondern ein Gemeingut der Priester, der Volksedeln und vieler Frauen. Geheimnisvoll aber war ihre Verwendung; sie diente nur sakralen Zwecken, vornehmlich zu Zauber und Weissagung. Wer das Schicksal befragen will, schneidet von einem fruchttragenden Baume (nur Buche und Eiche gelten dafür) Zweige, die er in Stücke zerlegt. Jedes Stäbchen versieht er mit einem Runenzeichen, und macht deren so viele, als Runen da sind

[1]) Sophus Bugge, Abhdl. der Gesellsch. der Wissenschaften in Christiania, 1873. Wimmer, Runeskriftens, 1874.

Digitized by Google

(Buchstabe). Dann streu er die Stäbchen auf Geratewohl auf ein ausgebreitetes Tuch aus und hebt dreimal, jedesmal ein Stäbchen, auf und erklärt dann aus den so blindlings aufgehobenen Runen das Fragliche, so dafs das Los vollkommen dabei herrscht. Da nun jede Rune aufser ihrem Laute noch einen Namen, und dieser Name eine ganze Vorstellungsreihe hinter sich hatte, so gaben die drei aufgehobenen Stäbchen dem Weissager drei Begriffe an die Hand, aus denen sich Sätze bilden liefsen, um auf die vorgelegte Frage zu antworten. Das Verbinden der drei Begriffe hiefs lesen, d. i. sammeln, und die Sätze, welche gebildet wurden, waren Verse, in denen die aufgehobenen Buchstaben die Reimstäbe (Allitteration) bildeten. Es liegt auf der Hand, dafs solche Weissagungen nur von Kundigen gegeben werden konnten und eine Kunst bildeten, die mit der Dichtkunst Hand in Hand ging.

Die Verwendung der Runen zum Zwecke des Zaubers ist mindestens ebenso alt; der Runenzauber galt für so kräftig, dafs man erzählte, Odin habe sich durch die Runen erst selbst vom Weltenbaume, an dem er als Frucht hing, abgelöst.

In dem eddischen Liede: Odins Runen-Zauber sagt der Gott von sich:

Ich weifs, dafs ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odin geweiht,
Mir selber ich selbst.
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich fiel ich zur Erde.
Wort aus dem Wort verlieh mir das Wort,
Werk aus dem Werk verlieh mir das Werk.
Weifst du zu ritzen? weifst zu erraten?
Weifst du zu finden? weifst du zu forschen?

Und indem sodann neun verschiedene Zauberkünste angeführt werden, heifst es:

Ein viertes weifs ich, wenn der Feind mich schlägt,
In Bande die Bogen der Glieder,
Sobald ich es singe, so bin ich ledig,
Von den Füfsen fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen.

Digitized by Google

In den Heldenliedern lehrt Brynhild, nachdem sie von Siegfried aus dem Zauberschlaf erweckt ist, den Helden:

Siegrunen schneide, wenn du Sieg willst haben;
Grabe sie auf des Schwertes Griff;
Auf die Seiten einige, andere auf das Stichblatt,
Und nenne zweimal Tyr (den Schwertgott).
Aelrunen kenne, dafs des andern Frau
Dich nicht trüge, wenn du traust.
Auf das Horn ritze sie und den Rücken der Hand
Und mal ein N (Not) auf den Nagel.

Hier werden wir auf die Verwendung der Runen zum Zauber deutlich genug hingewiesen. Keinen andern Zweck haben die auf Geräten aus der heidnischen Zeit aufgefundenen Runeninschriften gehabt. Für die Aufzeichnung von poetischen Erzeugnissen und andern Geistesprodukten sind sie nicht verwendet worden.

Dafs man aber beim Übergang der ältesten Sprachen in die litterarische Thätigkeit die Runen recht wohl als Schrift hätte verwenden können, namentlich wenn man sie für diesen Zweck etwas anders stilisierte, ist zweifellos. Weshalb es nicht geschehen ist, lag nicht darin, dafs die Runen diesem Gebrauche technische Hindernisse entgegenstellten, sondern darin, dafs die aus dem Heidentum stammenden und mit vielem heidnischen Aberglauben verflochtenen Zeichen den christlichen Schriftstellern grofse Bedenken erregen mufsten. Wurden sie aus dem Gebrauche verdrängt, so verdrängte man damit zugleich ein gutes Stück Heidentum. Aber das war es nicht allein. Jedes Runenzeichen hatte für sich eine mit dem Lautwert unlöslich verbundene Bedeutung, die ihm, auch wo es ganz allein stand, den Wert nicht eines Wortes, sondern, wenn man es in Worte zusammenfassen wollte, eines Komplexes von Worten gab. Es war eine ganze Sphäre religiöser, naturphilosophischer, ethischer, ästhetischer Gedankenkeime, die auf dem Boden jedes solchen Zeichens wurzelten und in der Phantasie, dem Verstande und Gemüte jedes Runenkundigen aufsprofsten, sobald er eine Rune sah oder selbst machte. Das, was wir als die einzige Aufgabe unserer Feder ansehen, dem andern durch die buchstabenweis vollbrachte Zusammenfügung von Wortgebilden unsere Gedanken vermittelst der gewöhnlichen Bedeutung dieser Wörter mitzuteilen,

Digitized by Google

konnte zwar auch vermittelst zusammengestellter Runen bewerkstelligt werden, und wir lesen und verstehen die wenigen Reste altdeutscher Runenschrift nur so. Aber doch war dies für die Zeitgenossen nur die Nebensache, oder vielmehr unendlich inhaltreicher, als was der bloſse Wortlaut besagte. Die ganze Welt von Anschauungen, die sich mit den Runen verband, ist uns bis auf einige dürftige Ahnungen völlig unzugänglich, aber es gehört ein starkes Maſs von Gedankenlosigkeit dazu, sie deshalb zu leugnen. Da die erste umfassende Verwendung der alten germanischen Sprachen zu schriftlicher Darstellung der Einführung des Christentums galt, war es für die Schreibenden eine zwingende Notwendigkeit, sich nach andern Schriftmitteln umzusehen und der heimischen sich zu enthalten.

Die Gothen, die in langem Verkehr mit den Griechen standen und das Christentum von ihnen überliefert bekamen, wandten sich in der Schriftfrage naturgemäſs an ihre Lehrmeister. Ulfilas fand aber, daſs das griechische Alphabet sich für den Ausdruck der gothischen Laute wenig eignete; er ging daher mit dem Mute eines geborenen Sprachschöpfers daran, die griechische Schrift seinen Zwecken anzupassen, verfuhr aber hierbei ganz im Geiste der heidnischen Schriftentwicklung. Er näherte seine Runen durch möglichst kleine Veränderungen den entsprechenden griechischen Buchstaben, nahm entschieden griechische Formen in unveränderter Gestalt nur da auf, wo das Runenzeichen unzweckmäſsig erschien, behielt aber das Runenzeichen fast unverändert bei, wo sich für den betreffenden Laut ein passendes griechisches Zeichen nicht darbot, und gab freigewordenen Runenzeichen, die mit einem Zeichen des griechischen Alphabets der Gestalt nach zusammentrafen, die Geltung des griechischen Zeichens. So schuf er sich eine Schrift, welche die Laute des gothischen Idioms in einer hinreichend genauen Weise wiederzugeben geeignet war.

Die Angelsachsen verfuhren in ähnlicher Weise mit dem lateinischen Alphabet, d. h. sie paſsten diese Schriftzeichen den Lauten ihrer Sprache möglichst genau an, und das gelang ihnen mit geringfügiger Änderung. Die Franken nahmen mit dem römischen Christentum zugleich auch die römische Schrift an, was sich nach dem Vorgange der Angelsachsen und unter dem Einfluſs dieser von selbst verstand.

Digitized by Google

X.

Die hochdeutsche Sprache.

Althochdeutsch.

Dafs der ober- oder hochdeutsche Zweig des germanischen Sprachstammes, während alle andern Äste in der Fremde verdorrten, trotz aller Fährnisse von aufsen und innen, die ihn nicht minder wie die übrigen Zweige bedrohten, sich nicht blofs von den Zeiten der Völkerwanderung bis auf den heutigen Tag lebenskräftig erhalten, sondern in zunehmendem Mafse sich zu dem Organ ausgebildet hat, in welchem das geistige Leben aller deutschen Stämme pulsiert und zur Einheit sich zusammengeschlossen hat, das verdankt diese Sprache weniger ihrer Kraft und Vorzüglichkeit, — so sehr diese auch den übrigen Verwandten das Gleichgewicht halten — als vielmehr der politischen Bedeutung des Volkes, welchem sie ursprünglich eignet, dem Stamme der Franken, in der ganzen Ausdehnung seines Namens. Klodwig, Karl Martell, Pipin und Karl der Grofse, die Schöpfer des grofsen Frankenreichs, das allmählich alle deutschen Stämme in sich aufnimmt, sind indirekt und direkt auch als die Begründer einer die übrigen Dialekte überwiegenden, bis zu einem gewissen Grade das gesamte Frankenreich umspannenden Sprache anzusehen, einer Sprache, die mächtig genug war, der gebildeten Litteratur- und Weltsprache des alten Römerreichs Stand zu halten und ein unüberwindliches Gegengewicht zu werden. [1])

Unter den vielen Verdiensten Karls des Grofsen um die Rettung der germanischen Welt aus den Banden des Romanismus, denen sie zu unterliegen drohte, steht wahrlich nicht an letzter Stelle das Wagnis, die fränkische Sprache, weil sie seine und seines Volkes Sprache war, zu einer dem Lateinischen ebenbürtigen Litteratursprache zu erheben. Dieses Ziel zu verwirklichen, machte er den Versuch, die fränkische Sprache gram-

[1]) H. Rückert, Geschichte der nhd. Sprache, Leipzig 1875. Bd. I. A. Schleicher, die deutsche Sprache.

Digitized by Google

matisch zu fixieren; im Hinblick auf dieses Ziel unternahm er es, die Geistesarbeit der Vorzeit zu sammeln und die Denkmäler der heimischen Poesie der fremden an die Seite zu stellen. Derselben Absicht entsprang der Versuch, an den Monats- und Windnamen zu zeigen, dafs die heimische Sprache aus eigenen Mitteln die in sie gedrungenen fremden Bestandteile zu ersetzen reich genug und zu jeder Art von Gebrauch' geschickt sei. Wenn auch der weitblickende Kaiser mit seinen Bestrebungen einen unmittelbaren Erfolg nicht erzielte, so ist und bleibt er dennoch in höherem Sinne der Schöpfer unserer deutschen Litteratur und unserer Schriftsprache und ist für sie dasselbe, was Ulfilas für die Sprache seines Volkes war, ja noch mehr. Denn was er in den ersten Keimen pflanzte und pflegte, das bricht ungefähr hundert Jahre nach ihm plötzlich ans Licht, — eine eigene deutsche Litteratur in hochdeutsch-fränkischer Sprache, und der Mönch Ottfried in Weifsenburg kann in mehr als einem Betracht als Fortsetzer und Vollender des von Karl dem Grofsen begonnenen Werkes betrachtet werden. Die vor, neben und nach Ottfried entstandenen Denkmale jener ersten wirklichen National-Litteratur, aus Übersetzungen, zwischenzeiligen Übertragungen und Wortsammlungen bestehend und dem Zwecke der Bekehrung zum Christentum und dem Unterricht der Geistlichen dienend, selbst in der Dichtung durchaus der Tendenz der Lehrhaftigkeit hingegeben, — an ästhetischem Werte mögen sie noch so gering angeschlagen werden —; in sprachlicher Beziehung, aber auch als erste Lebenszeichen einer aus der gröfsten Zerrissenheit der Stämme sich hervorarbeitenden, nach Einheit ringenden national-deutschen Geistesrichtung sind sie im Leben der Sprache und des Volkes das glücklichste Ereignis der Geschichte. Und so ganz fehlt doch dieser Zeit der poetische Glanz nicht; denn wenn uns auch nur spärliche Reste der alten Götter- und Heldendichtung erhalten sind, so sind doch diese wenigen Überbleibsel ein unumstöfsliches Zeugnis für das Fortleben der alten Volkspoesie, ein Beweis dafür, dafs schon vor Einführung des Christentums eine Fülle von Liedern in allen Gauen des Vaterlandes gesungen wurde, von deren Inhalt uns noch die altnordischen Dichtungen einen schwachen Abglanz gewähren. Nur aus der Thatsache, dafs noch in der karolingischen Zeit und vielleicht auch noch

Digitized by Google

nach ihr die alten Gesänge, zum mindesten die Heldenlieder fortlebten, erklärt sich, dafs dieselben in der folgenden Zeit, nachdem sie eine zeitlang von der Oberfläche ganz verschwunden waren, gleichsam wie verhaltene Quellen mit neuer Kraft aus dem Volke hervorbrechen konnten.

Was nun die Sprache dieser ersten Litteraturepoche betrifft, so verdient es besondere Beachtung, dafs dieselbe erst seit Karl dem Grofsen lingua theodisca, oder thiutiska, die „volkstümliche" oder Sprache des Volkes genannt wird, nicht mehr ausschliefslich lingua barbara, wie früher selbst Deutschgeborene ohne alle Skrupel ihre Muttersprache zu bezeichnen gewohnt waren. Nur vereinzelt und fast nie aus deutschem Munde kommt die Bezeichnung Germanica lingua. Es ist, als ob man schon durch die Wahl von theodisca seine wärmere Zugehörigkeit hätte bekunden wollen, und als wäre die glatte Kälte des römischen germanicus dem deutschen Gefühl der Zeit, auch wo es hinter lateinische Verkleidung sich versteckte, zu frostig und nichtssagend erschienen. Keineswegs aber ist der Name theodiscus mit Althochdeutsch gleichbedeutend; denn man fafste in dem Worte so ziemlich alles, was germanischer Art war, Sächsisch und Bairisch nicht minder wie das, was man noch etwa von dem abgestorbenen Gothisch wufste. Zwar war der topische Begriff: alta Germania, Hochdeutschland, schon im 8. Jhdt. gefunden; aber niemand dachte daran, ihn sprachlich zu verwerten. Auch beweist der Heljand und anderes der niederdeutschen Sprache Angehöriges, dafs der für nationale Litteratur erwachte Geist das Gebiet der niederdeutschen Sprachen ebenso gut wie das hochdeutsche erfafst hatte; was aber dem Hochdeutschen das Übergewicht und die Herrschaft gewann, war, wie schon hervorgehoben wurde, die hervorragende und herrschende Stellung des fränkischen Stammes, oder richtiger des fränkischen Reiches, soweit in ihm das deutsche Element überwog, vom Niederrhein, von Aachen und Köln an aufwärts bis in das alemannische Gebiet am Fufse der Alpen und über den Main hinaus bis hinüber nach Thüringen. Denn wo immer in diesen Teilen des fränkischen Reiches das Deutsche zu litterarischen Zwecken verwandt wurde, war es zwar zunächst der örtliche Dialekt des Schreibers, in dem geschrieben wurde; aber

Digitized by Google

doch keineswegs so ausschliefslich und so ungeschwächt, wie etwa das Altsächsische erscheint; es hatten sich durch das Durcheinanderströmen der verschiedensten Dialekte innerhalb des mittel- und oberfränkischen Gebiets die Dialekte bis zu einem gewissen Grade an einander abgerieben, und die Schriftsteller waren schon ihrer praktischen Zwecke wegen genötigt, die Ecken und Spitzen ihres Sonderdialektes noch mehr abzuschleifen, um ihren Lesern verständlich zu sein und zu gefallen. So bildete sich eine Litteratursprache, die bei aller Gebundenheit der Schriftsteller an ihren Heimatdialekt doch einen gewissen gemeinsamen Typus hat, um dessentwillen sie unter einen gemeinsamen Namen gefafst werden kann. J. Grimm hat für diese Sprache den Namen „Althochdeutsch" eingeführt, und dieser hat sich als ein äufserst trefflich gewählter bewährt und infolge dessen befestigt.

Betrachten wir nun die althochdeutsche Sprache in ihren unterscheidenden Zügen, so erscheint sie uns im Vergleich zum Gothischen durch Angleichung und Verschiebung der Laute, — von der später besonders Rede sein wird, — reicher und mannigfaltiger, in der Flexion aber ist sie durchweg und beträchtlich ärmer. Nur beim Eigenschaftswort kann das Althochdeutsche noch den Nominativ vom Accusativ unterscheiden, beim Substantiv dagegen gilt die Form des letztern für jenen mit. Der Dual ist in der Deklination bis auf wenige Spuren, in der Konjugation gänzlich verschwunden; eben so das Passiv ohne Hilfszeitwort. Die Reduplikation, die im Gothischen noch rein auftritt, ist in diphthongischer Verschmelzung untergegangen. Nur darin zeigt sich die althd. Sprache der gothischen formell überlegen, dafs sie noch einen Ablativ oder Instrumentalis hat: bei den Masculinis und Neutris auf û, bei dem Femininum auf â, z. B. kotû, suertû, êwâ. Bei alledem ist das Althochdeutsche immer noch reich genug an mannigfachen, streng geschiedenen Flexionsformen, und was es an Formenreichtum gegen das Gothische eingebüfst hat, das hat es an Geschmeidigkeit und Wohlklang gewonnen. Die goth. Einförmigkeit des Vokalismus ist gemildert; aufser i, u, ei sind die kurzen Vokale e und o schon häufig; eine Menge neuer Vokalbildungen, io, eo, ua, ia, iu, ou, uo, erzeugen grofse Abwechslung. Die Konsonantenverbindungen des Gothischen haben sich nicht verloren, aber sehr gemildert. Vermöge ihrer

Digitized by Google

ganzen Anlage und Bildung ist die althochdeutsche Sprache zu einer Freiheit und Mannigfaltigkeit im Satzbau befähigt, die nur wenig hinter dem, was früherhin die gothische, und was die klassischen Sprachen hierin leisteten, zurücksteht.

XI.

Mittelhochdeutsch.

Es ist jedem, der sich mit der deutschen Litteratur einigermafsen vertraut gemacht hat, bekannt, wie auf die ersten Anläufe zu einer nationalen Litteratur in der althochdeutschen Zeit eine Periode des Stillstandes gefolgt ist, in welcher die Sprachentwicklung wie die Produktion in deutscher Sprache gänzlich stockt, — eine Zeit der innern Sammlung und Umgestaltung, die durch die Kreuzzüge und andere gleichzeitig wirkende Kräfte zum Abschlufs gelangt. Die glorreiche Zeit der Hohenstaufen eröffnet eine neue Sprach- und Litteraturperiode, die man allgemein von 1150—1525 datieren kann.

An Leib und Seele eine Tochter, wenn man es recht verstehen will, des Althochdeutschen, verdankt die neue Sprache ihre individuelle Physiognomie ihrer Stellung zur Zeit, zu dem Hoch-Mittelalter in der vollsten Bedeutung dieses Begriffs. Sie wird daher mit Recht die mittelhochdeutsche genannt.

Die Entstehung und Ausbildung dieser neuen Sprache geht Hand in Hand mit der Entwicklung des ritterlichen Lebens und der geistigen Bildung in den höheren Gesellschaftsschichten.

In jener höhern Sphäre, die sich beinahe mit Ritterstand und Rittertum deckt, erwuchs eine lebendige Gemeinsprache, die man füglich auch die Sprache des Rittertums nennen könnte. Da infolge des politischen Übergewichts des Südens über die nördlichen Gegenden dieses ritterliche Leben nach den süddeutschen Höfen, namentlich nach dem Sitz des Kaiserhauses in Schwaben und den ihm nahestehenden Fürsten in Österreich und Thüringen

Digitized by Google

gravitierte, so ist die schwäbisch-süddeutsche Färbung dieser Sprache natürlich. Andererseits aber ist diese Gemeinsprache keineswegs so in sich geschlossen, dafs sie nicht noch immer den provinziellen und individuellen Neigungen und Gewohnheiten der Dichter einen gewissen Spielraum gelassen hätte. Trotz aller abweichenden Schattierungen im einzelnen aber bleibt ihre Basis hochdeutsch, und im grofsen und ganzen bewegt sich die ritterlich-höfische Sprache doch jenseits der Grenze der Dialekte in einer verhältnismäfsig gröfsern Einheit als die althochdeutsche Sprache erlangt hat. Denn während in der althochd. Periode die Dialekte nur in ihren schroffsten Spitzen abgeschliffen wurden und der einheitliche Typus der verschiedenen Litteraturwerke mehr in diesem Hinausstreben über die Fesseln des Dialekts als in der wirklichen Erhebung über denselben besteht, hat die mittelhochdeutsche Periode einen Dialekt, den schwäbischen, über die andern erhoben; sie hat eine höhere, eine Art gebildeter Gemeinsprache entwickelt, in welcher sowohl die nunmehr neugeborene volkstümliche Heldendichtung als auch die fremden Vorbildern folgende höfische Epik, die Lyrik, — kurz die gesamte Dichtung jener fruchtbaren Periode niedergelegt ist. Und diese Sprache ist lebendige Sprache des Umgangs ebensosehr wie Schriftsprache. Selbstverständlich wurde nicht an allen deutschen Höfen und auf allen Burgen, in die das ritterliche Leben der Zeit eingezogen war, die Sprache der ritterlichen Bildung aus einem Munde geredet. Hartmanns Mittelhochdeutsch galt allen als mustergiltige Höhe des sprachlichen Ausdrucks, aber das Gespräch der gebildeten Menschen bewegte sich nicht in denselben Formen und Wendungen, die den Kunststil des Verses von selbst aus der Sphäre der alltäglichen, wenn auch noch so verfeinerten gesellschaftlichen Konversation herausrückten. Alle diese Ritter und ganz gewifs auch die ritterlichen Dichter als Glieder der ritterlichen Gesellschaft sprachen Vokale und Konsonanten etwas anders aus, intonierten die Wörter etwas anders an den Ufern der Donau als an den Ufern der Etsch und des Rheines; die landschaftliche Umgebung schuf damals wie zu jeder andern Zeit gewisse Nüancierungen einer und derselben die Summe des Geistes beherrschenden Formeneinheit. Es geschah, ohne dafs die Beteiligten selber es sich bewufst geworden waren,

Digitized by Google

noch weniger, dafs sie ihre Eigenart reflektiert zu behaupten oder herauszukehren versucht hätten.

Es hat in der neuesten Zeit nicht an Stimmen von sonst berühmtem Klange gefehlt, welche den einheitlichen Typus des Mittelhochdeutschen leugnen und seine Existenz für eine fingierte, für das Ergebnis gelehrter Reflexion erklären, das vor der Wissenschaft nicht standhalte. Diese Ansicht stützt sich auf die zufällige Überlieferung, in der uns die Denkmäler der mittelalterlichen Litteratur erhalten sind, deren Oberfläche in der That leicht zu einer so skeptischen Auffassung verleiten kann. Wer aber in die innere Geschichte der geistigen Gestaltungen jener Zeit einzudringen sich bemüht, wird, auch wenn die äufseren Urkunden das Gegenteil beweisen, doch auf der Thatsache einer solchen einheitlichen Sprache der ritterlich-höfischen Bildungssphäre bestehen müssen, weil sie mit zwingender Notwendigkeit aus allen übrigen Lebensäufserungen folgt. Auch widersprechen jene äufsern Urkunden nur scheinbar und nicht wirklich; viele, wenn nicht der gröfste Teil der Abweichungen in der äufsern Form ist lediglich auf Rechnung der Schreiber zu setzen, welche die Produkte der ritterlichen Sänger durch die Schrift zu fixieren hatten. Die neuere germanistische Philologie, welche von einer mittelhochdeutschen Einheitssprache als einer entlarvten fable convenue spricht, dürfte von den alten Meistern der Texteskritik, Lachmann, Haupt, W. Grimm u. a. lernen, wie man es machen mufs, dafs man trotz lauter Bäumen auch noch den Wald sieht.

Es versteht sich nach dem Gesagten von selber, dafs die Mundarten der Sänger, ihre Wanderungen durch Ober- und Niederdeutschland nicht ohne Einflufs auf die höfische Sprache blieben; doch vermochte die Einmischung niederdeutscher Elemente ihren Grundcharakter nicht zu verändern, machte sie höchstens flüssiger und geschmeidiger und dadurch für die Poesie um so geeigneter. Die Dialekte bestanden natürlich neben dieser Litteratursprache ungeschwächt fort und wurden hin und wieder sogar, — wie das Mittel- und Niederdeutsche, — als Schriftsprache benutzt; im grofsen und ganzen aber blieb, solange das staufische Kaiserhaus regierte und die Poesie blühte, die höfische Sprache vorherrschend.

Digitized by Google

Als Hauptcharakterzug dieser Sprache kann man die leichtere Beweglichkeit im Vergleich zum Althochdeutschen hervorheben. In den Wurzelsilben besteht die ganze Mannigfaltigkeit einfacher und diphthongischer, kurzer und langer Vokale, wie sie dem Althochdeutschen eigen waren, fort; dagegen treten in den Vor- und Ableitungssilben die schweren Laute zurück, die Flexionsendungen schwächen sich ab und nähern sich den gegenwärtigen Wortformen. Der Umlaut, der im Althochdeutschen schon angefangen hatte, sich geltend zu machen, greift jetzt völlig durch und verwandelt die Vokale a, o und u in ae, ë, e, oe, ö, ue und ü, teils um für die durch das Streben nach gröfserer Leichtigkeit entstandene Einförmigkeit in den Endsilben Ersatz zu geben, teils um bei der Nachfolge unentschiedener Vokale in den Flexions- und Ableitungssilben den Stammvokal gleichsam lautlich zu potenzieren, da man jedenfalls von a zu ae etc. eine Art von Aufschwung zu machen hat. So lauten die ahd. Wörter vullan, furi, horan, muozan etc. mhd. vüllen, vür, hoeren, müezen. Auch im Gebiete der Konsonanten tritt eine Erweichung ein, indem die althd. Tenues auf die gothische Stufe der Mediä in ausgedehntem Umfange zurücksinken. Indem aber die Sprache den Stufengang der Lautverschiebung gleichsam rückwärts wiederholte, wurde das innere Gleichmafs zerstört, das alte Gesetz verwirrt. Mit diesem Schritte beginnt die Sprache eigentlich schon in ihr Greisenalter zu treten; ihre schöpferische Kraft erlischt mehr und mehr und zeigt sich nur noch in der Umbildung fremder und veralteter Ausdrücke lebendig; das Bewufstsein von dem etymologischen Gehalt der Worte und der Sinn der Formen schwindet nach und nach fast ganz. Im Satzbau ist man gewandter geworden; Fürwörter und Artikel und eine Fülle von Füge- und Bindewörtern leisten dazu Unterstützung; aber man bedarf derselben, weil die Flexion allein wegen ihrer Einförmigkeit die Satzverhältnisse nicht mehr deutlich bezeichnet, und eben dieser Mangel entzog dem Bau der Sätze jenen freien und leichten Wechsel der Bewegung, dessen er sich noch im Althochdeutschen erfreut hatte. Wieviel aber auch die mittelhochdeutsche Sprache im Vergleich zu der gothischen und althochdeutschen Periode an formalen Vorzügen eingebüfst hat, — an Wohllaut und Tonreichtum hat sie entschieden in noch höherem Mafse gewonnen

Digitized by Google

wie das Althochdeutsche gegenüber dem Gothischen, und grade diese Vorzüge befähigten sie, den Zwecken der Dichtkunst in allen Richtungen zu entsprechen und Trägerin einer klassischen Litteratur zu werden.

XII.

Bildungsgeschichte der neuhochdeutschen Sprache.

Als im 14. Jahrhundert mit dem Rittertum die Poesie dahinwelkte, als mit der Litteratur zugleich der Gebrauch der schwäbischen Mundart zerfiel, trat eine Zeit sprachlicher und litterarischer Verwilderung ein, in der sich wieder die mundartlichen Besonderheiten des Schreibenden geltend machten, jedoch nicht mit der Reinheit, wie im Althochdeutschen, sondern unter dem Einflusse anderer Dialekte und in einem Gemenge derselben. Der schwäbisch-mittelhochdeutsche Dialekt verfiel diesem Mischungsprozesse mindestens in demselben Grade, wie die übrigen Mundarten, aber auch so noch, mit dieser Umwandlung, hätte er als Schriftsprache beibehalten, d. h. Neuhochdeutsch werden können. Allein dies geschah nicht; auf der Grenze des 15. und 16. Jhdts. reifst der Faden der unmittelbaren Entwicklung ab, und das Neuhochdeutsche ist ebensowenig die sprachgeschichtlich veränderte, spätere Form des Mittelhochdeutschen, wie die neuhochdeutsche Litteratur eine Fortsetzung der mittelhochdeutschen genannt werden kann.

Wir haben daher für das Neuhochdeutsche einen andern Ausgangspunkt zu suchen, den wir nicht verfehlen können, wenn wir den geistigen Vater des Neuhochdeutschen, Martin Luther, zum Wegweiser nehmen. Dieser sagt im 69. Kapitel seiner Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, dafs mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzeley, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen etc. haben im

Digitized by Google

römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." — Auffälliger Weise hat man diese unserer neuhochdeutschen Sprache ausgestellte Geburtsurkunde trotz der unanfechtbaren Autorität dessen, der sie giebt, bis in die neueste Zeit herab unberücksichtigt gelassen, und sich darin gefallen, die Quelle dieser Sprache im meifsen-thüringenschen Dialekte zu finden, wie er im Anfange des 16. Jahrhunderts im Geburtslande der Reformation gesprochen worden sei. Über die Grundlosigkeit dieser Annahme hätte man sich leicht aus Luthers Schriften überzeugen können, der in dem Buche: Wider die himmlischen Propheten d. i. gegen Karlstadt und die Bilderstürmer die abgeschmackten Reden eines dieser Propheten in dessen eigener meifsenschen Mundart anführt, die beginnt: Jhesus seit em Evangeli, wes nicht wu es steht, mine Brüder wissen's wol, u. s. w. wo dann Worte wie Brut (Braut), py (bei), uszihen (ausziehn) und ähnliche vorkommen, die von der Sprache Luthers ebenso verschieden sind, wie die übrigen Dialekte dieses Zeitalters. Die meifsensche Abstammung des Neuhochdeutschen hat man daher mit Recht, seit die geschichtliche Betrachtung der Sprache Platz griff, als Fabel aufser weiterem Betracht gelassen und, dem Fingerzeige Luthers folgend, der Kanzlei- oder gemeinen deutschen Sprache seine Aufmerksamkeit zugewandt. Wenn auch bis auf den heutigen Tag die Entstehungsgeschichte dieser Sprache im einzelnen noch nicht erschöpfend erforscht, die innerlich treibenden Kräfte von den künstlichen Einflüssen nicht hinreichend gesondert sind, so ist doch immerhin soviel ausgemacht, dafs bereits zu Anfang des 16. Jhdts. eine offizielle Reichssprache vorhanden war, die sich aus den seit dem Ende der Hohenstaufenzeit in deutscher Sprache abgefafsten kaiserlichen oder Reichs-Erlassen, aus dem offiziellen Verkehr der Reichsfürsten und ihrer Kanzleien untereinander, aber auch aus dem mündlichen Gebrauche auf den Reichstagen gebildet hatte und in dem Bedürfnisse wurzelte, ein Idiom zu haben, welches allen Reichsständen und Gegenden verständlich sei. Es würde irrig sein, anzunehmen, dafs die offizielle Reichssprache eine in allen Teilen feststehende und einheitliche gewesen sei; die einzelnen Kanzleien hatten jedenfalls noch ihre besondern, in dem Landschaftsdialekte begründeten Spielarten und Abweichungen, und man darf zugeben,

Digitized by Google

dafs, wie die Sprache der kaiserlichen Kanzlei von dem schwäbischen Dialekte ausgegangen, dieser aber unter den bairisch-österreichischen Kaisern eine wesentliche Veränderung durch die Dialekte jener Länder und die Abschleifung auf den Reichstagen erfahren hatte, so auch die Sprache der sächsischen Kanzlei von dem obersächsischen Heimatdialekte ausgegangen sein wird; um aber zum gemeinen Deutsch zu werden, wie es Luther in ihr vorfand, hat sie denselben Annäherungsprozefs durchmachen müssen, wie die kaiserliche Kanzlei-Sprache, und diese beiderseitige Annäherung wurde durch die einflufsreiche Stellung der sächsischen Kanzlei, durch die Reichstage und endlich in noch höherem Mafse durch die Buchdruckerkunst, namentlich durch die wichtigsten Druckerstätten des 15. Jhdts., Augsburg und Nürnberg gefördert und beschleunigt: denn in den Druckwerken dieser Orte findet sich eine den Reichsurkunden nahe verwandte Sprache, die nach „rechtem gemeynen teutsch" reden will. Hiernach erklärt sich ganz natürlich, — was als Thatsache nicht bestritten werden kann, — dafs die um 1490 von Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen erlassene Oberhof-Gerichtsordnung mit den Urkunden des Kaisers Maximilian aus derselben Zeit sprachlich sich einander so nahe gerückt sind, dafs es nur noch geringfügiger Änderungen bedurfte, um sie zu einer und derselben Sprache zu verschmelzen. Diese Verschmelzung aber ist erfolgt; Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen haben, wie Luther es ausdrückt, im römischen Reiche die deutschen Sprachen in eine gewisse gezogen, d. h. sie haben die so nahe gerückte Sprache der kaiserlichen und sächsischen Kanzlei in noch engere Übereinstimmung gebracht, Zwiespältiges und Schwankendes festgesetzt und das Ganze sowohl dem Niederdeutschen als dem Schwäbisch-Alemannischen gegenüber zur alleingiltigen Sprache der Reichsgeschäfte erhoben.

So war denn unsere neuhochdeutsche Sprache geboren, aber, eingeschnürt in die steifen Formen des offiziellen Stils, vermochte sie ihre Glieder nur schwerfällig zu regen. Nicht lange jedoch sollte sie des Erlösers aus der papierenen Fessel harren; denn schon hatte Luther den Stab in die Hand genommen, um aus dem starren Felsen einen frischen Quell hervorzurufen; seine Bibelübersetzung, für welche er mit dem sichern Blicke

Digitized by Google

des Genius die fertige Reichssprache wählte, trug diese neue Sprache im Fluge über ganz Deutschland, die Buchdruckerkunst verhalf ihr durch Verbreitung von tausenden buchstäblich gleicher Exemplare zum Siege über alle andern Dialekte, die mehr und mehr aus dem Gebrauche als Bücher- und Schriftsprache verschwanden, und indem sie gleichzeitig als Idiom des mündlichen Vortrags und Verkehrs in die Kirche ihren Einzug hielt, in die Schule, war ihr der Weg in das Haus und in die höhere Gesellschaft geöffnet, wo wir sie ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig erweitern sehen, dafs vor ihr die Dialekte auch aus dem mündlichen Verkehr, wenigstens in den Städten, bereits zu schwinden beginnen.

Die unterscheidenden Merkmale der neuhochdeutschen Sprache lassen sich kurz unter folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen:

1. Alle im Mittelhochdeutschen noch vorhandenen kurzen und doch betonten Stammsilben sind lang geworden: aus săgen ist sāgen, aus bŏte Bōte geworden.

2. Die mittelhochdeutsch langen Vokale î und û sind zu Diphthongen ei und au geworden, mîn zu mein, hûs zu Haus. Der Umlaut von u, iu ist in den Diphthong äu oder eu übergegangen, ou in au: hiute = heute, ouge in Auge. Durch diese ausgedehnte, wohl hauptsächlich durch die österreichische Mundart bewirkte Diphthongisierung sind eine Unzahl von Worten, die lautlich sonst geschieden waren, zusammengefallen, wie: wîde (salix) und wëide (pascuum), tûbe (Vogel) und toube (surdus). Andererseits sind die mittelhochdeutschen diphthongischen Laute in einfache lange: uo in u, üe in ü, i-e in i verflacht = truogen in trugen, trüegen in trügen, li-ebe in Liebe.

3. Das e der Schlufssilben ist überall tonlos geworden und in Folge dessen in weiter Ausdehnung getilgt, z. B. mhd. véllèst, véllèt = fällst, fällt, das Partizip füegende = fügend.

4. Die durchgreifendste Änderung auf dem Gebiete der Konsonanten ist die schon im 14. Jhdt. beginnende, jetzt aber verallgemeinerte Einführung der Media auch in den Auslaut: lop, sanc, rat = Lob, sang, Rad.

5. Die Aspiration h ist entweder verstummt, wie in Reh, Vieh u. s. w., oder sie wird in ch verwandelt. Auch der Unter-

Digitized by Google

schied zwischen f und v, Wolf und wolves, verschwindet. Vor l, m, n, w geht s in sch über, z. B. sluzzel Schlüssel, ebenso wird s in sp und st (wenigstens im gröfseren Teile Deutschlands), als sch gesprochen.

Das mhd. Zett des Anlauts und Auslauts, das zz des Inlauts, s und ss verwirren sich und es bleibt nur ein weicher (f, s) und ein scharfer S-Laut (fs und ss).

Innerhalb der Wortbiegung gilt zwar immer noch der Unterschied starker und schwacher Formen, aber nicht ohne mehrfache Verwirrung und Verarmung. Die Feminina, auch in der starken Deklination, haben im Singular alle Flexion eingebüfst.

In der Konjugation haben manche Wörter die ursprünglich starken Formen gegen schwache, andere die schwachen gegen starke vertauscht, der übrigen Verwirrungen und Einbufsen nicht zu gedenken.

Fassen wir diese Merkmale zusammen, so ist es klar: das Neuhochdeutsche hat im Vergleich zum Mittelhochdeutschen eine Schwächung der ehemaligen Kraft, eine Vergröberung seines Lautstandes erfahren; einige konsonantische und mehrere diphthongische Laute sind untergegangen; die schwächeren Accente neben dem Tone der Hauptsilbe sind erloschen; die durchgehende Länge der betonten Silben, die Kürzung der Flexionen und die so entstandene Einsilbigkeit zahlreicher Worte und Wortformen, der verminderte Gestalt- und Formenwechsel in Deklination und Konjugation, — dies alles sind Einbufsen, die es dem Dichter der neuhochdeutschen Zeit bis zur Unmöglichkeit schwer machen, seine Verse ebenso wohlklingend zu bauen, wie der mittelalterliche Dichter es vermochte. Aber auch die Anschaulichkeit der Begriffe, auch die verständige Deutlichkeit hat eingebüfst durch die weitere Abschwächung des etymologischen Bewufstseins, die Syntax weist ebenfalls manche Verluste auf, z. B. die viel beschränktere Anwendung des kausalen Genitivs und des Accusativs mit dem Infinitiv.

Das Schlimmste aber, was unserer Sprache aus ihrer papierenen Geburtsstätte anklebt, ist die Schreibung, die Orthographie, unter deren Mängeln und Gebrechen wir noch nach mehr als dreihundertjährigem Alter der Sprache eben so leiden

Digitized by Google

und seufzen, wie ihrer Zeit die Schöpfer und Verbreiter des Neuhochdeutschen. Indem wir uns vorbehalten, auf diese unberechtigte Eigentümlichkeit in einer besondern Betrachtung näher einzugehen, wollen wir den beregten Einbufsen und Verlusten der neuhochdeutschen Sprache gegenüber doch auch ihre Vorzüge nicht verschweigen und hervorheben, dafs sie durch manche Vorgänge, die wir lautlich und grammatisch als Einbufsen ansehen müssen, an Bsweglichkeit, Kraft und Gedrungenheit gewonnen hat. Was ihr an Wohllaut für den Versbau abgeht, findet einen Ersatz in ihrer Schmiegsamkeit, die sie befähigt, sich allen Mafsen und Formen anzupassen. Kann sie, wie Logau sagt, schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, so kann sie doch auch spielen, scherzen, lächeln, und ein Klopstock durfte mit Recht von ihr singen:

Dafs keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage, —
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren:
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Ihr wesentlichster Vorzug aber, der alle Mängel und Verluste tausendfach aufwiegt, ist, dafs sie ein gemeinsames Band für alle deutschen Stämme geworden ist, für hochdeutsche und niederdeutsche, ein Band, das Jahrhunderte lang das einzige war, das trotz aller auseinanderstrebenden Territorial-Interessen, trotz der sich feindlich gegenüberstehenden Konfessionen einen geistigen Zusammenhang aufrecht erhielt. Was ohne dieses Band der gemeinsamen Schriftsprache und der durch sie bedingten gemeinsamen Litteratur aus dem deutschen Volke geworden wäre, — wer vermag es zu sagen? — Das eine aber wissen wir gewifs: an das Bindemittel der gemeinsamen Sprache, an den in diesem Einheits-Idiom geschaffenen Geisteswerken hat sich das verloren gegangene Nationalgefühl allmählich wieder erhoben, oder richtiger gesagt, wiedererzeugt, an den grofsen Schöpfungen der Poesie des vorigen Jahrhunderts ist es erstarkt, an den politischen Errungenschaften im Anfang unseres Jahrhunderts,

Digitized by Google

in der Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Knechtschaft hat es seine ersten Regungen bethätigt, bis in der fortschreitenden Entwicklung die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums die Einheit und Einigkeit der Nation besiegelte. Eine Sprache, die solche Erfolge aufzuweisen hat, mag sie auch noch so viele Mängel und Unvollkommenheiten aus den jammervollen Zeiten, in die ihr Ursprung und ihre Ausbildung fällt, auf ihren Lebensweg mitbekommen haben, — sie ist darum nicht minder ehrwürdig und kostbar, denn sie war und bleibt der Hort des deutschen Volkstums, und wie sie der unmittelbarste, tiefste und umfassendste Ausdruck des deutschen Geistes ist, so war und bleibt sie auch das vorzüglichste Mittel zur nationalen Bildung.

XIII.

Die deutsche Kanzleisprache

vor Beginn der neuhochdeutschen Sprachperiode. [1])

Wenn in dem Vortrage über die Bildungsgeschichte der neuhochdeutschen Sprache die amtliche Sprache der Reichs- und Kurfürstlich-Sächsischen Kanzlei als Hauptquelle der neuhochdeutschen Schriftsprache bezeichnet wurde, so möchten wir zur nähern Veranschaulichung dem Leser noch ein paar Proben jener Sprache bieten, damit er an denselben die Verwandtschaft mit dem Hochdeutschen Luthers selber ermessen möge. An der Schreibweise, d. i. an der graphischen Seite der Urkunden möge man keinen Anstofs nehmen und bedenken, dafs in der ersten Zeit nach der Entstehung der neuen Sprache, ja im Grunde noch zwei Jahrhunderte lang, in Ansehung der Schreibweise eine gleiche Unförmlichkeit und Verwirrung herrschte.

[1]) G. Th. Diethmar, Zur Einleitung in die Geschichte der neuhochd. Grammatik, Marburg 1861.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich schreibt an seinen Bruder „Hertzog Johannssen“ v. Worms, a. 1495, Sonntags Quasimodogeniti, folgendes:

Am Mitwochen nechst vergangen, ist alle Pristerschafft in Stifften, Klöstern vnd Pfarren hie zu Worms, mit Fahnen, Kertzen, Schülern vnd vil Volcke, in grosser Menige, nach alter jerlichen Gewonheit mit dem heiligen vnd wirdigen Sacrament vnsers lieben Herrn Jhesu Cristi, in processione hinaus in die Vorstadt zu vnser lieben Frauen gegangen, da ein ehrlicher löblicher Stifft vnd schön Kirchen ist, auch vnser liebe Frau gar gnediglich vnd zeichenhafftig darinnen rastet. Als ist vormahln in Gewonheit gehalten, so man des Jares auf bemelten Tag mit dem Sacrament hinaus gehet, dass man der Geistlichkeit den Schlüssel zum Thorm vber dem Thor gegeben, haben sie hinauf geschickt vnd besehen lassen, ob Gefangene daruf legen, vnd so ymandes gefenglich daroben enthalten funden, den hat man loszlassen müssen, oder sind mit dem Sacrament nicht durch das Thor gegangen. Nu sind zu diesem mal villeicht etlich der Römischen Königlichen Maj. Gefangene auf dem Thor gelegen, derhalb seiner Kön. Gnaden Amptlewt die Slüszel darzu gehabt, das der Rat also der Geistlichkeit zu erkennen gegeben mit grosser Erpietung, so die Slüssel in irn Henden weren, dasz sie Ine aufzuslieszen nicht weigern wolten. Des sind die Geistlichen nit gesetigt gewest, vnd haben den heiligen waren Leichnam nicht wider hineintragen wollen, sundern da drauszen zu vnser lieben Frawen gelassen vnd allein herein gangen. Solches ist an die Königl. Maj. gelangt, die hat mit der Pristerschafft so vil verschafft, dass sie das heilig Sacrament nach Eszens in Regen vnd grossen Vngewitter haben müssen wider herein holen, in processione, erlich, wie sich geburt. Solch Vbung bedunkt vns seltzam, darumb haben wir Ewer lieb das als vor newe Zeitung zu eröffnen auch nicht verhalten wollen.

Müller, Reichstagstheater.

Kurfürst Friedrich des Weisen Testament v. J. 1517.

Von Gottes Gnaden Wir Friedrich Hertzog zu Sachsen, des H. Röm. Reichs Ertzmarschall und Churfürst, Landgraf in Doringen und Marggraf zu Meissen,

Digitized by Google

Nachdem wir aus Verleihung Gottes, des Allmächtigen, zu Herzen und Sinne geführt, wie zergänglich und sorgfältig das menschliche Leben auf diesem Jammerthal und keine bleibende statt, sondern der Weg der Bilgramschafft zum ewigen Leben ist, daher dem Menschen nichts heilbarers oder seeligers seyn mag, dann gut Achtung uf seinen Abschied zu geben und dergestalt, dasz er den in Zeit seines Lebens vorsichtiglich und Christlich verordne, uf dasz es, weil nichts gewissers alsz der Todt und nichts ungewissers dann die Stunde desselben, nicht übereilt und überfallen werde, sondern desto freyer und sicherer in dieser Bilgramschafft wandeln, des Todts warten, sein Leben vollenden und beschliessen und also zu ewiger Seeligkeit aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit kommen möge.

Derhalben im Nahmen der ewigen und ungetheilten Allerheiligsten Dreyfaltigkeit und der hochgelobten Jungfrauen S. Marien, der heiligen Gottes Gebärerin, unsers H. Aposteln S. Bartholomesz, unsers H. Engels und aller Gottes Heiligen, sätzen, und ordnen wir unser Testament und letzten Willen, und bestellen durch die hernach benannten unsere Testamentarien von Stund, wann Gott der Allmächtige uns von dieser Welt erfordern werdt, zu verfertigen und zu vollziehen gehalten zu werden, in massen von Puncten zu Puncten hernach geschrieben und ausgedruckt ist.

Zum ersten, bezeugen und protestieren wir H. F. v. S. Ch. vor euch allen, so gegenwärtig sind, dass wir, nach dem Willen Gottes des Allmächtigen, von dieser Welt scheiden wollen als ein christlich Mensch und befehlen unsere Seele dem Allmächtigen, Gütigen Gott in sein grundlosz Barmhertzigkeit und in das Verdienst des bittern Leidens unsers lieben Herrn Jesu Christi u. in die Vorbitte der Jungfrauen S. Marien u. aller lieben Heiligen.

Für das andere setzen, ordnen u. wollen wir, dasz unser Cörper in aller Gotts-Heiligen Stift Kirchen zu Wittenberg, in dem chor für den hoen Altar, unter dem Leuchter, daran das Bildnisz der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit ist, sol bestat u. begraben und kein erhöhet Grab gemacht werden, sondern ein schlechter Leichstein mit einem Meszen Plech, darauf ein Bildnisz in einer Churfürstl. Kleidung mit Umschrift unsers Tituls, Wappen

Digitized by Google

und Jahrzahl soll auf das Grab gelegt werden, aber uns zu Gedächtnisz soll ein gegoszen Bild unser Gestaltnisz auch mit Wappen, Titul und Jahrzahl in dem Chore auf die rechte Hand an den Pfeiler neben dem Gestühl, darinnen der Priester, so an den hohen festen das hohe ambt singt u. die Ministranten pflegen zu sizen, gesezt u. aufgericht werden.

Darnach schaffen, ordnen u. wollen wir, dasz alle unser Land u. Leute und was wir von Recht verlassen, wo wir ehelich manlich Leibs-Erben nicht haben oder hinter uns lassen würden, an den Hochgb. Fürsten, Herrn Johannszen unsern freundlichen lieben Bruder und Gevattern, auch Parschafft, Cleynoten, u. darzu Schulden, waz der redlicher Scheyn und antzeige verhanden seyn wirdet, kommen und gefallen sollen etc. Torgau am Sonntag S. Franciscentag n. Ch. unsers lb. Herrn Geburth 1517.

Dipl. Nachlese v. Schottgen u. Kreysig. Elfter Tl. S. 50.

XIV.

Periode der Verwelschung.

Die deutsche Sprachgeschichte des 16. Jhdts. ist ein Blatt voll ruhmreicher Erinnerungen in der Geschichte des nationalen Geistes. Die Schöpfung der neuhochd. Schriftsprache, die geniale Ausbildung und Verwertung dieser Sprache durch Luther, die geistliche Liederdichtung nach seinem Vorbilde, die Dichtungen eines Hans Sachs, Fischart, Murner u. a. sind Thatsachen, die um so glänzender hervorstechen, je tiefer seit dem Verfall der mittelalterlichen hochdeutschen Sprache und Poesie Finsternis und Chaos über der Litteratur sich gelagert hatten. Allein schon gegen das Ende des Jhdts. beginnt der fröhliche Glanz zu erblassen; dem Heldenzeitalter der neuen Sprache folgt die Periode der nüchternsten Prosa, in der alles geistige Leben erstarrt, während politische Zerrissenheit, Erniedrigung und Ohnmacht dem heiligen römischen Reiche den Untergang drohen. Wohin das Auge in diesem Jahrhundert des grofsen Krieges, des allgemeinen Jammers und Elendes auch blicken mag, — nirgends findet es etwas anderes als Zeichen des Welkens und Absterbens. Das Dasein der ganzen Nation wird bis

Digitized by Google

in seine innersten Wurzeln erschüttert, so dafs auch die wärmsten und verständigsten Patrioten an ihrer Zukunft verzweifelten. Dafs in dieser Zeit des Jammers und des Elendes das geistige Leben völlig stagniert und Sprache und Litteratur, weit entfernt, die Errungenschaften des früheren Jahrhunderts zu behaupten, verwildern und verkümmern, ist nicht zu verwundern und läfst sich als ein unabwendbares Übel der Zeit hinnehmen. Was aber niemals entschuldigt und beschönigt werden kann, was als schmählicher Verrat am Vaterlande für alle Zeiten gebrandmarkt werden mufs, das ist die Verwelschung der Sprache und des Lebens, deren diese Zeit sich in so ungeheuerlichem Mafse schuldig gemacht hat.

Schon fast 200 Jahre früher hat die Verwelschung ihren Anfang genommen und in der neulateinischen Klassicität der Humanisten ihren ersten Ausdruck bekommen; aber so allgemein und tief in alle Lebensverhältnisse eingreifend war jene nicht wie jetzt, wo die französische Sprache die Sprache der gebildeten Gesellschaft wurde.

Den Anstofs hatte Karl V. gegeben, indem er das Französische, seine Muttersprache, zur Sprache des diplomatischen Verkehrs machte. Dadurch sank das Deutsch der kaiserlichen Kanzlei und mit ihr das der übrigen, das bis dahin mit Recht oder Unrecht noch immer für mustergiltig angesehen worden, immer tiefer und tiefer. Ja, das Kanzleideutsch verstand es, alle schadhaften Stellen am deutschen Sprachkörper zu wirklichen Beulen voll kranker Säfte zu machen, und es schwelgte natürlich darin, weil es nur auf das eigentlich Verkehrte im deutschen Volksleben gegründet war und davon lebte. Da wurden Perioden-Leviathans gedrechselt, die reichlich 100 Druckzeilen füllen; 50 oder 30 verstehen sich eigentlich für jedes solches Ungeheuer von selber. Natürlich haben diese Perioden dabei weder Kopf noch Schwanz. Und doch war dieses noch das kleinere Übel. Die Kanzleien schrieben doch noch Deutsch, so sehr es auch in dem steifen, überladenen, geflickten Alamodekostüm entstellt war; die Fürstenhöfe, der Adel und reichere Bürgerstand verachteten die Landessprache und suchten eine Ehre darin, das Französische wie geborene Franzosen zu parlieren. Wenn nur die deutschen Kinnbacken etwas gelenker gewesen wären!

Digitized by Google

Das Französische jener Zeit hat ungefähr dieselben Mängel und Vorzüge wie das Deutsche; nur die weltmännische Bildung hatte die franz. Sprache voraus. Gegen diese Bildung waren deutsche Sitten und deutsche Lebensweise roh. Schon lange hatte Frankreich durch seine gesellschaftliche Bildung wie durch Sprache und Litteratur auf Deutschland eine grofse Anziehungskraft ausgeübt; im Zeitalter Ludwigs XIV. ward dieser Einfluſs allmächtig. Es ist bekannt genug, daſs das französische Hof- und Adelsleben in Deutschland äffisch kopiert wurde; eine Reise nach Paris und ein kürzerer oder längerer Aufenthalt daselbst gehörte ebenso selbstverständlich zu dem Wesen der fashionablen Welt, wie jetzt eine Reise in die Schweiz oder nach Italien. Dazu kam, daſs die lange Anwesenheit französischer Kriegs- und Staatsmänner auf deutschem Boden, die grofse Zahl der flüchtigen Reformierten französische Manieren, Trachten und Moden bis hinab in die bürgerlichen Kreise verbreitet hatten, so daſs die Vorherrschaft der französischen Sprache vor der deutschen nur die natürliche und notwendige Folge der allgemeinen Verwelschung war. Recht bezeichnend ist die Analyse, welche Moscherosch von dem damaligen Durchschnittsmenschen giebt: „Eines newsüchtigen Teutschlings Herz würde man augenscheinlich befinden bestehend aus $^5/_8$ Frantzösisch, $^1/_8$ Spanisch, $^1/_8$ Italienisch, kaum $^1/_8$ Teutsch.“ Und wie das Herz des Deutschen, so war auch seine Sprache ein buntes Gemisch von fremden Elementen, eine barbarische Verquickung von deutschen und welschen Worten. Denn wer nicht der vornehmeren französischen Sprache mächtig war, oder wer aus praktischen Rücksichten der Muttersprache sich bediente, der suchte wenigstens sein Deutsch mit möglichst vielen französischen Ausdrücken und Phrasen aufzuputzen, und in der Achtung für diese geborgten Flicken ging man so weit, daſs man die fremden Wörter mit lateinischen Buchstaben schrieb und druckte, während man die deutschen in der steifleinenen deutschen Kleidung nebenher laufen lieſs, wodurch ihre bettelhafte Armut um so schroffer zur Schau gestellt wurde. Schon Neukirch muſste sagen: „Wir leben in einer Zeit, da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein, da die ausländischen Sprachen den Vorzug haben und es ebenso schimpflich ist, deutsch zu reden, als einen schweizerischen Latz oder

Digitized by Google

ein Wams zu tragen.“ Jac. Balde († 1688) sang, freilich auch in welscher Sprache:

„Und Du, o Deutscher, allein willst Deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, französisch grüfsen?
O, spei aus, vor der Hausthür spei der Seine
Häfslichen Schlamm aus!
Rede Deutsch, o Deutscher! Sei kein Künstler
In Gebärden und Sitten! Deine Worte
Sei'n wie Thaten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit!“

Und Moscherosch († 1669) eifert:

„Ihr bösen Teutschen,
Man sollt' euch peitschen
Dafs ihr die Muttersprach
So wenig acht!
Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemäsch,
Eine wüste Wäsch,
In unserm Vaterland,
Pfuy Dich der Schand!“

Aber vergebens eiferten die wenigen Männer, die sich, wie Moscherosch und Fr. von Logau, ein Herz für vaterländisches Wesen bewahrt hatten, gegen den Unfug; vergebens war das Streben der Sprachgesellschaften, die Reinheit der Muttersprache durch Verbannung der Fremdwörter wieder herzustellen: die Mode war eben mächtiger, als der Einfluſs einzelner, und erst mufste das Selbstgefühl der Deutschen durch die Thaten des grofsen Friedrich wieder geweckt sein, ehe der Bann gebrochen werden konnte. Wenn der Tyrannei der Mode gegenüber ein Mann von so echt deutschem Schrot und Korn, wie Laurem-berg, die verwelschte neuhochdeutsche Sprache geradezu verachtete und verabscheute und in seinem derben Plattdeutsch die Schmach seiner Zeit züchtigte, so kann ihm das wahrlich nicht verübelt werden:

Digitized by Google

„Wenn einer die vermengde Sprake hört,
Ja werd he in sinem Verstande ganz verstört.
He steit und gapet dar und weet niht im geringsten,
of men von paschen sprekt oder of man sprekt von pingsten."

Wie vermengt die Sprache war, möge der geneigte Leser statt an vielen an einem Pröbchen sich zeigen lassen, an einem Alamode-Pöem, das also lautet:

Reverierte Dame,
Phoenix meiner ame,
Gebt mir audienz!
Eurer Gunſt meriten
Machen zum falliten
meine patienz.

XV.

Zur Geschichte der Rechtschreibung im Deutschen.[1])

Während in der althochdeutschen Sprachperiode Schrift und Wort in gleichem Flusse verlaufen, indem jeder Schriftsteller seinen Dialekt nach Maſsgabe der vorhandenen Mittel und der eigenen Fähigkeit durch die Schrift möglichst genau wiederzugeben suchte, sahen wir in der mittelhochdeutschen Zeit einen Dialekt über die andern zur Herrschaft gelangen, den schwäbischen, der als höfische Sprache zur ersten Gemeinsprache wurde. Von dieser Sprache bietet uns die Schrift in den mittelhochdeutschen Denkmälern ein ziemlich treues Abbild und dieses zeigt, daſs die Schreibweise der Aussprache gemäſs ist. Sie ist im ganzen streng phonetisch, d. h. bestrebt, unbekümmert um Abstammung und ältere Gestalt der Wörter den Laut derselben so wiederzugeben, wie sie gesprochen wurden, und in diesem Streben verfährt sie einfach und konsequent. Als aber im 14. Jhdt. die schwäbische Mundart mit der Litteratur zerfiel, als die Dialekte wild durcheinander fluteten und die Sprache verwilderte, konnte es nicht ausbleiben, daſs eine gleiche Verwilderung in die Schreib-

[1]) Die auf unsere Rechtschreibung bezüglichen Artikel sind mit einigen Abänderungen der vom Verfasser 1869 (bei Groppe in Trier) veröffentlichten Schrift: „Die Rechtschreibung im Deutschen" entnommen, die nicht mehr im Handel ist und nicht wieder aufgelegt wird.

Digitized by Google

weise einrifs. Da bei der Vermengung der Mundarten das gesprochene Wort nicht mehr als Korrektiv für die Schreibung dienen konnte, so steigerte sich die Verwilderung zu jenem entsetzlichen Grade, von dem sich nur der einen Begriff zu machen imstande ist, der sich in den Schriftwerken jener Zeit mit eigenen Augen umgesehen hat. Je mehr der Zusammenhang mit dem Mittelhochdeutschen verloren ging, je mehr die Schriftstellerei in Prosa und Versen ein Eigentum aller Stände und Gegenden wurde, je tiefer der Geschmack bei der allgemeinen Misère der Zeit sank, desto regelloser und toller wurde das Schriftunwesen. Kein Vorbild leuchtete dem Schreibenden mehr, weder Regel noch Grundsatz wies ihm die zu nehmende Richtung, — und so liefs er denn seinen Kiel die schwarzen Wogen durchfurchen, wie Glück und Zufall es wollten, nur dafür ängstlich besorgt, durch Zusammenjochung möglichst vieler Konsonanten die einzelnen Wörter mit schwerem Ballaste zu versehen und die ff, ss, tt, dt recht zierlich zu schnörkeln. Ihren Höhepunkt erreicht diese mit dem 14. Jhdt. einbrechende Schreibsündflut im 15. Jhdt., wie man an folgendem, noch keineswegs schlimmsten Pröbchen aus Sebastian Brants Narrenschiff von 1495 ersehen mag:

„Der ist jnn narrheit gantz erblyndt,
der nit mag acht han, das sin kindt
mit züchten werten underwyfst,
und er sich sunders dar uff flyfst
das er sie lofs jrr gan on straff."

In solchem Zustande befand sich das Schrifttum, als mit der Reformation eine besondere Schriftsprache sich Bahn brach und die Dialekte einen nach dem andern aus der Litteratur verdrängte. Wir wissen bereits, dafs die Sprache Luthers die amtliche Reichssprache, die Sprache der sächsischen und kaiserlichen Kanzleien war. Nun aber waren alle Schreibmifsbräuche in die Schreibweise der Reichssprache in gleichem Mafse eingedrungen wie in die mundartlichen Schriftwerke; und da die Schöpfer und Verbreiter der neuen Schriftsprache der herrschenden Schreibverwirrung rat- und hilflos gegenüberstanden, so wurden alle Fehler und Mängel der Zeit von ihnen mit aufgenommen und der neuen Sprache als Geburtsmale aufgeprägt, die Jahrhunderte nicht zu verwischen imstande waren. Luther selbst

Digitized by Google

fühlte die Mangelhaftigkeit seiner Schreibweise sehr wohl und war auf Besserung bedacht; gleichwohl finden wir auch bei ihm oft ein und dasselbe Wort kurz hintereinander auf drei verschiedene Weisen geschrieben, z. B. vil, vihl, viel, und Formen wie dorfften, opffern, yhn, nodt, gutt u. s. w. In der Anwendung grofser Buchstaben herrscht die gröfste Regellosigkeit; er schreibt: „Sie werden deine Söhne und Töchter fressen, Sie werden deine schafe und rinder verschlingen“ etc. Und in der nächsten Zeit nach Luther ward es wahrlich nicht besser; Joh. Fischart schreibt: jedhenn, vnnd, kompt, dapffer und andere Monstra. Selbst noch bei Opitz begegnen uns Schreibweisen wie: Both = Boot, Lufft, verlohren, kampff, seltzam, nimpt, Verss u. s. w.

Die ersten Versuche, einiges Licht über das herrschende Schreibchaos zu verbreiten, beginnen schon im 16 Jhdt., verlaufen hier aber so gut wie spurlos im Sande. Fabian Frangk erkannte in seinem Werke von der teutschen Hauptsprache, Frankfurt 1531, ganz richtig, dafs die Schwierigkeiten der Orthographie nicht eher zu lösen seien, bis die neuhochdeutsche Schriftsprache wieder Sprechsprache geworden, d. h. der Grundsatz: „schreibe wie du sprichst“ wieder anwendbar sei. Um zu diesem Resultate zu gelangen, giebt er den Rat, überall herum zu horchen, vor allem aber sich an gute Schriftwerke und Drucke zu halten, dann werde man rechtförmig deutsch reden und schreiben lernen. — Dieser gute Rat verhallte wirkungslos im Strudel der Zeit; ebenso erfolglos blieben die Bestrebungen eines Heinrich Wolf, de orthographia germanica 1556, eines Sebastian Heller (deutsches Syllabierbüchlein 1593). Auch das folgende Jahrhundert kam nicht viel weiter; denn die Männer, die dem Wirrwarr Schranken zu setzen und wenigstens in den Hauptpunkten eine Art Einheit anzubahnen suchten, — Kanzleibeamte oder Lateingelehrte wie sie waren, — besafsen weder Einsicht in den Bau der Sprache noch Kenntnis der älteren Wortformen, und die Hauptrichtschnur für ihre Regeln war die lateinische Grammatik. Da ihre Satzungen des Haltes in der Sprache selbst entbehrten, arteten sie meist in klügelnde Schulmeisterei aus oder wurden gar die Quelle neuer Irrtümer. Daher hat denn auch die ganze, fast unübersehbare Reihe jener Orthographisten, den vorzüglichsten Grammatiker der Zeit, Georg Schottel

Digitized by Google

nicht ausgenommen, für uns nicht den geringsten Wert und höchstens noch historisches Interesse. Gehen wir daher ins 18. Jahrhundert über und wenden wir uns direkt an den eigentlichen Schöpfer unserer Rechtschreibung, an das ehrwürdige Schulhaupt unseres Altvaters Gottsched. Mit dem Erscheinen seiner Deutschen Sprachkunst (I. Aufl. 1748) tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Orthographie ein, und es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst des oft verkannten Mannes, dafs er die besten Schreibweisen seiner Zeit sammelte, dieselben auf bestimmte Regeln stützte und zu einem Systeme vereinigte, dem er vermöge seines allgewaltigen Einflusses und durch die Entschiedenheit, mit der er seine Gesetze diktatorisch aufstellte, allgemeine Anerkennung und Verbreitung zu verschaffen wufste. Dabei ist es höchst interessant, zu sehen, wie der scharfblickende Forscher bei Feststellung der Schreibweisen und Regeln „seine ganze Sprachkunst aufbietet"; wie er sich nach allen Seiten um Stützen für seine Lehren umsieht und das Holländische und Gothische gelegentlich ebensowohl zu Beweisen heranzieht, wie das Griechische, Lateinische und Hebräische. Gottscheds orthographisches Lehrgebäude besteht, nachdem seine Sprachkunst längst der Vergessenheit anheim gefallen ist, in seinen Fundamenten und Umrissen noch bis auf den heutigen Tag fort, hat aber seinen vollständigen inneren Ausbau und äufseren Verputz erst durch Adelung erhalten, und Gottsched und Adelung, die bedeutendsten und einflufsreichsten deutschen Grammatiker vor Grimm, teilen sich in das Verdienst, nach Jahrhunderte langem Schwanken endlich eine feste und möglichst einheitliche Rechtschreibung geschaffen und, von den Zeitverhältnissen begünstigt, zur allgemeinen Geltung gebracht zu haben.

Sehen wir uns nach den Grundsätzen um, über welchen das bis heute fort bestehende Schreibgebäude errichtet ist, so läfst sich unschwer erkennen, dafs das Fundamentalprinzip war: Schreib wie du sprichst, oder, wie Gottsched es ausdrückt: „Schreib jede Silbe mit solchen Buchstaben, die du in der guten Aussprache deutlich hörest." Dieser sogenannte phonetische Grundsatz, der in der mittelhochdeutschen Zeit ganz allein und vollkommen ausgereicht hatte, konnte eine gleiche Tragweite für

Digitized by Google

das Neuhochdeutsche aus dem Grunde nicht gewinnen, weil bei der Mehrzahl der Deutschen die geschriebene Sprache von der gesprochenen durchaus verschieden war, dazu aber auch die Aussprache des schriftmäfsigen Hochdeutsch nach Landschaften schwankte, indem der Hamburger wie der Leipziger, der Berliner wie der Wiener, jeder für seine Aussprache gleichen Anspruch auf Richtigkeit und Reinheit erhob. Es war daher natürlich, dafs es Hunderte von Fällen geben mufste, in denen der Grundsatz: Schreib wie du sprichst, im Stiche liefs und andere Hilfe nötig machte. Da nun war von jeher der erste Notanker, nach dem man griff, die Etymologie, auf welche daher auch Gottsched die zweite seiner acht Hauptregeln baut: „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abgeleiteten beibehalten werden." Ein wie gefährliches Feld aber die Etymologie für unsere alten Sprachkünstler war, wird man aus den Beispielen erkennen, die Gottsched seiner Regel beigiebt: „Weil also Fessel von fassen, das Heucheln von hauchen, das Schmeicheln von schmauchen (!), der Knebelbart vom Knabenbarte, das Spritzen vom Sprühen herkommt, so kann und soll man Fässel, häucheln, schmäucheln, Knäbelbart, sprützen etc. schreiben."

Mit Recht mifstrauten Gottscheds Nachfolger dem Prinzip der nächsten Abstammung, und Gottsched selber fand es für nötig, als dritten Nothelfer die Analogie zu empfehlen. „Was in einem ähnlichen Falle so geschrieben wird, das soll man auch im andern so schreiben." Wo auch diese Regel zur Bestimmung der Schreibweise nicht ausreichte, da verwies man einfach auf den Usus: „In zweifelhaften Fällen schreibe man, wie es der Brauch der meisten und besten Schriftsteller eingeführt hat." — Diese Usustheorie aber war der wundeste Fleck am ganzen Gebäude und ist es auch heute noch; denn wer sich an dieses Tau halten will, wenn alle andern Stricke gerissen sind, der kann sich schon als verloren betrachten. Es blieb daher trotz der Regel: Schreib, wie du sprichst, trotz Etymologie, Analogie und Usus für den einzelnen Fall die Möglichkeit bestehen, dafs keine der Vorschriften zur Entscheidung ausreichte, während andererseits der Schreibende ebenso häufig im Zweifel sein konnte, welcher von den aufgestellten Grundsätzen jedesmal mafsgebend

Digitized by Google

sei, welchem er vor dem andern den Vorzug geben solle. Freilich sollten die acht Grundgesetze nach dem Willen des Gesetzgebers einträchtig zusammenwirken; gleichwohl sah der weise Mann doch auch den Fall vor, dafs dieselben mit einander in Widerstreit gerieten, und stellte daher als achten Pfeiler den Satz hin: „Wenn zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln mit einander streiten, so mufs die schwächste nachgeben.“ Gewifs ein sehr weiser Gedanke, aber ein schlechter Trost für den, der in den Streit sich verwickelt sah.

Adelung liefs das Prinzip der Analogie ganz fallen, das der Etymologie und des Usus beschränkte er, suchte dagegen den Hauptsatz: „Schreib, wie du sprichst“, näher zu bestimmen, damit er in allen Fällen sicher leiten könne. Zu dem Zwecke verwies er auf die beste Aussprache, erklärend: Die beste Aussprache ist diejenige, welche die vorhandenen an Güte übertrifft, oder welche dem Ideale einer vollkommenen Aussprache unter den vorhandenen am nächsten kommt.“ Wo aber suchte Adelung die Sprache, die diesem Ideal am nächsten käme? — Da er, wie seine Zeit, des festen Glaubens war, dafs unsere neuhochdeutsche Sprache nichts anderes als der von Luther zur Schriftsprache erhobene sächsische Dialekt sei, verweist er auf das südliche Sachsen, wo unsere Schriftsprache die gesellschaftliche Sprache der obern Klassen sei und die beste Aussprache herrsche. Dieser Irrtum Adelungs, bei dem wir nicht länger zu verweilen brauchen, hat seiner Regel wenig Abbruch gethan, und mit dem Hinweis auf eine idealische Aussprache hat er das Richtige getroffen; denn so verschieden Norden und Süden, Osten und Westen in der Aussprache auch sind, so stimmen doch alle darin überein, dafs sie so zu sprechen sich bestreben, wie geschrieben wird, und dafs gewissermafsen eine der Schrift entsprechende ideelle Aussprache vor aller Ohren tönt, der die gebildete Sprache möglichst nahe zu kommen sucht. Adelung hat daher mit der näheren Bestimmung des phonetischen Hauptsatzes: Schreib, wie du sprichst, der allgemeinen besten Aussprache gemäfs, das Fundamentalgesetz für die Schreibung des Neuhochdeutschen festgestellt und, indem er demselben als Stütze beifügte: „mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Gebrauchs“, in konsequenter und

Digitized by Google

umsichtiger Anwendung dieser Grundsätze endlich Halt und Stillstand in der „Erscheinungen Flucht“ gebracht. Seine vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, 2. Aufl. Leipzig 1790, der bereits sein „Lehrgebäude der deutschen Sprache“ und die Schrift: „Grundsätze der deutschen Orthographie“ vorausgingen, nebst dem zweiten Teile dieses Werkes: „Kleines Wörterbuch für die Orthographie, Aussprache, Biegung und Ableitung“ sind als die Gesetzbücher anzusehen, welche die Schreibweise für mindestens ein halbes Jahrhundert geregelt haben. Sieht man sich diese Werke genauer an, und vergleicht man z. B. das kleine Wörterbuch mit den jetzigen Schreibweisen, so überzeugt man sich, dafs die neueren und neuesten Versuche auf dem Gebiete der Rechtschreibung die Sache um nichts gebessert, in vielen Stücken aber entschieden verschlechtert haben. So schreibt Adelung, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, barfüfsig, betriegen, Fantasie, Gespinst, — wo die späteren orthographischen Heilkünstler wieder baarfüfsig, das zwickauersche betrügen, Phantasie, Gespinnst eingeführt haben, was doch wohl keiner als eine Besserung ansehen wird.

Die durch Gottsched und Adelung geschaffene, zwar nicht vollkommene, aber immerhin für das Bedürfnis ausreichende Einheit in der Schreibweise hat durch die Grammatiker nach Adelung immer mehr Einbufsen erlitten, indem jeder den vorhandenen Regeln neue hinzufügte und etwas Apartes für sich haben wollte, wie der grofse und kleine Heyse mit der Schreibung des S-Lautes. Vollends aber ins Schwanken wurde das gesamte orthographische Gebäude gebracht, seitdem die historische Betrachtung unserer Sprache die bisherige Art der Rechtschreibung in einem ganz andern Lichte erscheinen liefs. Denn ohne es zunächst zu wollen und zu beabsichtigen, deckte die historische Grammatik an dem herrschenden Schreibsysteme eine grofse Zahl von Mängeln und Gebrechen auf, die nunmehr auch dem Laien in die Augen springen. Hierdurch wurde der alte Damm der Autorität eingerissen, der Glaube an die Vollkommenheit des Usus erschüttert, und je länger je mehr verbreitete sich die Überzeugung, dafs die Aufrechterhaltung der alten Schreibweise auf die Dauer zur Unmöglichkeit geworden sei. Man hätte nun erwarten sollen, dafs die Wissenschaft,

Digitized by Google

welche die Jämmerlichkeit unserer Orthographie in ihrer ganzen Blöfse aufgedeckt und die Verwirrung kräftig vermehrt hat, auch die gründliche Heilung des Übels hätte bringen müssen, und in der That hat es nicht an zahlreichen Versuchen gefehlt, dem alten Jammer auf einmal ein Ende zu machen. Wie einfach und bestimmt klang der alten Prinzipienhäufung gegenüber der Grundsatz, den die neue Schule aufstellte: „Schreibe, wie es die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt.“ Indem jedoch die Bekenner dieses Lehrsatzes demselben eine Auslegung und Anwendung gaben, deren sich niemand versehen hatte, indem sie einen Zusammenhang des Neuhochdeutschen mit dem Mittelhochdeutschen annahmen, wie er in Wirklichkeit nicht besteht, indem sie, auf dieser falschen Voraussetzung fufsend, ein Neuhochdeutsch behandelten, wie es bei ununterbrochener und stetiger Fortentwicklung aus dem Mittelhochdeutschen hätte werden müssen, nicht aber, wie es faktisch geworden ist und als lebendige Sprache noch immer im Werden ist, beschränkten sich ihre Änderungen keineswegs auf die Schrift allein, sondern griffen auch da, wo die neuhochdeutsche Form der geschichtlich zu erwartenden nicht entsprach, den Laut der Wörter selbst an und erklärten mit der bisherigen Schreibweise zugleich die ihr entsprechende gebildete Aussprache für falsch.

Der erste, welcher nach Grimm das historische Prinzip in dieser Richtung folgerichtig anwandte und durchführte, Karl Weinhold, stellte aufser der Forderung, die Tenuis am Ende der Wörter wieder in ihr altes Recht einzusetzen, aufser der historischen Schreibung des st u. s. w. die Sätze auf:

1. Die Verdoppelung der Vokale wird aufgehoben.
2. Das Dehnungs-h wird beseitigt.
3. Wo in ie — e Dehnzeichen ist, wird es getilgt.

Weinholds Forderungen wurden bald von Ph. Wackernagel, Fr. Möller, O. Vilmar und andern noch überboten, und der Konsequenz-Historiker Kaspar Frisch: Die deutsche rechtschreibung fom standpunkte irer historischen entwicklung, Leipzig 1868, sprach in der forrede das grofse Wort gelassen aus: Wie einst Galileis wort: und doch bewegt sie sich, dem in allen fölkern Europas eingerosteten glauben fon der bewegung der sonne

Digitized by Google

entgegentrat und schliefslich den alten glaubensusus aus der wissenschaft ferdrängte, so wirt auch bei der weit geringeren ausdenung des älteren schreibbrauches die warheit sigen, — die rükker zur wissenschaftlichkeit auch in der orthographie geschehen. Begeistert von dieser Mission der historischen Rechtschreibung, verschmäht Herr Frisch eine Widerlegung der albernen Gründe, die man zum Hohne für den menschlichen Verstand gegen die Aufnahme des allein Richtigen geltend mache. Grade diesem Hohne zum Trotz will er einmal die historische Schreibweise in ihrer vollsten Konsequenz vorführen und seine Arbeit soll die erste Schwalbe sein, die den nahen Frühling der Rechtschreibung verkündet. Hört man aber den Gesang dieser Schwalbe: gewelbe, gewenen, fälen (fehlen), ferschiden, röchzen, anltütz, fräude, embören, stritig u. s. w., so freut man sich herzlich, dafs eine Schwalbe noch keinen Sommer macht. Wir wollen nicht das Verdienst, welches die Arbeit des Herrn Frisch, wie die Arbeiten seiner Vorgänger als sprachwissenschaftliche Forschungen haben, verkennen oder herabsetzen; als Versuche zur Besserung unserer Orthographie sind sie als fruchtlos und eitel zu bezeichnen, da sie das Übel statt zu heilen nur verschlimmert haben. Nicht im geringsten besser steht es um die Bestrebungen derer, die eine vermittelnde Richtung eingeschlagen haben; die, ohne der historischen Richtung etwas zu vergeben, auch denen gerecht werden wollten, welche Brauch und Sitte in der Orthographie respektieren; die nirgends das Herkommen in offenem Widerspruch mit der Geschichte empfehlen, aber auch die praktische Beobachtung des geschichtlich Verlangten nicht ausdrücklich fordern mochten. Diese Vermittlungstheorie, die eine lange Reihe hochachtbarer Vertreter aufzuweisen hat, — einen ersichtlichen Erfolg hat sie nur darin gehabt, dafs das Schwanken der Schreibweise immer weitere Kreise geschlagen, dafs die Unsicherheit und Verwirrung, die Mannigfaltigkeit und Willkür sich gesteigert hat.

Seit zwanzig Jahren sind wir bereits auf dem Wege, einer abermaligen Schreib-Anarchie zu verfallen; namentlich in den mittleren und höheren Schulen lagen die Verhältnisse so, dafs zuletzt das jeweilige orthographische Bekenntnis des Deutschlehrers für die einzelne Klasse mafsgebend war und mit dem

Digitized by Google

Klassenwechsel häufig auch ein Wechsel in der Rechtschreibung eintreten mufste. Um die Verwirrung recht vollständig zu machen, waren die Schulbücher nach ganz verschiedenen orthographischen Prinzipien gedruckt, je nach dem Standpunkte, den die Verfasser oder Verleger zur orthographischen Bewegung einnahmen. Wer in diese wirklich schreienden Übelstände je Einblick gethan, mufs die von den meisten deutschen Regierungen erlassenen reglementarischen Bestimmungen über die Schreibweise in der Schule und in den Schulbüchern als eine von dem Bedürfnis geforderte Mafsnahme betrachten und gutheifsen. Es wäre gewifs wünschenswert gewesen, dafs die Regelung der Schreibweise eine einheitliche geworden, gleichmäfsig für alle Schulen nicht blofs des deutschen Reiches, sondern überhaupt, und so weit deutsch gelesen und geschrieben wird; bei näherer Erwägung der Verhältnisse unserer deutschen Lande wird aber ein jeder einsehen, dafs eine solche Einheit zur Zeit gar nicht herzustellen war, und die partikulären Verordnungen immerhin gegen den frühern anarchischen Zustand einen wesentlichen Fortschritt bedeuten. Und ein gutes Stück Einheit ist doch auch schon damit gewonnen, dafs Preufsen, Baiern, Würtemberg und Baden in ihren orthographischen Verordnungen übereinstimmen. Wenn man gesagt hat, dafs die Staatsbehörden mit ihren reglementarischen Vorschriften über die Schreibweise auf ein Gebiet übergriffen, auf dem die Wissenschaft allein entscheiden dürfe, so wolle man sich doch nur erinnern, dafs eben die Wissenschaft den Wirrwarr verursacht, dafs eine Konferenz von Fachmännern mit Aufstellung fester Normen nicht zustande gekommen, und dafs eben die Verlagsbuchhändler im Begriffe standen, unter sich eine Schreibkonvention abzuschliefsen, als die ministeriellen Vorschriften noch rechtzeitig diese neue Vergewaltigung verhüteten. Dieser thatsächlichen Veranlassung der Rechtschreib-Verordnung gegenüber sind Ausstellungen im einzelnen ebenso unzeitgemäfs und ungerecht, wie die vielen gereimten und ungereimten Witze, die über einzelne Regeln zum besten gegeben worden sind, unschicklich sind und meist in völliger Unkenntnis der ganzen orthographischen Bewegung wurzeln.

Um auch dem Laien Gelegenheit zu geben, sich von der wirklichen Lage unserer Rechtschreibung einmal ein klares Bild

Digitized by Google

zu machen, möchte es wohl hier an der Stelle sein, die Mängel, Gebrechen und Schwankungen der Schreibweise in einigen Hauptzügen etwas genauer zu beleuchten. Vielleicht wird dann der eine oder andere geneigte Leser oder auch eine geneigte Leserin künftig nicht dem Lehrer alle Schuld aufbürden, wenn die orthographischen Leistungen und Fortschritte des lieben Söhnchens oder des allerliebsten Töchterleins den berechtigten Hoffnungen und Erwartungen nicht sogleich entsprechen.

XVI.

Deutsche oder lateinische Schrift?

Wenn wir nur eine deutsche Schrift hätten! Wie bereits in Abschn. X dargethan wurde, sind die Schriftzeichen, welche die Franken und durch sie die althochdeutschen Schriftsteller verwandten, die lateinischen der Kurrentschrift, wie die Römer sie in Gallien verbreitet hatten, und wie sie von dem ganzen westlichen, mittleren und selbst von einem Teile des östlichen Europa angenommen wurden. Freilich wollte diese römische Schrift nicht für alle deutschen Laute passen, und schon der Frankenkönig Chilperich kam auf den Gedanken, drei neue Zeichen für spezifisch fränkisch-deutsche Laute einzuführen; allein die Sache hatte keinen Erfolg, und man suchte sich mit den überlieferten Zeichen und der Zusammensetzung einfacher römischer Buchstaben zur Bezeichnung gewisser deutscher Laute so gut wie möglich zu helfen. Die römische Kurrentschrift erfuhr dann im Lauf der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen und Wandlungen, je nach dem Geschmack der Zeit und der Fähigkeit der Schreiber, blieb aber im ganzen und grofsen bis zum 12. Jhdt. einfach und grade oder nur wenig gerundet. In der Zeit vom 12.—14. Jhdt. aber bildete sich aus der bisherigen mageren Kurrentschrift eine neue fette Bücherschrift, welche sich durch ihre vielen Ecken und Spitzen von allen bisherigen Schriftarten unterschied und eigentlich die gebrochene oder Frakturschrift genannt wird. Nach ihren vorzüglichen Urhebern

Digitized by Google

nennt man sie auch Mönchsschrift; der Name einer gothischen kommt ihr nur in so weit zu, als man überhaupt den Geschmack der Zeit an den eckigen und krausen Zieraten den gothischen zu nennen pflegt. Diese Fraktur-Mönchsschrift nun war im 14. Jahrhunderte in ganz Europa üblich; sie wurde dann auch in die ersten Drucke aufgenommen, und zwar ebenfalls von fast ganz Europa. Als indes mit dem Wiederaufleben der klassischen Sprachen der Geschmack sich läuterte, näherte man sich wieder der alten römischen Rundschrift, und zwar war es zunächst der berühmte italienische Drucker Aldus Manutius, der zu jener Schrift zurückkehrte. Seinem Beispiele folgte bald ganz Italien, dann Spanien und Frankreich, zuletzt auch England. Nur Deutschland hielt, wenigstens für das Deutsche, an der Mönchsschrift fest und suchte sie ihren Anlagen gemäfs weiter auszubilden. Wahr ist es, dafs geschickte Schriftkünstler ihr nach und nach viel von ihrer ehemaligen barbarischen Gestalt genommen haben; zu einer Schönheit aber ist sie noch immer nicht geworden. Man hat dieses zähe, fast eigensinnige Festhalten der Deutschen an der Sitte einer in ihrem Geschmack tief gesunkenen Zeit gar oft als etwas Eigentümliches und Nationales anzupreisen gesucht; das war natürlich eitel Geflunker. Andererseits hat man wiederholt, sogar schon im vorigen Jahrhundert, sofortige und allgemeine Rückkehr zur sog. lateinischen Schrift oder Antiqua gefordert; in neuer Zeit ist Jacob Grimm mit dem ganzen Gewichte seiner Stimme für das Aufgeben der deutschen Schrift eingetreten; er nennt diese eine ungestalte, häfsliche, die noch immer unsere meisten Bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten Völker als barbarisch erscheinen lasse. In der Vorrede zum Wörterbuche führt er an, dafs das Festhalten an unserer Vulgärschrift den albernen Gebrauch der grofsen Anfangsbuchstaben für alle Substantive veranlafst habe; dafs diese Schrift das Auge beleidige, dafs sie dazu nötige, in der Schule nicht weniger als acht Alphabete zu lehren und zu üben; grofse und kleine Schreibschrift, grofse und kleine Druckschrift erst mit deutschen, dann mit lateinischen Zeichen; dafs sie alle Druckereien nötige, einen zweifachen Vorrat von lateinischen und deutschen Typen auf Lager zu halten, und dafs sie dann doch noch nicht den Unterschied von J und I in der

Digitized by Google

Majuskel ausdrücken könnten. Schliefslich hebt Grimm auch hervor, dafs sie die Verbreitung deutscher Bücher im Ausland hindere.

Ein geschickter Anwalt möchte die Anklagen Grimms leicht ganz oder teilweise als unbegründet erweisen; wir wollen auf den Streit nicht näher eingehen und nur äufsern, dafs eine allgemeine und sofortige durchgreifende Schriftveränderung ihre grofse Schwierigkeit und noch gröfsere Bedenken in einer Zeit hat, in welcher das Schreib- und Druckwesen einen solchen Umfang angenommen hat. Auch darf füglich abgewartet werden, welchen Erfolg und Einfluſs die Anwendung der lateinischen Schrift in den für Gelehrtenkreise bestimmten Schriftwerken, die schon so gut wie stehend ist, auf die übrige Litteratur haben wird. Eine nationale Bedeutung hat die ganze Frage nicht, im Grunde auch kaum eine praktische, ihre Lösung ist für die Sprache selbst durchaus unwesentlich, ist nicht Sache der Wissenschaft, sondern des Geschmacks und der Mode und daher nicht wert, dafs darüber so viele Worte verloren werden.

XVII.

Von den grofsen Anfangsbuchstaben.

Im Mittelhochdeutschen wurden grofse Anfangsbuchstaben nur da verwendet, wo dem Schreiber eine zierliche Majuskel, ein kunstvolles Miniaturbild zur Zierde angebracht schien, und dies war gemeinhin am Anfang der Strophen oder gröfserer Absätze und bei den Eigennamen der Fall. In der Zeit der allgemeinen Schreibverwirrung des 15. und 16. Jhdts. fing man an, aufser Eigennamen und Redeanfängen auch solche Wörter grofs zu schreiben, die man mit besonderer Achtung aussprach, z. B. den Namen Gottes, Standes- und Würdenamen u. s. w. Luther verfuhr, wie oben schon gezeigt wurde, ohne bestimmtes Prinzip, führte aber in den späteren Ausgaben seiner Bibel eine Änderung ein, indem er alle Substantive, die durch den Redeton hervorgehoben werden sollten, grofs, die andern klein schrieb.

Digitized by Google

Übrigens schrieben schon Luther und seine Zeit nicht blofs den ersten Buchstaben der Satzanfänge u. s. w. grofs, sondern versahen sie sogar mit zwei, drei Majuskeln, und das Wort Herr wurde, wenn es Gott, Jehova, bedeutete, ganz mit grofsen Buchstaben geschrieben. Stellenweise gefiel man sich sogar darin, nicht den ersten, sondern den zweiten Buchstaben grofs zu schreiben: uNtreuer, eIn u. s. w.

Der Gebrauch, alle Substantive und substantivisch gebrauchten Wörter grofs zu schreiben, kam erst gegen Ende des 16. Jhdts. in Schwung, wurde dann durch die Grammatiker des 17. Jhdts., Schottel, Stieler, Bödeker, mehr und mehr ausgebildet und verbreitet, endlich durch Gottsched und Adelung zum unumstöfslichen Gesetze erhoben.

Hätte man sich auf die Satz- und Versanfänge und die Eigennamen beschränkt, wie dies alle andern gebildeten Völker thun, oder wäre man mindestens bei den eigentlichen Substantiven stehen geblieben, so wäre gegen das Grofsschreiben nichts einzuwenden und die Erlernung leicht; dadurch aber, dafs man das Grofsschreiben auch auf die substantivierten Redeteile und die Wörter ausdehnte, die irgend einmal Substantive gewesen oder solchen ähnlich sehen, brachte man ein ganz unbestimmtes und unbestimmbares Gesetz auf, das sich jeder nach eigenem Gutdünken verengen oder erweitern kann, und das daher von seiner Geburt an bis heute die allergröfsten Schwankungen im Gefolge gehabt hat, im Schulunterricht die meiste Mühe verursacht und dem Ungebildeten am häufigsten den Vorwurf zuzieht, dafs er nicht orthographisch schreiben könne.

Natürlich war mit diesem unglücklichen Schreibgesetz gelehrten und ungelehrten Düftlern ein Feld eröffnet, die allersubtilsten Regeln auszuspintisieren und haarspaltende Unterscheidungen zu machen. Da wurde mit einer Hartnäckigkeit und Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, darüber gestritten, ob nichts Gutes, etwas Neues, oder Nichts gutes, Etwas neues zu schreiben sei; da wurde zwischen ein „paar Nüssen“ und „ein Paar Stiefeln“ unterschieden, zwischen abends und des Abends; da wurden die Pronomina Niemand, Jemand und Jedermann zum Range von Substantiven erhöht, die gleiche Ehre aber: keiner, mancher, einige, viele etc. versagt. Die Adverbien,

Digitized by Google

die ursprünglich Genitive von Substantiven waren, erfuhren ebenfalls ein geteiltes Schicksal; man schrieb und schreibt: rings, allerdings, teils, flugs, — aber Anfangs, eines Teils; schreibt halbwegs, aber geraden Weges; einerseits, beiderseits, allseits, aber auf Seiten, zur Seite, bei Seite, von Seiten, — wer kann den Unterschied ergründen? — Wenn man schreibt: von hier, bergauf u. s. w., so erwartet man, dafs nun auch von aufsen, von innen, von oben zu schreiben sei; die konservativen Orthographen belehren uns aber, dafs man von Innen, von Aufsen schreiben müsse. Andererseits verlangen die liberalen Schreiblehr-Meister, dafs wir am besten, aufs schönste, aufs äufserste klein, aber „auf das Schönste, auf das Äufserste gespannt sein" grofs schreiben sollen. Sie gestatten: im ganzen, im einzelnen, im allgemeinen, im besondern, fordern aber strengstens: im Freien, im Grünen, im Dunkeln, fordern noch gar, dafs Kinder den bestimmenden Unterscheidungsgrund finden oder begreifen sollen. Ist es aber zu begreifen, dafs man kölnisches Wasser, die Kölnische Zeitung; eine kölner Elle und „der Kölner Dom"; die homerischen Gedichte, die Ciceronischen Reden; homerisches Gelächter, asklepiadeische Strophe, aber Goethescher Sprachgebrauch, Vossische Zeitung schreiben mufs? — Und nun erst die unzähligen Verbalbegriffe, die mit Substantiven gebildet werden! Da werden uns Finessen aufgetischt wie: lobsinget dem Herrn! wir haben ihm Lob gesungen! haushalten, — er hält Haus; stattfinden, — es findet statt, teilnehmen, — wir nehmen teil, aber wir nehmen grofsen Anteil; sich schaustellen, — aber zur Schau tragen; zuwege bringen, — wir bringen zu Stande, kommen zu Stande u. s. w. Ist es möglich, sich aus diesem Labyrinth herauszufinden? Nein, nicht einmal der Ariadnefaden des ausführlichsten orthographischen Lehrgebäudes kann uns ans Licht führen, wir waren und bleiben mit dem Grofsschreiben im „Dunkeln", wo wir auch bei der vorsichtigsten Bewegung bald rechts, bald links anstofsen und straucheln. Wo sollen wir Rettung aus diesem Schreibelend finden? —

„Fort mit dieser Schreibpedanterie und Schulmeisterlichkeit! ruft der leider zu früh verstorbene Sprachforscher Aug. Schleicher entrüstet aus. Nicht anders dachte Jac. Grimm, der gerade in der Verwerfung der grofsen Anfangsbuchstaben radikal und

Digitized by Google

konsequent vorging. Auch unter den praktischen Schulmännern haben sich allezeit viele und gewichtige Stimmen gegen den herkömmlichen Brauch erhoben. Die Gegner desselben sehen in den grofsen Initialen unter der Herde kleiner Buchstaben sozusagen Kamelhälse, die über die Karawanen hervorragen; die Anhänger finden die gemischte Buchstabengesellschaft malerischer als ein Regiment von Lettern, die alle in gleicher Bajonetthöhe marschieren. Gegen die angebliche Nützlichkeit der grofsen Buchstaben, dafs sie dem Ungebildeten und der Jugend zum Erkennen der Hauptwörter behilflich seien, wird mit Recht eingewendet, dafs es dem Ungebildeten ganz einerlei sein kann, was ein Hauptwort ist; er mufs die grammatischen Unterschiede ja eben lernen, um zu wissen, was er grofs schreiben soll. Wenn aber die Jugend z. B. beim Übersetzen erst aus dem Grofsschreiben lernen soll, was ein Hauptwort ist, so ist sie zu beklagen, dafs sie für die Unterscheidung von Zahlwort, Fürwort etc. keinen solchen Anhalt hat, vielmehr durch die grofsgeschriebenen Adjectiva und Verba mehr irregeführt als geleitet wird. Was den Vorwand betrifft, dafs die grofsen Anfangsbuchstaben die Übersicht und das rasche Lesen erleichtern, so sind diese Vorteile, genauer besehen, ebenso illusorisch und keinesfalls ausreichend, das schwere Joch des Erlernens zu rechtfertigen.

So klar es nun aber ist, dafs das Aufgeben der grofsen Anfangsbuchstaben innerhalb der Satzreihe unsere Orthographie wesentlich vereinfachen und erleichtern würde, so offenbar die Wissenschaft und die Praxis ein gleich grofses Interesse an dieser Reform haben und obschon Zeitschriften und Einzelwerke mit klein geschriebenen Hauptwörtern sich täglich mehren, — eine radikale und durchgreifende Besserung kann nur erfolgen, wenn eine Reichsvorschrift mit einem kühnen Federstriche die grofsen Buchstaben wegfegt. Aber selbst wenn sie innerhalb der Satzreihe in die Reichsacht gethan oder mit einer Reichssteuer belegt würden, — usus est tyrannus! Dem unüberwindlichen Vorurteil zu Gefallen mufs die Tyrannei der grofsen Anfangsbuchstaben fortdauern, mufs die Schule das alte Kreuz weiter tragen in Geduld und Ergebung wie bisher.

Digitized by Google

XVIII.

Von der Gemination der Konsonanten

zur Bezeichnung der Vokalkürze.

Die Unterscheidung der langen und kurzen Vokale durch die Schrift ist an und für sich ein Vorteil, den beizubehalten alle Parteien einig sind. Ebenso stimmt man auch darin überein, dafs die Art, wie unsere Schrift diesen Unterschied bezeichnet, sehr unbeholfen und mangelhaft ist, indem sie sowohl Länge als Kürze andeutet, während doch eines von beiden genügte, — und dazu für die Dehnung ganz verschiedenartige Bezeichnungen willkürlich verwendet.

Das Zeichen der Vokalkürze ist Verdoppelung des folgenden Konsonanten.

Die älteste Konsonantenverdoppelung entstand durch Assimilation, eine Erscheinung, die auch in den alten Sprachen eine Rolle spielt; aber schon in den frühesten Zeiten sehen wir daneben eine unorganische Verdoppelung eintreten, die im Mittelhochdeutschen schon ziemlich allgemein ist, doch nur im Inlaut und nach kurzem Vokale, während man im Auslaut des Wortes den Konsonanten einfach schrieb:

man, mannes, brennen, brante.

Verdoppelungen dieser Art hatten jedoch nicht den Zweck, die Kürze des Vokals zu bezeichnen, sondern geschahen meist aus rhythmischen Gründen. Gesetzlich trat daher im Neuhochdeutschen die Verdoppelung der Konsonanten an die Stelle der mittelhochdeutschen Betonungszeichen, die seit dem 15. Jhdt. vergessen wurden; doch trat auch dieser Gebrauch inkonsequent und willkürlich auf, indem man auch nach langen Vokalen, im Auslaute wie Inlaute, verdoppelte und dadurch eine Masse Konsonanten in die Wörter hineinbrachte, welche unsrer Sprache ein ganz slavisches Aussehen gaben und ihr den Vorwurf der Härte von Seiten der Ausländer und ausländisch redenden Inländer zuzogen. Der erste Grammatiker, welcher die schon längst getadelte sinnlose Verdoppelung feierlich verbannte, war Gottsched, der die Regel aufstellte: „Nach allen langen Vokalen

Digitized by Google

setze man einfache, nach allen kurzen doppelte Mitlauter!“ Diese Regel wurde seitdem allgemeines Gesetz, und sie wäre eine vortreffliche zu nennen, wäre sie nur zu konsequenter Durchführung gelangt. Dies ist aber leider nicht der Fall; sie erfährt wieder soviele Einschränkungen, daſs dadurch ihre Einfachheit völlig erstickt wird; es hängen sich ihr nämlich folgende Ausnahmen an:

1. Einsilbige Wörter, welche am Ende niemals wachsen, werden mit einfachem Konsonanten geschrieben (Gottsched):
   bin, an, ab, nun, von, man, mit, bis etc.
2. Nicht alle Konsonanten sind der Verdoppelung fähig; denn
   a) Die mediae b, g, d werden nur in sehr wenigen und dazu meist mundartlichen Wörtern verdoppelt, z. B. Ebbe; Troddel;
   b) weil unser sch und ch schon an und für sich unzweckmäſsige Konsonantenverbindungen [1]) sind für einfache Laute, so muſs ihre Verdoppelung aus graphischen Gründen unterbleiben, um nicht Formen zu erzeugen wie: raschscher, wichchen u. a. Dadurch aber bleiben Länge und Kürze vor diesen Konsonanten wie vor dem zusammengesetzten st, sp und x unkenntlich, und es werden gleich geschrieben:
      Răche und Sprāche, Tūch und Gerŭch. Trōst, Rŏst; Ŏst, Ōstern; răsten, rāsten = furebant, u. s. w.
3. Eine besondere Schwierigkeit, welche die zahlreichsten Schwankungen verursacht, erwächst, wenn in einer betonten Silbe auf einen einfachen Vokal mehrere verschiedene Konsonanten folgen. Wie wird in diesem Falle die Kürze kenntlich?

Will man hier eine Regel aufstellen, so muſs man die Wörter dieser Art in zwei Gruppen scheiden:

I. Die dem Vokal folgenden Konsonanten machen einen unlöslichen Bestandteil des Wortes aus: z. B. Wort, Kunst etc. Die Wörter dieser Klasse, deren es Tausende geben mag, haben kurzen Vokal.

[1]) Versucht wurden für doppeltes ch cch, chh, für doppeltes sch — schh, fanden aber keinen Anklang.

Digitized by Google

Aber auch dieser Regel hängen wieder Ausnahmen an: Sammt, Zimmt, weil entstanden aus Sammet, Zimmet; aber auch sammt, — und das landschaftlich kurz gesprochene Bart, Art u. a.

II. Der zweite, bez. zweite und dritte Konsonant sind Flexions- oder Bildungslaute und als solche lösbar, — und dann wird nach kurzem Vokale verdoppelt, z. B.

du kannst, gewinnst etc.

Dafs diese Regeln künstlich und unvollkommen sind, fühlt jeder leicht, — Vereinfachung und Konsequenz wäre am Platze. Erstere würde dadurch erreicht, wenn das Gesetz:

vor mehrfacher Konsonanz ist der Vokal kurz,
vor einfacher lang

allgemeine Geltung erlangte und wir schrieben:

Kunst, kanst, können,
Gespinst, spinst, spint, spinnen,
Samt, samt, sämtlich, zusammen,
hart, er harret,
er zert, zerte, zerren u. s. w.

Konsequenz fehlt namentlich im Auslaute, wo in, Sinn, mit, Schritt neben einander stehen. Konsequent wäre, wir schrieben:

mit, mitten,
Schrit, Schritte,
in, innen,
Freundin, Freundinnen,
Nachtigal, Nachtigallen,
des, dessen,
Iltis, Iltisse u. s. w.

Wir würden durch solche Schreibweise zu der einfachen Regel kommen:

Nach kurzem Vokal schreibe im Inlaute den darauf folgenden Konsonanten doppelt, im Auslaute einfach. Folgen auf einen kurzen Vokal zwei oder mehr Konsonanten, unterbleibt die Verdoppelung.

Die Inkraftsetzung dieses Gesetzes gehört mit zu den frommen Wünschen, deren Erfüllung — *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.*

Digitized by Google

XIX.

Geschichte des Dehnungs-h.

Im Mittelhochdeutschen bezeichnet der Buchstabe h im Anlaut der Wörter den Hauchlaut; im In- und Auslaute dagegen die Gutturalspirans. Im Neuhochdeutschen ist anlautendes h geblie ben wie es war; die Spirans h ist entweder zu ch geworden (niht = nicht), oder sie hat sich zu einem bloſsen Hauche verflüchtigt, der sich in der Aussprache nicht mehr hören läſst, dessen Zeichen man aber noch fortschrieb als geeignet, die Trennung zweier Vokale anzuzeigen. Aber nicht bloſs auf diesem, — auch noch auf anderen Wegen erwuchs dem Neuhochdeutschen ein stummes, silbentrennendes h:

1. aus w und j: rouwe = Ruhe, bläjen = blähen;
2. durch Metathesis, wie in bevelhen = befehlen, merhe = Mähre etc.
3. aus g: agene = Ahne etc.

In allen neuhochdeutschen Wörtern, in denen h auf eine dieser vier Weisen entstanden ist, nennt man es organisch oder wurzelhaft, d. h. zum Worte gehörig, und dieses h beizubehalten, obschon es nicht gesprochen wird, verlangen Historiker und Phonetiker gleich gebieterisch. Auch ist gegen die Benutzung dieses h zur Trennung zweier Vokal nichts einzuwenden, vielmehr ist dieser Brauch uralt und findet sich in den verwandten Sprachen wieder, z. B. aheneus = aëneus.

Ganz verschieden von diesem organischen h ist der Gebrauch des Buchstaben (nicht Lautes) h zur Bezeichnung der Vokaldehnung, der aus Miſsverständnis und Verkennung des neuhochdeutschen in- und auslautenden organischen h in der allgemeinen Schreibverwirrung des 15. Jhdts. aufkam und seitdem mit vielen anderen Raritäten sorgsam bis auf den heutigen Tag fortkultiviert wurde. Schon bei dem Schöpfer unserer Schriftsprache herrscht ein solches Schwanken im Gebrauch dieses Buchstaben, daſs Luther ihn bald Wörtern giebt, denen er nicht zukommt, bald solchen entzieht, die ihn haben sollten. Da der Ursprung der stummen Spirans dem Gefühl und Bewuſstsein entschwunden

Digitized by Google

war, bildete sich die Ansicht, dafs dieses h überhaupt nur den Zweck der Dehnung habe und von diesem Glauben geleitet, schrieb jeder bis ins 17. Jhdt. soviele h's als ihm gutdünkte. Nicht zufrieden damit, es an die Vokale anzulehnen, hängte man es auch an alle möglichen Konsonanten, so dafs Schottel ganz verdriefslich klagt, es sei ein vorwitziger Buchstabe, der immer vorn und hinten sein wolle und der Sprache doch gar keine Hilfe thue. Hätte man nur konsequent verfahren und jedem gedehnten Vokal sein h beigesellt! Aber davon blieb man weit entfernt, indem man nebenbei auch die Doppelung der Vokale a, o, e, eine Zeit lang sogar von i und u, zum Zeichen der Dehnung einführte und in Schreibweisen, die in guten Drucken des 17. Jhdts. hinter einander zu finden sind, schwankte That und Taht, Theil und Teihl, vil, vihl u. s. w. Auch fehlte es nicht an Stimmen, die dem Dehnungs-h den Krieg erklärten, und noch Gottsched sah sich genötigt, dasselbe in Schutz zu nehmen und zu seiner Verteidigung sogar den Quintilian anzurufen. Er erklärt: den neuerungssüchtigen Feinden des h zu folgen, würde ihn und die Sprache lächerlich machen, — und die Lächerlichkeit fürchtete unser ehrsamer Sprachkünstler bekanntlich sehr. Wo aber soll man nun das verteidigte und gerettete Zeichen anwenden, wo nicht? Man höre Vater Gottsched! „Man setze das h zu den Vocalibus, so einer Verlängerung bedürfen; aufserdem aber nicht.“ Gottscheds Nachfolger und Verbesserer haben sich natürlich mit dieser naiven Regel nicht begnügt, aber alle Versuche, den Gebrauch des Zeichens auf feste Normen zu stützen, selbst die feinsten, haben zu nichts Erspriefslichem geführt, und Willkür herrscht im Gebrauch des Dehn-h wie in den Tagen Gottscheds so auch noch heute. Die Verbindung dieses Müfsiggängers mit Konsonanten ist zwar auf die eine Verbindung th eingeschränkt, aber hieran haben wir noch schwer genug zu tragen.

Seine Fortdauer verdankt dieses th einem groben Irrtum der Grammatiker, die, weil sie im Griechischen ϑ, im Lateinischen ein th vorfanden, ein solches a priori auch fürs Deutsche voraussetzten. Bestärkt wurden sie in ihrem Glauben dadurch, dafs sie in altdeutschen Schriften ein th fanden, — und dies hat namentlich Gottsched irregeführt. Weil er thaz, thegan, thorn etc. las, meinte er, neuhochdeutsch sei th seiner Natur

Digitized by Google

nach fast gleich, und hierauf fufsend, stellte er die Regel auf, th zu schreiben: 1) in allen aus dem Hebräischen und Griechischen herstammenden Wörtern; 2) in allen deutschen Wörtern, wo es das Plattdeutsche d ausdrücken müsse. An einer andern Stelle erklärt Gottsched, dafs in den deutschen Wörtern mit th das h zum Vokale gehöre, während es in fremden dem Konsonanten eigene, — und hierin kam er der Wahrheit ziemlich nahe. — Von den jüngeren, vor- oder unhistorischen Orthographen wurden t und h förmlich zu einem Buchstaben vermählt, den Heyse z. B. für einen eigentümlich dehnenden Laut hält; Adelung glaubt, er bezeichne einen Mittellaut zwischen t und d; Radlof, es sei ein spezifisch oberdeutscher Laut, ein t mit vernehmlichem Nachhauche; F. Becker hielt ihn sogar für eine Aspirata! die freilich nur noch von einem ganz feinen Ohre vernommen werde. Nichtsdestoweniger ist derselbe Grammatiker gegen die Beibehaltung und erklärt, dafs dieses th unsere Orthographie mehr als alle andern Bestimmungen des konventionellen Schreibgebrauchs erschwere, ohne dafs dieser Nachteil durch irgend einen Vorteil aufgewogen würde." Mit diesem Urteile stimmen Männer aller Parteien überein, vom konservativsten Verstandesgrammatiker bis zum fortgeschrittenen Neuhistoriker, und aus dieser Einstimmigkeit hat sich ein langsamer, aber stetiger Vertilgungskrieg entsponnen, der den Feind aus dem Auslaut bereits stark verdrängt, ja den Kampf schon in den Inlaut hineingespielt hat. Die Schreibung Flut, Glut, Blüte, Grat, Heimat, Zierat, Armut u. s. w. sind siegreich durchgedrungen: Turm und Wirt gewinnen an Boden; Partei, Pate u. s. w. nicht minder.

Auch in Bezug auf das Dehnungs-h nach Vokalen kann man die erfreuliche Wahrnehmung machen, dafs Unterricht und Beispiel das lästige Zöpflein dem Untergange allmählich entgegenzuführen bestrebt sind. Schon ist nach Adelungs orthographischem Wörterbuch in der Schreibung das Dehn-h ganz ansehnlich aufgeräumt worden, und decennienweise beinahe kann man die Tilgung des einen oder andern dieser Lückenbüfser nachweisen. Es wird daher wohl nicht zu optimistisch sein, wenn wir die Hoffnung aussprechen, dafs die nächsten Generationen mit der vollständigen Aufräumung des falschen h zustande

Digitized by Google

kommen werden zur Freude der Etymologen und Philologen. Das nicht etymologisch fühlende Schreibpublikum hat an der Ausrottung des Dehnungs-h nur das eine Interesse, dafs es im Gewissen darüber beruhigt sein kann, keinem falschen Götzen mehr anzuhangen; aber leichter wird ihm die Sache nicht, — denn der Wörter mit wurzelhaftem h sind gar zu viele, und leider fehlt es bis jetzt noch denselben an einem Mittel, sich von selber als h-berechtigt kenntlich zu machen. Erwägen wir diese praktische Seite der Sache näher, so können wir uns für den Befreiungskrieg gegen das h nicht mehr so recht begeistern und will es uns bedünken, als ob um dieses unglückliche Zeichen schon mehr gestritten und mehr Dinte vergossen sei, als des Schweifses der Edlen wert.

XX.

Sprachliche Sünden der Gegenwart.

„Irrtum verläfst uns nie; doch zieht ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."
Goethe.

1. Monstra dicis, amice.

Die reifsenden Fortschritte der Gegenwart in allen Gebieten des Wissens und Könnens wollen auch die deutsche Sprache und deren Formen im Fluge mit sich fortreifsen. Die Pflicht der Sprache aber ist es, mit besonnener Ruhe und Überlegung das unbrauchbare Alte abzulegen oder zu verbesssern und das Neue vor der Aufnahme zu prüfen, ob es vor den unabänderlichen Gesetzen des Denkens und vor den feststehenden Regeln der Grammatik Stich hält.

Wie sehr die Gegenwart zu sprachlichen Sünden und Verirrungen geneigt ist, wird jeder, der seiner eigenen Schreib- und Sprechweise einige Aufmerksamkeit schenkt, an sich selbst sattsam erfahren haben. Gestehen wir es nur unumwunden ein:

---

[1]) A. Lehmann, Sprachl. Sünden der Gegenwart, Braunschweig 1878. K. G. Keller, deutscher Antibarbarus, Stuttg. 1879.

Digitized by Google

wir lassen uns in Wort und Schrift nur gar zu gerne gehen, machen uns das Kleid nur recht bequem und leicht, um den schönen Schnitt, die Harmonie der Farben, die Feinheit der Nähte, die Eleganz der Stellung der einzelnen Teile zu einander kümmern wir uns wenig; ja wir vergessen uns, teils aus Bequemlichkeit, teils aus angeborner Steifheit nicht selten so weit, dafs wir in der That den Zuruf herausfordern: Freund, gieb acht, — was du sprichst und schreibst, ist ungeheuerlich, dem Geiste unserer Muttersprache zuwider, eine Versündigung an ihren heiligen Rechten. Auch die Thatsache ist nicht zu leugnen: die Hauptstätten der Sprachverderbnis sind, wie in den früheren Jahrhunderten, noch immer die Kanzleien, von der obersten Reichskanzlei anfangend bis herab auf die bürgermeisterliche Dorfkanzlei: der einzige Unterschied von der früheren Zeit besteht darin, dafs neben den offiziellen Sprachmifshandlungs-Anstalten noch Millionen nicht amtlicher Kanzleien, die Komptoirs aller Art getreten sind, die jene noch in der Kunst, den Sprachgenius zu kränken, kecklich überbieten. Schon hat es dieser sog. Geschäftsstil, der amtliche wie der private, dahin gebracht, ganze Redensarten in ein einziges abstraktes Substantiv zusammenzuziehen und Ungeheuer zu erzeugen, wie:

Die Inanklagestandversetzung des Inkulpaten; die Instandsetzung der Prägeanstalt; die Inumlaufsetzung der neuen Münze; die Insichgekehrtheit der Mystiker u. s. w.

Solche plumpe Wortkolosse verdienen einfach die Zurthürhinausschmeifsung, denn im Hinblick auf die Übeldranigkeit unserer Sprache den Urhebern solcher Wortgebilde gegenüber ist die haufenweise Aufnahme von Fremdwörtern noch das geringere Übel. Wer sich mit Augen überzeugen will, in welchem Umfange Wortmonstra der beregten Art bei uns eingerissen sind, möge nur einmal einige Urteile, amtliche Erlasse, Börsenberichte, Zeitungsannoncen u. s. w. mit Aufmerksamkeit durchlesen. Auch das landläufige: die Jetztzeit, mit vier Ohr zerreifsenden Konsonanten in der Mitte, — Gebilde wie Pommeraner statt Pommer, Wartsaal statt Wartesaal u. a. sind verwerflich.

Gehen wir von der unnatürlichen Bildung und Zusammensetzung von Wörtern über zu der fehlerhaften und unnatürlichen

Digitized by Google

Anwendung der einzelnen Wortarten, so bietet uns das Kanzleideutsch auch hier die reichste Auswahl. Wir beschränken uns auf einige Beispiele, welche die gewöhnlichsten Fehler zur Anschauung bringen.

Gestern wurde sich vom Ministertische darauf berufen.

In der gestrigen Sitzung wurde sich einstimmig gegen die Todesstrafe erklärt.

„Auf Verlangen bezeugt der Unterschriebene, dafs Herr A. sich drei Jahre in meinen Anstalten als guter Lehrer bewährt hat."

Die früheren durchlaufenden Postkurse, welche seiner Zeit von Reisenden aus höheren Ständen vielfach benutzt wurden, sind durch die Eisenbahnen verdrängt worden.

In dem Hotel wohnte auch ein Gutsbesitzer, womit ich zu Mittag speiste. (Braun, Wiesbaden.)

Der seine Untergebenen mifshandelnde Unteroffizier.

Die sich selbst überlebten Reichsstädte.

An seinen Schreibtisch gelehnt, richteten sich seine Augen nach der geöffneten Thür.

Eine fette Kuh wurde nachts aus dem Stalle gestohlen, ohne bis jetzt den Thäter zu ermitteln.

Die natürliche Folge ist daher ein Anziehen der Fruchtpreise ohne Teurung besorgen zu dürfen.

Der Kaiser gab das Zeichen zum Beginn der Feier durch Absingung eines Chorals. (Köln. Ztg.)

Heute beschüttet uns der tiefgraue Himmel mit kurzen Unterbrechungen mit dichtem Schneefall.

Die falsche Beziehung des attributiven Adjektivs bei zusammengesetzten Hauptwörtern, — so sehr der Fehler in die Augen springt, — wiederholt sich noch täglich:

die solide Gehilfenstelle,
der adelige Gutsverkauf,
das freie Handzeichnen,
der ein- und zweispännige Lohnkutscher.

Ebenso fehlerhaft sind Wortverbindungen folgender Art:

Ein Arbeiter um Tagelohn,
Ein Spekulant auf die Dummheit der Leute,
Warnungstafel vor dem Eintritt,

Digitized by Google

Die Auslegekunst der Bibel,
die silberne Hochzeitsfeier,
der verschämte Armen-Unterstützungsverein.

Überladung des Attributs mit Ergänzungen:

Der in der an den Magistrat unterm 6. d. eingehändigten Urkunde angehängten Bescheinigung beigefügte Vermerk enthält alles Erforderliche.

Die Aufmerksamkeit der Nation ward darauf durch den in Folge der vom Parlament votierten Schiffahrtsakte mit Holland ausbrechenden Krieg von den innern Zuständen abgelenkt. (Becker-Löbell, Weltgesch.).

Beziehungslose Participien.

Ihrer Mutter schon frühe beraubt, blieb Pflege und Bildung dem Vater anheimgestellt.

Eben in Paris angelangt, durchnäfst vom Regen, ist es schwer, einen Überblick zu geben.

Wiederholte Vorstöfse der Franzosen wurden abgewiesen, unterstützt von sächsischen Bataillonen.

Falsche Stellung von Participien und Adverbialen:

Sie klopft mit ihrem bekümmerten Herzen an die Stubenthür.

Es werden Schuhmachergesellen auf genagelte Frauen- und Kinderarbeit gesucht.

Verkürzung und Zusammenziehung:

Die Kammer bewilligte ihm, weil völlig verarmt, eine Unterstützung.

Man war unwillig über die ungeschickte, weil völlig ungerechtfertigte Tagesordnung.

Sie waren mit dem Drama, wenngleich gut angelegt, doch schlecht aufgeführt, sehr unzufrieden.

Absolute Participial-Konstruktion:

Ihn als menschlichen Helden genommen, ist jenes Wort, wenn er es gesprochen, mehr als bedenklich.

Die Sache so angesehen, scheint dieser Weg zum Ziele zu führen.

Dies einen Augenblick zugegeben, so waren im Mittelalter die Unglücksfälle weit häufiger als jetzt.

Digitized by Google

Appositionen:

Dem Zeugnis gegenüber, — ein Beweis seiner Unschuld, — konnte der Richter nichts einwenden.

Die Darstellung der Tragödie, ein Werk voll Geist und Laune, war nicht mifslungen.

Er vergifst seiner als tüchtiger Arbeiter.

Er bewährt sich als tüchtiger Redner.

2. Das sündhafte Und.

Das kleine Bindewort „und" ist uns so geläufig und zur Gewohnheit geworden, dafs wir uns desselben aus Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit bedienen, wo entweder ein anderes Bindewort oder eine andere Satzverbindung erfordert wäre. Da die sprachlichen Fehler in Anwendung des vorwitzigen „und" so mannigfach sind, mögen die gröbsten wenigstens hier markiert, und drastische Beispiele als Warnungstafeln ausgehängt sein.

1. Und verbindet Hauptsätze. Wenn „und" zwei Hauptsätze mit einander verbindet, so mufs die Stellung des aussagenden Zeitworts in beiden Sätzen gleich sein. Nun ist es aber eine immer weitere Kreise ergreifende Modesucht, — dem Geschäftsstile entsprungen, — im zweiten Satze dem Zeitwort die erste Stelle zu geben und es unmittelbar hinter dem verbindenden „und" folgen zu lassen. Dieser den Sprachgesetzen zuwiderlaufende Gebrauch gilt für offiziell und vornehm.

Das Gericht verurteilte ihn zu drei Jahren Haft, und erfolgte auch gleich seine Abführung.

Der heutige Geschäftsverkehr hatte eine sehr gedrückte Haltung und mangelte es an jeder Kauflust.

Noch häufiger ist diese falsche Inversion in der indirekten Rede:

Er meinte, die Schule könne das leisten, und hoffe er auf die edle Gesinnung der Lehrer.

Er sagte, in diesem Zeitraume seien 100 Millionen ausgegeben, und könne das nicht auffallen.

2. Und verbindet Nebensätze. Hier ist einer der gewöhnlichsten Fehler, an einen Relativsatz einen Und-Satz gleichsam als Fortsetzung desselben anzuhängen, während derselbe logisch

Digitized by Google

den Hauptsatz fortsetzt oder ein vom Relativsatz verschiedener Nebensatz erfordert wird.

Den Rest des Tages brachten wir in Schmerz versunken zu, welchen die Spanier ehrten und sich von uns entfernt hielten.

Die Pilger brachten eine Glückwunschadresse, welche der Papst beantwortete und dann allen Anwesenden den apostolischen Segen gab.

Der Hut, den sie grade bog und durch die Finger gleiten ließ, war von neuester Façon.

Noch schlimmer wird die Sache, wenn einem Relativsatze ein Und-Satz durch eine Art von Attraktion angefügt wird, d. h. ein Satz, der eigentlich ein selbständiger Relativsatz mit anderm Kasus des Relativs sein sollte:

Er befriedigte die Zuschauer, die er herbeigelockt hatte und die Verkünder seiner Thaten in ihnen zu finden hoffte.

Er ließ es an kleinen Ausstellungen und Winken nicht fehlen, die der Bewunderte immer mit Dank annahm und die Aufrichtigkeit des Freundes daraus gewahr wurde.

Ein anderer Fehler ist, wenn zwei durch „und" verbundene Relativsätze auf zwei verschiedene Substantive des Hauptsatzes bezogen werden:

Wie einem einsamen Wanderer, der auf seinem Wege das Testament eines verstorbenen Angehörigen findet, auf dessen Tod er gehofft hat und in dem er sich enterbt sieht, —

3. Und verbindet Satzteile und Sätze. Da nur Gleichartiges mit einander verbunden werden kann, ist es selbstverständlich ein Fehler, an Satzteile ganze Sätze mit „und" anzufügen; der Fehler ist aber gar nicht selten:

Es fehlt an Diakonissen und die es werden wollen.

Er verfolgt diese Behauptung und was damit zusammenhängt.

Auch der Fehler ist nicht selten, daß der angeknüpfte Nebensatz sich statt auf ein Substantiv, auf ein dasselbe begleitendes Adjektiv bezieht:

Digitized by Google

Das letzte Werk des Dichters und welches hier zum erstenmale in Druck erscheint, war Prinz Friedrich von Homburg.

Sogar Nebensätze mit andern, nicht relativen Bindewörtern werden an den Hauptsatz mit „und“ angeknüpft, wenn der Schreibende diesem eine adverbiale Bestimmung hinzufügen will, für die ihm ein passendes Adverb fehlt; er umschreibt dasselbe durch einen Adverbialnebensatz, und indem er denselben mit dem im Hauptsatz bereits enthaltenen Adverbium logisch koordiniert, fährt er mit „und“ fort; z. B.

Von grofsem Ehrgeize erfüllt, und da er ihn hier nicht befriedigen konnte, ging er nach Amerika. Statt:

Weil er von grofsem Ehrgeize erfüllt war und denselben hier nicht befriedigen konnte u. s. w.

Fausts Eltern kommen und gehen dreimal ohne alle Motivierung und ohne dafs die Handlung im geringsten fortrückt, d. h. ohne dafs es motiviert ist und ohne dafs etc.

Er sprach sehr bestimmt in dieser Hoffnung und weil er darin bestärkt wurde.

4. Und verbindet Satzglieder. Hier läfst sich der Sprechende und Schreibende leicht durch gleichlautende Präpositionen oder andere Wortarten täuschen, dafs er einen logischen Zusammenhang annimmt, wo solcher gänzlich fehlt. Das ergötzlichste Beispiel dieser Art ist wohl von den folgenden das erste.

Beim Ausbau des neuen Turmes fiel ein Dachdecker aus der höchsten Spitze. Er war ein geborner Hamburger und auf der Stelle tot.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse und nach langen Leiden entschlief heute unser teurer Bruder etc.

Bei dem gestrigen starken Sturm geriet eine Korvette mit dem steigenden Wasser und mit dem Vorderteile auf ein Riff.

3. Monsterperioden.

Die am 1. Oktbr. fälligen Zinsen von den Stadtobligationen aus dem Jahre 1850 können von diesem Tage ab an jedem

Digitized by Google

ersten Wochentage des Vormittags bei unserer Kasse gegen Einlieferung der Coupons in Empfang genommen werden.

Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Festungspläne oder solche Urkunden, Aktenstücke oder Nachrichten, von denen er weifs, dafs ihre Geheimhaltung einer andern Regierung gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, dieser Regierung mitteilt oder bekannt macht, oder ein von seiten des deutschen Reiches oder von einem Bundesstaat aufgetragenes Staatsgeschäft mit einer andern Regierung zum Nachteil dessen führt, der ihm den Auftrag erteilt hat, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft.

In dem Konkurse über das Vermögen des N. werden alle diejenigen, welche Ansprüche an die Masse als Konkursgläubiger machen wollen, hierdurch aufgefordert, ihre Ansprüche, dieselben mögen bereits rechtshängig sein oder nicht, mit dem dafür verlangten Vorrecht bis zum 20. d. Mts. bei uns schriftlich oder zu Protokoll anzumelden und demnächst zur Prüfung der sämtlichen, innerhalb der gedachten Frist angemeldeten Forderungen sowie nach Befinden zur Bestellung des definitiven Verwaltungspersonals auf den 30. d. vor dem Kommissar Herrn Z. in dem Verhandlungszimmer Nr. 8 des Gerichtsgebäudes zu erscheinen.

(Mancher Gläubiger wird lieber auf seine Forderung verzichten, ehe er Hals und Bein an die Lektüre solcher Perioden wagt).

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweite Abteilung.

Blicke in die Geschichte der Sprachformen.

Mihi quidem nulli satis eruditi videntur,
quibus nostra ignota sunt.
Cicero.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute.

Je mehr durch die geschichtliche Sprachforschung für die Lautveränderungen, die sich innerhalb der einzelnen Sprache im Laufe der Entwicklung vollzogen haben, und für die Übereinstimmung und Abweichung der verwandten Sprachen in ihren lautlichen Verhältnissen feste und durchgreifende Gesetze gesucht werden und teilweise schon gefunden sind, um so stärker hat sich das Bedürfnis geltend gemacht, den Gegenstand, nämlich die Laute selbst, möglichst klar und scharf aufzufassen und zu dem Zwecke die Wissenschaft zu Hilfe zu nehmen, in deren Gebiet die physikalischen Untersuchungen liegen, die Naturwissenschaft. Diese, mit der ihr eigentümlichen Lebhaftigkeit auf die neue Aufgabe eingehend, hat bereits auf dem frisch bebauten Felde der Sprachphysiologie und Phonetik Resultate aufzuweisen, die sich den Errungenschaften der historischen Grammatik würdig an die Seite stellen. Anatomen und Mathematiker, — jene durch genaueste Untersuchung der Sprachwerkzeuge und stimmbildenden Organe, diese durch Berechnung der Tonschwingungen u. s. w haben sich an der Lösung der bezeichneten Aufgabe beteiligt, so dafs dieselbe von zwei Hauptlagern aus bestürmt wird: einerseits von den Philologen und Linguisten, andererseits von Naturforschern, Anatomikern und Mathematikern. Wenn diese vereinten Bestrebungen bis jetzt zu ganz abschliefsenden Resultaten noch nicht geführt haben, so ist das ein Beweis, dafs die Schwierigkeiten des Gegenstandes grofs, sehr grofs sind; aber auch so, ohne endgiltigen Austrag der Frage, verdanken wir den Untersuchungen eines R. v. Raumer, du Bois-Reymond, Lepsius, Thausing, Brücke, Funke und anderer einen

Digitized by Google

so wichtigen Fortschritt in der Kenntnis von der Hervorbringung der Laute, von deren Beschaffenheit, von ihrem Verhältnis zum Ton u. s. w., dafs die Lautlehre in ein ganz neues, von der früheren Tradition durchaus abweichendes Stadium getreten ist und gegenwärtig den wichtigsten Teil der wissenschaftlichen Grammatik bildet.[1])

Die naturgeschichtliche Betrachtung der Laute richtet sich nach drei Seiten; sie unterscheidet:

1. woraus die Laute gebildet werden,
2. wie sie gebildet werden,
3. wo sie gebildet werden.

Woraus werden die Laute gebildet? — Ganz allgemein kann man antworten: aus dem aus den Lungen ausgestofsenen Atem, und je nach dem Grade der Hemmung, welche der Luftstrom auf seinem Wege nach aufsen zu überwinden hat, sind die Laute quantitativ verschieden. Es sind nämlich die Zunge, die Mundhöhle, der Rachen, die Lippen, die Zähne, der Gaumen mit seinem Vorhang oder Segel und dem Zäpfchen, das wie eine zwischen Kehle und Nase angebrachte Klappe wirkt, — endlich die Nase selbst, — alle diese Organe sind dabei beteiligt, den dem Atem bei seinem Austritt gegebenen Impuls zu modifizieren, umzugestalten und die verschiedenen Vokale und Konsonanten hervorzubringen. Diese Organe bilden also zusammen das Instrument, gleichsam die Pfeifen und Mundstücke der menschlichen Stimme; indem wir sprechen und singen, spielen wir dieses Instrument.

Wie nun erzeugen wir die Laute, welche wir Vokale nennen?

Es wurde bemerkt, dafs der quantitative Unterschied der Laute abhängig sei von dem Grade der Hemmung, welche der Luftstrom auf seinem Wege nach aufsen zu überwinden habe.

[1]) R. v. Raumer, Ges. sprachwissenschaftl. Schriften, Frankf. 1863.
Du Bois-Reymond, Kadmus oder allgemeine Alphabetik, Berlin 1862.
Lepsius, Standard-Alphabet. Berlin 1863. Allg. linguist. Alphabet 1855.
Thausing, das natürl. Lautsystem der menschl. Sprache. Leipz. 1863.
Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1866, 2. Aufl. 1876.
E. Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie, Leipz. 1876.

Digitized by Google

Der geringste Grad der Hemmung ist offenbar vorhanden, wenn der Mund ganz offen oder in eine Art Röhre verwandelt ist, durch welche der Atem, wie durch das Rohr einer Klarinette, hindurchgehen mufs, ehe er die äufsere Luft erreicht. Auf diese Weise werden die Vokale hervorgebracht, und zwar die reinen indem das Gaumensegel die Eingänge zur Nasenhöhle schliefst, die nasalen, z. B. im Franz. dans, vent, indem die Nase offen ist.

Woraus entsteht nun die Verschiedenheit der Vokale?

Ehe wir hierauf antworten, wollen wir erst an die Thatsache erinnern, dafs es unmöglich ist, zu singen, ohne einen Vokal auszusprechen, dafs es aber ganz wohl möglich ist, einen Vokal auszusprechen, ohne ihn zu singen. Wir werden hierdurch auf zwei ganz verschiedene Funktionen unserer Stimme geführt oder richtiger der Stimmbänder; indem nämlich der ausgestofsene Atem bei den Stimmritzenbändern (chordae) vorbeistreicht, werden diese elastischen Plättchen in Schwingungen versetzt, — und die Zahl ihrer Schwingungen bestimmt die Tonhöhe unserer Stimme.

Da die Stimmbänder bei Kindern und Erwachsenen, bei Männern und Frauen von verschiedener Länge sind, so erklärt sich leicht die verschiedene Tonhöhe männlicher und weiblicher Stimmen, oder bei Kindern und Erwachsenen.

Neben der Zahl der Schwingungen ist aber ein zweiter Faktor wirksam, die Form oder Gestaltung der Schwingungen, und diese ist wieder durch die Form bedingt, welche die Mundhöhle annimmt. Giebt die Zahl der Schwingungen dem hervorgebrachten Laute seine Tonhöhe, — so giebt die Gestalt der Schwingungen unserer Stimme die Tonfärbung, den Timbre oder Klang, und die Verschiedenheit der Tonfärbung ist mit der Verschiedenheit der Vokale gleichbedeutend. Wie die verschiedenen Töne durch die Verschiedenheit in der Zahl der Vibrationen, so werden die verschiedenen Vokale durch die Verschiedenheit in der Form der Vibrationen erzeugt. Hohe und niedrige Töne können wir hervorbringen, ohne dafs wir das Instrument unserer Stimme zu verändern brauchen; um aber die verschiedenen Vokale auszusprechen, d. h. um unserer Stimme die verschiedenen Tonfärbungen zu geben, müssen wir uns

Digitized by Google

verschiedener Instrumente bedienen, indem wir die Form unserer Mundhöhle verändern. [1])

Neben seiner besondern Tonfärbung, oder richtiger, an diese gebunden, hat jeder Vokal seinen besondern Eigenton, der eine einen höhern, der andere einen niedern. Es ist ein glänzendes Resultat der Wissenschaft, durch Prof. Helmholtz in seiner Lehre von den Tonempfindungen, Braunschw. 1863 errungen, dafs die Tonhöhe der einzelnen Vokale genau festgestellt und die Art ihrer Bildung physiologisch beobachtet und beschrieben ist. Da wir später bei den Lautgesetzen häufig auf diese Untersuchungen uns stützen müssen, dürfen wir das Notwendigste an dieser Stelle nicht übergehen:

Bei den Vokalen o und u, — sagt Helmholtz — wird die Mundhöhle vorn mittelst der Lippen verengert, so dafs sie beim u am engsten ist, während sie durch Herabziehen der Zunge in ihrer Mitte möglichst erweitert wird, im ganzen also die Gestalt einer Flasche ohne Hals erhält, deren Öffnung, der Mund, ziemlich eng ist, deren innere Höhlung aber nach allen Richtungen hin ohne weitere Scheidung zusammenhängt. Die Tonhöhe solcher flaschenförmiger Räume ist desto tiefer, je weiter der Hohlraum und je enger seine Mündung ist. Ganz dieser Erfahrung entsprechend, wie man sie an Glasflaschen machen kann, findet man auch, dafs beim u die Mundhöhle am weitesten und der Mund am engsten ist, die Resonanz am tiefsten ausfällt, nämlich dem ungestrichenen f entspricht. Wenn man u in o überführt, steigt die Resonanz allmählich, so dafs beim vollklingenden reinen o die Stimmung der Mundhöhle gleich b^{I} ist,

Dem a entspricht eine sich vom Kehlkopf ab ziemlich gleichmäfsig trichterförmig erweiternde Gestalt der Mundhöhle. Das norddeutsche a hat die Höhe von b^{II}, das schärfere a der Engländer und Italiener steigt noch eine Terz höher bis d^{III}.

Beim i ist das Ansatzrohr am kürzesten, indem der Kehlkopf am höchsten steht und durch Verbreiterung des Mundes, durch Zurückziehen der Mundwinkel, auch nach vorn zu Verkürzung eintritt. Zugleich aber ist der Teil der Mundkanals, der zwischen dem Zungenrücken und dem harten Gaumen liegt,

[1]) M. Müller, Vorles. Bd. 2.

Digitized by Google

stark verengt, indem die Zunge sich zu beiden Seiten an den Gaumen anlegt und nur in der Mitte eine Rinne für die durchströmende Luft bildet. (Brücke S. 25.) Die Form der Mundhöhle nähert sich beim i einer Flasche mit weitem Bauch und engem Hals, — die Tonhöhe von i ist d^{IV}. Zwischen a und i liegen ä und e, bei deren Hervorbringung die Mundhöhle ebenfalls sich der Form einer Flasche mit engem Halse nähert; bei i ist der Hohlraum der Flasche am gröfsten, der Hals am engsten; bei e und ä erweitert sich der Hals und verengt sich der Hohlraum in steigendem Maſse, dadurch sinkt die Tonhöhe bei e auf b^{III}, bei ä auf g^{III} bis as^{III}.

Die Eigentöne der Vokale sind demnach in aufsteigender Folge:

$$f\ b^{I}\ b^{II}\ g^{III}\ b^{III}\ d^{IV}$$
$$u\ o\ a\ ä\ e\ i$$

Zwischen u und o liegt ü, zwischen o und a — ö.

Die drei Grundpfeilerdes Vokalsystems sind u, a, i, — dies lehrt die Entwicklungsgeschichte der indoeuropäischen Sprachen in Übereinstimmung mit der Physiologie; die übrigen Vokale sind alle nur Zwischenlaute. [1]) Nehmen wir a als den Normalstand des Sprachorgans, so gliedern sich von hier nach i aufwärts und abwärts nach u die Vocale in folgender Ordnung:

$$a$$
$$a^{e}\quad a^{o}$$
$$e^{a}\quad a^{oe}\quad o^{a}$$
$$e\quad e^{o}\quad o^{e}\quad o$$
$$i\quad i^{u}\quad u^{i}\quad u$$

Das Wesen der Diphthonge bestimmt Brücke so: „Geht man aus der Stellung für einen Vokal in die für einen andern über, und läſst während der Bewegung und nur während derselben die Stimme lauten, so entsteht keiner der beiden Vokale, sondern ein neuer Laut, ein Diphthong. Wir schreiben diese Laute, indem wir den Vokal der Anfangsstellung und den der Endstellung hinter einander setzen, täuschen uns aber mitunter

[1]) Der neuesten Annahme zufolge kannte das Indogermanische ursprünglich nur zwei verschiedene a-Vokale, die man mit a und A bezeichnet; i und u waren teils noch konsonantisch, teils entwickelten sie sich erst später in den a-Reihen durch Einfluſs des Accents und umgebender Konsonanten.

Digitized by Google

über die Natur derselben; so schreiben wir Häuser, und nicht, wie wir sollten, Häüser oder Haüser; wir schreiben heute, Leute, obschon kein u, sondern ü gehört wird. [1])

Wenn einer der verbundenen Vokale vor dem andern präponderiert wie ahd. í-e, ía, uo, so entstehen Lautverbindungen, die man mit Brücke Halbdiphthonge nennen kann, wozu in unserer neuhochd. Sprache etwa das organische ie in li-ebe u. s. w. gerechnet werden kann. [2])

Wie entstehen die Konsonanten?

Alle Konsonanten gehören zur Kategorie eines bloſsen Geräusches, eines noch nicht zum Ton gewordenen Schalles. Wenn wir irgend ein musikalisches Instrument beobachten, so können wir leicht bemerken, daſs seinen Tönen stets ein gewisses Geräusch voraufgeht, das aus den ersten, der Luft mitgeteilten Stöſsen herrührt; denn die Luft scheint nicht augenblicklich aus dem Zustande der Ruhe dahin gebracht werden zu können, musikalische Empfindungen hervorzurufen. Wir hören das Kratzen der Violine, das Hämmern des Klaviers, so sehr auch diese Geräusche durch künstlerische Geschicklichkeit geschwächt werden mögen. Dasselbe findet beim Sprechen statt. Wenn wir unsern Atem, sei es nun als Vokallaut oder nicht, hervortreiben, so hören wir, wenn auch nur schwach, sein Hervortreten, die innere Luft teilt der äuſsern, indem sie dieselbe erreicht, einen Stoſs mit, wir hören also das augenblickliche Atmen.

Schon wenn wir frei aufatmen, hören wir deutlich die ausströmende Luft; das Geräusch, welches wir so vernehmen, bildet einen formlosen, elementaren Lautstoff; um diesen in unser h oder in den spiritus asper zu verwandeln, ist eine besondere Absicht erforderlich; das velum pendulum muſs die dazu geeignete Stellung einnehmen; erst dann wird der nun hastig hervorgestoſsene Atem asper oder scharf, weil die Thätigkeit der Unterleibsmuskeln ihm eine gewisse Schärfe mitteilt. Wenn im Gegenteil der Atem durch den Druck des Kehldeckels oder der Stimmritze etwas zurückgehalten oder gemäſsigt wird, und wenn

---

[1]) Brücke, l. c. S. 36.

[2]) Scherer, Z. G. d. d. Spr. etc. S. 46.

Digitized by Google

er dann, so angehalten, sacht ausströmt, so heifst er passender Weise spiritus lenis, sanfter Atem. Man hört ihn deutlich, wenn auch nur sehr schwach, sobald man auf die Aussprache irgend eines Anfangsvokals genau hinhorcht, z. B. vor alt, Ohr, aufmerksam. Die Griechen hatten daher ganz recht, den spiritus lenis als allen Vokalen zu Anfang der Wörter, die nicht mit dem spiritus asper versehen sind, natürlich zugehörend zu betrachten.

Der einfachste Hauch des Atems in seinem doppelten Charakter als asper und lenis oder fortis und lenis kann nun auf verschiedene Weise dadurch modifiziert werden, dafs man gewisse durch die Zunge, den weichen und harten Gaumen, die Zähne und die Lippen gebildete Schranken oder Thore auf seinem Wege aufbaut. Die Schliefsung des Mundes ist hierbei locker, so dafs die Luft, wenn auch mühsam und gleichsam sich reibend, dennoch hindurchdringen kann. Dieser Reibung wegen nennt man die auf diesem Wege entstehenden Laute Reibungslaute (fricativae), oder nach dem sie erzeugenden Hauche, hauchende oder spirantes. Je nachdem der Gaumen, die Lippen oder die Zähne bei Hervorbringung des Reibungsgeräusches überwiegend beteiligt sind, unterscheidet man:

a) Gutturalspiranten: fortis: ch, Sache, Sichel (verschiedenes ch).
lenis: j.

b) Labiale Spiranten, fortis: f,
lenis: v, w.

c) Dentale Spiranten: fortis: ss (fs) z. B. in reifsen, sch, in scharf.
lenis: s in reisen, (sch) in fr. jeu.

Statt der Unterscheidung der Reibungslaute in fortes und lenes wollen wir die gebräuchlichere Bezeichnung stumme (fortes) und tönende (lenes) anwenden. Der Unterschied zwischen stummen und tönenden Lauten besteht darin, dafs bei letzteren während des Verschlusses oder der Hemmung des Atems die Stimmbänder in Schwingungen versetzt werden und tönen, bei der stummen aber erst mit dem Bruch des Verschlusses oder der Hemmung der Laut eintritt. Spiranten im engeren Sinne sind

Digitized by Google

nur ch, f (v) und w; die übrigen sind Zischlaute oder Sibilanten.

Den Spiranten verwandt, ja eigentlich nur Modifikationen des spiritus lenis sind die Laute, welche man Triller oder Zitterlaute genannt hat, r und l. In der alten Grammatik werden sie als liquidae oder flüssige Konsonanten oder als semivocales aufgeführt. Die Bezeichnung liquidae könnte man füglich beibehalten, wenn man m und n als Nasenlaute absondert.

Prof. Helmholtz beschreibt r und l folgendermafsen: „Bei Aussprache des r wird der Luftstrom periodisch durch das Erzittern des weichen Gaumens oder der Zungenspitze gänzlich unterbrochen und wir erhalten dann ein intermittierendes Geräusch, dessen eigentümlich schnarrende Beschaffenheit grade durch diese Unterbrechung hervorgebracht wird. Bei der Aussprache des l bringen die sich bewegenden weichen Seitenränder der Zunge nicht völlige Unterbrechungen, aber Oscillationen in der Luftstärke hervor."

Andere beschreiben diese zwischen den Vokalen und Spiranten in der Mitte stehenden Laute so: Der Mund ist unvollständig offen, a) seitlich zwischen Zungenrand und Backenzähnen eine Öffnung = L-Laut; b) Abwechselnde Öffnung und Schliefsung durch eine vibrierende Bewegung = R-Laut. Im Wesentlichen stimmen beide Erklärungen überein.

Die dritte und letzte Klasse der Konsonanten unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, dafs sie dem Austreten des Atems zeitweilig vollständig Halt gebieten. Sie werden von den Griechen *ἄφωνα*, tonlose, lateinisch mutae oder stumme genannt, weil sie der Stimme Einhalt thun, oder was dasselbe sagt, nicht zum Tönen gebracht, nicht für sich allein ausgesprochen werden können. Ihr Wesen beruht, wie angedeutet, in der Hemmung des Atems auf seinem Wege, und zwar dadurch, dafs durch die Berührung der Organe, — der aktiven und passiven, wie die Sanskritgrammatiker sagen, — ein momentaner Verschlufs hervorgebracht wird. Sie werden daher auch Verschlufslaute genannt, und weil sie bei ihrem Hervortreten nach vorgängigem Verschlufs gewissermafsen explodieren, nennt man sie auch Explosiv-Laute (explosivae).

Digitized by Google

Wenn wir die Zungenwurzel an den weichen Gaumen heranbringen, so hören wir den Konsonanten k. Wenn wir die Zunge an die Zähne legen, so hören wir t. Wenn wir die Unterlippe gegen die Oberlippe pressen und sie beim Hervorstofsen des Atems schnell öffnen, so hören wir den Mittellaut p. Der reelle Unterschied zwischen diesen drei artikulierten Lauten besteht darin, dafs bei dem p zwei glatte Oberflächen, bei t eine zugespitzte an eine flache, bei k eine runde an ein hohle Fläche hervorgebracht werden. Diese drei Hauptberührungen können auf fast ganz unbegrenzte Weise modifiziert werden, ohne dafs die Artikulation merklich abgeändert wird. Wenn wir ku, ka, ki aussprechen, rückt der Berührungspunkt zwischen Zunge und Gaumen beträchtlich vor, ohne auf den Charakter der Anfangskonsonanten eine erhebliche Wirkung zu äufsern. Dasselbe findet seine Anwendung auf die Berührung beim t; hier besteht der wichtigste Punkt darin, dafs die Zunge gegen die von den Zähnen gebildete Wand schlagen mufs; der Punkt der Berührung kann variieren.

Wie aber entstehen die weichen Verschlufslaute, die mediae? wodurch unterscheiden sich g, d, b von k, f, p? — Vielleicht wird es manchem Leser überraschend sein zu hören, dafs der praktisch so allgemein bekannte und scheinbar theoretisch so nahe liegende Unterschied zwischen tenues und mediae eines der schwierigsten Probleme der Phonetik bildet, um dessen endgiltige Lösung sich Physiologen und Grammatiker lange vergebens bemüht haben. Gegenwärtig scheint die Frage zum Austrag gebracht zu sein; die fortgesetzten physiologischen Beobachtungen haben unzweifelhaft gemacht, dafs der fragliche Unterschied im Grunde auf denselben Faktoren beruht, wie der Unterschied der stummen und tönenden Spiranten. Wir fanden, dafs bei den tönenden Spiranten der Atem durch die Glottis oder Stimmritze etwas zurückgehalten wird und durch die so erzeugte Schwingung der Stimmbänder ein Tönen verursacht, ehe er ausströmt, während er bei den stummen frei ausströmt und ein vorangehendes Tönen nicht verursacht; ganz dasselbe geschieht bei der media gegenüber der tenuis. Der normale Andrang des Atems wird gehemmt, gezügelt und gemildert, wenn wir b sprechen; er schlägt nicht geradezu gegen das Bollwerk der Lippen; er zaudert, so

Digitized by Google

zu sagen, und wir hören, wie er sich an die Stimmritze bei seinem langsamen Vorwärtsgehen gleichsam anhängt. Physiologisch besteht der einzige Unterschied zwischen p und b, k und g, t und d darin, dafs bei den ersten (tenues) die Stimmritze weit offen steht, bei den letztern sich verengt, so dafs die Stimmbänder schwingen und tönen.

Wenn also b sich von p nur insoweit unterscheidet, als der Atem, um b auszusprechen, einen Augenblick in der Stimmritze zurückgehalten wird, — fällt da nicht die Bildung von w und f mit der von b und p zusammen? Wird w nicht grade wie b gebildet? Keineswegs; bei der Spirans findet keine Berührung und daher auch kein Aufhören des Atems, kein Stillschweigen statt, während die muta b eine Berührung, sogar eine vollständige Berührung erfordert und daher eine Pause, wie kurz diese auch erscheinen mag, verursacht.

Auf dieselbe Weise werden die drei Nasenlaute ng, n und m gebildet, oder vielmehr g, b und d werden zu ng, m und n, wenn der Atem nicht durch den Mund, sondern durch die Nase herausgestofsen wird. Es ist nicht gerade notwendig, dafs er ganz durch die Nase getrieben wird; nur der Vorhang, der die Nase vom Rachen trennt, mufs zurückgezogen sein. Mithin gehören die Nasenlaute ng, n, m ebenfalls zu den tönenden Konsonanten.

Wo bleiben, fragt der ungeduldige Leser, die Aspiraten, die doch auch zu den mutis gezählt werden?

Ich könnte einfach antworten: die deutsche Sprache hat keine Aspiraten, — mithin sind wir der Betrachtung derselben überhoben. Da aber häufig auf das Griechische Bezug genommen ist und noch genommen werden mufs, soll zur Erklärung von φ, χ, ϑ auch diese Bemerkung M. Müllers hier noch Platz finden: „Anstatt eine tenuis auszusprechen, wie sie ausgesprochen werden sollte, indem man die Strömung des Atems oder Tones, welche von dem Kehlkopf ausgeht, scharf durchschneidet, ist es möglich, den Atem zu sammeln und ihn hörbar hervorbrechen zu lassen, sobald die konsonantische Berührung zurückgezogen ist. Auf diese Weise bildet man die harten oder dumpfen und tonlosen Aspiraten, welche im Sanskrit und im Griechischen als kh, th und ph vorkommen.

Digitized by Google

Wenn man dagegen g, d, b ausspricht und den sanften weichen Hauch gleich nach der Berührung hören läfst, so erhält man die weichen Aspiraten gh, dh, bh, welche sich im Sanskrit und im Hebräischen häufig finden."

Fassen wir das Gesagte zusammen, so beantworten sich die oben aufgestellten drei Fragen: woraus die Laute gebildet werden, wie sie gebildet werden und wo sie gebildet werden:

1. Die Laute werden gebildet:
   a) aus dem vokalisierten Atem = Vokale (*φωνήεντα*: keine Berührung).
   b) aus dem nicht vokalisierten Atem = Spiranten (*ἡμίφωνα*: leichte Berührung).
   c) aus dem artikulierten Schall = Mutae (*ἄφωνα*: vollständige Berührung).
2. Die Laute werden gebildet:
   a) mit ganz offenem Munde; Vokale.
   b) die Mundhöhle wird an verschiedenen Stellen verengt, so dafs die Reibung des Atems, während dieser durch die Öffnung gepreſst wird, den Hauptfaktor der Lauterzeugung bildet = Reibelaute.
   c) Die Verengung der Mundhöhle geht in vollständigen Verschluſs über; der Laut wird nur hörbar, indem der Verschluſs aufgehoben wird = Explosivlaute.
3. Die Laute werden an verschiedenen Stellen durch thätige und leidende Organe gebildet. Dieselben ordnen sich zu folgendem Systeme:

		tönend	stumm	tönend	stumm	tönend	stumm	
Vokale . . .		a o		u	e	i		
Halbvok. = Zitterl.		r		r		l		
Nasenlaute . .		ng		n		m		
Konsonanten	Aspiraten . .		h		(th)		(ph)	
	Sibilanten . .			s	sch ss fs			Reibelaute.
	Spiranten . .	j	ch			w	f (v)	
	Mutae . . .	g	k	d	t	b	p	Verschlufslaute.
		Gutturales		Dentales		Labiales		

Digitized by Google

Die Ursprache unseres Sprachstammes hatte nicht halb so viel Laute als das Schema giebt, und die sie hatte, liegen an den äufsersten Enden desselben: von den Vokalen a, u, i, von den Konsonanten vorzüglich die Verschlufslaute, daneben m und n, die, was ihre Mundstellung betrifft, ebenfalls Verschlufslaute sind; von den Reibelauten nur r. Das l war noch nicht deutlich vom r geschieden, w (= engl. w) und j noch nicht von u und i. Die neu hinzugekommenen Laute bilden Mittelglieder zwischen den äufsersten Enden, den Vokalen und Verschlufslauten; sie entstanden aus dem Streben, leichtere Übergänge aus einer Mundstellung in die andere zu finden und dadurch eine Kraftersparung herbeizuführen; die Sprachorgane wufsten diese von selbst durch Erfahrung herauszufinden und zu benutzen.

II.

Das Gesetz der Lautverschiebung.

Die Verwandtschaft der deutschen Sprache mit ihren indogermanischen Schwestern giebt sich einerseits in der Übereinstimmung in Wurzeln, Wörtern und Flexionen, andererseits in dem nach bestimmten und festen Gesetzen in den einzelnen Sprachen erscheinenden Lautwechsel kund. Vergleicht man Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Slavisch auf der einen und die germanischen Sprachen auf der andern Seite, so ergiebt sich, dafs innerhalb dieser beiden Sprachenkreise die Spiranten und Liquiden im ganzen dieselben bleiben, dafs dagegen die 9 mutae b, p, f, g, k, h, d, t, th nach einem stetigen Gesetze sich ablösen, so dafs, wo in dem Kreise der verwandten Sprachen die mediae b, g, d vorkommen, im germanischen Kreise p, k, t, wo dort die tenues p, k, t erscheinen, hier die Aspiraten, und wiederum die mediae b, g, d an Stelle der verwandten Aspiraten auftreten. Dieses Verhältnis der Konsonanten im Deutschen gegenüber den urverwandten Sprachen nennt man Lautverschiebung, das Gesetz, nach welchem der Wechsel sich vollzieht, Lautverschiebungs-Gesetz. Dasselbe entdeckt zu haben, ist eines

Digitized by Google

der vielen und grofsen Verdienste J. Grimms; denn es war eine in der Geschichte der Sprachforschung ebenso epochemachende That, wie die Entdeckung Amerikas oder die Erfindung des Schiefspulvers in der Weltgeschichte. Seit jenes Gesetz aufgefunden, war allen willkürlichen Etymologieen und Sprachverrenkungen der Boden entzogen, die Verwandtschaft der Sprachen zu einander trat in ein ganz anderes Licht, die Sprachforschung selber in ein neues Stadium.

Die Lautverschiebung ist eine spezielle Eigentümlichkeit der germanischen Sprachen; durch sie scheiden sich diese zuerst als Gesamtsprache, als Urdeutsch von den übrigen indogermanischen Sprachen ab. Bei dieser einen Verschiebung sind aber nicht alle Zweige der deutschen Sprache stehen geblieben. Vergleicht man den Konsonantenstand dieser unter sich, so ergiebt sich, dafs das Hochdeutsche (Althochdeutsche) lautlich zu den übrigen germanischen Sprachen, speziell zum Gothischen, genau in demselben Verhältnisse steht wie dieses zum Sanskrit, Griechisch u. s. w., das Hochdeutsche mithin von jenen Sprachen um zwei Lautstufen absteht. Bezeichnen wir den Lautstand der urverwandten Sprachen als erste, den des Gothischen als zweite und das Hochdeutsche als dritte Stufe, so stellt sich der Lautwechsel innerhalb dieser Stufen theoretisch in folgenden neun Gleichungen dar:

I. Indogermanisch:	b, p, ph	d, t, th	g, k, h
II. Gothisch:	p, ph (f), b	t, th, d	k, ch (h), g
III. Hochdeutsch:	ph(f), b, p	th (z), d, t	ch (h), g, k.
	Labial-,	Dental-,	Guttural-Reihe.

„Man mag die Lautverschiebung passend Wagen vergleichen, die in einem Kreise umlaufen; sobald ein Rad die Stelle des vorangehenden erreicht, ist seine eigene bereits von einem folgenden eingenommen, aber keines ereilt das andere. Bei ihrer Bewegung kann nirgend Raum bleiben, der nicht alsbald ausgefüllt würde.“ [1])

[1]) J. Grimm, Gesch. der d. Sprache, I, 393.

Digitized by Google

Ehe wir dieses merkwürdige Gesetz an einigen Beispielen näher veranschaulichen, mufs vorangeschickt werden, dafs den germanischen Sprachen die Aspiraten fehlen, und durch die entsprechende spirans ersetzt werden: ph = f, ch = goth. h, ahd. spirans ch, th im Gothischen wie englisches th als spirans gesprochen; hochdeutsch tritt statt th z ein, das je nach seiner Stellung einen doppelten Laut hat, einen härteren z und einen weicheren, mit ȝ bezeichneten. Die goth. Labial-Spirans f sollte hochd. zu b werden; statt dessen tritt oft v ein, das dann wieder zu f hinüberschwankt.

Wo im Gothischen die Guttural-Aspirate stehen sollte, erscheint h, daneben g; im Hochd. bleibt h, oder das stellvertretende g verschiebt sich zu k, oder statt g tritt wieder h ein.

Bezüglich des Lateinischen, das wir zur Bequemlichkeit des Lesers als Vertreter der urverwandten Sprachen vorzugsweise verwenden wollen, sei daran erinnert, dafs hier die Guttural- und Dental-Aspiraten fehlen und statt ph — f vorkommt.

Nach diesen Vorbemerkungen sollen die neun Gleichungen mit Beispielen belegt werden.

	I. Stufe Lateinisch. (Indogerm.).		II. Stufe Gothisch.	III. Stufe Althochdeutsch.
		A. Reihe der Labialen:		
1.	Gleichung.			
	labi		hlaupan	loufan
	χάνναβις	an.	hanpr	hanaf
lit.	gelbmi		hilpa	hilfu
2.	pellis		fill	vëll
	pluere	ags.	fleotan	fliozan
	nepos	ags.	nefa	nëvo
3.	frater		brothar	pruoder
	fu-i		báu-an	pû-an
	frui		brûkon	pruochan.
		B. Reihe der Dentalen.		
4.	duo		tva	zuei
	edere		itan	ëzzan
	ad (praepos.)		at	az

Digitized by Google

	I. Stufe. Lateinisch. (Indogermanisch.)	II. Stufe. Gothisch.	III. Stufe. Althochdeutsch.
5.	**t**res	**th**reis	**d**rî
	torreo	**th**airsa-	**d**urri
	tectum	ags. **th**eac	**d**ah
6.	*θύρα*	**d**aur	**t**ôr
	μέθυ	ags. meo**d**o,	me**t**u
	ἦθος	si**d**us	si**t**u

C. Reihe der Gutturalen.

7.	**g**enu	**k**niu	**ch**niu
	fran**g**o	bri**k**an	prë**hh**an
	ma**g**nus	mi**k**ils,	mi**ch**il
8.	*δάκρυ*	ta**g**r	za**h**ar
	pe**c**us	fai**h**u	fi**h**u
	o**c**ulus	aug**ô**	au**g**a
9.	*χόρτος*, hortus	**g**ards	**k**arto
	heri	**g**istra	**k**ëstar
	tra**h**ere	dra**g**an	tra**k**an.

Das Lautverschiebungsgesetz hat seit seiner ersten Aufstellung durch Grimm durch die weitern Forschungen mancherlei Berichtigungen und Zusätze erhalten; im grofsen und ganzen ist es unanfechtbar, unbeschadet aller Ausnahmen und Unterbrechungen, durch die es gestört erscheint. Es ist hier nicht der Ort, auf die Unregelmäfsigkeiten näher einzugehen; nur das soll nicht verschwiegen bleiben, dafs, je weiter die Sprachforschung vorschreitet, um so mehr auch in den scheinbaren Störungen des Gesetzes eine feste Regel erkannt und der Grund der Abweichungen klar gelegt wird. In dieser Richtung haben vor allen zwei Arbeiten ein hervorragendes Verdienst: Rud. v. Raumers Abhandlung: die Aspiration und die Lautverschiebung, 1837, und C. Verners: Ein Ausnahme der ersten Lautverschiebung. [1])

R. v. Raumer hat nachgewiesen, dafs und weshalb die indogermanischen Aspiraten im Deutschen in Spiranten übergegangen

[1]) Aufserdem: L. Lottner, Ausnahmen der ersten Lautverschiebung, K. Z. XI, 161—205.

Digitized by Google

sind; Verner hat für eine Reihe von scheinbaren Unregelmäfsigkeiten ein durchgreifendes Gesetz entdeckt, das wir am besten an einem Beispiele erläutern. Wir sahen oben:

lat. frater = goth. brothar; hiernach müssen wir lat. pater, mater, goth. fathar, mothar erwarten; wir finden aber fadar, modar. Wie erklärt sich die media an Stelle der zu erwartenden spirans? — Verner fand bei einer grofsen Zahl germanischer Verben ganz denselben Wechsel, z. B. as. slahan, slôh, slagon: ahd. fliohan, flôh, flugun, flogan; ags. snîdhan, snâdh, snidon, sniden u. s. w., und indem er in scharfsinniger Weise die Gründe gegeneinander abwog, die diese Differenzierung in der Konjugation veranlafst haben könnten, fand er den Motor derselben in dem variierenden indogermanischen Accente und das Gesetz: „Wo im Indogermanischen der Accent auf der Wurzelsilbe ruht, haben wir im germanischen Wurzelauslaute tonlose Reibelaute (th, fs, f); ruht der Accent im Indogermanischen auf der Endung, so ist der Wurzelauslaut germanisch tönender Verschlufslaut, b, d, g. Dieses Gesetz auf obige Beispiele angewandt, ergiebt: goth. brothar, weil indogerm. brâ'tar; aber fadar, modar, — weil im indischen mâtár, pitár der Accent auf der Endung ruht.

Die Forschung hat sich aber nicht damit begnügt, das Gesetz der Lautverschiebung in allen seinen Erscheinungen möglichst aufzuhellen, sie hat sich auch die Frage gestellt, wie dieses eigentümliche Lautverhältnis des Germanischen gegenüber den andern indogermanischen Sprachen zu erklären sei. Grimm und seine Zeitgenossen waren geneigt, in dem germanischen Lautstande eine Art Lautsteigerung zu erblicken, zu welcher der kriegerische, mutige, energische Geist unsere Altvordern fortgerissen, und unter ihnen wieder die hochdeutschen Stämme um dieselbe Stufe über die niederdeutschen, wie letztere über Griechen und Römer. Diese auf den Charakter der Germanen sich stützende Annahme wird zweifelhaft, wenn man erwägt, dafs neben der Steigerung der Laute b, p, f u. s. w. doch ein ebenso regelmäfsiges Absteigen f, b, p sich zeigt und der Lautwechsel eine in sich selber zurückkehrende Linie beschreibt.

R. Westphal sieht in der germanischen Lautverschiebung ein Zeichen von gewaltig übersprudelnder Kraft des Organismus,

Digitized by Google

aber auch von hartem Eigenwillen: ein Vorbote der grofsen geschichtlichen Thaten, zu deren Ausführung der germanische Stamm berufen war. Auch G. Curtius erkennt in dem Vorgange den Ausdruck der Thatkraft, Keckheit und jugendlichen Rüstigkeit.[1]) Auf eine genauere Untersuchung der Ursachen geht er nicht ein, wie denn überhaupt, soviel ich übersehe, bisher nur M. Müller und W. Scherer eine bestimmte Theorie aufgestellt haben. M. Müller nimmt an, dafs die Sprache der arischen Völker vor Trennung dieser eine dreifache Modifikation der Verschlufslaute zustande gebracht hatte und auseinander zu halten vermochte, z. B. tar, dar, dhar. Nimmt man eine gleiche Dreiteiligkeit für alle andern Wurzeln an, soweit dieselben in das Gebiet der Lippen-, Zungen- und Gaumenlaute fielen, nimmt man weiter an, dafs die einzelnen Völker nach ihrer Trennung die Fähigkeit verloren, den Unterschied in den sich so nahe liegenden Lauten festzuhalten, dafs sie daher gezwungen waren, je nach Fähigkeit und Neigung sich für die Wahl und das Festhalten einer der drei Wurzeln zu entscheiden, so läfst sich begreifen, dafs sich in der einen Sprache die Media-Wurzel findet, wo in der andern die tenuis, in der dritten die aspirata erscheint und umgekehrt. Auch begreift sich bei dieser Annahme, weshalb die Sprachen der drei Stufen, ohne eine von der andern Wörter zu entlehnen, in ihrem Wortschatze so grofse Übereinstimmung zeigen müssen, da sie einen gemeinsamen Wurzelstock haben, an dem jeder einzelne Zweig ursprünglich in dreifacher Lautgestalt angewachsen war, bis dieser Reichtum allmählich auf einen Laut zusammenschmolz. Auch das erklärt sich bei dieser Annahme, dafs Gesetzmäfsigkeit im Lautwandel sich eben in den alten gemeinsamen Wurzelwörtern zeigt, dagegen auf später entstandene, sog. Lehnworte keine Anwendung findet. Warum aber nun grade die germanischen Sprachen die von den übrigen arischen Zweigen abweichenden Wurzeln gewählt, und sie allein, das erklärt diese Drei-Wurzeltheorie in keiner Weise, weshalb denn auch dieselbe bis jetzt wohl kaum namhafte Anhänger gefunden hat.

W. Scherer möchte die Lautverschiebung auf zeitweilige Unaufmerksamkeit der Sprechenden und Hörenden auf die kon-

[1]) G. Curtius, die Aspiration der indogerm. Spr. K. Z. II, 321—337.

Digitized by Google

sonantischen Bestandteile der Worte zurückführen und dieselbe in jene Perioden verlegen, wo Germanen mit slavischen Völkern noch in stetiger und inniger Berührung lebten, wie er in der spätern Berührung der hochdeutschen Stämme mit Römern und Galliern einen wesentlichen Impuls auf die 2. Lautverschiebung findet. „Wenn aber die Konsonanten dergestalt vernachlässigt wurden, und ihre gründliche Veränderung auf keinen Widerstand des Sprachbewufstseins, will sagen des kontrolierenden Ohres stiefs, so kann das nur darauf beruhen, dafs die Aufmerksamkeit von ihnen und auf die Vokale hingezogen war. Den Vokalklang verlangte man, daran ergötzte man sich, das andere war gleichgiltig.“ Scherers Hypothese, so viel Annehmbares auch darin enthalten ist, löst das Problem auch noch nicht; jedenfalls aber zeigt sie den Weg und die Richtung, wo die Lösung zu suchen ist: in den geschichtlichen Verhältnissen der Perioden, in welchen die Verschiebungen sich vollzogen haben.

Die Zeit der ersten, gothischen Lautverschiebung bestimmt Grimm dahin, „dafs unter den ostdeutschen Stämmen Lautverschiebung ungefähr in der zweiten Hälfte des ersten Jhdts. einzureifsen begann und sich im 2. und 3. fortgesetzt hatte. Westlich vorgedrungen könnte sie aber schon früher eingetreten sein und darum reifte sie dort zu einer neuen Stufe heran, deren Beginn schwerer zu bestimmen fällt; im 7. Jhdt. scheint auch diese entfaltet.“ E. Foerstemann setzt die I. Verschiebung in die Periode des Urdeutschen, die seiner Meinung nach schon mehrere hundert Jahre v. Chr. endet. Er weist nach, dafs die ältesten, von Griechen und Römern überlieferten deutschen Namen schon die verschobenen Laute aufweisen. Ansätze zu Lautverschiebungen zeigen auch andere arischen Sprachen. Der Übergang der Aspiraten in Medien ist ebenso den östlichen wie den westlichen Nachbarn unseres Volkes angehörig; im Neuarmenischen erscheint an Stelle von β, γ, δ p, k, t; auch im Griechischen wird häufig die media zur tenuis erhöht; aber alle diese einzelnen Vorgänge berechtigen nicht, diese Verschiebung als eine gemeinsame That der vorslavogermanischen oder auch nur der slavogermanischen Zeit anzusehen; wir dürfen sie in ihrer konsequenten Durchführung nur dem Urdeutschen zuschreiben, aber auch nicht später setzen, da alle deutschen Stämme

Digitized by Google

daran gleichmäfsig teilhaben. Wahrscheinlich ist, dafs die germanische Konsonanten-Verschiebung einen wesentlichen Akt der Trennung des Germanischen vom Slavischen darstellt und mit dieser Trennung ihren Abschlufs gefunden hat. Um ein Bild von der Stärke des Lautwandels zu geben, stellt Foerstemann mit Ausschlufs der schon früher verschobenen Aspiraten folgende lautstatitische Tabelle auf: [1])

	Anlaut.	Inlaut.	Summe.
1. g : k . . .	35	34	69
2. d : t . . .	26	51	77
3. b : p . . .	1	19	20
4. k : h . . .	97	46	143
5. t : th . . .	42	45	87
6. p : f . . .	69	27	96
	270	222	492

Von diesen 492 Fällen gehören den neuen tenues 166 an, den neuen Spiranten 326. Hieraus ergiebt sich, dafs die Bildung der neuen tenues nur halb so stark unserer Sprache ihre eigentümliche Färbung giebt als die Bildung der neuen Spiranten; es ergiebt sich aber auch ferner, wenn man die fast gleiche Zahl von starken Verben (Ablautsfällen) neben die 492 Verschiebungsfälle stellt, dafs diese beiden, unsere Sprache von den arischen Schwestern so charakteristisch unterscheidenden Erscheinungen ungefähr mit derselben Stärke auf die Ausprägung des Urgermanischen eingewirkt haben.

Die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung fällt in ihren Anfängen zusammen mit der Bewegung der germanischen Stämme im 5. Jhdt. unserer Zeitrechnung, in die merovingische Periode. Während die Franken ein Land nach dem andern unterwarfen und ihre Herrschaft über römische und deutsche Gegenden ausbreiteten, gelang den Alemannen, die sich seit 496 dem fränkischen Reiche einordnen mufsten, eine Eroberung auf geistigem, sprachlichem Gebiete. Während die Bewegung der Stämme und der Gang der fränkischen Herrschaft von Norden nach Süden vorschritt, nahm die neue sprachliche Bewegung den umgekehrten Verlauf von Süden nach Norden und ergreift

[1]) E. Foerstemann, Gesch. des deutschen Sprachstammes I, 365 ff.

Digitized by Google

auf diesem Wege successive alle Stämme bis zur Grenze der niederdeutschen Dialekte.

Bei den Alemannen ist die Lautverschiebung, soweit die Urkunden zurückreichen, bereits eingetreten; nur anlautendes d statt th ist noch nicht durchgedrungen.

Bei den fränkischen Stämmen fällt sie in die urkundliche Zeit, und die Urkunden ergeben eine ostfränkische, der alemannischen am nächsten stehende; eine südfränkische in Hessen und Nassau, — in der t ganz, p und k teilweise verschoben sind, und eine mittelfränkische: t ist nicht durchweg verschoben, p und k nur im In- und Auslaut nach Vokalen. Die Niederfranken wurden von der Bewegung nicht mehr erreicht; ebenso wenig Friesen und Sachsen (d für th abgerechnet), weil der fränkische Einfluſs für sie nicht bestand. Mit dem 10. Jhdt. hat die ganze Bewegung ihr Ende erreicht.

Es ist jedenfalls sehr charakteristisch, daſs der an Geist und Gemüt vielleicht begabteste Stamm, der alemannisch-schwäbische, das Volk der Denker und Dichter es ist, von welchem die zweite Lautverschiebung ausgegangen und bei dem sie am vollsten zur Durchführung gelangt ist. Vielleicht darf man in dieser sprachlichen Errungenschaft die erste Bekundung sehen, in welcher das Hochdeutsche sein Anrecht auf die Herrschaft unter den germanischen Sprachen offenbarte.

III.

Assimilation der Laute.

Sobald die Zeit des Werdens und körperlichen Wachstums für eine Sprache vorüber ist und diese in die historische Erscheinung tritt, beginnt der lautliche Verfall derselben; so lehrte uns die Geschichte der Sprachentwicklung.

Als Grundlage der zahllosen und verschieden gearteten Erscheinungen, in denen der lautliche Verfall einer Sprache sich darstellt, ist die Neigung anzusetzen, solche Teile der Worte, die ohne Schaden für das Verständnis entbehrt werden können, aufzugeben und den sich erhaltenden Rest so umzuwandeln, daſs

Digitized by Google

er der Aussprache und den Sprachgewohnheiten der Redenden bequem fällt. Die Sprachwissenschaft hat kein anderes, tiefer liegendes Gesetz als dieses entdecken können, nicht einmal eine etwa mitwirkende Ursache von gleicher Bedeutung; jene Neigung ist gleichsam die grofse Strömung, welche die Sprache durchzieht und alle Teile derselben in einer gegebenen Richtung fortschiebt.[1])

Die Wirkung dieser Strömung, die in dem Streben nach Ersparung von Anstrengung der Sprachorgane und nach Zeitgewinn durch Verkürzung der Formen ihre Quelle hat, äufsert sich nach zwei Hauptrichtungen hin: in der Zerstörung der grammatischen Formen, d. i. vorzugsweise am Ende der Wörter, und im Innern derselben als Lautwandel.

Von der allmählichen Auflösung und Zerstörung der grammatischen Formen werden die nachfolgenden Betrachtungen die wichtigsten und interessantesten Fälle vorführen; hier soll dem Leser zunächst ein Einblick in den innern Lautwandel eröffnet werden. Auch die Lautverschiebung, die wir vorhin betrachteten, fällt, insofern sie Vertauschung eines Lautes mit einem andern ist, unter den Begriff Lautwandel, jedoch nur insofern, als wir die deutsche Sprache zu den indogermanischen, das Hochdeutsche zu den übrigen germanischen Dialekten in Parallele stellen. Wesentlich verschieden von diesem Lautwechsel, weil innerhalb der deutschen Sprache gleichmäfsig wie in andern Sprachen sich vollziehend, ist der Lautwandel, der aus der Neigung nach Erleichterung des Sprechens, aus dem Streben nach Wohlklang entspringt, und den man im Gegensatz zu dem etymologischen Wechsel der Lautverschiebung passend den euphonischen genannt hat. Seiner Wirkung nach qualifiziert sich dieser Lautwechsel als Lautabstufung, indem durch ihn die Laute eines Wortes in eine den lautbildenden Organen genehme und bequeme Stufenfolge zu einander gesetzt werden.

Der gröfste Teil des in der Sprache vorkommenden Lautwandels läfst sich unter den Begriff Assimilation zusammenfassen, weshalb wir mit dieser Bezeichnung gegenwärtige Betrachtung überschrieben haben. Ihr Wesen beruht darin, dafs

[1]) Withney, Leben und Wachst. der Spr. S. 71 ff.

Digitized by Google

sie nichtverwandte Laute mit einander in Verwandtschaft setzt, indem sie den einen Laut dementsprechend umwandelt. Durch die Verbindung verschiedener Elemente zu Worten oder durch Verkürzung derselben durch Auswerfung leichter Vokale kommen nämlich oft solche Laute in Berührung oder grofse Nähe, die in dieser Folge ohne zu grofsen Aufwand von Muskelkraft nicht ausgesprochen werden können; die Aussprache wird dann dadurch erleichtert, dafs der eine dem andern angepafst wird, und dies ist eben Assimilation. Da die tönenden Elemente (die Vokale eingeschlossen), in zusammenhängender Rede weit zahlreicher sind als die stummen, so geht die assimilierende Kraft vorwiegend in der Richtung nach der tönenden hin; stumme Laute werden häufiger tönend als umgekehrt.[1])

Die Assimilation kann sein: 1. vokalisch, d. h. Vokal wirkt auf Vokal; 2. konsonantisch: der eine Konsonant beeinflufst den andern. Indem wir die andern untergeordneten Arten der Assimilation aufser Betracht lassen, soll betrachtet werden:

1. Konsonantische Assimilation.

Hier unterscheidet man Angleichung und Anähnlichung. Die Angleichung besteht darin, dafs der eine Laut in den andern übergeht und ihm gleich wird. Fälle dieser Art sind im Deutschen nicht häufig. In der älteren Sprache findet sich verre statt ferse, sterre für Stern, farre für farse; im Neuhochdeutschen wirr (mhd. wirs), wirren für wirsen, Schimmel für scimbal, Tromme für trumba, Zimmer aus zimbar, Lamm aus lamb, Kamm aus kamp, krumm aus krump, vielleicht auch Hoffart für Hochfahrt. Der Ausfall eines Vokals hat Angleichung bewirkt in: mhd. küllinc aus künelinc (propinquus); Zwilling aus zwinelinc.

Durch die Anähnlichung wird der assimilierte Laut dem assimilierenden nicht gleich, sondern nur ähnlich, und zwar

[1]) Im Sanskrit, der lautlich am wenigsten veränderten Sprache unseres Sprachstammes, beträgt der Vokal a volle dreifsig Prozent des gesamten Lautstandes, das Gothische hat nur noch 14% a, unser heutiges Deutsch vielleicht nur 4%; unter den Konsonanten betragen im Goth. die Reibelaute einige 20%, d. i. schon mehr als die Verschlufslaute.

Digitized by Google

entweder homorgan, d. h. in das Gebiet desselben Organs eintretend, z. B. statt *ἐν-βάλλω ἐμβάλλω*, oder homogen, d. h. er nähert sich ihm soweit, dafs er seine Qualität annimmt, also z. B. aus einem tönenden zu einem stummen wird, wie *τέ-τριπται* statt *τε-τριβ*.

Unter den homorganen Assimilationen steht obenan das Gesetz: Der Nasal mufs der ihm folgenden Muta homorgan sein, also vor Gutturalen ng, vor Labialen m, vor Dentalen n. Dieses Gesetz, das im Griechischen klar zutage tritt, hat im Deutschen weniger Spielraum und ist nur in wenigen Fällen nachzuweisen. Die Vorsilbe ant, ent hat, um n dem nachfolgenden Lippenlaute anzuähnlichen, t ausgestofsen. So sind entstanden:

empor aus en-t-por; Emporkirche;
empfangen, — entphangen, emphâhen;
empfehlen, — en-fëlen;
Wimper — wint-brâ;
Amboſs, — anebôz (Ausfall des e);
Imbifs aus einbiz.

Das Hauptgesetz der homogenen Anähnlichung besteht für unsere Sprache darin, dafs vor dem stummen Dentalverschlufslaute t alle Lippen-, Gaumen- und Zungenlaute in die stumme spirans ihres Organs, also in f, ch, fs (ss) übergehen. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht erkennbar; zwei Verschlufslaute hintereinander waren zu schwer auszusprechen, daher verwandelte sich der erste in den entsprechenden Reibelaut, — der Momentanlaut in einen Dauerlaut.[1]) Zur Erläuterung dieses Gesetzes und zur Auffassung seiner Wichtigkeit für die Etymologie genügen einige Beispiele:

Haben, Haft; graben, Grube, Gruft;
Geben, Gabe, Mitgift;
mögen, mochte; geschehen, Geschichte;
laden, Last (gesprochen fs);
wissen (Stamm vit), wufste.

Wo zwischen den zusammenstofsenden Konsonanten ein Vokal ausgefallen ist, gilt das Gesetz nicht; daher schreiben und sprechen wir: er giebt (gibet) neben Gift; ihr habt neben

[1]) Rumpelt, d. Grammat. I. Tl. Berlin 1860.

Digitized by Google

Haft, ihr raubt für raubet, Haupt für houbit, Magd für maget, Jagd für jagod.

Bemerkenswert ist das Eindringen der niederdeutschen Wandlung von ft in cht in eine Reihe nhd. Worte:

sacht für hochd. sanft;
Nichte für hochd. Niftel;
Gerücht für Gerüft, mhd. gerüefte,
ruchbar für ruftbar, berüchtigt für berüftigt;
Schlucht — Schluft.

Aufser dem durch Assimilation bewirkten Konsonantenwechsel, der sich als Angleichung und Anähnlichung darstellt, giebt es auch noch andere konsonantische Veränderungen, die teils in dem Streben nach leichter Artikulation, teils aber auch in Irrtümern des Gehörs, Unaufmerksamkeit, Trägheit, Änderung des Geschmacks u. s. w. ihren Grund haben und im einzelnen eher in ihrer Entstehung zu erklären, als unter gemeinsame Gesetze zusammenzufassen sind. Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich mich hier auf eine dieser Erscheinungen beschränke, die in der Grammatik bezeichnet wird als

Rhotazismus.

Unter den Konsonanten haben in allen indogermanischen Sprachen die mutae die meisten Veränderungen erfahren; unter den übrigen Konsonanten s, das in einigen Sprachen in r, in andern in r und sch, in andern wieder in r und in einen Hauchlaut übergegangen ist, wie z. B. *υἱός* statt *συιός*, *ὕλη* = *σύλη* silva etc. Im Deutschen kommen nur die Übergänge in r und sch vor; den ersten Übergang nennt man nach dem griech. Namen für *ρ* Rhotazismus. Das Gothische hält den Sibilanten noch in seiner ursprünglichen Form fest, scheidet aber in der Aussprache zwei Arten, den härteren s und den weicheren z. Dieses weiche goth. z ist in den übrigen Dialekten zu r rhotaziert: goth. huzda, ags. hord, ahd. hort; goth. raus, ahd. rôr; goth. marzjan, ahd. merran (verhindern) u. s. w.

Im Althochdeutschen entwickelt sich der Rhotazismus dann weiter in der Konjugation, indem in den mehrsilbigen Präteritalformen gewisser starker Verba mit dem Stammauslaut s dieses zu r wird:

Digitized by Google

kiusu, kôs, aber karumēs; liusu, lôs, — lurumes; vriusu, vrôs, — vrurumēs u. s. w.

Im Neuhochdeutschen ist der Wandel des s in r noch weiter vorangeschritten; wir haben schon im Infinitiv und Präsens r, z. B. küren, küre, kor, gekoren; verlieren, verliere, verlor, verloren; frieren, friere, fror, gefroren. Statt mhd. was haben wir war, und s nur im Partizip gewesen erhalten.

Der schon im Sanskrit vorkommende Übergang des s in sch hat sich im Germanischen erst in der neuhochdeutschen Sprache vollzogen, denn das sch des Mittelhochd. ist keine Entwicklung aus s, sondern die regelmäfsige Lautverschiebung aus altem sc; im Nhd. geht s über in sch vor einer liquida und w: Schlaf (slaf), Schmerz, schneiden u. s. w. Auch Hirsch, mhd. hirz, Kirsche — kirse, Bursche — burse, gehören hieher.

2. Vokalische Assimilation.

Wie die Vokale im allgemeinen den lautlichen Veränderungen weit mehr unterworfen sind als die Konsonanten, so ist auch speziell die assimilierende Wirkung von Vokal auf Vokal, selbst wenn sie durch Konsonanten von einander getrennt sind, viel stärker als der Einfluſs der Konsonanten aufeinander.

Die vokalische Angleichung zeigt unter den deutschen Sprachen besonders das Althochdeutsche. Der häufigste Fall ist der, daſs in drei und mehrsilbigen Wörtern der Vokal der Bildungssilbe in den der Flexion, oder in einen analogen übergeht. In dreisilbigen Wörtern wirkt die letzte auf die zweite Silbe ein: scônara für scônôra, spîhiri für spîhari: die Sprache eilt vorwärts und antizipiert in dem vorhergehenden schon den folgenden Laut; in viersilbigen Wörtern assimiliert sich entweder der letzte Vokal mit dem dritten: giholono für giholano, oder der dritte mit dem zweiten: hungirita für hungorita. Analoge Vokale treten ein in: statt bittaru bitturu, ebano — ebono, wagono statt wagano (curruum).

Die Anähnlichung zeigt sich auf vokalischem Gebiete in zwei, ihrer Wirkung nach jetzt noch fortdauernden Gesetzen: in der Vokalbrechung und im Umlaut.

Digitized by Google

3. Der Umlaut.

Die gothische Sprache kennt ihn noch nicht, am frühesten erscheint er im Angelsächsischen und Nordischen, am spätesten im Althochdeutschen; er taucht im 10. Jhdt. auf[1]) und greift nach und nach immer mehr um sich, bis er sich mit der mittelhochd. Sprachperiode voll entwickelt zeigt. Der Umlaut ist immer, — so wollen wir zunächst mit der älteren Auffassung sagen, — die Wirkung eines i oder j auf die nicht i-ähnlichen Vokale a, o, u oder die damit gebildeten Diphthonge in der Stammsilbe.

Buch, Bücher, weil buoch, buochir,
Mönch, münich — munich,
König, künic — konig,
schön, schoene — scôni.

Im Mittelhochdeutschen wurde, wenn der umzulautende Vokal lang war, ein e (geschwächtes i) daneben geschrieben, also ae, oe, ue (uo): war der Vokal kurz, so wurden als Ersatzzeichen für e zwei Pünktchen darüber gesetzt, ö, ü, u. s. w., statt ä trat überall e ein. Das Mittelhochdeutsche zählt demzufolge acht Umlautsformen:

a	in	e,	anti,	ende
â	in	ae,	trâge,	traege,
u	in	ü,	chunni,	künne,
u	in	iu,	chrûtir,	kriuter,
o	in	ö,	mohti,	möhte,
ô	in	oe,	pôsi,	boese,
uo	in	ue,	gruoni,	gruene,
ou	in	öu,	toup,	betöuben.

Da im Neuhochdeutschen alle Stammvokale lang geworden sind, mithin die Zeichen für die umgelauteten kurzen Vokale überflüssig wurden, ist man auf 4 Formen zurückgegangen, leider mit derselben Inkonsequenz, die unsere Schreibweise überall kennzeichnet; denn statt nun für den Umlaut des a entweder e oder ae, bez. ä zu wählen und in allen Fällen eine Bezeichnung festzuhalten, haben wir jetzt e, ä und ae als Umlautsbezeichnungen: Ende, träge, Aermel (armelîn). Für den Umlaut von mhd. ou haben wir ebenfalls zwei verschiedene Bezeichnungen:

[1]) Vereinzelt schon im 6. Jhdt.

Digitized by Google

äu und eu, z. B. betäuben, streuen. Diese Verschiedenheit und Regellosigkeit in der Bezeichnung des Umlauts hat es verschuldet, dafs derselbe in vielen Fällen als solcher nicht erkannt wird, wo er wirklich vorhanden ist, — ein Umstand, der die Abstammung und Verwandtschaft vieler Wörter verdunkelt. Wer wird jetzt, ohne vom Sprachlehrer darauf hingewiesen zu sein, z. B. darauf kommen, dafs ungeschlacht und Geschlecht eines Stammes sind? Und doch ist dem so; das Hauptwort Geschlecht hat in der letzten Silbe das alte Umlauts-e, wie ahd. gislahti erklärt; das Eigenschaftswort hierzu lautet ahd. gislaht, mhd. geslaht, — das nhd. nur noch in der Zusammensetzung mit der Negationspartikel un- vorhanden ist, ungeschlacht, d. h. schlecht geartet, unnatürlich. Das Eigenschaftswort konnte den Umlaut nicht annehmen, weil die Umlautsursache fehlte. — Fällt jemand bei dem Worte Geselle das Wort Saal ein, wenn er nicht das mittlere e als Umlaut von a erkennt und dadurch auf ahd. gisaljo, d. h. der dasselbe sal oder Haus Bewohnende = Hausgenosse geführt wird? — Wie aber die irreguläre nhd. Schreibung des Umlauts dessen Vorhandensein vielfach verdunkelt, so ist andererseits sein Auftreten im Zeitwort häufig nicht mehr begreiflich, weil der bewirkende Vokal im Neuhochdeutschen ausgefallen ist. Wer daher mit den älteren Formen nicht bekannt ist, fragt sich vergebens, weshalb wir konjugieren: ich falle, du fällst, er fällt, wir fallen. Hält man ihm aber die alte Abwandlung vallu, vellis, vellit, vallâmes u. s. w. vor, so begreift er den Vokalwandel ohne weiteres. Auch wird nur aus der alten Sprache einleuchtend, weshalb im Konjunktiv der Umlaut nicht eintritt: ich falle, du fallest, er falle, weil ahd. valle, vallēs, valle. Man hat den Umlaut, dessen Ursache aus den jetzigen Wortformen nicht mehr erkennbar ist, nicht unpassend den versteckten oder verdeckten Umlaut genannt. In den Substantiven erscheint dieser verdeckte Umlaut durchweg nhd. mit e geschrieben; im Zeitwort begegnet nur ä.

Ein Vorgang entgegengesetzter Art, nämlich dafs beim Ausfall des umlautbewirkenden i der ursprüngliche Vokal wieder eingetreten ist, zeigt sich als Eigentümlichkeit einer Klasse von Zeitwörtern. Früher bildeten die Verben: nennen, kennen brennen, rennen, senden, wenden das Präteritum:

Digitized by Google

nennita, chennita, brennita u. s. w. und war in diesen Formen e Umlaut, durch den nachfolgenden Vokal i hervorgerufen. Als dieses i ausfiel, ging die Sprache auf den ursprünglichen und ungetrübten Vokal a zurück und bildete: nannte, kannte u. s. w. Diese Zeitwörter sind daher nicht als ablautende, sondern als schwach flektierende anzusehen. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Vokals in denselben bezeichnete J. Grimm als Rückumlaut.

Im übrigen ist das Gefühl und Bewufstsein in Bezug auf den Grund und Ursprung des Umlauts im Neuhochdeutschen so gut wie erloschen. Nachdem der phonetische Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung verdunkelt war, suchte man dem Umlaut nun eine begriffliche Bedeutung zu geben, indem man ihn nach irreleitenden Analogieen auf eine Menge von Ableitungs- und Bildungssilben anwandte, um diese, die noch im Althochdeutschen durch die Vokale hinreichend geschieden waren, von einander zu sondern. Diesen, aus grammatischen Bedürfnissen entsprungenen, zur Unterscheidung der Wortformen dienenden oder auch rein zwecklos eingeführten Umlaut nennt man im Gegensatz zu dem organisch erwachsenen den unorganischen Umlaut. Diesen haben angenommen eine Menge von Substantiven im Plural: z. B.

Darm, Därme, Schläge, Schlünde, Füchse, Vögel, Altäre, Klöster; eine ganze Reihe von Wörtern, die nhd. erst die Mehrzahl auf er bilden und dieser Endung wegen nun auch den Umlaut annehmen: z. B.

Ämter, Bänder, Dörfer, Dörner, Hühner, Lämmer, -tümer, Gewänder etc.

Beim Adjektiv tritt infolge der Endung lich vielfach der unorganische Umlaut ein, weil man lich als Ableitungssilbe nahm, während die alte Sprache das Wort noch als Substantiv lîch (Wesen, Gestalt) empfand. So entstanden löblich, gröblich u. s. w., wo mhd. lôbelîch — noch keinen Umlaut hat und keinen Umlaut haben konnte. Nach der Analogie von lich liefs man dann auch die Silbe ig Umlaut bewirken: Not, nöt-ig.

Läfst sich die Anwendung des unorganischen Umlauts in der vorbezeichneten Richtung noch begreifen und in gewissem Sinne rechtfertigen, so ist es eine rein unbegreifliche, aber leider

Digitized by Google

nicht abzuleugnende und als unabänderlich anzunehmende Thatsache, dafs der unorganische Umlaut sogar an Stelle organisch verschiedener Vokale eingedrungen ist und die rechtmäfsigen Vokale verdrängt hat. So

ä in Bär, ahd. birin,
gebären, goth. bairan,
dämmern, ahd. dimber.

ö statt **e** in:

blöken,	ergötzen,	löschen,
dörren,	gewöhnen,	schöpfen,
schröpfen,	schwören,	stöhnen,
Köder,	Kröte,	Hölle,
Löffel,	Möwe,	Geschöpf,
Schöffe,	Pökel,	zwölf.

ü statt **i** infolge der bekannten Zwickauerschen Aussprache:

Hülfe,	schreibe	und sprich	Hilfe,
Sprüchwort	—	—	Sprichwort,
Knüttel	—	—	Knittel,
Küssen	—	—	Kissen,
betrügen	—	—	betriegen.

Das **ü** haftet und ist deshalb beizubehalten in:

lügen,	bügeln,	düfteln,
Würde,	Kürschner,	Sündflut,
schlüpfrig,	gültig (und	giltig).
ausfündig,		
spitzfindig,	besser spitzfündig von vunt. [1])	

4. Vokalbrechung.

Eine andere Art der Assimilation als der durch i bewirkte Umlaut zeigt sich in der Wirkung eines in der Flexions- oder Ableitungssilbe stehenden a (oder eines aus diesem entstandenen Vokals) auf das in der Stammsilbe vorangehende i und u, die durch den assimilierenden Einfluſs des a in ë und o gebrochen werden. Dieses gebrochene e, dem a näher als das durch Umlautung aus a entstandene e, zu sprechen wie e in

[1]) Umlauft, Das Gebiet des Umlauts im Deutschen, Wien 1876. C. Stockmann, de vocalium et consonarum infectione per i literam, Berol. 1872.

Digitized by Google

Geld, wird von Grimm und seinen Nachfolgern mit zwei Pünktchen bezeichnet ë.

Auf das Gesetz der Vokalbrechung gründet sich der Lautwechsel zwischen i und ë im Präsens Indikativ bei einigen ablautenden Verben. Wir konjugieren: ich helfe, du hilfst, er hilft, wir helfen, weil im Althd. hilfu, hilfis, [1]) hilfit, helfâmes, helfat, helfant, in welchen Formen die Schwächung des i durch das nachfolgende a deutlich hervortritt. Wenn wir im Neuhochd. auch die I. Pers. Sing. mit gebrochenem e bilden, so lassen wir uns hierbei durch die Analogie (des Plurals) leiten, die wir als Faktor des Laut- und Formenwandels noch weiter kennen lernen. Im Präteritum tritt aus demselben Grunde, aus dem im Präsens i zu e wird, der Wechsel von u und o ein im Participium: half, hulfi, half, hulfemês, hulfut, hulfun, aber holfan. Dieses gebrochene o haben wir im Neuhochd. beibehalten, dagegen das aus a geschwächte u fallen lassen. Hierdurch ist der Konjunktiv Imperfecti ich hülfe, der aus hulfi, hulfemês regelmäfsig durch Annahme des Umlauts gebildet ist, unverständlich geworden und daher allmählich aufser Gebrauch gekommen. An seiner Stelle hat man nun von der ersten Person ich half, ich warf u. s. w. einen neuen Konjunktiv ich hälfe, ich wärfe etc. gebildet, und diese Bildung hat als Konsequenz des im Indikativ ausgefallenen u ihre Berechtigung.

Es können aber nur i und u gebrochen werden, wo sie in der alten Sprache kurz sind, und selbst nach kurzem i unterbleibt die Brechung, wenn dasselbe durch nn, mm oder n mit andern Konsonanten von a getrennt ist, z. B. ich rinne, du rinnst, — aber geronnen; ich schwimme, du schwimmst, geschwommen etc. Die Brechung von u unterbleibt nur bei n mit Konsonanz, z. B. gesunken, gebunden, gefunden, gesungen.

Vergleichen wir den Prozefs der Vokalbrechung mit dem des Umlauts, so ergiebt sich, dafs beide im Grunde dasselbe

[1]) Curtius, Müllenhoff, Scherer u. a. sehen in e die ältere Gestalt des Vokals, dessen Erhaltung an ein in der folgenden Silbe stehendes a geknüpft sei; es hängt diese Auffassung damit zusammen, dafs e und o für älter gelten, als i und u. Für den Zweck des vorliegenden Bildes glaubten wir uns am zweckmäfsigsten an der alten Brechungstheorie Grimms halten zu sollen.

Digitized by Google

sind: eine Wirkung der Anähnlichung, aus dem Einfluſs der Vokale i und a auf den Stammvokal hervorgehend. Hiermit ist die lautliche Thatsache festgestellt, aber ihre Ursache noch keineswegs erklärt. Wollen wir diese in ihrem letzten Grunde aufspüren, so müssen wir nochmals zur Physiologie der Sprachlaute zurückkehren und uns der Reihe erinnern, in welcher die Vokale vom tiefsten bis zum höchsten Tone aufsteigen: u, o, a, ä, e, i. Wenn nun in Wörtern mit dem Stammvokal u, o, a in der Flexionssilbe ein i folgte, so fand in der Folge dieser Vokale eine Ton-Steigerung statt, die nur so lange in der Sprache erträglich war, als keiner der beiden Vokale einen entschieden überwiegenden Accent hatte und z. B. buo-chir mit ziemlich gleicher Accentverteilung klang. Sobald aber die Stammsilbe den Wortaccent auf sich allein zog, — und eine solche Periode ist, wie wir noch sehen werden, in unserer Sprache einmal eingetreten, duldete der mit verstärktem Accente gesprochene Wurzelvokal das hohe i in der Endsilbe nicht, — es muſste sich in einen Vokal niedrigeren Tones, in e (a) verwandeln, während der Wurzelvokal zu der durch den Accent geforderten Tonerhöhung und Tonverstärkung das i gleichsam an sich riſs und sich durch dasselbe aus a in ä, aus o in ö, aus u in ü erhöhte. Ganz aus demselben Grunde fand die Verwandlung des u in o in holfan statt: u wurde erhöht, als a zu tonlosem e herabsank.

Eine andere Erklärung des Umlauts geht aus von der Mouillierung der Konsonanten durch folgendes i, das sich in mehreren urverwandten Sprachen findet und einst auch dem Germanischen eigen gewesen sein soll. Man vergleicht gr. ὀφέλjω = ὀφειλω, κτέν-jω = κτεινω, φέρεσι = φέρεις, und weist auf die ahd. Schreibung airin, aigi, ailiu, muillen etc. hin, in denen man i aus einem am Ende des Wortes ausgefallenen j erklärt. Dieses i=j diente ursprünglich zur Mouillierung des nachfolgenden Konsonanten, dem es vorklang und als i-j erst deutlich vernehmbar wurde, als das i der Endsilbe sich in e (a) verwandelte. Aber auch dann gehörte ein besonders feines Ohr dazu, um das i als einen eigenen Laut abzusondern. Die Majorität der Sprechenden besaſs ein so feines Gehör nicht und so

Digitized by Google

entstand ein neuer Laut, der zwischen den beiden sich vermischenden lag, ä zwischen a und i, ü zwischen u und i.[1])

Welcher Erklärungsweise der Lehrer sich anschliefsen will, mufs ihm anheimgestellt werden. Völlig ist die Erscheinung des Umlauts noch keineswegs aufgeklärt; so viel aber ist ausgemacht: wenn auch in andern Sprachen Ähnliches sich findet, so bleibt doch der Umlaut der germanischen Sprachen als eine Eigentümlichkeit bestehen, die mit zu den unterscheidenden Charakterzügen unserer Sprache gehört. Die Brechung des i zu e in helfan mag folgender Satz erklären: Der Hochton des accentuierten Wurzelvokals i attrahiert den Endvokal mit tieferem Eigenton und wird dadurch in den Zwischenvokal e verwandelt.

IV.

Der Wortaccent im Deutschen

und sein Einflufs auf den Lautwandel.[2])

Lautverschiebung und Vokalbrechung haben wir als zwei die deutsche Sprache vor ihren Schwestern auszeichnende Merkmale kennen gelernt; ehe wir das dritte und wichtigste Unterscheidungskennzeichen, das Ablautsgesetz, ins Auge fassen, müssen wir, um gebahnten Weg zu haben, zunächst noch eine andere Eigentümlichkeit unserer Sprache hervorheben, die ihresteils unabhängig vom Lautwandel, diesen nach mehr als einer Richtung hin beeinflufst hat: das germanische Accentuationsprinzip.

Was ist der Wortaccent?

Der Accent in den indogermanischen Sprachen ist seinem Wesen nach zweierlei: entweder geschieht die Hervorhebung einer Silbe dadurch, dafs die Stimmbänder stärker angespannt

[1]) W. Scherer, S. 75.

[2]) W. Scherer, Zur Gesch. d. d. Sprache, S. 75—89. R. Westphal, Gram. der d. Sprache, Jena 1869. S. 5—10.

Digitized by Google

werden, — und dann entsteht ein höherer Ton gegenüber dem niedrigeren der unbetonten Silbe; — oder die Hervorhebung wird dadurch bewirkt, daſs die Respirationsmuskeln in gröſsere Aktivität gesetzt werden, dann verstärkt das kräftigere Lautausströmen die Stimme und es entsteht ein relatives Forte dem Piano der unaccentuierten Silbe gegenüber. Man hat diesen Accent nicht unpassend den exspiratorischen, den tonerhöhenden aber den chromatischen Accent genannt.[1])

Accentuation mit bloſser Tonerhöhung ist dem Indischen und den altklassischen Sprachen eigen; eben weil der Wortaccent in diesen Sprachen in der Erhöhung der betonten Silbe besteht, also gewissermaſsen nur melodisch ist, kann neben demselben der Versaccent oder Ictus, nach welchem der Vers gemessen wird, frei einhergehen und ist nicht an den Wortaccent gebunden; denn nur die Silbe, welche den Ictus trägt, erhält Tonverstärkung, — und Tonerhöhung und Tonverstärkung können ebenso frei und unabhängig neben einander herlaufen wie in der Musik das Steigen und Fallen der Melodie unabhängig ist von dem Takte.

Der exspiratorische Accent kommt in den slavischen Sprachen vor; ob er für sich allein, ohne gleichzeitige, wenn auch nur schwache Tonerhöhung vorkommt oder überhaupt möglich ist, kann hier füglich auſser acht bleiben.

Für uns ist wichtiger eine dritte Art von Accentuation, welche in der Vereinigung des chromatischen mit dem exspiratorischen Accente besteht und die accentuierte Silbe nicht bloſs erhöht, sondern auch verstärkt. Dies ist der deutsche Accent: Tonerhöhung und gesteigerte Schallkraft sind in ihm verbunden.

Nächst der Art und Beschaffenheit des Accents kommt in Betracht die Stellung, die er im Worte einnimmt. In Rücksicht hierauf kann man in den indogerm. Sprachen zwei Hauptunterschiede feststellen: freien und gebundenen Accent.[2]) Frei ist der Accent, wenn ihm alle Silben offen stehen, gleichgiltig, welche

[1]) Brücke. die physiolog. Grundlage der nhd. Verskunst, Wien 1871.

[2]) Das Gälische betont stets die letzte, das Welsche die vorletzte, das Böhmische die erste Silbe.

Digitized by Google

Stelle im Wortganzen sie einnehmen. Der gebundene Accent hat entweder beschränkte Freiheit, wie im Lateinischen und Griechischen, oder er ist ganz unfrei, d. h. an eine bestimmte Silbe, z. B. im Polnischen an die vorletzte, gefesselt.

Der freie Accent, jetzt nur im Litauischen, auch wohl im Prinzip in der russischen Sprache erhalten, war einst der allein herrschende in der arischen Sprache und auch in den Zweigen derselben, wenigstens solange diese noch auf ihre asiatische Heimat beschränkt waren. Aber in keinem Punkte sind die verwandten Sprachen nach ihrer Trennung so weit auseinander gegangen als eben im Wortaccent.

Im Lateinischen ist für den Accent der prosodische Wortschluſs maſsgebend: bei trochäischem und spondeischem Ausgang steht der Ton auf der vorletzten, bei jambischem, daktylischem und tribrachischem Schlusse auf der drittletzten. Diese Fixierung des Accents ist von der grammatischen Funktion der Tonsilbe ganz unabhängig: in lego hat die Wurzelsilbe den Ton in legimini ein an sich ganz bedeutungsloser Bindevokal, in legebamus der für die Tempusbezeichnung signifikante Vokal, in legamus der Modusvokal u. s. w.; in keiner dieser Silben hat der Accent mit der etymologischen Bedeutung der Silbe, auf welcher er ruht, irgend etwas gemein, sondern überall ist er durch den prosodischen oder rhythmischen Ausgang des Wortes bestimmt. Diesen Accent hat R. Westphal nicht unpassend den phonologischen oder phonetischen benannt, indem er lediglich auf phonetischem Prinzip beruht.

Ein ähnliches Accentuationsverhältnis, wie im Lateinischen, wird auch im Griechischen angewandt, jedoch mit der Modifikation, daſs aufser dem phonetischen Prinzip für das Nomen noch ein anderes zur Geltung kommt, welches auch eine Schlufssilbe mit dem Accente versieht, wenn nach dem phonologischen Gesetze der Ton auf eine vorhergehende Silbe fallen sollte. Es ist diese, vom Rhythmus des Wortausgangs unabhängige Betonung eine etymologische um deswillen zu nennen, weil sie immer bedeutungsvolle Wortbildungs- und Kasussilben trifft, z. B. in *ποδί, ποδῶν, ποσί, πᾶς, παντός* u. s. w.

Das etymologische Accentuations-Prinzip, im Griechischen nur von beschränkter Ausdehnung, waltet uneingeschränkt im

Digitized by Google

Sanskrit mit manchen identischen Berührungspunkten, welche zwischen ihm und den speziellen Einzelheiten der griechischen Accentuation stattfinden, immer aber so, dafs durch dasselbe bestimmte Flexionssilben, die an sich eine hervorragende Bedeutung für das Ganze des Wortes haben, auch durch den Wortton hervorgehoben werden. [1])

Das deutsche Accentuationsgesetz läfst sich kurz so fassen:

„In einfachen Wörtern ruht der Accent stets auf der Wurzelsilbe: Ausnahmen: lebéndig, leibháftig, wahrháftig.

In zusammengesetzten Wörtern hat die Wurzelsilbe des Bestimmungswortes (des ersten Teiles) den Accent: Haústhür, Hóheit, rúchbar, hímmelblau u. s. w.

Auch dieses deutsche Betonungsprinzip hat man als ein etymologisches bezeichnet, und man kann das gelten lassen, wenn nur der wesentliche Unterschied, der zwischen deutscher und altindischer Betonung obwaltet, nicht übersehen wird; im Sanskrit und teilweise im Griechischen ist der Accent etymologisch, insofern die Bedeutsamkeit einer Silbe für die Wortform den Ausschlag giebt; im Deutschen aber ist es nicht eine formale Rücksicht, die den Accent regiert, sondern eine materiale, vermöge ihres stofflichen Inhalts reifst die Wurzelsilbe den Wortton an sich.

Diese, von dem urarischen freien Accente und der mehr oder minder gebundenen Betonung der Schwestersprachen so durchaus verschiedene germanische Accentuationsweise, — wann ist sie in unserer Sprache zur Herrschaft gelangt? wie ist sie zu erklären?

In der Periode der slavogermanischen Spracheinheit findet sich noch keine Spur des Wurzelaccents; derselbe mufs daher, — wie dies auch die slavischen Sprachen beweisen — unabhängig vom Lituslavischen entsprungen, ein Produkt des gesonderten

---

[1]) R. Westphal, l. c. S. 6.

Die Verwandtschaft des Griech. und Sanskrit in der Accentuation ist grade beim Verbum gering: Übereinstimmung findet sich darin, dafs beide das Verbum gelegentlich der Enklisis unterwerfen. Abweichend ist, dafs dem Altindischen das griechische Gesetz, dafs der Accent niemals über das Augment hinausrücken darf, vollständig fremd ist.

Digitized by Google

germanischen Stammes sein, und dies bestätigt sich uns darin, dafs, — wie oben bei Erwähnung des Vernerschen Gesetzes gezeigt wurde, — der freie Accent, der indogermanische Urahne, noch in die Periode der germanischen Spracheinheit, wenigstens in seiner Wirkung, hineinreicht. Innerhalb des Zeitraumes des Urdeutschen ist der Übergang von der freien Betonung zum germanischen Accent zu suchen; denn da alle germanischen Dialekte dasselbe Betonungsprinzip aufweisen, so mufs dessen Ausbildung in die Zeit verlegt werden, wo die Dialekte noch nicht als Sonderzweige sich vom Urstamme losgelöst hatten. Für das so überaus wichtige Ereignis eine bestimmte Zeit abzugrenzen oder eine historische Ursache nachzuweisen, ist selbstverständlich verlorene Mühe. Eine Erklärung der auffallenden Erscheinung ist nur auf psychologischem Wege, — wenn man so sagen darf, — möglich und auch bereits versucht worden. Westphal sagt: „Es scheint, als ob der alte Germane zu der Zeit, als die stete Accentuation der Wurzelsilbe in seiner Sprache sich fixierte, mit der Erhebung der die Thätigkeit, die Bewegung bezeichnenden Wortsilbe zum betonten Mittelpunkte des ganzen Wortes und Satzes den Typus seines eigenen Wesens, seine Bewegungs- und Thatenlust in seiner Sprache fixiert habe; denn was er in seiner Sprache accentuiert, ist eben nur das Moment des Handelns, der Bewegung; die ganze Energie des Sprechens ist darauf gerichtet.“ An einer andern Stelle (S. 9) bezeichnet Westphal die unserer Sprache eigene Betonungsweise als ein melodisches Element, das die analoge Erscheinung in den Sprachen unserer Nachbarn, der Franzosen und Slaven, weit hinter sich zurücklasse und ohne Zweifel mit der höhern Beanlagung für Musik zusammenhänge, die nun einmal der Deutsche vor allen andern Völkern der Erde voraus hat.

Eine eingehendere Erklärung versucht W. Scherer; ihm handelt es sich darum, die ausschliefslich überwiegende Intensität und Lebhaftigkeit zu begreifen, welche das stoffliche, gegenständliche Element des Wortes in der Vorstellung des Germanen erlangt hat.

„Drei Momente dürfen meines Erachtens herbeigezogen werden.

Digitized by Google

Erstens wäre vielleicht nach einer Bemerkung von K. Verner der Vorgang als eine Formübertragung zu fassen: die Fälle, in denen der Accent auf der Wurzelsilbe ruhte, waren schon unter dem alten Betonungsprinzip in der Majorität, und diese Betonungsweise griff dann in der germanischen Grundsprache um sich, indem die Wortformen, die den Accent auf der Endung hatten, ihn nach und nach auf die Wurzelsilbe zurückzogen. Indessen wäre damit die Frage nach den Gründen der Übertragung noch nicht beantwortet, welchen sich dagegen wohl die beiden folgenden Erwägungen nähern.

Zweitens nämlich mag der Stil der germanischen Poesie darauf Einfluſs geübt haben.

Sprachbildner sind hauptsächlich immer diejenigen, welche durch Ausübung ihres Berufs in dem nächsten Verhältnis zur Sprache stehen: in jüngeren Zeiten die Schriftsteller, in ältern die Dichter.

Unserer ganzen Sprache war der Stil angeboren, den wir aus den ältesten nationalen Poesieen erkennen. Dem germanischen Dichter ist es weniger um die Fülle und Anschaulichkeit der einzelnen Vorstellung zu thun, die er erwecken will, als um ihre Stärke. Er führt daher immer mehrere Streiche auf einen und denselben Fleck. Er bezeichnet nichts als die Sache selbst, aber nicht durch das eine angemessenste Wort, sondern durch eine Zahl von Synonymen. Er scheint sich nie genug zu thun und vergeblich nach völligem Ausdruck seines innern Bildes zu ringen.

Diese Eigentümlichkeit mag aus dem leidenschaftlichen Naturell des alten Germanen flieſsen, das in Krieg und Spiel und Gewaltthat sich austobte. „Die Leidenschaft, voll von ihr selber, — bemerkt Rousseau, — ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich flieſst und sich niemals erschöpft.“

Aber das leidenschaftliche Wiederholen desselben Gedankens, das Ringen nach starker Sachbezeichnung, konnte den Dichter veranlassen, den vorzugsweise sachbezeichnenden Wortteil,

Digitized by Google

die Wurzelsilbe, zu betonen. Es war das ein neues Mittel zu demselben Zwecke.

Viel bestimmter aber dürfen wir drittens behaupten, dafs sich in der Betonung der Wurzelsilbe eine entschieden ästhetische Auffassung kundgiebt. Das Wort ist ein Kunstwerk; Stoff und Form sind nicht blofs darin enthalten, sie werden auch darin gefühlt. Tritt das Stoffelement in den Vordergrund, werden die Silben mehr formaler Funktion vernachlässigt, so dürfen wir auf unkünstlerische, prosaische Stimmung schliefsen. Jene Überschätzung des Gehaltes und Unterschätzung der Form, zu welcher die Germanen überhaupt neigen, und welche von Zeit zu Zeit poesieverheerend sich zu einer nationalen Krankheit steigert, mufs auch in jenen Urzeiten einmal ausgebrochen sein, um uns in dem spezifisch germanischen Accent ein Erbteil für alle Zeiten zu hinterlassen."

Der Einfluſs des deutschen Accentgesetzes offenbart sich in der ältern Sprache, — um hier vom Ablaut abzusehen, — in den sog. Auslautsgesetzen, und im Neuhochdeutschen in der Umwandlung aller kurzen Wurzelvokale in Längen. Betrachten wir:

1. Die Auslautsgesetze.

Die indogermanischen Sprachen suchen gewisse Laute und Lautverbindungen, die dem Sprachgefühle hart erscheinen, zu vermeiden. Aus diesem Grunde mufs oft in einer inlautenden Konsonantengruppe eine Veränderung des einen oder andern der zusammenstehenden Konsonanten stattfinden (Assimilation). Noch zarter ist die Sprache im Auslaute; Konsonantenverbindungen, die im Inlaute geduldet werden, scheinen hier anstöfsig; selbst mancher einfache Konsonant gilt hier als Härte und wird nicht beibehalten.

„Durch dieses euphonische Prinzip geschieht der alten Ursprünglichkeit der Flexionen Eintrag. Konsonanten, welche zur Bezeichnung von Begriffsbestimmungen und Beziehungen dienen, müssen abfallen, weil sie nach den im Verlaufe der Sprache eingetretenen euphonischen Gesetzen im Auslaute nicht stehen können.

Digitized by Google

In den Sprachen unseres Stammes ist der lateinische Auslaut von dem euphonischen Prinzip am meisten frei geblieben, daher hier am meisten die ursprünglich auslautenden Flexionskonsonanten sich zeigen. Jeder Konsonant kann auslauten; kein anderes Gèsetz gilt für den konsonantischen Auslaut als für den Inlaut. Dem Lateinischen steht das Zend am nächsten; hier wird nur der Auslaut nt auf n beschränkt. Das Sanskrit duldet im Auslaute bis auf wenige Fälle nur einen Konsonanten; von zweien mufs daher der zweite, von dreien der dritte abfallen. Das Griechische duldet im Auslaute nur eine solche Verbindung zweier Konsonanten, deren letzter ein s ist ξ, ψ. Auch an νς und ρς nehmen einzelne Dialekte keinen Anstofs. Überhaupt kann nur ρ, ς, ν im Auslaute stehen, κ in οὐκ und ἐκ. Mit dem Griechischen kommt in den meisten Fällen das Altpersische überein. Im Altslavischen ist die Weichheit des Auslauts am weitesten vorgeschritten; hier ist jede Doppelkonsonanz unstatthaft, und von einfachen Konsonanten wird im Auslaut nur der Nasal geduldet." [1])

Zu diesen Sprachen steht der Auslaut des Gothischen wie überhaupt der germanischen Dialekte in einem auffallenden Gegensatze. Während dort jede harte Doppelkonsonanz und mancher einfache Konsonant vom Auslaut entfernt wird, kommen im Gothischen die härtesten Verbindungen vor, welche vielleicht je eine Sprache aufzuweisen hat, so hilms, balgs, halbs, wulfs, hulþs, brunsts, framaldrs, spaiskuldrs, bairhts, fingrs, usbeisns, rôhsns, maiþms, svumfsl.

Welches ist der Grund dieser Konsonantenhärte im Auslaut? — Gröfsere Ursprünglichkeit in Erhaltung der Flexionen kann es nicht sein, denn unter den angeführten Wörtern ist kein einziges, in welchem nicht ein Flexionslaut abgefallen ist. Auch die übrigen Sprachen bewahren nicht immer ihre Flexionslaute, z. B. ἔλεγετ wird ἔλεγε, τόδ = τό; aber wo sie einen Laut fallen lassen, geschieht es meist in dem Streben nach Weichheit. Im Gothischen hingegen hat der Verlust des Flexionslautes keinen euphonischen Grund; auch ist hier der Abfall desselben noch weiter fortgeschritten, als z. B. im Lateinischen und

[1]) R. Westphal, Gram. d. d. Spr. S. 134.

Digitized by Google

Griechischen. Dafs dieses nicht ursprünglich so im Gothischen und Deutschen überhaupt gewesen sein kann, lehrt der Vergleich mit den andern Sprachen; auch in unserer Sprache mufs einst ein anderes, dem der übrigen Sprachen ähnliches Auslautsgesetz gewaltet haben, und die Sprachvergleichung vermag mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den ursprünglichen Auslaut herzustellen. Ja, sie kann noch über diese Stufe hinausgehen und an der Hand der im Gothischen noch sichtbaren Spuren feststellen, dafs auch diese Sprache auf einer früheren Stufe das Streben nach Weichheit des Auslauts gekannt und ein Auslautsgesetz gehabt hat, welches dem der griechischen und der übrigen verwandten Sprachen ähnlich war.

Dieses Gesetz hat R. Westphal so gefafst: Von ursprünglich auslautenden Konsonanten hat das Gothische blofs diejenigen geduldet, deren zweiter Konsonant ein s ist; von allen übrigen mufs der zweite abgeworfen werden.

Von auslautenden einfachen Konsonanten, mögen sie ursprünglich oder auf die eben angegebene Weise aus einer Doppelkonsonanz entstanden sein, hat das Gothische blofs s und r, aber keine Muta und keinen Nasal geduldet. Jeder andere Konsonant als s und r erscheint dem Gothischen am Ende der Wörter als Härte und wird auf zwei Weisen vermieden:

entweder wird er abgeworfen, oder er wird durch Annahme eines Hilfsvokals a zum Inlaut.

Demgemäfs mufs für nominat. fisks ein ursprüngliches Thema fiska angesetzt werden, für dags die Grundform dagas, für brothrs brâthras, für hanins hananas u. s. w.

Seit der ersten Aufstellung des konsonantischen Auslautsgesetzes durch Westphal hat dasselbe durch Ebel[1]) und andere, hauptsächlich aber durch W. Scherer wesentliche Modifikationen erfahren und ist zuletzt, — wie wir im I. Teil sub V. gesehen haben, — als das unterscheidende Merkmal zwischen Ost- und Westgermanisch erkannt worden. Seine präzise Fassung durch Scherer lautet (S. 197): „Nur s (und vermutlich r) wird im Ostgermanischen, kein Konsonant (oder nur r) im Westgermanischen am Ende geduldet."

[1]) Ebel, Kz. V, 307.

Digitized by Google

In dem konsonantischen Auslautsgesetze liegt nichts für die Germanen Charakteristisches; nur in dem Grade der Durchführung offenbart sich ihre Besonderheit.

Hiernach ist es selbstverständlich, dafs dieses Gesetz nicht ein Ausflufs unseres eigentümlichen Accentuationsprinzips sein kann; das Ausstofsen gewisser Konsonanten im Auslaute hat vielmehr seinen Grund in einer gewissen Bequemlichkeit der Organe, die am Wortende ihrem Normal- und Ruhestand zueilen und höchstens nur einen solchen Konsonanten laut werden lassen, der mit dem Mindermafs von Anstrengung hörbar gemacht werden kann, wie s.

Wenn aber überhaupt die An- und Inlaute für den Auslaut nur ein beschränktes Mafs von Kraft übrig liefsen, so sicher im Deutschen, wo bei der Tonerhöhung der Wurzelsilbe zugleich die Organe für die intensive Verstärkung des Tones besonders angestrengt werden, — und insoweit darf auch bei dem konsonantischen Auslautsgesetz das Accentuationsprinzip nicht ganz aufser acht bleiben. Ganz in diesem Prinzipe wurzelnd und daraus hervorgegangen ist das zweite Auslautsgesetz, das vokalische, der Zeit nach jünger als das konsonantische, wie dieses nur ein einzigesmal wirkend.

Das vokalische Auslautsgesetz ist kurz so gefafst:

„Das Germanische befehdet i und a als letzte Vokale des Wortes; daher verlieren sich die einfachen Kürzen i und a gänzlich aus der Endsilbe, und ái, ai, ii (î) werden zu â, a, i. Später verkürzen sich auch âa zu â und a.“ Scherer. So wird aus anstis ansts, aus anstaji — anstai, aus sunavi sunau, aus brôthri brôthr; im Verbum wird aus nimisi — nimis, aus nimidi — nimid, aus nimandi — nimand. Nur das ursprüngliche u erhält sich in der Endsilbe, z. B. sunus, handus, faihu. [1])

Der Einflufs des germanischen Accents in der Befeindung des i und a in den Endsilben begründet sich in folgender Weise: Der Accent als Tonerhöhung verleiht jedem Worte eine bestimmte Melodie. Wenn er nun, wie im Germanischen, regelmäfsig auf der Wurzelsilbe ruht, so mufs ein Herabsteigen von höheren zu

[1]) Das vokalische Auslautsgesetz ist von neuem untersucht worden von Leskien, Germ. 17, S. 374 ff.; von Braune, Beiträge II, 149.

Digitized by Google

tieferen Tönen den musikalischen Charakter des Wortes ausmachen. Die Stammsilbe verlangt den höchsten, die Endsilbe den tiefsten Ton. Weil u den tiefsten Eigenton hat, wird es geduldet; aber i und a werden von dem Hochtone der Stammsilbe gewissermafsen attrahiert, — die mit der Tonerhöhung verbundene Tonverstärkung läfst der Endsilbe nur einen leisen, wenig vernehmbaren Klang, der allmählich ganz verschallt.

Das konsonantische Auslautsgesetz, auch schon eine Äufserung des Lautverfalls, hat in seiner euphonischen Tendenz volle Berechtigung für sich; das vokalische Auslautsgesetz, die Verarmung der Vokale, die Häufung der Konsonanten nach sich ziehend, verrät eine für Form und Farbe stumpfe Zeit, — vermutlich die Periode der Völkerwanderung, welche thatendurstig und sturmbewegt, wie die Reformationsepoche, den Schönheitssinn wohl verlieren konnte (Scherer S. 211).

2. Wirkung des germanischen Accents auf das Hochdeutsche.

In dem Wesen des germanischen Accents, der sich aus Tonerhöhung und Tonverstärkung zusammensetzt, war es von Ursprung an gelegen, in demselben Mafse, wie die Endsilbe der betonten Wurzelsilbe wegen vernachlässigt, geschwächt und abgeworfen wurde, die Hauptsilbe zu stärken und zu dehnen. Der Accent verlangt in allen Sprachperioden eine l a n g e Silbe, gleichviel ob Natur- oder Positionslänge. In der älteren Sprache kann die Länge auch durch zwei Silben vertreten werden, wovon die erste kurz und betont, die zweite unbetont ist. Schon während des 12. Jhdts. beginnt das Niederdeutsche, dieses Gesetz zu verengen und allmählich alle kurzen Wurzelsilben zu dehnen. Im Hochdeutschen tritt diese Veränderuug erst später ein, allgemein und durchgreifend wird sie erst vom 15. Jhdt. ab, und zwar in der Weise, dafs von jetzt ab, ohne Rücksicht auf die folgende Konsonanz, alle betonten Wurzelvokale lang werden, oder vielmehr der Ton allein gilt und der scharfe Unterschied zwischen kurz und lang schwindet. Nun erst ist wirklich Eintönigkeit in die Sprache eingedrungen, eine grofse Anzahl von Mannigfaltigkeiten verloren.

Digitized by Google

V.

Das Zeitwort.

1. Allgemeines.

Es giebt viele Sprachen, in denen der Form nach „Geber“ und „Gebung“ von „giebt“ nicht geschieden ist; sie setzten Subjekt und Prädikat einfach neben einander, wie „Geber er“, „er gut“, und überlassen es dem Nachdenken, die fehlende Kopula zu ergänzen. Aus so dürftigen Anfängen hat sich auch in den flektierenden Sprachen eine besondere Form für den Ausdruck des Prädikats entwickelt. Der erste Schritt zu dieser, in der Bildungsgeschichte der Sprache bedeutsamsten That geschah, indem an die Wurzel gewisse pronominale Bestandteile angefügt wurden, z. B. dâ-mi, dâ-si, — dâ-ti; diese pronominalen Anhängsel mögen ursprünglich ihrem Sinne nach vieldeutig gewesen sein und unentschieden gelassen haben, ob dâ-mi „Geber (gebend) ich“, oder „Geben mein“, oder „Gebung hier“ bedeute, da Pronomen und Adverbium, geschweige persönliches und possessives Pronomen noch nicht geschieden waren; allmählich aber wurden sie die bestimmten Bezeichnungen für die drei Personen des Verbums im Singular; der Plural (und Dual) wurden aus diesen, wie man annimmt, durch Zusammensetzung gebildet, z. B. ma-si = ich und du = wir, du und er = ihr, er und er = sie.

Die so gebildeten Formen enthielten keine Bezeichnung der Zeit; diese zu unterscheiden, war ein weiterer Fortschritt in der Bildung des Zeitwortes. Der Hauptunterschied ergab sich notwendig von selber: entweder ist die in der Wurzel ausgedrückte Thätigkeit mit dem Denken des Sprechenden gleichzeitig und kommt im Augenblick des Denkens zur Erscheinung (Gegenwart); oder sie tritt nicht im Augenblick des Denkens ein: Nicht-Gegenwart. Letztere kann sein Vergangenheit oder Zukunft. Die Zukunft aber ist, so oft wir sie uns vorstellen, wiederum für uns Gegenwart; vorhandene und vorgestellte Gegenwart finden wir daher ursprünglich nicht geschieden, die Präsensform drückt beide aus, wie uns noch jetzt

Digitized by Google

geläufig ist: ich reise morgen, ich kehre in acht Tagen zurück u. s. w. Sonach charakterisierte sich die Nicht-Gegenwart zunächst nur als Vergangenheit, und zwar als Vergangenheit im allgemeinen, zu deren Bezeichnung man den schon gewonnenen Verbalformen einen pronominal-adverbialen Bestandteil (im Griechischen Augment genannt) vorsetzte, etwa mit der Bedeutung „damals" z. B. a-dâ-mi, „damals geben ich" = ich gab; diese Form wurde, weil auf dem Zusatz am Anfang der Ton lag, verkürzt: skr. ádâm, gr. ἔδων. Gleichzeitig oder doch nicht viel später wurde noch ein anderes Tempus, das der vollendeten Handlung, Perfectum, geschaffen, und zwar durch Wiederholung der Wurzel: dâ-dâ-mi: „geben-geben ich", d. h. ich habe gegeben.

Ein weitere Stufe in der Bildung der Tempora hängt mit der Erweiterung der Präsensform zusammen; nur wenige Verba von der oben erläuterten einfachen Bildungsweise sind auf uns gekommen; in der Regel erscheint die Wurzel in irgend einer Weise erweitert, sei es ebenfalls durch Reduplikation, wie in skr. dadâmi, gr. δίδωμι, sei es durch Anfügung eigener formativer Bestandteile, wie in lat. cre-sco, gr. δεικ-νυ-μ-, — alle, wie man annimmt, anfänglich dazu bestimmt, die Dauer der Handlung auszudrücken. Indem nun von dem erweiterten Präsensstamme die Vergangenheitsform gebildet wurde, entstand als neues Tempus das Imperfectum, zur Bezeichnung der Dauer in der Vergangenheit; daneben blieb bei einigen Verben das alte, aus der einfachen Wurzel gebildete Präteritum bestehen, das nun als (zweiter) Aorist die Handlung als momentan oder einmalig bezeichnete. Das Futur und der I. Aorist sind jüngere Bildungen, und, wie man sicher zu erkennen glaubt, durch Zusammensetzung mit einer zweiten prädikativen Wurzel as = sein, geschaffen, ἔτυπ-σα, τύπ-σω.

Die germanischen Sprachen haben von den letzterwähnten Zeiten keine Spur; sie unterscheiden durch direkte Bildung aus der Wurzel, d. h. ohne Anwendung von Hilfszeitwörtern, Präsens und Perfekt; von dem alten Augmenttempus zeigt sich nirgends ein Nachklang, was beweist, dafs es sehr frühe in der deutschen Grundsprache (wenn diese es noch gekannt hat), verloren gegangen sein mufs, wahrscheinlich aufgegeben aus dem Grunde, weil es

Digitized by Google

lautlich nicht bestimmt genug vom Präsens geschieden war. Die Folge des Verlustes der ursprünglichen Vergangenheitsform war, dafs nun im Deutschen das Perfekt angewandt wurde, sowohl die vergangene Handlung als dauernde zu bezeichnen, d. h. als Imperfekt, wie als Ausdruck der Vergangenheit ohne Rücksicht auf die Dauer: Aorist, erzählendes Tempus. So ist es gekommen, dafs unser Perfekt seine eigentliche Bedeutung völlig verloren hat und von uns vorwiegend als Imperfekt empfunden wird, und dieserhalb ist die allgemeine Bezeichnung desselben als Präteritum zulässig und passend.

Mit der Unterscheidung der Personen und Zeiten waren die Beziehungen, in welchen die in der Verbalwurzel ausgedrückte Thätigkeit zu dem Sprechenden stehen kann, noch keineswegs erschöpft. Zum Wesen des Verbums gehört die Aussage einer Thätigkeit; jede Thätigkeit aber hat einen Urheber, von dem sie ausgeht (Subjekt), und ein aufser diesem liegendes Objekt, an dem sie sich äufsert; „ich lese" heifst, die Thätigkeit des Lesens wird von mir geübt; um sie aber üben zu können, ist ein Etwas erforderlich, an dem ich sie übe, was ich lese. So kommen wir zu dem Begriff Activum. Wird das Objekt, das Ziel der Thätigkeit in das Verbum hineinverlegt, d. h. an demselben die Person kenntlich gemacht, an welcher sich die Thätigkeit vollzieht, z. B. schlagen mich, schlagen dich, schlagen ihn, so entsteht die Form, die wir Passiv nennen. Ist das thätige Subjekt zugleich Gegenstand der Thätigkeit, so entsteht das Medium oder das Reflexivum: versor ich wende mich, laetor ich freue mich. Medium und Passiv sind in manchen Sprachen gar nicht geschieden; die Bildung der Formen für das Medio-Passivum ist, soweit ersichtlich, in den Sprachen, die dieses Genus des Verbums haben, durch Erweiterung der pronominalen Personalendungen erfolgt, und eben hierin liegt die Berechtigung, Medium und Passiv als Ausdruck der Beziehung anzusehen, in welcher die ausgesagte Thätigkeit hinsichtlich ihres Zieles sich äufsert. Für das Deutsche kommt, wie bereits gezeigt worden ist, nur das Gothische in Betracht, das allein die Form des Medio-Passivums, wenn auch nur trümmerhaft, erhalten hat.

Digitized by Google

Wichtiger für uns ist die Bezeichnung der Kausalität zwischen der ausgesagten Thätigkeit und dem Sprechenden. Hat die Aussage ihren Grund lediglich im Sprechenden, d. h. giebt sie den Willen oder die subjektive Ansicht, den Wunsch desselben an, so entsteht die Aussageweise, die man allgemein als modus subjunctivus bezeichnen kann und die Imperativ, Konjunktiv, Optativ, Conditionalis einschliefst. Hat die Aussage ihre Kausalität aufserhalb des Sprechenden, d. h. objektive Wirklichkeit, so bezeichnet man die Aussageweise als Indikativ.

Der Imperativ ist jedenfalls späterer Bildung; in den ältesten indogerm. Sprachen werden Formen des Konjunktivs, bez. des Imperfekts zum Ausdruck desselben gebraucht. Konjunktiv und Optativ wurden durch Einschiebungen zwischen Wurzel und Personalendungen gekennzeichnet. Im Deutschen sind beide Modi ungetrennt; der Konjunktiv Perfecti hat, — nach der veränderten Bedeutung desselben, — sich in den Conditionalis verwandelt: ich läse = legerem, d. i. ich würde lesen, wenn u. s. w.

Vergleichen wir die deutsche Verbalflexion mit der Konjugation des Verbs in andern Sprachen, z. B. im Sanskrit, im Lateinischen und namentlich im Griechischen, so möchte unsere Sprache auf den ersten Blick arm und dürftig erscheinen; es ist wahr, in der Formation der Tempora und Modi steht sie den genannten Idiomen ebenso weit nach wie in der Mannigfaltigkeit und Fülle der Endungen. Dagegen offenbart sich auf dem beschränkten Gebiete dessen, was uns erhalten ist, ein Reichtum eigener Art, der das Verlorene völlig aufwiegt und dem Deutschen einen Vorzug vor allen Schwestersprachen giebt: jene wunderbare musikalische Tonfülle, die sich in dem Vokalspiel des Ablauts ausprägt. Man lasse nur einmal folgende Klänge der wechselnden Vokale voll ins Ohr fallen:

Binde, Band, Bund, Bände, Bünde.
Gieb, gebe, gab, gäbe, Geber, Gift (Mitgift).
Nimm, nehme, nahm, nähme, genommen (Ver-nunft).
Trage, trug, trüge, Träger.
Fliefse, floſs, flösse, Fluſs, Flöſse, Flöze u. s. w.

Digitized by Google

2. Was ist Ablaut?

„Die arische Ursprache geht, soweit wir sehen können, von einem höchst einfachen Schema kurzer und langer Vokale aus, die einander entsprechen:

a, i, u,
â, ai, au.

Die Sprachwissenschaft ist geneigt, die Längen auf die Kürzen zurückzuführen und die Längen als Steigerung der Kürzen zu bezeichnen. Die gesteigerten Vokale denkt man sich nach der Annahme der indischen Grammatiker dadurch entstanden, dafs den Grundvokalen ein a vorgeschoben oder beim Sprechen vorgeschlagen wurde. Guna (virtus) nennen die ind. Grammatiker diese Erscheinung, die im Sanskrit sehr häufig ist, während dort die Steigerung mit vorgesetztem â, wriddhi (crescentia) genannt, seltener ist. Im Sanskrit giebt a + i = ê, a + u = ô, â + i = ai, â + u = au.“ [1])

Bopp fand, dafs im Sanskrit die Steigerung des Wurzelvokals beim Verbum regelmäfsig vor leichter Endung eintritt, — dagegen vor schwerer der ursprüngliche Vokal oder ein aus diesem hervorgegangener, — und indem er dann erkannte, dafs die germanischen Sprachen, insbesondere das Gothische, in Bezug auf echte Gunaerscheinung dem Sanskrit am nächsten kommen, versuchte er den in der deutschen Konjugation hervortretenden Vokalwechsel auf diesem Wege zu erklären. Und in der That stimmt die gothische innere Perfektbildung mit der sanskritischen (von der hier hinzutretenden Reduplikation abgesehen), so auffallend, dafs die Zurückführung des Vokalwechsels beider Sprachen auf ein und dasselbe Prinzip unerläfslich wird. Man vergleiche von der Wurzel bhid = beifsen, bhugh = biegen, die Perfecta:

	Sanskrit.	Gothisch.
S.	bi-bhếda	bait-
	bi-bhế-i-ta	bais-t
	bi-bhếd-a	bait-
D.	bi-bhid-i-vá	bit-û
	bi-bhid-á-tus	bit-u-ts

[1]) Scherer, l. c.

Digitized by Google

	Sanskrit.	Gothisch.
Pl.	bi-bhid-i-má	bit-u-m
	bi-bhid-á	bit-u-t
	bi-bhid-ús	bit-u-n
S.	bu-bhô'gh-a	baug-
	bu-bhô'gh-i-ta	baug-t
	bu-bhô'gh-a	baug-
D.	bu-bhugh-i-vá	bugû
	bu-bhugh-á-tus	bug-u-ts
Pl.	bu-bhugh-i-má	bug-um
	bu-bhugh-á	bug-ut
	bu-bhugh-ús.	bug-un.

Aufser dieser, der sanskritischen völlig gleichen Gunierung besitzt das Gothische auch noch eine andere, welche im Präsens eintritt, und in welcher das vortretende a zu i geschwächt ist, — während das Sanskrit hier die Wurzel in gewöhnlicher Weise steigert; z. B. goth. Wurzel bit, praes. biita, aus dem bîta, dann beita wurde.

Die gothischen Wurzeln mit a erleiden im Präsens meist eine Schwächung in i; im Präteritum tritt in der ersten Person Plural und im Partizip Schwächung in i oder u ein. Die Schwächungen nebst den Steigerungen der Wurzel ergeben nun folgende Ablautreihen:

Wurzelvokal a	i, a, u, u;	z. B. binda, band, bundum, bundans (vinctus).
	i, a, ê, i;	giba, gab, gêbum, gibans.
	i, a, ê, u;	stila, stal, stêlum, stulans.
	u, a, ê, u;	truda, trad, trêdum, trudans.
Wurzelv. i	ei, ai, i, i;	beita, [1]) bait, [2]) bitum, bitans.
Wurzelv. u	iu, au, u, u;	biuga, [3]) baug, [4]) bugum, bugans.

Diese auf Vokal-Steigerung- und Schwächung beruhende Erklärung des Vokalspiels in der deutschen Konjugation ist, — wenn wir die Klasse der reduplizierenden Verben zunächst bei Seite lassen, ausreichend, so ziemlich alle hierher fallenden sprachlichen Erscheinungen zu deuten; es ist daher natürlich, dafs an

[1]) i-Gunierung; [2]) a-Gunierung; [3]) und [4]) wie 1. und 2.

Digitized by Google

der Theorie Bopps noch bis auf den heutigen Tag festgehalten wird, was Modifikationen im einzelnen nicht ausschliefst. Und doch läfst sich daraus, dafs Guna und Schwächung alle Ablautserscheinungen decken, noch keineswegs folgern, dafs Steigerung und Schwächung wirklich jene Erscheinungen bewirkt haben. Zunächst ist zu erwähnen, dafs das Gravitations-Gesetz Bopps, d. i. die Lehre von den leichten und schweren Endsilben und ihrer Wirkung auf die Wurzel, für die Erklärung aller Gunafälle nicht ausreicht und überhaupt als unhaltbar längst wieder aufgegeben ist; sodann ist die sog. Steigerung durch mechanische Vorschiebung eines a oder i in eine geschlossene Silbe und das Verschmelzen mit dem schon vorhandenen Vokale ein in der Sprache ganz unerhörter Vorgang und als solcher unerklärlich, und endlich drittens bleibt Wesen und Grund der Vokalschwächung dunkel und unverständlich. [1])

Wenn aber auch der ganze Ablautungsprozefs durch Bopp noch nicht völlig klar gelegt wurde, — so war doch seine Arbeit auf diesem Felde geradezu bahnbrechend und wird, — soweit sie sich auf die Vokalsteigerung stützt, nicht wohl umgestofsen werden können, obschon man jetzt über das Wesen und den Grund dieser eine ganz andere Auffassung gewonnen hat. Die Bezeichnung Ablaut vermeidet Bopp und mufs sie von seinem Standpunkte vermeiden. Die jetzt uns so geläufige und im ganzen recht glückliche Benennung rührt her von dem zweiten Altmeister historischer Sprachforschung, von J. Grimm, der diesen Begriff folgendermafsen erklärt: „Unter Ablaut verstehen wir einen von der Konjugation ausgehenden, die ganze Sprache durchdringenden regelmäfsigen Wechsel der Vokale“ (G. d. d. Spr. S. 842). „Ablaut ist dynamische Verwendung des Vokalgesetzes auf die Wurzel der ältesten Verba, um die Unterschiede der Gegenwart und Vergangenheit in sinnlicher Fülle hervorzuheben. Dadurch, dafs er alle und jede Vokalverhältnisse in sich schliefst, ruht er auf dem innersten Grunde der Sprache; an ihm hängt Wohllaut und zutrauliche Gewalt der Rede“ (S. 846). „Der Ablaut durchdringt beinahe gleichförmig

[1]) G. B. Rumpelt, d. Gram. 1. Teil, Berlin 1860. S. 119.

Digitized by Google

alle deutschen Dialekte von der frühesten bis in die jüngste Zeit; je höher wir hinaufsteigen können, desto reicher entfaltet tritt er uns vor Augen. Er stimmt genau zu der Eigenheit aller Laute, der vokalischen wie konsonantischen, und erschöpft sie; alle Wortbildungen sind von ihm beherrscht und fügen sich seiner Regel, durch welche zugleich Anmut und Wohllaut bedingt erscheinen, deren deutsche Zunge mächtig ist." D. Gr. I, 556. Indem Grimm den Ablaut als eine dynamische Wirkung auf die Wurzel bezeichnet, sieht er den Grund dieser Wirkung in einer geheimnisvollen, dem geistigen Gebiete entstammenden Macht und stellt sich damit der Ansicht Bopps, der den ganzen Vorgang als einen einfachen phonetischen betrachtete, diametral entgegen. Auch darin gehen beide Meister auseinander, dafs Grimm den Vokal des Präsens als Stammvokal, die übrigen als dessen Ablaute nimmt, während nach Bopps Meinung der Wurzelvokal auf keine bestimmte Stelle im Verbum beschränkt ist, sondern bald hier, bald dort auftritt, stets aber sich als einen der drei Grundvokale a, i, u offenbart. Und hierin ist Grimm, der im übrigen in der dritten Auflage des ersten Bandes der Grammatik die Boppsche Auffassung in der Hauptsache zugab, festgeblieben, indem sowohl das reduplizierende wie das schwach flektierende Verbum ihm den Beweis zu liefern schienen, dafs die Bildung des Perfekts von dem Präsens ausgegangen und deshalb der Vokal dieses als erster Laut anzusetzen sei.

Die Weiterbewegung der Ablautsfrage ging von zwei Gelehrten aus, denen die schwachen Seiten der Boppschen Theorie, das mechanische Vorschieben des a und das unsichere Gravitätsgesetz zum Ausgang für ihre Untersuchungen dienten. Th. Jacobi zeigte zunächst, dafs ein vorgeschlagenes a den Wurzelvokal gar nicht verstärke, sondern eine Silbe zusetze, z. B. vid, va-id, und dafs von einer Vermischung dieser Vokale zu einem einzigen neuen (ê) keine Rede sein könne. [1]) Die Entstehung eines Vokales an Stelle eines andern, — dies ist das Ergebnis seiner Untersuchung, — kann, wenn kein nachweislicher Zusatz von aufsen erfolgt, nur als eine Umwandlung dieses letzteren betrachtet werden. Die Ursache des Vokalwandels

[1]) Th. Jacobi, Der Ablaut, Berlin 1843.

Digitized by Google

der Wurzel findet Jacobi in dem Unterschiede des Gewichtes der Vokale (in Wurzel und Endung) und er gelangte schliefslich zu den beiden Sätzen: Vokale von ähnlichem Gewicht lassen einander unverändert. Vokale von verschiedenem Gewicht bewirken eine eigene Art von Assimilation, die mit einer Verlängerung verbunden ist, z. B. von gab wird im Perf. gab, weil es ursprünglich gaba lautete, in der Mehrzahl gêbun wegen des folgenden u. Nach Jacobis Theorie gestaltet sich der Ablaut als ein der Erscheinung des Umlauts und der Brechung durchaus ähnlicher Vorgang, der im weiteren Sinne ebenfalls unter das Gesetz der vokalischen Assimilation fällt. Und hierin liegt das Berechtigte in Jacobis Annahme; den wahren Grund, auf dem die Assimilation beruht, hat er nicht erkannt. Dies war Holtzmanns That. [1]) Auch er betrachtete die Gunaerscheinungen als vokalische Assimilation; diese tritt jedoch nur in hochtonigen Silben auf; in tieftonigen oder tonlosen ist dieselbe entweder gar nicht aufgekommen oder wieder zerstört. Auf das Gebiet des Deutschen übergehend, kommt Holtzmann zu dem Schlusse: das betonte a blieb erhalten, das unbetonte wurde geschwächt. „Der Wechsel von band in bund mufs von einer Zeit herrühren, wo der Vokal der Endung noch nicht abgefallen war, sondern auch den Ton noch bewahrte; aus babandimá mufs babundimá, bundimá, hieraus mit Verrückung des Accents búnduma, búndum geworden sein. Dafs die Schwächung in u, nicht in i erfolgte, beruht auf dem Einflufs des folgenden Konsonanten, indem Liquida den u-Laut auch noch in andern Fällen begünstigt.

Darin, dafs Holtzmann den Vokalwandel, soweit er nicht Guna oder Assimilation ist, auf den Accent zurückführte, hat er das Richtige getroffen und die Ablautsfrage wesentlich gefördert; die von ihm angenommenen Zwischenformen können vor der wissenschaftlichen Kritik nicht bestehen. Seit man das Wesen des freien Accents der indogermanischen Ursprache mehr und mehr erkannte und nach seiner Wirkung schätzen lernte, hat sich die Ablautsfrage wesentlich vereinfacht; denn Steigerung und Schwächung des Wurzelvokals, — die den ganzen Vokalwechsel umfassen, — beruhen beide auf dem Accent.

[1]) A. Holtzmann, Über den Abl., Karlsruhe 1844.

Digitized by Google

Der freie chromatische Accent der indogermanischen Ursprache, der sich aus der Betonung der sanskritischen Verbalformen mit ziemlicher Sicherheit feststellen läfst, mufs, wie oben hervorgehoben wurde, auch für eine ältere Periode des Germanischen vorausgesetzt werden. Für die Mehrzahl der deutschen ablautenden Verba dürfen wir vermuten: der urgermanische Accent stand in ihnen nicht auf der Wurzelsilbe

1. im Dual und Plural des Indikativ Perfecti und im ganzen Konjunktiv (Optativ);
2. im Participium Perfecti Passivi, wo er auf der Endung ruht.

In allen übrigen Formen hatte die Wurzelsilbe den Ton.

Welchen Einflufs es auf den Wurzelvokal hat, ob der Accent auf der Stammsilbe oder auf der Flexionssilbe ruht, wollen wir an einigen Beispielen zu erläutern versuchen.

A. Der Wurzelvokal ist a.

I. Grundform: bendan, band, bondum, bondans.
goth.: bindan, band, bundum, bundans.

1. Im Infinitiv steht der Accent auf dem Wurzelvokal; der Accent bedingt aber, wie früher gezeigt wurde, Tonerhöhung; deshalb trat an Stelle von a der Vokal mit nächsthöherem Eigentone, nämlich e, oder a färbte sich zu e und weiterhin im Goth. und Althd. zu i.
2. Im Perfekt ist der Wurzelvokal rein geblieben, vielleicht, weil hier ursprünglich die Reduplikation hinzutrat. Im Plural, wo der Accent auf die Endung rückte, konnte für reines a nicht Tonfarbe genug bleiben; es schwächte sich ab in den Vokal mit nächstniedrigerem Eigentone, in o und weiterhin goth. und ahd. in u.
3. Ebenso im Participium, und aus gleichem Grunde.

II. Grundform: neman, nam, nêmum, nomans.
goth.: niman, nam, nêmum, numans.

Hier ist nur das lange ê im Plural (und Konjunktiv) Perfecti zu erklären, neben welches sich ahd. â (nâmumês) stellt; da â gewöhnlich als Steigerung von a = aa gilt, so sieht man auch ê als Steigerung an, das im Gothischen die Stelle des fehlenden â verträte. Eine andere Erklärungsweise sieht ê (und â) als Dehnung an, die sich schon in der altarischen Sprache durch

Digitized by Google

Synkope des Wurzelvokals mit gleichzeitiger Dehnung des zurückbleibenden Reduplikationsvokals vollzogen hätte. Vgl. Scherer l. c. 6.

Vollständig und über allen Zweifel gelöst ist die Frage, wie ê entstanden, noch lange nicht.

III. Grundform: geban, gab, gêbum, gebans.
goth.: giban, gab, gêbum, gibans.

Hier bleibt zu erklären, weshalb der Wurzelvokal a von geban im Particip. Perf. gebans zu e geworden ist, während an derselben Stelle von neman (nomans) o (u) erscheint. Man hat als stehendes Gesetz gefunden, dafs ein unbetontes a vor l, m, n, r sich in o, vor den übrigen Konsonanten sich in e verwandelt. [1]) Dieses e mufs lautlich ganz verschieden von dem e des Infinitivs, das über der Tonhöhe von a liegt, aufgefafst und als Schwächung von a angesehen werden, die, mit der Schwächung in o verglichen, die hellere Farbe des a bewahrte, wahrscheinlich wegen der gröfsern, für die Hervorbringung des folgenden Verschlufslautes erforderlichen Anstrengung der Organe.

IV. Grundform: trodan, trad, trâdum, trodans.
goth.: trudan, trad, trôdum, trudans.

Die Schwächung des Wurzelvokals im Infinitiv und Präsens trotz des Accents ist ein Rätsel, an dessen Lösung sich die bedeutendsten Sprachforscher bisher vergebens versucht haben.

V. Grundform: hafgan, hôf, hôbum, habans (heban).
goth.: hafjan, hôf, hôfum, hafans.

Hier ist das ô des Perfekts zu erklären; man hat gesagt, ô ist, wie ê in gêbum, nêmum, ein Ersatz für fehlendes goth. â, und zwar ô nach der u-Seite hin wie ê nach der i-Seite. Andere nehmen ô als entstanden aus Dehnung durch Verschmelzung des gesteigerten Wurzelvokals mit dem Reduplikationsvokal; entschieden ist auch diese Frage noch keineswegs.

B. Der Wurzelvokal ist i.
Goth.: beitan, bait, bitum, bitans.

Geht man vom goth. Perfekt aus, so erscheint dieses als regelmäfsige Steigerung des i = ai. Nach Scherer ist im Infinitiv

[1]) C. Verner, Zur Ablautsfrage, Kuhns Zeitschr. Bd. 23, S. 131—138.

Digitized by Google

und Präsens a in e gefärbt, daher ei: die weitere Färbung des e ergiebt i: bi-itan, bîtan, ahd. bîzan.

C. der Wurzelvokal ist u.

Goth.: biugan, baug, bugum, bugans.

Im Perfekt (Singular) ist au Steigerung aus u; im Präsens und Infinitiv a in e (i) gefärbt, ganz analog der Färbung des a in ei, ii, î.

Diese kurze Übersicht über die wesentlichen Ablautsreihen (mit Aufserachtlassung der reduplizierenden Verben) wird den Leser erkennen lassen, dafs das Problem des im Ablaut erscheinenden Vokalwechsels immer noch nicht gelöst ist. Möchte unsere Besprechung wenigstens die Überzeugung gegeben haben, dafs unsere Sprache in dem Ablaut einen Vorzug besitzt, vermittelst dessen sie handgreifliche und wesentliche Unterschiede im Gedanken auch äufserlich lautlich und gleichsam musikalisch auszudrücken imstande ist!

VI.

Bildung des Perfekts mit Reduplikation. [1])

Eine ansehnliche Reihe von Zeitwörtern, die jetzt der ablautenden Konjugation zugezählt werden, haben den im Präteritum auftretenden Vokalwandel keinem der sprachlichen Vorgänge, die man unter Ablautung zusammenfafst, zu verdanken, sondern der Reduplikation. Diese auf der Verdopplung des Wurzelements beruhende Form zur Bildung des Perfekts, im Sanskrit und Griechischen noch in ausgedehnter Herrschaft, im Lateinischen ebenfalls noch wirksam, zeigt sich germanischerseits nur noch im Gothischen, wo sie teils neben, teils in Verbindung mit dem Ablaut das Präteritum kennzeichnet, offenbar aber schon im Aussterben begriffen ist. Im Althochdeutschen sind nur noch einzelne Spuren der Reduplikation sichtbar; im Mittel-

[1]) Jacobi, Beiträge zur d. Gram. S. 35 ff.; Scherer, Z. G. d. d. S. 267 ff.; Moller, Die redupl. Verben im Deutschen als abgelautete V., Potsdam 1866.

Digitized by Google

und Neuhochdeutschen sind auch diese vollständig erloschen, aber die Wirkung der Reduplikation dauert fort, der Vokal des Perfekts kann bei den gleich näher zu betrachtenden Verben nur aus ihr begriffen werden.

Die Reduplikation, — allgemein als die Vorsetzung des stammanlautenden Konsonanten entweder mit dem Wurzel- oder mit einem andern Vokal vor den Präsensstamm, — bestand im Gothischen darin, dafs man den Anfangskonsonanten des Stammes mit nachfolgendem ái vorsetzte. Lautete die Wurzel mit einer Doppelkonsonanz an, so wird in der Regel blofs der erste wiederholt, der zweite ausgelassen; z. B. fai-flôk, ǥai-grôt; jedoch wurden sp, st und sk als untrennbare Laute angesehen und daher beide Konsonanten wiederholt, stai-stald, spai-spald, skai-skaid. Als die Reduplikation aus dem lebendigen Sprachgefühl verschwunden war, liefs man den Stamm-Konsonanten nach der Reduplikation ausfallen, also hai-ald statt hai-hald, der Vokal a wurde immer weniger betont und verschwand zuletzt ganz, und die nun zusammentreffenden Vokale i-a wurden althochdeutsch ei oder î, mittelhochdeutsch in den i-e (nicht î auszusprechenden) Laut umgewandelt. Dieses i-e wurde im Neuhochdeutschen, wie manches andere organische ie des Mittelhochdeutschen z. B. in li-ebe, als eine Dehnung von i angesehen und also ausgesprochen, wenigstens in Norddeutschland. Auf diesem Wege sind unsere Präterita mit dem Vokal **ie** entstanden; die Verdunklung des Ursprungs ist sogar soweit gegangen, dafs zwei dieser Präterita, weil der Vokal jetzt kurz gesprochen wird, mit blofsem i geschrieben werden, was vom Standpunkte des Neuhochdeutschen konsequent und berechtigt ist.

Die reduplizierenden Verben sind:

hange (hi-ang, hi-eng) hing, gehangen;
fange, fing, gefangen;
halte, hielt, gehalten;
blase, blies, geblasen;
brate, briet, gebraten, mhd. auch brôtte, gebrôtten;
rate, riet, geraten;
laufe, lief, gelaufen, ahd. hlaufan, imperf. liuf (aus lailouf, lî-ouf, Mehrzahl liufen, lüffen);
hauen, hieb, gehauen; ahd. hauwan, hiuw, hiew, gehouwen;

Digitized by Google

rufe, rief, gerufen; ahd. ruofan;
stofse, stiefs, gestofsen; ahd. stôzan, stiez, gestozen;
heifse, hiefs, geheifsen;
scheide, schied, mhd. gescheiden; jetzt nur noch in bescheiden, sonst geschieden;
lasse, liefs, gelassen, ahd. lâzen, liez, lâzen.

In die schwache Konjugation sind übergegangen:

heische, mhd. prät. hiesch;
walte, mhd. wielt, jetzt waltete;
spalten, „ spielt, „ spaltete;
falten, „ fielt, „ faltete;
salzen, „ sielz, „ salzte;
schroten, „ scriet, „ schrotete;
sweifen, „ swief = schwingen ist nhd. ausgestorben.

Es ist unter den Sprachforschern viel gestritten worden, ob Reduplikation oder Ablaut das ältere Bildungsmittel des Präteriti sei, und ob, wie einige behaupten, der Ablaut aus der Reduplikation überhaupt erst, wie in den obigen Verben, entstanden sei. [1]) Wäre letztere Annahme richtig, so würde die Reduplikation nicht blofs das älteste, sondern ursprünglich auch einzige Mittel zur Bildung der Vergangenheit gewesen sein, — was mit den Erfahrungen in verwandten Sprachen nicht stimmt. Auch würde schwer zu begreifen sein, weshalb, wenn der Ablaut aus der Reduplikation hervorgegangen sei, nicht alle Verba den gleichen Ablaut ie haben sollten, und wie der Vokalwechsel im Participium, binde, bant, gebunden, entstanden sei. — Wenn die Anhänger der Theorie, die der Reduplikation die Priorität vindizieren will, behaupten, die Reduplikation gebe der Wurzel Energie, Schärfe, Intensität, so kann man das zugeben, da wir uns ja desselben Mittels zur schärferen Hervorhebung noch jetzt bedienen; z. B. guck-guck (Zuruf), so-so! ei-ei! o-o-o! ha-ha! u. s. w. Warum aber diese Intensität den Präteritalbegriff auszudrücken vermögen soll und nicht überhaupt den Verbalbegriff zu verstärken bestimmt sei, ist nicht abzusehen. Man meint zwar, die Intensität brauche nicht blofs auf der

[1]) Vergl. R. Westphal, Gr. der d. Spr. S. 235 ff.

Digitized by Google

Handlung zu ruhen, sie könne auch auf die Zeit übertragen werden und bezeichne dann die Vollendung; aber es bleibt doch immer sonderbar, dafs solche Mittel im Präsens den Thätigkeitsbegriff, im Präteritum die Zeitbeziehung verstärken sollen.

Man mag sich winden und wenden wie man will, — weder innerhalb der germanischen Sprachen, noch aufserhalb derselben ist ein sicherer Grund und stichhaltiger Begriff für die Annahme, dafs der Ablaut aus der Reduplikation entstanden sei, zu finden; vielmehr thut die Thatsache, dafs z. B. im Griechischen Reduplikation und Ablaut neben einander und unabhängig von einander vorkommen, sogar in demselben Verbum *τέ-τροφα, τέ-τραμμαι, ἔτραπον,* klar und deutlich dar, dafs beide Arten der Formbildung zum Ausdruck des Präteritums benutzt worden sind. Die weit gröfsere Herrschaft, die der Ablaut vor der Reduplikation voraus hat, ist ein Beweis für sein höheres Alter und seine Priorität; nur wo Vokalwechsel für die Darstellung des Präteritalbegriffs ungenügend erschien oder wo er nicht eintreten konnte, weil der Wurzelvokal eine Steigerung nicht mehr zuliefs, griff man zur Reduplikation, gradeso wie man zur Bildung des Perfekts bei den abgeleiteten Verben zu dem Hilfszeitwort thun, teta griff, wie wir gleich sehen werden. Als man durch allmählichen Abschluſs des anlautenden Stammkonsonanten und Kontraktion der Vokale zu einer neuen Form des Präteritums gelangte, liefs man die Reduplikation als überflüssig fallen, und man kam eben zu dieser Neubildung, weil man die Reduplikation unbequem fand und sich daher von derselben zu befreien strebte.

VII.

Die Bildung des schwachen Präteritums.

Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und thät so gar entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mufst' entlaufen.

Rückert.

Digitized by Google

Der tapfere Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Liefs sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken.
Uhland.

Es waren drei Gesellen,
Die thäten sich was verzellen.
Rhein. Volkslied.

Wie kommen Dichter und Volkslied zu der Umschreibung des Präteritums mit thun? — Das beste, was wir in Schulen darüber sagen hörten, war: diese Umschreibungsweise sei der Volkssprache gemäfs und ihr nachgebildet. Dafs das Volk hierin unbewufst uraltem Sprachtriebe folgt, blieb Schülern und Schülerinnen verschwiegen. Mit Unrecht; denn gerade solche Beispiele sind geeignet, selbst Kinder in niederen und mittleren Schulen einen Blick in die innerste Werkstatt der Sprache werfen zu lassen und Interesse für die Betrachtung sprachlicher Dinge zu wecken. Denn welchen deutschen Knaben sollte es nicht im höchsten Mafse interessieren, zu erfahren, dafs fast die Hälfte aller in unserer Sprache vorhandenen Zeitwörter, d. h. alle abgeleiteten, ursprünglich das Präteritum nur in umschreibender Form und mit thun als Hilfszeitwort gebildet haben und noch bilden? — Dabei bis auf das Gothische zurückzugehen, ist nicht nötig; wir wollen es aber an dieser Stelle thun, um dem geneigten Leser die Übersicht über den Sprachvorgang zu erleichtern. Das gothische Verbum nasjan, nähren, bildet sein Präteritum:

Sing.	Dual.	Plural.
nas-i-da	nas-i-dêdu	nas-i-dêdum
nas-i-dês	nas-i-dêduts,	nas-i-dêduth
nas-i-da		nas-i-dêdun.

Hieran ist ersichtlich, dafs im Dual und Plural das Hilfsverb noch vollkommen erhalten ist und gewissermassen als selbständiger Teil an den Stamm tritt. Im Altdeutschen ist bereits eine starke Verkürzung eingetreten, die sich daraus

Digitized by Google

erklärt, dafs das Hilfszeitwort je länger je mehr als blofse Endung empfunden wurde. Althochdeutsch nämlich lautet das Präteritum desselben Zeitworts:

ner-i-ta	ner-i-tûmes
ner-i-tôs	ner-i-tut
ner-i-ta	ner-i-tun.

Noch mehr erblassen die Formen des Hilfszeitworts im Mittelhochdeutschen:

nër-te	nër-ten
nër-test	nër-tet
nër-te	nër-ten.

Stellen wir hierunter das mhd. Imperfekt von thun:

të-te	tâ-ten
të-test	tâ-tet
të-te	tâ-ten,

so ist, wenn man die Formen rückwärts vom Mittelhochdeutschen bis zum Gothischen überblickt, ohne weiteres in die Augen springend, wie die jetzt nur noch als Endungen: te, test, te u. s. w. empfundenen Endungen, je höher wir ins Alter hinaufsteigen, um so voller und vollkommener als selbständiges Zeitwort auftreten und den Beweis dafür liefern, dafs die germanische Sprache die abgeleiteten, nach der schwachen Konjugation abwandelnden Verba ursprünglich im Präteritum als Komposita behandelte, oder richtiger, die Vergangenheitsformen mittels des Hilfsverbs thun bildete, weil eben dieser Klasse von Verben der den Unterschied der Zeiten äufserlich darstellende Ablaut abging. Die Endungen unseres schwachen Präteritums sind als die Überreste jenes Hilfszeitwortes anzusehen.

Man könnte nun die Frage aufwerfen, wie das ahd. teta, tëte — selbst gebildet wurde und die Bedeutung eines Präteritums annahm? — In teta ist die Schlufssilbe nicht blofs Endung, sondern Stamm, Wurzel. Aus der Wurzel ta wurde durch Reduplikation te-ta, ganz wie gr. τίθημι, wie die sanskr. Wurzel dha zu dadhami wurde. [1])

Weitere Untersuchungen über die Bildung des schwachen Präteritums haben ergeben, dafs das zur Komposition verwandte

[1]) M. Müller, I, 284.

Digitized by Google

Hilfszeitwort seiner Form nach wohl richtiger als Aorist denn als Perfekt anzusehen ist. Das erste Glied der Komposition ist ein Acc. Sing., und zwar teils von Substantiven, teils von Adjektiven, so daſs z. B. „ich arbeitete“ eigentlich heiſst „ich that Arbeit.“ [1])

VIII.

Präterito-Präsentia.

Es ist eine aus den klassischen Sprachen allgemein bekannte Erscheinung, daſs eine Anzahl von Zeitwörtern unter vollständiger Wahrung der Perfekt-Form vermöge der besondern Bedeutung ihrer Wurzel im Präteritum Präsensbedeutung annehmen: odi ich hasse, memini ich erinnere mich, novi ich weiſs. Letzteres, von dem ein Präsensstamm nosco vorhanden ist, zeigt uns, daſs novi eigentlich heiſst: ich habe kennen gelernt = ich weiſs. Ebenso erklärt sich gr. *οἶδα*; Urform vaida, diese entstanden aus vi-vaida von der Wurzel vid sehen = ich habe gesehen, weiſs. Die Präsensform ist bei den meisten dieser Präterita mit Präsens-Bedeutung verloren gegangen; in der neuen Bedeutung wird die Vergangenheit entweder durch das Plusquamperfekt, noveram, oderam, oder durch das Präteritum eines synonymen Zeitwortes ausgedrückt. Die deutsche Sprache, die ebenfalls eine ganze Reihe von Stammverben aufzuweisen hat, die ihre eigentliche Präsensform verloren und mit dem Präteritum in die Bedeutung des Präsens übergetreten sind, ist eigentümlicher Weise einen kühnen Schritt weiter gegangen, indem sie das als Präsens fungierende Perfekt zwar in der Form als solches festhielt, nichts destoweniger aus demselben als neuem Präsens eine neue Perfektform entwickelte, und zwar auf dem gewöhnlichen Wege der abgeleiteten Verben, d. i. nach schwacher Konjugationsform.

Die bekanntesten Zeitwörter dieser Klasse sind:

1. Ich kann, du kannst, er kann, wir können.
   ahd. chan, chanst, chan, chunnumês, chunnut, chunnun.

[1]) Kluge, Quellenforschungen, XXXII, 109—120. Graſsmann, KZ. XI, 81 ff.

Digitized by Google

Imperf. chonda, kuntha, mhd. kunde, nhd. konnte.
Inf. chunnan, können.

Das ursprüngliche Präsens lautete kinne, und die Grundformen kinne, kan, kunnen weisen auf ein regelmäfsiges Verbum der a-Klasse hin. Der Umlaut im Plural des nhd. Präsens und Infinitivs ist aus dem Konjunktiv eingedrungen.

Das neue Präteritum lautet ahd. kuntha, das zugehörige Partizip kunths hat sich im nhd. Adjekt. kund erhalten.

Die Wurzel ist gan erzeugen, erkennen; ich kann = habe erkannt, ich verstehe.

2. In der älteren Sprache gab es ein analog gebildetes ahd. an, mhd. g-an, gunde, gegunnen, gönnen.

Fick vergleicht zu der Wurzel dieses Zeitworts gr. *ὀν-ίν-ημι* = ich nütze, und lat. amo, entstanden aus an-mo.

3. Ich darf, wir dürfen, durfte, gedurft.
goth. tharf, thaúrbum, (thorfta,), thaúrbands.
ahd. darf, darfumês, dorfta, durfan.

W. Scherer erklärt die Bedeutung durch Vergleichung mit *στρέφεσθαί τινος*, „sich um etwas kümmern", und dies als Äufserung des Bedürfnisses genommen präsentisch = ich darf. A. Schleicher erklärt ich darf = ich habe Not, Ursache.

Im Mhd. gab es noch ein tar (getar), wir türren, torste, als dessen Bedeutung sich ergiebt: „dreist, mutig sein"; ich tar = ich bin mutig gewesen, ich wage, ich getraue mir.

4. Ich soll, wir sollen, sollte, gesollt.
ahd. scal (scol), skalt, scal, sculumês, sculut, sculun, Imperf. scolta, Inf. scolan.

Die ursprünglichen Grundformen waren: skilu, scal, (scalumês) scolan.

Die Bedeutung wird auf zweierlei Weise erklärt: 1. aus goth. skila ich töte, skal ich habe getötet = ich bin Wergeld schuldig. Diese Bedeutung ist aber wohl schon eine abgeleitete und richtiger zurückzugehen auf 2. skr. skhal = wanken, fehlen; „ich habe gefehlt und bin nun schuldig gut zu machen, sei es nun durch Geld, sei es durch andere Strafe."

5. Ich mag, wir mögen, mochte, gemocht.
Ahd. mac, maht, mac; mukumês, makut, makun.

Digitized by Google

Imperf. mahta, mhd. mahte und mohte.

Die Grundformen sind: miga, mac, plur. magum.

Wurzel ist mag (magh) = grofs, stark werden; ich mag = ich bin erwachsen, stark, d. h. ich vermag.

6. Ich tauge geht im Nhd. ganz wie ein regelmäfsiges Verbum der schw. Konjugation. Das mhd. touc, Pl. tugen, Perf. tohte, setzt ein Präsens tiuge voraus. Wurzel ist daug, dhugh, skr. dûh = melken, medial = milchen, Ertrag geben; touc = ich habe Ertrag gegeben, bin nützlich.

7. Ich weifs, wir wissen, wufste, gewufst.

Wurzel ist vid = sehen; hiervon ist das goth. Präs. veita gebildet, das Perfekt váit = ich habe gesehen, ich weifs = gr. *οἶδα*; Pl. vitum. Im ahd. sind die Grundformen wiȝu,) weiȝ, wiȝȝumês, wiȝȝan; das neue Imperf. wissa, mhd. wisse, weste, wuste.

8. Ich will, wir wollen, wollte, gewollt.

Ich will ist ebenfalls als Präteritum anzusehen, aber als Konjunktiv oder Optativ, der goth. viljáu lautete.

Im Ahd. kommen im Singular noch die konjunktivischen Formen wili, wilîs, wili zum Vorschein, werden aber von der eintretenden indikativischen Flexion wilu, wili, wilit überwältigt. Die 2. Person du wilt erhält sich bis tief in das 18. Jhdt. hinein (noch bei Herder).

Der Plural lautet ahd. wellemês, wellet, wellant; der Konjunktiv Präs.: wolle, wollês, wolle u. s. w.

Wurzel ist var = wählen, vorziehen; aus warjâm ist goth. wiljan geworden.

9. Ich mufs, wir müssen, mufste, gemufst.

Als Grundformen liegen zu Grunde: goth. (mata) môt, môtum, ahd. (maȝu,) muoȝ, muoȝan.

Das neue Perfekt ist muosa (muosta), mhd. muose (muoste), nhd. mufste.

Die Wurzel mat bedeutet messen, passen; ich mufs = es hat für mich das richtige Mafs. Andere geben mat die Bedeutung Raum finden und erklären: ich mufs = habe Platz, Erlaubnis, befinde mich in der Lage. [1])

[1]) Die Litteratur über die einzelnen Verben findet man genau angegeben: Piper, Litteraturgesch. u. Grammat., Paderborn 1880, Schöningh, S. 343 ff.

Digitized by Google

IX.

Die Personal-Endungen beim Zeitwort.

Alle modernen Sprachen bedienen sich, um die Person anzugeben, von der die im Verbum ausgedrückte Handlung oder Eigenschaft ausgesagt wird, der Fürwörter ich, du, er, sie, es u. s. w., grade wie dem Substantiv der Artikel hinzugefügt wird, um die verschiedenen Beziehungen desselben klar hervortreten zu lassen. In der ältesten Sprachperiode war bei allen indogermanischen Sprachen weder das eine, noch das andere notwendig. Denn wie die Kasusendungen der Substantive die verschiedenen Beziehungsverhältnisse ohne weitere Beihilfe klar und bestimmt anzeigten, ebenso hatte das Verbum voll ausgeprägte und deutlich unterscheidbare Endungen, um die verschiedenen Beziehungen des Ausgesagten darzustellen. Denn die Endungen enthielten eben die Personal-Beziehungen in sich, indem sie durch Anhängung der Personal-Pronomina an den Stamm des Zeitworts sich bildeten; amo z. B. heifst amō-mi = lieben ich; ifst = essen er u. s. w.

Die griechische und lateinische Sprache, welche die Personalendungen, wenn auch nicht rein und in ursprünglicher Form, so doch vollständig und für die Unterscheidung aller Beziehungen deutlich genug bewahrt hatten, konnten durch eine einzige Verbalform: legit, er liest, einen vollständigen Gedanken und Satz ausdrücken, und setzten ein Fürwort nur dann vor das Verbum, wenn eine Person besonders hervorgehoben werden sollte. Dieselbe Fähigkeit wie das Griechische und Lateinische hat ursprünglich auch die deutsche Sprache unzweifelhaft besessen in allen ihren Zweigen; aber nur die gothische Sprache ist uns in so alter Gestalt erhalten; die übrigen deutschen Sprachzweige haben bereits zu der Zeit, wo sie in die Litteratur eintraten, solche Einbufsen in den Verbalendungen erlitten, dafs die Funktion der die Person bezeichnenden Beziehungselemente nicht mehr im Sprachgefühl lebt und daher dem Zeitwort das Fürwort beigegeben werden mufs. Gleichwohl ist es ebenso lehrreich wie unterhaltend, den Überresten

Digitized by Google

der Personalendungen im Hochdeutschen nachzuspüren und durch den Vergleich mit den verwandten Sprachen sich ein Bild von den ursprünglichen Formen zu entwerfen.

Der Stamm des Pronomens der ersten Person ist ma (noch lebend in mi-ch, lat. me, skr. mâ-m). In der Endung des Verbs hat sich ma in mi abgeschwächt, wie im Deutschen auch am selbständigen Pronomen. Dieses mi tritt im griech. τίθημι u. s. w. klar hervor; im Hochdeutschen hat sich diese Personalendung in folgendem Stufengange verflüchtigt: die durch Analogie zu substituierende Urform von z. B. nehmen hiefs für die 1. Person: namâ-mi; hieraus bildete sich, mit Verkürzung des mi in m, nima-m, und hieraus wurde ahd. nim-u. Im Mittel- und Neuhochdeutschen, wo statt u das tonlose e eingetreten, ist der letzte Rest des Pronominal-Elements der 1. Person geschwunden. Nur in den Verben, welche die Endung im Präsens unmittelbar an die Wurzel setzen, ist m aus mi im mhd. als n erhalten: ich tuon, stâ-n, gâ-n u. s. w. Die Volksmundarten haben diese Reste bewahrt, unsere vornehme Schriftsprache hat sie verloren. Blofs in „ich bin" ist n statt m als letzter Rest der alten Pronominalendung der 1. Person haften geblieben.

Der Stamm des Pronomens der zweiten Person mag in seiner ältesten Form wohl tva (Sanskr. tvam = du) gelautet haben; aus tva ward mit Ausfall des v ta, verkürzt (wie ma in mi) ti, t; und diese Endung t hat sich in unseren Formen: du solt, du wilt u. s. w. erhalten. Aufserdem aber wandelte sich ti in si, abgekürzt s, — ama-s, legi-s, und dieses s findet sich vereinzelt noch im Mittelhochdeutschen, z. B. nime-s du, du wolle-s; sonst aber ist schon in dieser Sprachperiode Regel, dafs dem s ein t nachtritt, wie dies ahd. schon die sog. Perfecta-Praesentia, kan-st u. s. w. zeigen. So ward es für das Mittel- und Neuhochdeutsche so gut wie durchgreifende Regel, dafs die 2. Person Singular auf st endigt, also ahd. nimi-s, mhd. nimi-st, nhd. nimmst.

Endung der 3. Person Singularis ist ti, abgekürzt t. Wurzel ist das Demonstrativ ta, goth. tha, welches in dem selbständigen Pronomen zu der geschwächt ist; denn der ist gebildet aus thi-s, ti-s, de-r. Aus nama-ti ist ahd. nimi-t, mhd. nimt, nhd. nimmt geworden.

Digitized by Google

Die für die 1. Person Pluralis vorliegende älteste Endung ist in der Vedensprache masi. Dieses masi nehmen angesehene Sprachforscher als eine Verbindung von ma und si, dem Pronomen der 1. Person mit dem Pronomen der zweiten; es bedeutet demnach masi „ich und du" = wir. Die Funktion des wir als ich und er, ich und sie (mehrere) wird nicht besonders bezeichnet; masi galt für alle Verhältnisse. — Im Althd. erscheint masi verkürzt in mês; dann aber ging auch die Endung ês verloren und es blieb m allein übrig, das mhd. und nhd. in n übergehen mufste. Die Formen: namâ-masi, nëmamês, nëmen, nehmen stellen die durchlaufenen Prozesse deutlich vor Augen.

Für die 2. Person läfst sich als älteste Form mit Sicherheit tasi annehmen, lat. tis. Die Endung tasi besteht aus dem zweimal gesetzten Pronomen der 2. Person Singularis und heifst: „du und du" = ihr. Wie masi sich in m, dann in n abgeschlissen hat, so tasi in t, — das für alle Zeiten und Modi stehen blieb: nama-tasi, nëma-t, nëmet, nehmt. Wenn der Wurzelstamm auf t auslautet, so wird zuweilen das zwischen den beiden gleichen Konsonanten stehende e ausgeworfen und die Endung verkürzt z. B. geltet, gelt.

Die Endung der 3. Person Pluralis ist anti oder nti; sie unterscheidet sich von der 3. Person Singularis durch vorgesetztes an, n. Nun giebt es unter den alten Pronominibus ein Demonstrativum ana = er, und dieses Pronomen, dessen Hauptelement n ist, glaubt A. Schleicher in anti, nti wiederzufinden, so dafs auch die 3. Person die Mehrzahl durch ein zweimal gesetztes Personalpronomen bildete: „er und er" = sie. Mit Verflüchtigung des Endvokals wurde nti zu nt: nëma-nt, nëme-nt; nhd. mit Abwerfung von t nehmen. [1])

Wiederholen wir noch einmal die besprochenen Entwicklungsformen, so stellt sich uns folgendes Paradigma vor Augen:

Ursprache.	Althochd.	Mhd.	Nhd.
nam-â-mi	nim-u(am)	nim-e	nehme
— si	nim-i-s	nim-est	nimmst
— ti	nim-i-t	nimt	nimmt

[1]) A. Schleicher, D. Spr. S. 268 ff.

Digitized by Google

Ursprache.	Althochd.	Mhd.	Nhd.
nam-â-masi	nëm-a-mês	nëmen	nehmen
— tasi	nëm-a-t	nëmet	nehm(e)t
— nti	nëm-a-nt	nëment	nehmen.

Wollten oder dürften wir uns hier tiefer auf die Betrachtung der Personalendungen beim Zeitwort einlassen, so würden die aufgestellten Formen mancherlei Beschränkungen und Ergänzungen erfahren müssen. Nur ein paar kurze Zusatzbemerkungen dürfen wir nicht unterdrücken.

Die nähere Untersuchung ergiebt, dafs der Grundbestandteil des Pronomens der 1. Person a ist, das im Sanskrit als Demonstrativ der Nähe auch der 3. Person dient. Der Superlativ dieses Pronomens ist ama, dessen Verstümmlung durch Aphäresis ma, woraus durch Schwächung mi wurde.

Die 3. Person ist wohl gar nicht mit einem Pronomen zusammengesetzt, wie ja auch agglutinierende Sprachen die Bezeichnung für die 3. Person auslassen; die Elemente, die im Singular und Plural der 3. Person auftreten, sind höchst wahrscheinlich postponierte Raumpartikeln, so dafs namati, namanti ursprünglich etwa bedeutete: Nehmen ist dort, man ist am nehmen oder etwas Ähnliches.

Die erste und zweite Person Plural bieten in Bezug auf Ursprung und Entwicklung der Formen noch gröfsere Schwierigkeiten; die Bedeutung dieser Flexionsendungen erleidet indes durch Annahme anderer Grundformen keine Änderung.[1])

X.

Das Hilfszeitwort „sein“.

Unser so viel gebrauchtes Hilfszeitwort gehört zu den seltsamsten Bildungen unserer Sprache. Schon in den ältesten Zeiten dazu bestimmt, zur Aushilfe zu dienen bei der Bildung der zusammengesetzten Zeiten, ist es selber so hilflos, dafs es seine

[1]) W. Scherer, l. c. S. 472. Aufserdem ist zu verweisen auf: Braune, Beiträge, II.

Digitized by Google

Formen von drei verschiedenen Verbalstämmen hat zusammenborgen müssen. Sehen wir uns in den verwandten Sprachen um, so finden wir ziemlich dieselbe Erscheinung: sum, fui. εἰμί, πέφυκα gehören ebenfalls verschiedenen Wurzeln an. Man wird nicht fehlgehen, wenn man aus dieser Übereinstimmung schliefst, dafs die Sprache grade bei einem Worte, das als Kopula und als Hilfszeitwort fast in jedem Satze zur Anwendung kam, die Eintönigkeit der Formen gleichen Stammes nicht ertrug und daher zur Abwechslung verschiedene Verbalstämme in Dienst nahm und jeden auf eine gewisse Anzahl von Formen beschränkte.

In unserem Präsens b i n steckt der Stamm bu-, lat. fu- in fui, griechisch φύω, skr. bhu = bauen, wohnen, sein. Die Urform mufs bu-ma, bu-mi gelautet haben; von dem Personal-Pronomen blieb aber nur m, und dieses verwandelte sich später in n. Im Althd. haben wir noch die Formen:

pim (pin) = sum
pis (pist) = es
pirumês = sumus
pirut = estis,

mhd. imperativ bis, den der Volksmund noch jetzt gebraucht.

Von dem Stamme bhu kommt goth. bau-an, ags. bûan, bauen, wohnen.

Das litauische Prät. buwáu = eram, fut. bûsu, slav. fut. budu.

Die zweite Wurzel ist im Sanskrit v a s = sich aufhalten, befinden, sein; vas, vasati = wohnen, bauen, hausen, vas-tya Haus.

Lateinisch ist die Wurzel nur in ves-ta erhalten. Im Deutschen kommen von dieser Wurzel:

Präsens wisu (sum),
wese (sịm);
Imperf.: was mhd. was,
wâri — waere,
was — was,
wârumes — wâren,
wârut — wâret,
wârun — wâren;
Konj.: wâri mhd. waere,
wâris — waerest,

Digitized by Google

	wâri	mhd.	waere,
	wârimês	—	waeren,
	wârit	—	waeret,
	wârin	—	waeren;
Imperat.:	wis	—	wis,
	wesat	—	weset;
Part. I.:	wesanti	—	wesende,
Inf.:	wesan	—	gewesen.

Das s wird im Plural zu r nach der Regel des Rhotacismus wie lat. esam zu eram, eso zu ero, wie wasen zu waren. Das Streben nach Ähnlichkeit bewirkte im Neuhochdeutschen auch r im Singular; in gewesen blieb s, weil ein Quantitätswechsel nicht eintrat.

Nach Bopps scharfsinniger Mutmafsung sind die Flexions-Endungen bam, bo, vi im Lateinischen auf die Wurzel bu, bez. auf vas zurückzuführen und diese aus dem eingewachsenen Hilfszeitwort zu erklären.

Die dritte Wurzel ist as = sein. Sanskr. asmi, ich bin, asti, gr. ἐσ in ἐστί, lat. es, est, goth. im, is, ist, althochd. 3. Pers. ist, im Plurul wir sîn, ir sît, sie sint, Inf. sîn, Imperativ sît.

Im Neuhochdeutschen müfste die erste Person Pluralis konsequenter Weise wir sein lauten, wie das Volk auch spricht; die Schriftsprache braucht die 3. Person, hierzu veranlafst durch älteres wir seint (mit euphonischem t), das man nun mit sind uniformierte.

In sind u. s. w. ist die Wurzel auf bloſses s zusammengeschrumpft, ebenso im Konjunktiv; hier aber ging noch eine besondere Verwirrung vor sich, indem das Zeichen des Modus i als zur Wurzel gehörig betrachtet und das Moduszeichen ein zweitesmal angesetzt wurde. So entstand:

goth.	sija-u	=	sia-u,	ahd.	sî
	sija-i-s		sia-i-s		sîs
	sija-i		sia-i		sî
	sija-i-ma		sia-i-ma		sîmês
	sija-i-th		sia-i-th		sît
	sija-i-na		sia-i-na		sîn.

Digitized by Google

XI.

Gerundium und Gerundivum.

Legati venerunt res repetitum: Gesandte kamen, Genugthuung zu fordern; difficile dictu: schwer zu sagen; aqua utilis bibendo: gut zu trinken, zum Trinken. In diesen drei Sätzen, in welchen der Lateiner zum Ausdruck des Zieles und Zweckes drei verschiedene Ausdrucksweisen hat, die beiden Supina und das Gerundium, können wir deutsch nur den Infinitiv mit zu anwenden. Ist unsere Sprache nun wirklich so arm, wie es hiernach scheinen sollte? — Wir werden sehen.

Im Lateinischen galten Supinum und Gerundium für Kasus des Infinitivs, der selbst nicht dekliniert wird. Im Althochdeutschen aber haben wir einen deklinierten Infinitiv, im Genitiv mit der Endung ônnes, annes, mhd. ennes, enes, zuletzt ns, z. B. des reitens, im Dativ auf ônne, anne, mhd. enne, ene, zuletzt en. Swaer ze sagene entspricht dem lateinischen Supinum; daz du gerst ze lebene, quod cupidus es vivendi = dem lat. Gerundium. — Wie aber im Lateinischen das Gerundium und Gerundivum (d. i. Particip. fut. pass.) in einander übergehen und wechseln, so hat auch der deklinierte Infinitiv mit zu häufig Gerundiv-Bedeutung z. B.

daz diu kint so lîhte ze gewenene sint, oder: daz lîden ist dir swaer ze tragende = dolor ferendus.

dîne wîsheit waere ze lobenne gewesen, sapientia laudanda fuisset.

Seit dem 14. Jahrhundert fällt beim Infinitiv mit zu die Dativ-Endung weg, aber der Gebrauch dieses Infinitivs im Sinne des lateinischen Supinums, Gerundiums und Gerundivums dauert fort.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken. Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit. Schiller. Und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Und als er kam zu sterben (ad moriendum). Goethe. Kommt Kinder, wischt die Augen aus, es giebt hier was zu sehen. Claudius. Ich bin zu tadeln, vituperandus sum. Einem Mann sein. Gut zu behalten (verwahren) geben. ad asservandum etc. Steinhöwel.

Digitized by Google

Von diesem Gebrauch des Infinitivs ausgehend, ist die hochdeutsche Sprache zur Bildung einer besondern Form für das Gerundium-Gerundivum übergegangen, und zwar durch ein Mifsverständnis hierzu verleitet, das aber keineswegs zu beklagen ist. Es wurde im Mittelhochdeutschen statt ze lebenne auch ze lebende geschrieben und gesprochen.

Die Vertauschung des zweiten n mit d hat ihren Grund in euphonischen Rücksichten oder vielleicht auch nur in der Bequemlichkeit der Aussprache. Als aber die Deklination des Infinitivs aufser Gebrauch kam und der Infinitiv bei zu nicht mehr als Dativ empfunden wurde, fing man an, — durch das Lateinische verführt, — ze lebende als eine vom Infinitiv verschiedene Form anzusehen, und es häufen sich Ausdrücke wie: hie is ze sagende, ze wissende u. s. w. Ein Schritt weiter, — und man wendete diese Formen auch attributiv an, was beweist, dafs man sie für ein Participium hielt, und man hielt sie für ein Participium, weil bereits das Participium Präsentis mit diesen Formen übereinstimmte, neben transitiver Bedeutung aber noch vielfach passive Bedeutung bewahrt hatte: ditz ansehende leit = welches angesehen wird; lebende tage = die erlebt werden; klagende nôt = die zu klagen ist, und nhd. essende, trinkende Ware, eine besorgende Gefahr, verkaufendes Brot, eine vorhabende Reise u. s. w.

Diese Part. praes. mit passiver Bedeutung setzte man nun dem lat. Part. auf ndus gleich, — übersehend, dafs es dem lat. auf ent-s entspricht und in älterer Form auf ta oder da endigte. Indem dann diese Anwendung des Part. Präsentis in den letzten zwei Jahrhunderten immer mehr zur Aufnahme kam, gelangte unsere Sprache auf diese Weise zu einer Art von Participium Futuri Passivi. Die Hauptausbildung desselben verdanken wir der philosophischen Sprache des 18. Jhdts.; es ist eine wirkliche Bereicherung unserer Sprachformen, mag sein Ursprung auch noch so unberechtigt sein, und wird von den besten Schriftstellern mit Glück angewandt; z. B.

Aus nie zu sättigender Begierde. Goethe. Ein zu begrabender Leichnam. Von allen anzuführenden Stücken. Lessing. Ein schwer zu erfüllender Wunsch. Winckelmann. Er hätte dir

Digitized by Google

keinen zu verwerfenden Dienst geleistet. A. W. Schlegel. Lessing gebraucht es sogar prädikativ: „Den Punkt des Alters, es sei als ausgemacht oder als nicht auszumachend, bei Seite gesetzt, u. s. w. Schiller wendet das Gerundivum substantivisch als Objekt an; Ich unternahm das nicht zu hoffende, non speranda.

XII.

Umschreibende Konjugation.

Coniugatio periphrastica.

Jede der drei unvollendeten Zeiten, Präsens, Imperfectum, Futurum, ist entweder momentan oder dauernd. Um diesen Unterschied bezeichnen zu können, bedienen sich die Sprachen, so weit ihnen nicht einfache Formen dafür zu Gebote stehen, der umschreibenden Konjugation, d. h. sie lösen den Verbalbegriff in das Participium (oder in den Infinitiv) auf in Verbindung mit einem Hilfszeitwort. So sagt der Engländer statt I write — I am writing, statt I wrote I was writing; der Lateiner statt amabo — amaturus sum u. s. w. Auch unsere deutsche Sprache kannte und benutzte in älterer Zeit die umschreibende Konjugation, — das Englische hat dieselbe aus dem Angelsächsischen eingeheimst; — das Neuhochdeutsche hat dieselbe mit so vielen andern Vorteilen der ältern Periode aufgegeben, aber doch nicht so vollständig und so lange, dafs nicht eine Betrachtung der umschreibenden Tempusformen anziehend und für das tiefere Verständnis der Sprache lohnend sein könnte.

Wir haben schon bei der Bildung des Präteritums der Verba schwacher Konjugation eine Art der Umschreibung kennen gelernt, nasida, nërte = ich that nähren, wozu dann der Volksmund, nachdem die Bedeutung der Endung te längst aus dem Gefühl entschwunden war, sich die neue Umschreibung mit vorgesetztem Hilfszeitwort bildete, — thät nähren, thät um sich blicken etc. Ähnlich verhält sich die Umschreibung mit dem Hilfszeitwort sein. Lateinisch reg-e-bam heifst eigentlich: ich

Digitized by Google

war herrschend, rex eram, ἔ-τριπ-σα ich war reibend; wenn nun auch die deutsche Sprache zur Bildung solcher Tempusformen nicht übergegangen ist, so konnte sie doch eben so gut, wie die klassischen Sprachen, das Hilfszeitwort dem Participium vorsetzen und sagen: ich bin herrschend = regens sum; er war lehrend: διδάσκων ἦν u. s. w., und die Anwendung dieser umschreibenden Tempusbildung lag um so näher, als unsere Sprache in den Zeitformen sich so zu sagen auf Präsens und Präteritum beschränkt hatte. Auch war die umschreibende Form ein bequemes Mittel, dem Ausdrucke gröfsere Mannigfaltigkeit zu geben und die Dauer der Handlung genauer zu bestimmen.

Schon im Gothischen sind Spuren der umschreibenden Konjugation vorhanden; ungleich öfter begegnet die Ausdrucksweise im Althochdeutschen, den mittelhochdeutschen Dichtern ist sie geläufig und dient ihnen zur Abwechslung der Rede, zur günstigen Erweiterung des Verses und zur feinern Färbung des Ausdrucks. Wenn es althd. heifst: druhtines gheist ist sprehhendi, so bedeutet das nicht schlechthin: spiritus domini locutus est, sondern zeigt an, dafs der Redende die Fortdauer des Wortes vor Augen hat, nicht die vergangene Handlung des Sprechens. Wenn Gunther N. L. 504 spricht: daz will ich immer diende (dienende) umbe Kriemhilde sîn, so sagt er mehr als einfach: ich will das um meine Schwester verdienen, ihr entgelten; die Umschreibung drückt zugleich mit der stärker betonten Kontinuität die Absicht der Handlung schärfer aus.

Im 15. und 16. Jhdt., also im Anfang der neuhochdeutschen Zeit, ist die alte Ausdrucksweise noch nicht aufser Brauch. In Brants Narrenschiff kommen Wendungen vor, wie: wann er von jm hülff wartend wer; die stäts by eym wonnent syndt; als menniglich wissend ist. Steinhöwel schreibt: wir bitten dich, dafs niemand dieser ding wissend sei. Luther: es waren aber Jüden zu Jerusalem wohnend. In späterer Zeit behält die Umschreibung zuweilen noch ihre Vollkraft, meist aber wird das Partizip adjektivisch; den Übergang sehen wir besonders an vermögend; ich bin nicht vermögend, so vieles anzuschaffen, Moeser. Mehr als der Fleifs anzuführen vermögend gewesen. Lessing. Bei Herder: was er gegen Virgil zu nachsehend ist. Körperliche Schönheit ist noch nicht befriedigend. Goethe sagt:

Digitized by Google

ich bin sehr erwartend; ich werde jetzt erst recht verlangend. Du bist nachgebend. Sobald aber das Subjekt nicht eine Person ist, sondern ein sachliches oder abstraktes, tritt die adjektivische Bedeutung ein: der Anblick war überraschend, der Einfluſs bedeutend u. s. w.

Nahe in Form und Bedeutung an die Umschreibung mit dem Hilfszeitwort sein und dem Participium Präs. ist die Umschreibung mit werden und demselben Partizip. Jenes bezeichnet die Dauer, dieses häufig den Beginn der eintretenden Handlung; artet aber auch in den bloſsen Verbalbegriff aus. Wenn: er ist weinende bedeutet: er zerflieſst in Thränen, so sagt: er wirt weinende, er bricht in Thränen aus. Beide Formeln können aber nichts enthalten sollen als den Begriff: er weint. Auch diese Umschreibung findet sich noch im 16. Jhdt. gebraucht: daſs dies mein Herr innen und wissend werden soll. Steinhöwel.

In späteren Verbindungen dieser Art hat der Verbalbegriff aufgehört und das Partizip steht nur mehr adjektivisch: ich ward wütend, ich werde sehend u. s. w.

Sein und werden verbinden sich aber nicht bloſs mit dem Partizip, sondern auch mit dem Infinitiv.

Der Infinitiv bei sein scheint auf zweierlei Weise entstanden zu sein: a) aus dem Participium und an Stelle desselben gebraucht, z. B.: Als der hochzeitlich Tag nächenen was (für nächenend). Er was gedenken (für gedenkend) seines h. Wort. Psalter 1498; b) aus einer Ellipse, indem das Partizip eines Verbums der Bewegung ausgelassen ist, z. B. sî waeren vischen, zu ergänzen gangen; der Infinitiv vischen drückt den Zweck der Handlung aus und steht ohne zu. In dieser Weise ist der Gebrauch des Infinitivs mit sein im rheinischen Volksdialekt sehr beliebt, und Kinkel ist ganz Rheinländer, wenn er in seinen Erzählungen schreibt: „Er wird wohl fischen sein, meinte er.“ [1])

Werden mit dem Infinitiv, das althochdeutsch noch nicht vorkommt, im Mittelhochdeutschen aber auf das Präteritum ein-

[1]) Gerade die Art und Weise, wie der Ausdruck im Dialekt verwandt wird, hat mich überzeugt, daſs er als Ellipse zu fassen ist.

Digitized by Google

geschränkt ist, mag seine Entstehung ebenfalls der Verkürzung des Partizips und der daraus entspringenden Verwechslung verdanken, z. B. er wart vrâgen, statt vrâgende; möglichenfalls aber ist die Ausdrucksweise aus dem Französischen, wo dieselbe Einschränkung sich zeigt: il fut demander, il fut dire übertragen; häufig und geläufig ist sie nicht geworden. Das Präsens von werden in Verbindung mit dem Infinitiv ist die neuhochdeutsche Umschreibung des Futurs. Auch hier ist der Infinitiv aus dem Partizip hervorgegangen, indem dieses allmählich seine Endung verlor. Dieses umschreibende Futur mit werden ist ganz und gar Schöpfung der neuhochdeutschen Sprache. Die älteren Dialekte gebrauchen einfach das Präsens für das Futur, wie wir ja auch jetzt noch bisweilen thun, z. B. ich reise morgen; daneben traten Umschreibungen mit sollen und wollen, die vor der Bildung mit werden den Vorzug der Mannigfaltigkeit und des angenehmen Wechsels hatten. Jetzt haben wir werden im Präsens Passiv und im Futur Aktiv, und gar im Futur Passiv zweimal werden: ich werde geliebt werden!

Die umschreibende Konjugation dehnt sich nämlich, wie schon eben angedeutet, auf das ganze Passivum aus. Von allen deutschen Dialekten hatte nur das Gothische ein besonderes Passiv-Präsens; alle andern Sprachen waren auf Umschreibung angewiesen, und diese bestand im Althochdeutschen darin, dafs vor das Participium Präteriti das Hilfszeitwort sein oder werden gesetzt wurde. Mittelhochdeutsch hat werden über sein gesiegt, und neuhochdeutsch wird blofses ist, war u. s. w. nur gebraucht, wenn man das Partizip adjektivisch hinstellen will; alles ist verloren, alle Brunnen waren erschöpft, — oder wenn man durch das Präteritum nicht das Vorübergehen, sondern das Fortdauern eines bewirkten Zustandes ausdrücken will, z. B. der Feind ist geschlagen, die Ruhe ist gesichert etc. Der Unterschied in der Passivbildung wird am deutlichsten an einem Beispiele hervortreten:

datur	datus est
goth. gibada	ist, was, warth gibans
ahd. ist, wirdit kepan	was, ward kepan
mhd. wirt geben	ist geben
nhd. wird gegeben	ist gegeben worden.

Digitized by Google

XIII.

Zur Lehre vom Nomen.

Bildung der Nominalstämme.

Die prädikative Wurzel, — das hatten wir auf dem Wege bis hierher mehrfach Gelegenheit zu erkennen, — ist nicht sowohl Ausdruck für eine abstrakte Thätigkeit oder Bewegung als vielmehr für ein konkretes Sein, insofern an demselben irgend eine Thätigkeit zur Erscheinung kommt; die Wurzel bezeichnet ein Sein als ein in bestimmter Weise thätiges, als ein Bewegtes oder Bewegendes. Das Wort „Sein" ist hier Ausdruck sowohl für Person wie für Sache, für lebendige wie für leblose Wesen, — ihrer Funktion nach ist die Wurzel sowohl Subjekt als Prädikat, — sie ist beides in einem. — Prädikativ genommen spricht sie eine Thätigkeit oder Bewegung, einen Zustand oder eine Eigenschaft aus, welche an gar vielen und an ganz verschiedenen Klassen von Personen und Dingen zur Erscheinung kommen kann; subjektiv oder nominal genommen giebt sie den Gegenstand oder die Klasse von Gegenständen an, an welchen die Thätigkeit sich manifestiert. Die Scheidung des Wurzelbegriffs nach diesen zwei Seiten hin führte zur Scheidung des Verbums und Nomens, — welches die grundlegende That für die Entwicklung der Sprache aus den nackten Wurzelelementen zu den höher organisierten Formen der Stämme und Wörter war. Wir sind im Anfang des vorigen Kapitels davon ausgegangen, dafs die Bildung des Verbums die erste höhere Stufe der Sprachentwicklung bezeichnet; wir dürfen hier ergänzend hinzufügen, dafs der nächste wahrscheinlich unmittelbar auf die Bildung eines besondern Aussageworts folgende Schritt die Bildung des Nomens war; denn alles, was nach Ausscheischeidung der Verbalformen an sprachlichem Material übrig blieb, das war im weitesten Sinne Nomen · es galt nur noch, auch äufserlich das nominale Element von dem verbalen lautlich zu sondern, d. h. durch bestimmte, der Wurzel zu gebende

Digitized by Google

äufsere oder innere Veränderungen als Nominalstämme kenntlich zu machen und von den Verbalstämmen zu differenzieren. [1])

Wir haben im I. Teile die Wurzel spak = spähen, sehen kennen gelernt, german. speh, lat. spec. Hiervon wird spec-i-o, ahd. spëhôm, spëhôs, spëhot u. s. w. Verbum; aber spëh-a wird Nomen und drückt die Handlung des Spähens allgemein aus: Kundschaftung, Erforschung; lat. spec-i-es, das, was in Sicht gelangt, Gestalt, Besonderheit; spec-u-la, der Ort, von welchem aus man späht und kundschaftet, spec-u-lum, das Gerät, in welchem man sich selbst schaut, spec-tor = die Person, welche schaut, — (con)-spic-uus, — die Eigenschaft des Sichtbarseins, spec-i-ficus: die Eigenschaft des Sichtbarmachens u. s. w.

Ist die Unterscheidung der Wurzeln in prädikative und demonstrative berechtigt, so mufsten naturgemäfs von vornherein, je nachdem eine prädikative oder eine demonstrative Wurzel zum Stamme erweitert wurde, zwei Arten von Stämmen entstehen, Nominalstämme im engeren Sinne — die Grundbestandteile der Substantive und Adjektive, und Pronominalstämme. Ist nur eine einzige Art von Wurzeln anzunehmen, so mufs die Verblassung des prädikativen Inhalts in einer ganzen Reihe von Wurzeln und deren allmähliches Herabsinken zu mehr oder weniger rein formativen Elementen unter die ältesten Sprachvorgänge gerechnet werden; denn so weit wir in die Geschichte der Sprache zurückblicken können, finden wir bereits Nomen und Pronomen gesondert, und man ist sogar zu der Annahme berechtigt, dem Pronomen vor dem Nomen die Priorität einzuräumen, da es in den Urformen seiner Flexionen denen des Nomens voraufläuft. Wir haben schon gesehen, dafs die Verbalflexion sich auf das Pronomen stützt, und zwar auf das persönliche; in ähnlicher Weise beruht die Nominalflexion im ganzen auf dem demonstrativen Pronomen, wie sich zeigen wird.

Substantiv und Adjektiv, Gegenstand und Eigenschaft des Gegenstandes waren ursprünglich nicht geschieden; das Nomen

[1]) Vielleicht ist es genauer, zunächst aus den Wurzeln Stämme hervorgehen zu lassen, die anfangs Nomen und Verbum ungeschieden in sich tragen, — so dafs der Bildung des Zeitworts die Scheidung der Stämme in Verbal- und Nominalstämme voranginge. Im wesentlichen kommt aber diese Annahme mit der obigen auf dasselbe hinaus.

Digitized by Google

bezeichnete ganz allgemein ein Merkmal des wahrgenommenen Gegenstandes. So ist z. B. das Wachsen ein Merkmal aller Pflanzen; von der Wurzel grô, wachsen, konnte nur ein Name gebildet werden für ein wachsendes Ding; dieser Name konnte aber auch zugleich das charakteristische Merkmal des Dinges, die Eigenschaft des Wachsens ausdrücken, grô-ja, daraus grô-na = grün. Wird das die Eigenschaft bezeichnende Wort appellativ, d. h. als Name des Dinges gebraucht, so ist es Substantiv, wird es attributiv, d. h. als Beiwort gesetzt, so ist es Adjektiv. [1]) Substantiv und Adjektiv werden durch dieselben Ableitungs-Endungen gebildet, oder was dasselbe sagt: Die Nominalstämme haben gleiche Bildung, und zwar in den germanischen Sprachen folgender Art.

Die Wurzel wird um einen der drei kurzen Grundvokale a, i, u erweitert; die Stämme gewinnen dadurch im Gegensatz zu den Wurzeln zweisilbige Form. Der schliefsende Vokal soll nichts anders bezeichnen, als dafs die in dieser Wortform vorkommende Wurzel nicht mehr ein jedes Ding bezeichnen soll, an welchem die betreffende Thätigkeit oder Bewegung zur Erscheinung kommt, sondern ein bestimmtes oder wenigstens eine bestimmte Gattung von Dingen, als deren wesentliches Merkmal jene Thätigkeit oder Bewegung gefafst wird. Die Bereicherung der Wurzel um a, i, u bezeichnet den Fortschritt aus gröfserer Allgemeinheit zur konkreten Bestimmtheit. Die Wurzel pad drückt treten, gehen aus; das Ding, an welchem das Gehen als bleibendes Merkmal erscheint, wird von pad skr. pad-s genannt, deutsch (mit Lautverschiebung) fôt-u. Die Wurzel wëc (vig) bedeutet bewegen; wëg-a = den Ort, auf dem die Bewegung zur Erscheinung kommt; waeg-a sich zu etwas bewegend, bevorstehend, gewogen. Von der Wurzel slah bildet sich slah-i Schlag u. s. w.

Die Vokale a, i, u können auch durch einen vorgesetzten Konsonanten verstärkt sein: na, ni, nu, ta, ti, tu, ra, ri, ru, und diese Stammbildung findet sich besonders beim Adjektiv und zur Bezeichnung der von den Gegenständen abstrahiert gedachten Thätigkeiten und Zustände, beim Substantivum abstractum.

[1]) Von der Bildung der Substantive und Adjektive aus Verbalstämmen wird hier selbstredend abgesehen.

Digitized by Google

Neben den vokalischen Nominalbildungen giebt es auch konsonantische Stammendung, namentlich auf n, nd, s, t mit einem voraufgehenden Vokal a, i, u an die Wurzel angefügt; z. B. von der Wurzel can, germ. han = singen: han-an Hahn, von idgm. (s)kard = springen: hertan das Springende, d. i. Herz.

Je nachdem der Stamm eines Nomens vokalisch oder konsonantisch ausgeht, ist seine Deklination eine verschiedene: die mit vokalischem Stammauslaut bilden die starke, die mit konsonantischem Auslaut die schwache Deklination, — Bezeichnungen, die von J. Grimm eingeführt, in der Grammatik stehend geworden sind.

Das Adjektiv hat die Fähigkeit, sowohl die starke als auch die schwache Flexion anzunehmen; aber nur in der schwachen Deklination stimmt es mit dem Nomen substantivum überein; die starken Formen werden durch Komposition mit einem in den germanischen Sprachen nicht mehr vorhandenen demonstrativen Pronomen jis, ja, jata gebildet, z. B. blind-jis, blind-ja, blind-jata, verkürzt in goth.: blind-s, blind-a, blind-ata. Der Stamm für die schwache Flexion ist wie bei den Substantiven: blindan.

Stämme, die aus der Wurzel und einem der bisher bezeichneten Elemente bestehen, heifsen primäre; tritt an diese noch ein weiteres Element, um dem Nominalbegriff eine Erweiterung um irgend ein Merkmal zu geben, so entstehen die derivierten oder sekundären Nominalstämme. Die hierzu verwandten Laute sind aufser n und t die Konsonanten l und k, aber auch andere. Von der Wurzel pa = weiden, beschützen, bildet das Sekundärsuffix ta-r pa-ta-r Vater; von bran = brennen wird bru-n-st; von nam nehmen num-p-t, nun-f-t in Vernunft, von zam ziemen — zum-f-t, Zunft. Das den Thäter bezeichnende Suffix arja an die Wurzel lais = lehren angehängt, giebt lais-arja, dies wird lêr-âri, Lehrer.

Digitized by Google

XIV.

Kasusendungen.

Unter der Benennung Kasus oder Fälle begreift man diejenigen Biegungsformen der Substantive und substantivischen Fürwörter, durch welche verschiedene logische Beziehungen der Dinge untereinander und der Thätigkeiten auf die Dinge ausgedrückt werden. Ursprünglich sind in allen arischen Sprachen jene Beziehungen durch selbständige, dem Nomen nachgesetzte Wörter ausgedrückt worden, durch Präpositionen und Suffixe, — und der einzige Unterschied von den modernen Sprachen, die, wie z. B. das Französische, die Beziehungen des Nomens durch Präpositionen ausdrücken, de l'âme, à mon Dieu, besteht darin, dafs die den Fall bestimmenden Elemente statt vor das Wort gestellt zu werden, an das Ende desselben angehängt wurden.

Im Laufe der Zeit schmolzen jene nachgesetzten Elemente immer fester an den Stamm an, indem sie ihren besondern Wortton verloren und sich zugleich in ihrer lautlichen Form abschwächten. So verwandelten sich die ursprünglich selbständigen Wörter in Kasus-Endungen.

Die Zahl der Kasus ist in den verschiedenen verwandten Sprachen eine verschiedene, und diese Verschiedenheit ist natürlich und darauf beruhend, dafs eine logische Notwendigkeit für bestimmte, geschiedene Beziehungen nicht vorhanden, sondern hier dem subjektiven Belieben ein weiter Spielraum gelassen ist. Ursprünglich, — so urteilen die Sprachkenner, — hat es nur einen einzigen Kasus gegeben, den Lokativ, der das Befinden an einem Orte bezeichnete und dadurch gebildet wurde, dafs dem Substantiv z. B. ein i nachgesetzt wurde: Skr. hrid Herz, hrid-i im Herzen. Dieses i ist eine demonstrative Wurzel und wahrscheinlich dieselbe, die im Lateinischen die Präposition in hervorrief. Dieser ursprüngliche Lokativ war nun so allgemeiner Natur, dafs er die Verhältnisse, die wir jetzt durch Genitiv, Dativ und Accusativ speziell ausdrücken, einschlofs. Die Entstehung der übrigen Kasus ist also wohl dem Bedürfnisse, die Beziehungen des Nomens schärfer zu sondern,

Digitized by Google

entsprungen und ein Produkt fortschreitender Geistes- und Sprachentwicklung; ihre Bildung aber ist auf die gleiche Weise durch Anhängung von Suffixen und Präpositionen vor sich gegangen.

Unsere hochdeutsche Sprache kennt nur noch vier Kasus; von einem fünften, dem Instrumentalis haben sich nur einzelne Reste im Altdeutschen erhalten.

Um den Plural vom Singular zu scheiden, trat aufser dem Kasuselemente noch ein Wörtchen hinzu, welches die Funktion hatte, die Verbindung mehrerer Einzelheiten, d. i. die Mehrzahl zu bezeichnen. Hierzu scheint ursprünglich sa, sam = mit, zusammen gedient zu haben, von dem aber im ältesten Indogermanisch nur s übrig geblieben, im Deutschen r im Plural der Neutra auf er, — Büch-er.

Es liegt nun im Begriff der Kasus sowohl als in ihrer Entstehung aus Präpositionen, dafs die Kasuselemente bei allen Nominibus dieselben sind. Es hat daher ursprünglich in allen indogermanischen Sprachen nur **eine** Deklination gegeben.

Da aber die Stammauslaute der Nomina verschieden waren, dasselbe Suffix aber mit einem auslautenden Vokale andere lautliche Verbindungen im Laufe der Zeit einging als mit einem auslautenden Konsonanten, so erklärt sich die Verschiedenheit der Endungen bei demselben Kasus leicht: die scheinbare Verschiedenheit der Deklination beruht auf Verschiedenheit der Nominalstämme.

Der Nominativ ist nicht regiert; er bedarf also eines Beziehungssuffixes nicht. Jedoch wurde nicht der Substantivstamm selbst als Nominativ gebraucht, sondern es ward demselben im Singular bei den männlichen a- und den männlichen und weiblichen i- und u-Stämmen ein s angefügt. Einige sehen in diesem s den Rest des Pronomens sa, fem. sô (sâ) = der, die, so dafs ursprünglich der Artikel schon im Nominativ enthalten war: daga-sa = Tag der = der Tag, tungan-sâ = die Zunge; aus daga-sa wurde dagas, dags, ahd. tac, aus tungan-sâ tungâns, goth. tungô, ahd. zunga. Andere führen das s des Nominativs auf as, dieses auf asu = Lebenshauch, Leben zurück, wonach s am Nominalstamme bedeute: im Leben befindlich.

Digitized by Google

Die Stämme auf â, an, tar haben im Gothischen kein Nominativzeichen.

Der Plural fügte zu dem s des Singulars noch ein s hinzu; dieses plurale s erklärt man aus sa (sam = mit, zusammen); nom. sing. fiska-sa, pl. fiska-sa-sa; hieraus wurde fiska-(s)-a-s, fiska-(s)-as, goth. fiskôs; aus balgi-sa-sa = balgeis. Bei den Neutris kontrahierte sich sa-sa in â: vaúrdâ, vaúrda. Letztere Form ist indes nicht eigentlich Nominativ, sondern Accusativ, denn alle Neutra zeigen die Form des Accusativs zugleich für den Nominativ mit verwendet.

Der Accusativ setzt den Maskulinen und Femininen das Suffix ana (in, nach: Bezeichnung der Richtung auf die Frage wohin?) an den Stamm; diese Endung ging in an über, diese in n oder fällt ganz ab, wie im Gothischen; aus daga-ana wurde dagan, goth. daga; — dag; balgi-ana = goth. balg; balga-balg. Bei Neutris geht n in m über oder es fällt gleichfalls ab: vaúrdam, goth. vaúrd.

Der Plural setzt s an das Accusativ-Suffix n: daga-n-s = dagans; sununs, stôlans, nahtins; die Neutra nehmen kein s an: vaúrd-â, vaúrda.

Der Dativ hat im Singular das ursprüngliche Suffix des Lokativs erhalten, das sich mit dem Stammsuffix zu ai verband; im Gothischen ist aber ai nur in den weiblichen Stämmen auf â geblieben; in den übrigen hat i den Lautgesetzen weichen müssen. Aus urgermanischem daga-ai wird gothisch daga, aber gibâ-i bleibt gibâi.

Das Suffix ai wird als eine Verkürzung aus abhi = herbei, hinzu angesehen. Der Dativ Plural hat das Suffix (a)bhi verlängert durch am, bhj-am, woran dann das Zeichen des Plurals tritt: bhjams. Aus bh wurde m, mjans, hieraus mis, durch Synkope ms, ns; daga-mis = dagams, — aus balgims wurde balgim, aus gibôms — gibom, aus vurdams — vaúrdam.

Element des Genitivs Singular ist as oder s, sowohl für konsonantisch wie vokalisch auslautende Stämme; man nimmt an, dafs dieses Suffix die Richtung auf die Frage woher? ursprünglich anzeigte; daga-as, goth. dagis, fiska-as fiskis, balgi-as balgis, sunu-as sunáus, hanan-as hanins, tungân-as tungôns. Im Plural erscheint das Genitivsuffix s in sâm gedehnt, mit dem Pluralzeichen

Digitized by Google

sâm-s: hiervon ist nur sâm und âm übriggeblieben: daga(s)âm, gothisch dagê.

Im einzelnen vermag die Sprachforschung über die Bedeutung und den Ursprung der Kasuselemente noch keinen genauen und sichern Aufschluſs zu geben; nur das ist sicher zu erkennen, daſs die Kasusendungen auf dem vorbezeichneten Wege entstanden sein müssen. Um dem Leser zu ermöglichen, die heutigen dünnen Endungen bis in die urdeutsche Sprache zurückzuverfolgen, mögen folgende Paradigmen hier Platz finden.

I. A-Klasse:

	Grunddeutsch.	Goth.	Ahd.	Mhd.
mascul.	daga-s	dags	tac	tac
	daga-as	dagis	takes	tages
	daga-ai	daga	taka	tage
	dagan	dag	tac	tac
	daga-sa-s	dagôs	takâ	tage
	daga-sâm	dagê	takô	tage
	daga-m-s	dagam	takum	tagen
	daga-n-s	dagans	takâ	tage.

Anm. Im Goth. ist im Nom. und Accusativ a abgeworfen, in letzterem überdies n; im Genit. ist a in i geschwächt. Im Nom. Pl. wird a-a zu ô, im Genit. a-â zu ê unter Abwerfung von m.

femin.	gibâ-s	giba	kepa	gebe
	gibâ-as, gibôs	gibô-s	kepâ	gebe
	gibâ-i	gibá-i	kepu(o)	gebe
	gibâ-n	giba	kepa	gebe
	gibô-s	gibô-s	kepâ(ô)	gebe
	gibô-m	gibô	kepônô	geben
	gibô-ms	gibô-m	kepôm	geben
	gibô-ns	gibôs	kepâ(ô)	gebe.

Anm. Die Suffixe des Nom. und Accus. Sing. sowie das m des Genit. und das s des Dat. Pl. fehlen im Gothischen; im Ahd. fällt s aus im Nom. und Accus. Pl.; im Genit. Pl. tritt zwischen den zu ô gesteigerten Stammauslaut und die Endung ô ein die Aussprache erleichterndes n.

neutr.	vurda-m	vaúrd	wort	wort
	vurdâ-s	vaúrdi-s	wortes	wortes
	vurdâ-i	vaúrda	worte	worte
	vurda-m	vaúrd	wort	wort

Digitized by Google

vurda-â	vaúrda	wort(a)(o,u)	wort
vurda-(s)-âm	vaúrdê	wortô	worte
vurda-ms	vaúrda-m	wortum	worten
vurda-â	vaúrda	wort(a)	worte.

Anm. Das Accusativ- und Nominativsuffix m wird im Gothischen zugleich mit dem Klassenvokal abgeworfen, ebenso fällt im Gen. Pl. m ab, im Gen. Sing. ist a in i geschwächt. Im Ahd. fällt im Nom. und Accus. Pl. das a ab, von dem sich nur Spuren, auch abgeschwächt in u, o, finden.

II. I-Klasse:

mascul.	balgi-s	balgs	palk	balc
	balgi-as	balgi-s	palke-s	balges
	balg(i)-ai	balg-a	palk-a	balge
	balgi-n	balg	palk	balc
	balgi-as	balgei-s	pelki	belge
	balgi-(s)âm	balgê	pelkj-ô	belge
	balgi-ms	balgi-m	pelki-m	belgen
	balgi-ns	balgi-ns	pelki	belge.

Anm. Der Sing. stimmt im Gothischen mit der a-Deklination überein, der Plural hält den Klassenvokal i fest, der im Genitiv nur durch Kontraktion verdunkelt ist. Im Ahd. ist das auslautende i des Stammes im Sing. ausgefallen oder in e übergegangen; daher unterbleibt hier der Umlaut.

femin.	krafti-s	anst-s	kraft	kraft
	krafti-as	anstái-s	krefti	krefte
	krafti-ai	anstái	krefti	krefte
	krafti-n	anst	kraft	kraft
	krafti-as	anstei-s	krefti	krefte
	krafti-(s)âm	anstê	kreftj-o	krefte
	krafti-ms	anstim	krefti-m	kreften
	krafti-ns	ansti-ns	krefti	krefte.

Anm. Das auslautende i des Stammes fällt schon goth. im Nom. und Accus. Sing. aus, daher den beiden Kasus im Ahd. der Umlaut mangelt. Neutra fehlen in der i-Klasse. Goth. ist krafts nicht nachweisbar.

III. U-Klasse:

mascul.	sunu-s	sunu-s	sunu	sun
	sunav-as	sunáu-s	sune-s	sune-s
	sunav-i	sunáu	sunju(sune)	sune
	sunu-n	sunu	sunu	sun

Digitized by Google

suniu-s	sunju-s	suni	süne
suniv-âm	suniv-ê	sunjô	süne
sunu-ms	sunu-m	suni-m	sünen
sunu-ns	sunu-ns	suni	süne.

Anm. Der Klassenvokal u steigert sich goth. im Genitiv und Dativ Sing. zu au (av); dieses au schwächt sich wieder in iu (ju) im Nom. Pl. und zu iv im Genit. Pl., wodurch schon ahd. die Pluralendungen mit denen der i-Klasse zusammenfallen und der Übergang dieser Deklination in die i-Deklination angebahnt ist. Im Mhd. ist dieser Übergang bereits vollzogen.

neutr.	fihu-(m)	faihu	fihu	vihe
	fihav-as	faiháu-s	fihe-s	vihes
	fihav-i	faiháu	fihe	vihe
	fihu-m	faihu	fihu	vihe
	fihu-a	fehlt.	fihju	vihe
	fihio-âm		fihjô	vihe
	fihu-ms		fihu-m	vihen
	fihu-a		fihju	vihe.

Anm. Im Gothischen gehen die Neutra dieser Klasse wie die Maskulina; der Plural ist im Gothischen nicht nachweisbar. Die sehr wenigen ahd. Wörter dieser Gruppe gehen mhd. in die a-Klasse über.

Konsonantische Stämme.

mascul.	hanan-s	hana	hano	han(e)
	hanan-as	hanin-s	hanin	hanen
	hanan-i	hanin	hanin	hanen
	hanan-an	hanan	hanun	hanen
	hanan-as	hanan-s	hanun	hanen
	hanan-âm	hanan-ê	hanôn-ô	—
	hanan-ams	hana-m	hanô-m	—
	hanan-ans	hanan-s	hanun	—

Anm. Im Gothischen ist bereits im Nom. Sing. der Stamm verkürzt durch Abwerfung des n; im Genitiv und Dativ zeigt sich Schwächung, im Dat. Pl. ist das auslautende n vor m ausgefallen. Im Ahd. fehlen alle Kasus-Suffixe aufser im Gen. und Dativ Plural; mhd. und nhd. ist für alle Kasus (aufser im Nominat. Sing.) der endungslose Stamm verwendet.

Digitized by Google

femin.	tungân-s	tungô	zunkâ	zunge
	tungâ-nas	tungôn-s	zunkûn	zungen
	tungân-i	tungôn	zunkûn	zungen
	tungân-an	tungôn	zunkûn	zungen
	tungân-as	tungôn-s	zunkûn	zungen
	tungân-âm	tungô-n-ô	zunkônô	—
	tungân-ams	tungô-m	zunkôm	—
	tungân-ans	tungôn-s	zunkûn	—
neutr.	hirtan-am	haírtô	herzâ	herze
	hirtan-as	haírtin-s	herzin	herzen
	hirta-ni	haírtin	herzin	herzen
	hirtan	haírtô	herzâ	herzen.
	hirtân-a	haírtôn-a	herzûn	herzen
	hirtan-âm	haírtan-ê	herzôn-ô	—
	hirtan-âms	haírta-m	herzô-m	—
	hirtân-a	haírtôn-a	herzûn	—

R-Klasse.

brôthar	brôthar	pruadar	bruoder
brôthar-s	brôthr-s	pruader	bruoder
brôthr-i	brôthr	pruader	bruoder
brôthar-an	brôthar	pruader	bruoder
brôthar-as	brôthr-jus	pruader-a	brüeder
brôthar-âm	brôthr-ê	pruader-ô	brüeder
brôthar-ams	brôthr-um	pruader-um	brüedern
brôthar-ans	brôthr-uns	pruader-a	brüeder.

Anm. Die R-Deklination, welche nur einige Verwandtschaftsnamen umfaſste, fatar, muatar, svestar, tohtar — ist nhd. erloschen, da alle diese Wörter in die starke Deklination übergegangen sind.

Digitized by Google

XV.

Das adjektivische Attribut.

Man hat den modernen Sprachen, namentlich dem Französischen, in Bezug auf das adjektivische Attribut einen Vorzug vor dem Deutschen einräumen zu müssen geglaubt, weil der Franzose schon allein durch die Stellung dieses Attributs vor oder nach dem Substantiv gewisse feine Unterschiede und Schattierungen der Bedeutung auszudrücken vermag, die wir nur durch besondere Wortzusätze schwerfällig wieder geben können. Es ist wahr, unsere Prosa der Gegenwart steht hierin gegen das Französische im Nachteil; aber dieser Mangel ist unserer Sprache nicht angeboren, — er ist ihr anerzogen, ist eine jener vielen Vergewaltigungen, die das natürliche Leben der Sprache und die ursprüngliche Freiheit in der Bewegung auf ihrem Gange durch die Kanzleien und die Schul-Stuben der lateingelehrten Grammatiker unterbunden haben. Wie schwer die Einbufse ist, die wir in dieser Beziehung erlitten haben, springt sofort in die Augen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dafs man noch im Mittelhochdeutschen das Attribut schön mit Frau oder Weib auf fünffache Weise verbinden konnte, während wir jetzt für die Prosa nur noch eine Verbindungsweise haben. Man konnte sagen und schreiben:

ein schoenes wîp,
ein schoene wîp,
ein wîp schoenes,
ein wîp schoene und wîp daz schoene.

Wenn auch die Wahl der einen oder andern Form vielfach durch Metrum, Reim oder Abwechslung der Rede veranlafst wurde, so war doch andererseits der Sprache in dieser Freiheit für die Stellung und Flexion des Attributs ein Mittel geboten, eine der gewöhnlichen Ausdrucksweise unerreichbare Färbung und Abstufung des feinern Gedankens hervorzubringen. Die einfachste Formel, z. B. der blinde man, konnte vierfach variiert werden, so dafs jede Variation das feststehende Bild in einer neuen Beleuchtung zeigte. Denn der man blinder hiefs der mán, nicht dér man, welchem die Eigenschaft blind zukommt,

Digitized by Google

als eine sein ganzes Wesen nicht sowohl bestimmende als in dem besondern Falle, z. B. in seinem Gang, erklärende; der man blind dagegen = der Mann, weil er blind ist: Schlüssel und Mittelpunkt seines ganzen Wesens, und man der blinde = ein Mann, welcher blind ist.

Noch viel zierlicher und geistvoller konnte die Sprache sich äufsern, wenn zwei oder mehrere adjektivische Attribute zum Substantiv hinzutraten, entweder mit oder ohne verbindendes Nebenwort. So ergaben sich beispielsweise aus der Verbindung von stolz und wert mit dem Hauptwort man nicht weniger als zwölf verschiedene Formen des Ausdrucks: 1. ein stolzer wert man; 2. ein stolzer werder man; 3. ein stolz werder man; 4. ein stolz wert man; 5. ein man stolzer und wert; 6. ein man stolzer und werder; 7. ein man stolz und werder; 8. ein man stolz unde wert; 9. ein stolzer man wert; 10. ein stolzer man werder; 11. ein stolz man werder; 12. ein stolz man wert. Darunter waren die geläufigsten 3, 4, 8, 9, 12. Und welche feine Gedankenschattierungen liefsen sich auf diese Weise geben! Kehren wir zu obigem Beispiele zurück und fügen wir zu blind noch die Signatur arm und alt. Der blinde arme alte man ist die schlichteste, nüchternste Formel, bei der die Empfindung und die Phantasie am wenigsten zu thun hat; aber schon, wenn eines oder zwei dieser Attribute nachgesetzt werden: der blinde man arm und alt, oder der blinde man armer und alter, entstehen Farbentöne, für die unser Auge erst sich schärfen und reinigen mufs, um sie aufzunehmen. Bei drei koordinierten Attributen geht die Zahl der möglichen Variationen natürlich proportional über zwölf heraus, — gewifs ein Reichtum und eine Freiheit, mit der sich keine andere Sprache, am wenigsten das Französische messen kann. Aber schon im 14. Jhdt. werden die meisten dieser feinen Wortfügungen vergessen, höchstens werden sie äufserlich und ohne Leben aus der Tradition des mittelhochdeutschen Kunststils in der Poesie mit fortgeführt, um sie im 15. Jhdt. auch da fast nicht mehr zu gebrauchen. Wenn wir daher unsern Schaden bei Licht besehen, so finden wir, dafs von den Freiheiten und Feinheiten, die im Gothischen, Alt- und Mittelhochdeutschen selbst dem Prosaiker zu Gebote standen, so gut wie nichts gerettet ist, höchstens

Digitized by Google

die Freiheit, bisweilen das adjektivische Attribut flexionslos auftreten zu lassen; die Poesie dagegen hat sich aufser diesem Rechte, das sie noch ergiebiger auszunutzen versteht, die alte Freiheit, das Attribut nach seinem Substantiv zu setzen, niemals streitig machen lassen und bedient sich ihres Rechtes in ausgedehntem Mafse und mit Glück:

Ein Edelknappe sanft und keck. Schiller.

Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau rein und mild:
Doch weifs ich noch was Liebers. Goethe.

Bei einem Wirte wundermild
Da war ich jüngst zu Gaste. Uhland.

In der Prosa beschränkt sich der Gebrauch, das Adjektiv unflektiert nachzusetzen, auf einige stehende Ausdrücke: Vater unser, mein Vater selig, drei Gulden rheinisch u. s. w. Wird es in flektierter Form nachgesetzt, so tritt es eigentlich aus der attributiv einverleibenden Verbindung heraus und wird Apposition, z. B.

Zu Gesängen, einzelnen und chormäfsigen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges noch gelindes. In allen Fällen des Lebens, sowohl glücklichen als unglücklichen. Goethe.

Die Dichter wissen dem flektiert nachgesetzten Attribute seinen Charakter dadurch zu erhalten, dafs sie den Artikel vor demselben wiederholen. Diese, soviel ich ermitteln kann, von Schiller eingeführte Ausdrucksweise ist oft von einer glücklichen Wirkung; bekannt ist:

So weit er die Stimme, die rufende, schicket,

und: Und mit Hermes, dem behenden, türmet er der Mauern Wall,

und bei Uhland: Stets läfst sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

Bei andern Dichtern begegnen Beispiele derselben Art, und nicht selten.

Digitized by Google

Wird dem Substantiv mehr als eine adjektivische Beifügung gegeben, so dürfen wir jetzt weder beide Attribute flexionslos lassen, noch blofs eines flektieren; wir können zwar sagen: ein schön Gedicht, ein friedlich Herz, nicht aber ein gut, friedlich Herz, ein schön, neu Gedicht; dagegen haben wir eine der älteren Sprache unbekannte Nüancierung des Ausdrucks, indem wir das Attribut durch ein adverbiales Adjektiv verstärken, — eine Form des Ausdrucks, in der Schiller unerreichter Meister ist, z. B. in Maria Stuart: den falsch verräterischen Rat; in einer finster unglücksvollen Zeit; mit grausam höhnendem Triumph; in so gefährlich dornenvoller Sache; ein finster grausames Verbot etc. In der Prosa ist diese Art, das Attribut zu schattieren, fast noch häufiger; Goethe schreibt: standhaft ruhig, klug thätig, angenehm bemerkbar u. s. w. Freilich werden durch diese und ähnliche Kunstmittel die verlorenen Vorteile, die ehedem die blofse Stellung des Attributs an die Hand gab, nicht aufgewogen; viel eher ist ein Ersatz für das Verlorene in der tieferen geistigen Durchdringung der Sprache zu sehen, infolge deren in die Wahl des Attributs das alles hineingelegt werden kann, was sonst durch äufserliche Mittel erreicht wurde. Gerade in dem Attribut zeigt sich daher die geistige Kraft des modernen Schriftstellers am deutlichsten, und auch nach dieser Seite hin steht unser Schiller unerreicht da.

Die charakteristischen Beiwörter im Spaziergang: der rötlich strahlende Gipfel, das energische Licht, der durstige Blick u. s. w. sind allgemein bekannt; nicht minder die treffliche Schilderung in der Braut v. Messina:

„So flieht der alte Hafs mit seinem nächtlichen Gefolge, dem hohläugigen Verdacht, der schelen Mifsgunst und dem bleichen Neide."

Dafs wie das Eigenschaftswort auch die Partizipien behandelt werden, bedarf keiner weitern Erinnerung; nur auf eine Eigentümlichkeit unserer Sprache soll hier noch hingewiesen werden: 1. das attributive Participium Perfecti von transitiven Zeitwörtern hat passive Bedeutung: Mit gesteigertem Entzücken, d. i. welches gesteigert worden ist.

Digitized by Google

2. Bei Intransitiven drückt es die Vollendung aus: Die verflossene Nacht, — die verflossen ist; die angekommene Depesche, ein vielgereister Mann u. s. w.

3. Adjektivisch, aus intransitiven und transitiven Verben: Ein vergessener Mensch, homo obliviosus; geschworene Feinde, ein verschlagener Dieb, ein verstohlener Seufzer, eine geübte Stimme, ein verschwiegener Diener u. s. w.

XVI.

Komparation.

Die Komparation oder Steigerung der Eigenschaftswörter bildet gewissermafsen einen Gegensatz zu der Diminution oder Verkleinerung der Substantive. Durch die Diminution — durch die Nachsilben chen und lein — wird der Begriff eines Wortes herabgestimmt und gemindert, durch die Komparation wird der Begriff hinaufgeschroben und erhöht. Sie berührt sich daher ganz nahe mit der Art der Wortverstärkung, die ihrerseits wieder auf einer Art Vergleichung beruht: tausendschön, stockfinster, selbsteigen, höchstselbsteigen, spinnefeind, blutarm, schneeweifs, sonnenklar u. s. w. In der Form ist die Komparation ein der Motion des Eigenschaftsworts ähnlicher Vorgang, nur dafs bei ihr die Bewegung nicht nach den verschiedenen Geschlechtern, sondern nach verschiedenen Graden strebt.

Der natürliche Begriff des Adjektivs ruht in seinem Positiv, von da wird aufgestiegen zu dem höchsten Grad, dem Superlativ. Jener drückt den ersten, dieser den letzten Punkt der Linie aus; unter den Positiv und über den Superlativ kann nichts gesetzt werden, sonst hört der Begriff auf, derselbe zu sein. Ziehe ich von der Position schön etwas ab, so kann die Position schön nicht bestehen und höchstens eine neue Position hübsch eintreten. Ebensowenig kann eine Eigenschaft über den Superlativ hinausreichen; denn wenn wir zur Verstärkung desselben den Gen. pl. aller (allēro) vorsetzen, z. B. der aller schönste, so werden die wenigen schönsten,

Digitized by Google

unter denen der allerschönste hervorragt, logisch unter den Superlativ herabgedrückt, nicht der superlativische Begriff in allerschönste noch erhöht. Andererseits ist es nicht als eine Minderung des Positivs anzusehen, wenn wir umschreibend sagen: minder schön, mindest schön; — diese Ausdrücke sind einfache Steigerung des Positivs nicht schön.

Als wesentliches, charakteristisches Zeichen des Komparativs ist s anzusehen, das aber schon in der gothischen Sprache als zwischen zwei Vokalen stehender Inlaut überall zu z geworden, woraus sich in sämtlichen übrigen deutschen Dialekten, nach den gewöhnlichen Lautprozessen, r ergab. Der Grundbuchstabe des Superlativs t ist von hohem Alter. Indem er sich dem s des Komparativs dicht anschloſs, ohne weitern Vokal, hat er nicht nur dessen Reinheit geschützt, sondern auch seine eigene. Als Bindevokal ging dem s im Gothischen, r im Althochdeutschen i oder ô voraus; mit der Endung lautete daher von blind der Komparativ blindôza, plintôra, Superlativ blindôsto, plintôst, sutis, sutiza, sutists, suazi, suazira, suazist.[1]) — Welche Adjektive die Formen auf iza, ists, und welche ôza, ôsts annehmen, läſst sich nur aus dem Gebrauch, nicht nach einer Regel bestimmen. Nur soviel ist sicher: die i-Formen sind viel häufiger, und dieses bewirkt in der voraufgehenden Silbe den Umlaut, wofern der Vokal umlautsfähig ist. Schon im Mittelhochdeutschen ist die ô-Form bis auf einige wenige Reste verschwunden, oder richtiger, ô ist gleich dem i zu e geworden, das die umlautende Kraft des früheren i behält und diese nun auch auf ô-Formen überträgt. Vielfach schwankt die Sprache zwischen Umlaut und Nichtumlaut, und diese Schwankung setzt sich im Neuhochdeutschen fort.

Ehe wir nun zur Betrachtung der unregelmäſsigen Steigerung schreiten, — die regelmäſsige bedarf keiner weitern Erklärung — soll im Vorübergehen nur des in Schulen üblichen Fehlers gedacht werden, die Komparationsformen blind, blinder, am blindesten sagen zu lassen, statt blinder, blindest; am

[1]) Die Grundbedeutung der Suffixe, durch welche die Steigerung ausgedrückt wird, scheint „das sich erhebens" gewesen zu sein. Grimm III., 564—663.

Digitized by Google

blindesten ist der Superlativ des Adverbs oder das Adverb des Superlativs; das superlative Eigenschaftswort lautet blindest.

Die Anomalie besteht darin, daſs die Komparationsformen einem andern Stamm angehören als der Positiv. Es zeigt sich dieses namentlich bei Wörtern des häufigsten Gebrauchs; die regelmäſsige Formation hätte eine, bei unablässiger Wiederholung derselben Wörter sehr empfindliche Einförmigkeit nach sich gezogen. Der Genius der Sprache wuſste dieses zu vermeiden und zugleich den Vorteil zu wahren, für einfache aber sehr geläufige Begriffe mehrfache Wurzeln für festgesetzten Wechsel festzuhalten.

Fast alle anomalen Steigerungen folgen der i-, nicht der ô-Form; man darf daraus schlieſsen, daſs erstere die älteste und ursprünglichste Form gewesen ist.

1. Begriff gut: Der Positiv wird in allen deutschen Mundarten durch gôdhs, kuot, guot, gut etc. ausgedrückt.

Die Wurzel ist noch nicht ermittelt. Zu vergleichen ist vielleicht ksl. godu = passende Zeit, godi-ti passen, gefallen. Die gesteigerten Grade lauten einstimmig: goth. batiza, batists, ahd. peẓira, peẓẓist, mhd. beẓẓer, best.

Der Komparativ des Adverbs lautete baz; dieses Adverb wurde im Anfang der neuhochdeutschen Periode noch gebraucht, aber auch schon als Positiv genommen; in neuerer Zeit trat baz ganz zurück und räumte dem nun auch adverbialisch gebrauchten besser seinen Platz ein. Wo baſs noch vorkommt, besonders in der Poesie, hat es die Positivbedeutung von sehr, tüchtig; in Verbindung mit der Partikel für hat es die Bedeutung von ulterius, weiter: fürbaſs.

Der Stamm ist bat, idgm. bhad = gutheiſsen, fördern, skr. bhadra faustus, schön, gut. Zu diesem Stamme gehören: goth. bôta, Besserung, Buſse, ahd. peẓẓirôn, bessern.

Die mittelhochdeutsche Sprache verwendet neben beẓẓer, best als synonym waeger, waegest, — vom Positiv waege = Übergewicht habend, sich neigend zu, geneigt, gut, von ahd. wâga Wage abgeleitet.

2. Begriff übel: Für den Positiv sind vorhanden übel, böse, schlimm, schlecht, arg. Der alte Komparativ lautete goth. vairsiza, vairsists, ahd. wirsiro, wirsist, mhd. wirser, wirsest, engl. worse, worst.

Digitized by Google

Der Positiv ist nicht erhalten; Stamm ist vars, versan, wirren; davon ahd. wërran verwirren, wërra Verwirrung, Streit (guerre).

Das Adverbium goth. wairs, ahd. wirs scheint mir in mittelrheinischem -zer- wärsch = verkehrt, perversus erhalten zu sein.

Im Neuhochdeutschen werden die obigen Positive regelmäfsig gesteigert.

3. Der Begriff grofs: Das ahd. grôz hat ursprünglich den Sinn von grossus und bildet den Gegensatz zu smal; aber schon im Mittelhochdeutschen ist es = magnus; es steigert groezer, superl. statt groezest groest, nhd. gröfst geschrieben. Das Eigenschaftswort michel, griech. *μέγας*, *μεγάλη* ist im Neuhochdeutschen erloschen. Zu diesem mikils sind im Gothischen die Steigerungsformen maiza, maist, adverb. mais, mâist, althochdeutsch mêro (meriro), meist, adverb. mêr, meist, — die also dem Stamme nach dem lat. major, magis, maximus, maxime entsprechen, aber schon im Althochdeutschen in den Begriff viel übergetreten sind.

Von einem Adjektiv filus sind im Gothischen nur Spuren erhalten; das Althochdeutsche kennt blofs ein unflektierbares vil, das man entweder als ein defektives Neutrum mit Substantivbedeutung oder als Adverbium anzusehen hat; es fordert immer den Genitiv: „wunders vil." Das stellvertretende Adjektiv lautete manac, mancher, das goth. managiza, managists, ahd. manakôro, manakôst gesteigert wurde. Die Schwankung zwischen mehr und mehrere, z. B. mehre Fälle, mehrere Fälle, — ist schon in den neben einander herlaufenden ahd. Formen mêro und meriro begründet; das Neuhochdeutsche neigt sich der längeren Form zu.

Der Stamm mag, idgm. magh bedeutet vermögen, fähig sein, grofs sein.

Zend. maga = Gröfse, magu der Erwachsene.
lat. mag-nus, gr. *μέγας*.
goth. magan = können, vermögen,

wovon magu = Knabe, (magvi) mavi Mädchen, magathis Magd, ahd. magan Kraft, Menge stammen.

Digitized by Google

Im Sanskrit schliefst sich mahant = grofs an, und mahita. Mit Veränderung des Vokals entsprieſst von mag das Adjektiv mikils, michel.

Viel (filu) geht auf idgm. paru zurück, skr. puru, πολύς; ob auf die Wurzel par = täuschen, handeln, weifs ich nicht.

Manac, maneg, manch leitet man ebenfalls von magan her; Wackernagel hält es für eine Bildung aus dem Collectivum man.

4. Der Begriff klein: Das Grundwort, goth. leitils, ahd. luzil, lützel ist nhd. ausgestorben.

Ahd. chleini heifst ursprünglich subtilis, dasselbe was später fein ausdrückt; klein = parvus erscheint erst, seit lützel verdrängt war.

Die Steigerung von lützel hat sich nur im engl. least erhalten. Goth. und hd. wurde gebraucht: minniza, minniro, minnists, minnist, adverb. mins, min, minnist, nhd. minder, mindest, adjektivisch und adverbial.

Die Wurzel ist idgm. mi = mindern; lat. min-or, min-us; min-uo; gr. μείων, μιν-ύω.

Lützel verbindet sich zunächst mit urgm. lut, leutan = sich neigen, zur Neige gehen. ahd. lûzên verborgen liegen, luchsen. luzzan, lützen = klein machen. Die Basis ist wohl lat lassen, d. h. verlassen, wenig übrig lassen.

Im Neuhochdeutschen steigern wir klein, kleiner, kleinst, — die Ableitung des Wortes ist unsicher; die Formen minder, mindest werden gewöhnlich zu dem Positiv wenig gesetzt.

5. Das Adjektiv gern (gebildet von gar begehren, skr. har = gern haben) steigert lieber, liebst, im Mhd. aber ist gerner, gernest noch gebräuchlich.

6. Der Superlativ erst kommt von ahd. êr, goth. air = frühe; Komp. êrir, Sup. êrist, mhd. ê, êrer, êrest. Aus ê wurde nhd. ehe, das regelmäfsig steigert. Aus êrest entstand das Zahlwort erste, das, nicht mehr als Superlativ gefühlt, den Komparativ erstere bildet.

7. Letzt hat seinen Positiv und Komparativ verloren; er ist Superlativ von ahd. laz (lässig), Komp. lezzer, Superl.

Digitized by Google

lazzôst, mhd. lezzest, letzest, letzt und lest. Aus dem Superl. letzt wird ein neuer Kompar. letztere gebildet.

8. Das Adverb bald steigert eher, ehest, — daneben aber auch bälder, bäldest.

Das Adjektiv bald in seiner ursprünglichen Bedeutung werden wir an einer andern Stelle kennen lernen. Hier mögen zum Schlusse noch die Komparative und Superlative angeführt sein, die zu Substantiven geworden sind:

ahd. hêriro, Herr; die Eltern parentes, die Vordern majores. Der Fürst, ahd. furisto (Komparativ fürder und vorder); der Jünger (jungiro), Positiv junc; der Nächste (proximus).[1])

XVIII.

Artikel.

Der Artikel drückt im allgemeinen die dem Substantiv-Begriff innewohnende Selbständigkeit aus, von dem Substantive abgesondert und aufserhalb desselben dargestellt; er ist also ein äufseres Zeichen des Substantivs, und seine wesentliche Bedeutung macht die substantivierende Kraft aus. So lange diese in der Substantivendung selbst vollständig ausgedrückt ist, wird das Bedürfnis des Artikels weniger gefühlt. Er ist daher kein notwendiger Redeteil und entwickelt sich erst im Fortgange des Sprachlebens. In den neueren Sprachen wird er ein notwendiges und aushelfendes Formwort, da hier das Substantiv weder an sich als solches hinlänglich charakterisiert ist, noch durch eigene Formen seine verschiedenen Beziehungen deutlich genug darstellt. Der Artikel ersetzt also die abgefallene oder geschwächte Flexion.

Seinem Ursprunge nach ist der Artikel nichts anderes als ein Demonstrativ-Pronomen, und diesem Ursprung gemäfs hat er auch jetzt noch je nach seiner Stellung oder Betonung determinative oder relative Bedeutung.[2]) Das Pronomen nun, welches

---

[1]) Grimm, d. Gr. III, S. 564 ff.

[2]) Rumpelt, die deutschen Pronomina und Zahlwörter, Leipzig 1870, S. 43 ff.

Digitized by Google

mit Abschwächung seiner demonstrativen Funktion den bestimmten Artikel gebildet hat, wird in den indogermanischen Sprachen auf ein und dieselbe Wurzel da, di zurückgeführt, wobei allerdings zur Erklärung der nach jetzigem Stande der Sprachen weit von einander abliegenden Formen mancherlei Zwischenstufen und Übergänge substituiert werden müssen, für welche sprachliche Belege nicht beizubringen sind. Der Leser möge sich zunächst aus der Nebeneinanderstellung des betreffenden Pronomens in einer Reihe von Sprachen selber ein Bild der Übereinstimmung und Abweichung machen, dann erst wollen wir einige Erläuterungen hinzufügen. Bemerkt sei nur noch, dafs wir uns auf die im Hochdeutschen vorhandenen Casus und Numeri absichtlich beschränken.

Singular.

Masculinum.

	Skr.	Griech.	Lat.	Goth.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	sa (ta)	ὅ	is-te	sa	der	der	der
G.	tasya	τοῖο	is-tius	this	des	des	des
D.	tasmâi	(τῷ)	is-ti	thamma	demu	dem(e)	dem
A.	tam	τόν	is-tum	thana	den	den	den

Femininum.

N.	sâ	ἅ ἥ	is-ta	sô	diu	diu	die
G.	tasyâs	τᾶς, τῆς	is-tius	thizôs	dera	der	der
D.	tasyâi	(τῇ)	is-ti	thizai	deru	der	der
A.	tâm	τὰν, τήν	is-tam	thô	dia	die	die

Neutrum.

N.	tat	τό	is-tud	thata	daz	daz	das
G.	tasya	wie	—	—	—	—	—
D.	tasmâi	masc.	—	—	—	—	—
A.	tat	τό	is-tud	thata	daz	daz	das

Hier erheben sich nun sofort eine Menge Fragen:

1. Wie vereinigen sich sa, -te, ὅ, der?

Die eine Antwort, welche gegeben worden ist, lautet: Der Stamm ta bezeichnet im Sanskrit er, dieser; statt t ist im

Digitized by Google

Sanskrit und Gothischen s substituiert, welches dann im Griechischen nach gewöhnlicher Lautverschiebung als h auftritt. Die Grundform wäre also ta, — mit dem Nominativ-Zeichen ta-s; dieses Zeichen haben die übrigen Sprachen ausfallen lassen, das Hochdeutsche nur hat es behalten und in gewöhnlicher Weise in r verwandelt; die hochdeutsche Form d e r wäre demnach altertümlicher als der entsprechende Nominativ in irgend einer andern Sprache.

2. Wenn ta Grundstamm ist, wie erklärt sich das hochdeutsche Femininum diu statt des zu erwartenden dâ?

Zur Erklärung dieser Abweichung hat man sich genötigt gesehen, für diu und alle andern Formen mit i ein Compositum von ta, nämlich tya als Stammform anzunehmen.

3. Das Neutrum tat, tud, *τό*, thata-, daz ist im Anlaut übereinstimmend, — wie aber erklärt sich die verschiedene Endung?

Dem Nominativ-Zeichen für die belebten Genera s entspricht für das Neutrum t; tat ist also richtiger Nominativ aus Stamm und Kasuszeichen; daz ist tat nach dem Gesetze der Lautverschiebung; das Gothische hat ein a angehängt, das Lateinische den Stammvokal a in u geschwächt, das Griechische hat die Kasus-Endung fallen lassen.

4. Wie vereinigen sich die Accusative: tam, *τόν*, tum, thana, den?

Das Accusativ-Zeichen der indogermanischen Ursprache ist m; für dieses aber ist im Griechischen und Deutschen regelmäfsig n eingetreten.

5. Aber die Genitiv- und Dativformen?

Die Genitive tasya, *τοῖο* — tius, this, des sind zu vereinigen, wenn man das Zeichen des Genitivs, nämlich s, sich in den Sprachen, die es haben fallen lassen, hinzudenkt.

Schwieriger ist der Genitiv des goth. Femininums thizôs, den man nicht anders zu deuten weifs, als indem man zô als Rest des Femininums eines Zwischen-Pronomens, mithin thi-zô-s als Compositum ansieht. Bestärkt wird diese Annahme durch die Dativformen. Sanskritisch tasmâi ist nämlich gebildet aus Stamm ta, dem Zwischenelement und ehemaligen Demonstrativ-

Digitized by Google

Pronomen sma und der Dativendung ai, also aus ta-sma-ai. Im Griechischen ist an Stelle des Dativs eine Lokativbildung getreten; die übrigen Dativformen bedürfen keiner weitern Erklärung.

Plural.

Masculinum.

N. tê	τοί, οἱ	is-ti	thai	diê	die	die
G. têsâm	τῶν	-torum	thizê	derô	der	der
D. têbŷas	—	-tis	thaim	dêm	dên	den
A. tân	τούς	-tos	thans	diê	die	die

Fem.

N. tâs	ταὶ, αἱ	-tae	thôs	diô	die	die
G. tâsâm	τάων	-tarum	thizô	derô	der	der
D. tâbŷas	—	-tis	thaim	dêm	den	den
A. tàs	τάς	-tas	thôs	diô	die	die

Neutrum.

N. tâni	τά	-ta	thô	diu	diu	die
G. —	—	—	—	—	—	—
D. —	—	—	—	—	—	—
A. tâ	τά	-ta	thô	diu	diu	die.

Auch hier bilden die Formen des Genitivs die Hauptschwierigkeit, die vielleicht weniger anstöfsig erscheint, wenn man als die älteste Form des Genitivs sâm-s annimmt; s ist Pluralzeichen, sâm Kasuselement; von diesem sâms blieb jedoch nur sâm, âm übrig; die Endungen ων, um stimmen hiermit; nicht aber die Endungen im Deutschen, es sei denn, dafs goth. zê, zô als Vertreter von sâm angesehen werden darf. Dem gothischen thizo aber entspricht hochdeutsch dero genau; es war also das im älteren Neuhochdeutsch noch gebrauchte „Dero“ eine sehr altertümliche und berechtigte Form.

Im Dativ gehen die germanischen Sprachen von den übrigen ab und haben die Endung m, n, jene s. Die gemeinsame Urform

Digitized by Google

ist bhj-am-s; bhi Kasuselement, s Zeichen des Plurals, am ein weniger wesentlicher Zwischenlaut. Im Sanskrit ist von der Urform bhi, a (statt am) und s geblieben. Im Lateinischen blofs s, in filia-bus, b (u statt a) s; im Gothischen i-m, im Hochdeutschen blofs m, n.

So können wir, — wenn auch auf mühsamen Umwegen, doch immer wieder zu dem wichtigen Ziele gelangen: unsere Muttersprache selbst in den leichtesten, flüssigsten Wörtlein der, die, das als legitime Tochter der indogermanischen Ursprache zu erkennen und bei genauerem Vergleich die überraschendsten Züge der Übereinstimmung und Ähnlichkeit mit ihren Verwandten aufzufinden.

XIX.

Fragewörter.

Das Fragefürwort beginnt in fast allen indogermanischen Sprachen mit der Tenuis des Kehllauts k, q, und das eigentliche Demonstrativum mit der des Linguallauts. Es ist dies eine sehr naturgemäfse Erscheinung. Unter allen Lauten der menschlichen Stimme ist keiner so fähig, das Wesen der Frage, die gleich im Beginn des Worts gefühlt sein will, auszudrücken, wie das k, der vollste Konsonant, den die Kehle vermag. Ein blofser Vokal würde zu unbestimmt verhallen und das Lippenorgan kommt dem Gaumenorgan an Stärke nicht bei. Zwar das t kann mit gleicher Kraft hervorgebracht werden wie das k, allein es wird weniger ausgestofsen wie ausgesprochen und hat etwas Festeres; es eignet sich daher zum Ausdruck der ruhigen, ständigen und vor sich hinweisenden Antwort. K forscht, erkundigt, ruft; t zeigt, bedeutet und erwidert. Inzwischen lehrt die Sprachgeschichte, dafs die nachgewiesene Anwendung dieser beiden Laute keineswegs solche Notwendigkeit hat, dafs sie nicht auf mehrfache Weise gestört und abgeändert werden könnte; namentlich sehen wir das k auch durch die Tenuis des Labialorgans (πότερος) zuweilen vertreten, ja sogar durch t in

Digitized by Google

τίς, τί. Immer aber blickt auch bei diesen Ausnahmen der aufgestellte Grundsatz als Regel durch.

Das Sanskrit weist für die Bildung des Fragepronomens drei Stämme auf: ka, ki, ku; von dem ersten ist gebildet: kas, ka, kat, lat. quae und quod.

Das Gothische hat nach dem Gesetze der Lautverschiebung das anlautende k in h verwandelt und diesem nach Art des Lateinischen v zur Seite gestellt: hvas, hvô, hva. Im Mascul. und Femininum ist das Kasuszeichen erhalten, im Neutrum ausgefallen.

Die goth. Femininform ist nur adjektivisch, wird daher nur mit Substantiven verbunden; selbständig fragen nur: hvas und hva.

Das Hochdeutsche vokalisierte das v huër, huaz, das Mittelhochdeutsche verwandelte hu in w, so dafs hier wie im Neuhochdeutschen der weiche labiale Dauerlaut an die Stelle des explosiven harten Kehllautes getreten ist. Ähnliches finden wir im Griechischen, wo an Stelle des jon. *κότερος, κόσος, κοῖος, κότε* etc. *πότερος* u. s. w. getreten. Demonstratives t erscheint im Sanskrit im Demonstrativ-Stamm ta, lat. in is-te, is-ta, is-tud, griech. *τοῦτο, τοῖος, τόσος,* deutsch in der, und in dieser, dort u. s. w.

Die Deklination des Fragepronomens ist:

Goth.		Ahd.	
hvas	hva	huer	huaz
hvis	hvis	hues	
hvamma	hvamma	huemu	
hvana	hva	huenan	huaz.

Der nhd. Genitiv wessen ist eine willkürliche Verlängerung. Der Mangel des Plurals und des Femininums kann bei diesem Pronomen nicht überraschen; bei einem Sein, welches in Frage gestellt wird, kann eben von Zahl- und Geschlechtsverhältnis nicht die Rede sein, sondern man mufs sich begnügen, Person und Sache zu unterscheiden.

Ein zweites vom Stamm ka entsprossenes Fragepronomen, das die gothische und althochdeutsche Sprache noch besitzt, die mittelhochdeutsche aber schon beinahe verloren hat, ist: goth. hvathar, ahd. huedar, mhd. weder = was von beiden,

Digitized by Google

lat. q-v-uter, uter. Die gegenwärtige Sprache hat nur noch weder als Partikel.

Das adjektivische Fragepronomen lautet gothisch: hvileiks, hvileika, hvileikata, dem im Althochd. huelîchêr, huelîhhu, huelîhhaz, und huiolîhhêr, huiolîhhu, huiolîhhaz, abgekürzt wêlîch und wiolîch, quis, qualis entsprechen. Das erste, unser „welcher, e, es", ist aus hve-, dem Stamme der Fragen, und aus lîh-er gebildet und bedeutet wie goth. hvi-leiks „wie leiblich", d. i. wie beschaffen.

Von dem goth. hvarjis, hvarja, hvarjata = wer von mehrern, quisnam, hat sich hochdeutsch keine Form erhalten; ebensowenig von hvêlauds = quantus.

Von den adverbialischen Fragewörtern kommen hier in Betracht, 1. die nach dem Orte fragen:

Wo? goth. hvar, ahd. huâr, mhd. wâ; parallel dem antwortenden da müfste das Wort auch nhd. wa lauten.

Wohin? goth. hvath, ahd. huara, mhd. war; diese Grundform Nhd. erloschen, aber von den Mundarten bewahrt. Das antwortende Demonstrativ dar wird jetzt durch dahin ersetzt.

Woher? gōth. hvathrô, skr. kutra, ahd. huana, mhd. wannen. Im nhd. ist wannen allmählich untergegangen und durch woher ersetzt. Antwort: daher.

2. Frageadverbia der Zeit:

Wann? goth. hvan, ahd. huanne, huenne; mhd. nur wenne. Nhd. wird diese Bildung geschieden in wann = quando, und wenn = si (wofür mhd. obe gebraucht wurde).

3. Nach dem Grunde fragte ahd. huanta, huanda, und die Antwort war danta.

Als letztere Form nicht mehr verstanden wurde, gebrauchte man huanta in fragendem und antwortendem Sinne. Diese doppelte Bedeutung hat mhd. want, wante, wande stets. Es kam aber zu diesem wande noch ein anderes, aus newan (praeter, nisi) entsprungenes; und als nun beide sich auf wan verkürzten, entstand eine arge Verwirrung, die auch dann noch nicht beseitigt war, als man für das antwortende wan — denn einführte; vielmehr trat jetzt noch eine neue Verwirrung hinzu, indem man dieses denn auch als Ersatz für das zweite wan

Digitized by Google

nahm und praeter, nisi ausdrücken liefs; wir brauchen es noch jetzt so nach Komparativen. Die beiden Wan-Formen hat das Neuhochdeutsche, um sich aus der Verwirrung zu befreien, ausgerottet; das fragende wan durch weshalb ersetzt, das konjunktionale durch da und weil.

Goth. hvis, ahd. hues, mhd. wes = cur ist durch weshalb ersetzt.

4. Nach der Art und Weise fragen wir mit wie; goth. hvê, ahd. huiû wurden stets mit einem Substantiv verbunden: hvêaiva, d. i. hvê aiva, qua ratione; huiû êwa. Mittelhochdeutsch wird wie selbständig gebraucht, wie auch noch jetzt.

XX.

Geschichtliche Entwicklung der Anrede.

Für die Anrede der zweiten Person ist du das von der Sprache gegebene natürliche Wort, das denn auch, wie es bei den Griechen und Römern das einzige Anredewort geblieben, bei den Deutschen bis ins neunte Jahrhundert seine Herrschaft unbestritten behauptete. In der karolingischen Zeit wurde mit anderm dem byzantischen Hofe und dem spätrömischen Kaisertum des Westens abgeborgten Ceremoniel der Pluralis Majestatis für die redende Person des Fürsten eingeführt, und neben dieses „Wir" trat seit dem 9. Jhdt., wenigstens unter gewissen Ständen, die Anrede mit der 2. Person Pluralis „Ihr". Natürlich galt diese Anrede für vornehm und als eine Auszeichnung, die bald in immer weitern Kreisen gefordert wurde. Die Eifersucht, mit welcher die Anrede mit Ihr begehrt wurde, hat ein Dichter des 13. Jhdts., Siegfried Helbing, nicht ohne verdienten Spott uns beschrieben:

Es kam bei alten Zeiten so
Dafs der Kaiser Julius
Den Deutschen allen gab die Ehr,
Dafs sie hinfüro immer mehr
Ihr Übergenofs hiefsen Ihr.

Digitized by Google

Ja, das mögt ihr glauben mir,
Die Gabe war zu schätzen sehr;
Denn ob jemand selbander wär',
Man mit „Ihr Herrn" anredet ihn;
„Du Herr"! das wär ohne Sinn,
Seit Ihr ist mehr denn einer.
Ich glaub', es ist wohl keiner
Der gern nicht gelte für zweie,
Oder Freunden gern verzeihe,
Wenn er sich duzen hört.

Traun! bei meinen Lebetagen
Sind mehr als drei zu Tod erschlagen,
Die ihre Genossen hiefsen Du.
Was soll ich weiter sagen nun?
Es duze fürder, wer mag und kann;
Gott soll behüten mich daran;
Sei jemand arm, oder sei er reich,
Mir soll es sein dem andern gleich;
Seh ich ihn Kettenhandschuh tragen,
Werd' ich des Duzens mich entschlagen.

Man kann aus dieser Darstellung entnehmen, wie beliebt die Anrede mit Ihr im Mittelalter war, und wird es begreiflich finden, dafs sich in der höfischen Welt in Bezug auf die Anrede bestimmte Regeln herausbildeten, die Jac. Grimm in folgender Ordnung zusammenstellt:

1. Gegenseitiges Duzen ist Sitte unter Seitenverwandten.
2. Die Eltern gaben ihren Kindern Du; der Vater empfing von Sohn und Tochter Ihr; die Mutter vom Sohne Ihr, von der Tochter Du.
3. Eheleute ihrzen sich.
4. Liebende und Minnewerbende reden sich auch mit Ihr an, gehen aber leicht in das vertrauliche Du über. In den Minneliedern wird meistens Du angestimmt.
5. Der Geringere giebt dem Höheren Ihr und erhält Du zurück. In der Kaiserchronik duzt der Papst den Kaiser und wird von ihm geihrzt. Der König mag jeden ihm

Digitized by Google

untergebenen Fürsten und Dienstmann duzen, wie z. B. Günther den Hagen; dieselbe Ordnung gilt zwischen jedem Fürsten und seinen Leuten.

6. Zwischen Freunden und Gesellen gilt Du. Wo ein so nahes Verhältnis nicht besteht, ihrzen die höfischen Ritter und suchen es darin einander zuvorzuthun.
7. Frauen, Geistliche und Fremde erhalten Ihr.
8. Personifizierte Wesen werden vom Dichter mit Ihr angeredet; sie aber duzen. Frau Minne, Frau Welt, Frau Aventüre u. s. w.
9. Das gemeine Volk hat noch kein Ihrzen unter sich aufgenommen nnd bleibt bei Du.
10. Leidenschaftliche, bewegte Rede achtet der Sitte nicht und entzieht bald trauliches Du, bald höfisches Ihr.

Im Laufe des 14., 15. und 16. Jhdts. blieben die Verhältnisse der Anrede ungefähr, wie sie das 13. Jahrhundert geregelt hatte, nur dafs bei Königen, Fürsten und andern Trägern hoher Würden im 15. und 16. Jhdt. die Titel Majestät, fürstliche Gnaden, Strenge, Feste, Weisheit und dergl. überhand nahmen und wenigstens beim Beginn der Rede das unmittelbare Ihr verhinderten. Zu jenen Titeln wurde, je nachdem sie im Singular oder Plural verwendet waren, das Zeitwort in die 3. Person Singular oder Plural gesetzt; z. B. Euer Kaiserliche Majestät hat befohlen; Euer Fürstliche Gnaden sind der Meinung. Die dritte Person stimmte nun natürlich nicht zu dem Euer, — man hatte aber dabei doch noch immer ein gewisses Gefühl, dafs die zweite Person die angeredete sei, und zugleich eine Brücke, im Verlaufe der Rede in das direkte Ihr überzugehen.

In der Erzählung brauchte man für die wirkliche dritte Person erst: Seine Majestät, Seine Gnaden u. s. w.; dann aber, durch den Plural des Verbums verleitet, Ihre Majestät u. s. w. In einer Rhetorik aus dem Jahre 1528 werden umständliche Anweisungen gegeben, wie es mit dem Ihrzen und Duzen zu halten ist. Dieselbe beginnt: Der Papst ihrzt niemand als sich selbst. Der Kaiser duzt alle Geistlichen bis an den Papst; die Herren von Österreich pflegen von alters her alle Geistlichen zu duzen bis an die Kardinäle u. s. w.

Digitized by Google

Neu ist in diesen Vorschriften, daſs keinem unedlen Mann, wie hoch verdient oder verfreit er sei, geziemt, einen Edelmann zu duzen bei Verlust seiner Rechten. Alle Doktoren und Lizentiaten duzen die Schüler ihrer Fakultäten, die Bischöfe und die an ihrer Stelle fungierenden Vikarien und Offiziale alle Priester. Anstatt der Anrede Ihr, Euch etc. setzen die Fürsten: Euer Liebden, Deiner Lieb; die Prälaten: Deiner Andacht, Fürsichtigkeit u. s. w.

So stand es bis etwa in das 17. Jhdt.; um diese Zeit sank auch die Benennung Herr, Frau, zu einem bloſsen Höflichkeitszeichen herab, und man fing an, sie gleich den Titeln höherer Personen indirekt in der dritten Person zu verwenden, und als sie immer weiter um sich griffen, bald mit ausgelassenem Substantiv das bare Pronomen er und sie, — zu dem Verbum dritter Person konstruiert, — statt der direkten Anrede zu setzen. Statt z. B. zu sagen: Wenn es Dir (Euch) nicht zuwider ist, möchte ich wissen, wohin Du (Ihr) zu reisen vor hast (habt), hieſs es nun erst: Wenn es dem Herrn nicht zuwider wäre — möchte ich wissen, wohin der Herr zu reisen vor hat; sodann: Wenn es Ihm . . . wohin Er . . .

Das Er oder Sie überbot nun die Höflichkeit des Ihr, welches fortan eine bloſse Mittelstufe der Vertraulichkeit oder Geringschätzung abgab, während Du die unterste Stufe ausdrückte.

Das Erzen wurde damals mit demselben Stolze aufgenommen, wie jetzt das Siezen. Ein Schüler aus damaliger Zeit schreibt: Der Rektor und seine Frau nannten uns nicht mehr Ihr, sondern Er; dieses machte uns doppelt stolz.

Hierbei blieb aber die Verschraubung der natürlichen Pronominalverhältnisse noch nicht stehen: gegen den Schluſs des 17. Jhdts. wurde eine neue Steigerung ersonnen, die mit der Beobachtung des Er, Ihr und Du eine Zeitlang zu kämpfen hatte, endlich aber den Sieg davon trug und durch den jetzt eintretenden mächtigen Aufschwung der Prosa in unserer Sprache befestigt wurde. Es kam nämlich um jene Zeit als die feinste Hötlichkeit auf, das Er und Sie der 3. Person aus dem Singular in den Plural zu rücken, wonach sich denn auch das Verbum zu richten hatte. Man war also von dem Du auf das Ihr, von dem Ihr auf den Singular Er und Sie, von diesem

Digitized by Google

wiederum auf den Plural sie (Sie) gelangt und hatte die zweite Person statt „Du bist“ anzureden: „Sie sind“. Das alte Ihr begreift sich als Erwiedrung auf Wir; das Er und Sie (Sing.) erklärt sich aus dem Subst. Herr und Frau; das plurale Sie, bei dem keine Ellipse die Herren, die Frauen waltete, wird sich schwerlich aus einem weggefallenen Plural Ihre Gnaden rechtfertigen lassen, es scheint vielmehr bare Versündigung wider Sinn und Geschmack, bei der man höchstens gewann, dafs nun beide, in er und sie getrennten Geschlechter wieder auf gleichen Fufs kamen. [1])

Neben dem neuen Anredewort liefs man nun aber die alten Stufen der Höflichkeit auch nicht fahren, sondern behielt sie bei, nur dafs Ihr und Er allmählich ihre Bedeutung etwas änderten. Während der ganzen Dauer der Regierungszeit Friedrichs des Grofsen behauptete das Er noch seinen Vorrang vor dem Ihr. Es ist bekannt, dafs der König selbst sich der Neuerung des Sie nicht anschlofs und bei dem Er verblieb. Von etwa 1790 ab wird aber das Erzen immer despektierlicher und verschleifst allgemach; heutzutage kommt es höchstens noch sporadisch auf dem Exerzierplatze und in dem Kreise der niedern Büreaukratie verschämt oder unverschämt zum Vorschein. Ihr hingegen hat wieder eine edlere Geltung, einen Ausdruck des Gesonderten und Ehrenwerten empfangen.

Die neueste Steigerung der Höflichkeit, die sich aus den allerhöchsten Regionen der Gesellschaft schon in alle Schichten zu verbreiten beginnt, in denen man sich mit dem feinen Tone bekannt zeigen will, sucht die Unnatur auf den höchsten Grad der Möglichkeit zu bringen. Da die direkte Anrede der Erfindungsgabe des Byzantinismus keinen Spielraum mehr bot, hat sie sich auf die dritte Person der Einzahl geworfen und diese der mit Sie angeredeten 2. gleichgestellt, indem das Zeitwort im Plural auf die dritte Person angewandt wird, sobald man von einer anwesenden Person spricht. „Wer hat das gesagt?“ — Der Herr X haben mitgeteilt etc. In Regierungs- und Gerichtskollegien beginnt der Vortragende: Der Herr Präsident haben zum Vortrage

[1]) J. Grimm, d. Gr. IV. 300 ff. Vernaleken, d. Syntax, S. 206. Kehrein, Gr. d. d. Sprache vom 15.—17. Jhdt. II, 66 ff.

Digitized by Google

befohlen, gewünscht etc. In der Gesellschaft spricht der Ritter zu seiner Dame: Ihre Frau Mutter erlauben, haben erlaubt, dafs Sie etc.

Da bekanntlich alle Moden in Deutschland Anklang finden und sich unglaublich rasch verbreiten, so werden wir es noch erleben, dafs auch die dritte Person bei uns aus Höflichkeitsrücksichten mit einer sprachlichen Ungezogenheit beehrt **werden.**

XX.

Bildung und Bedeutung der Grundzahlwörter.

Die Untersuchungen über die formelle Bildung und Bedeutung der Grundzahlwörter sind zwar bis jetzt zu einem rechten Abschlufs nicht gelangt und haben mehr geistreiche Hypothesen als sichere Ergebnisse aufzuweisen; allein auch diese schon genügen, um uns in das entmologische Werden und Wachsen der organischen Sprachtriebe wie in die treibenden geistigen Kräfte so überraschende Einblicke zu eröffnen, dafs es dem in diesen Bildern angestrebten Zwecke schlecht dienen hiefse, wenn wir dieses sprachliche Gebiet unberücksichtigt lassen wollten.

Zur Vorbereitung auf die nachfolgenden Erörterungen wolle man sich vergegenwärtigen, wie wir heutzutage bei den Zahlen 20, 30, 40 u. s. w., obwohl dieselben zusammengesetzt sind, an nichts weiter denken als an die ihnen entsprechende Gesamtheit, und sie deshalb auch in Laut und Schrift einheitlich zusammenfassen. So war es aber nicht immer. Noch der Gothe bedurfte, um jene Menge in seinem Geiste zu fassen, zweier vollständig selbständiger Begriffe; er sah in ihnen zwei, drei, vier u. s. w. Zehnheiten: twai tigjus, threis tigjus u. s. f., und diese seine tigus war ihm ursprünglich auch noch gewifs kein blofser abstrakter Zahlbegriff, am allerwenigsten ein so abgeblafster, transcendentaler, wie der unserer „Zehnheit", sondern das Wort erweckte in ihm das Bild seiner beiden Hände mit ausgestreckten Fingern, etwas Sinnliches, Konkretes; kein Wunder, dafs er dasselbe von dem es begleitenden Zahlwort getrennt schrieb und selbständig flektierte. Uns kommt dies weitschweifig und schleppend vor, ihm wäre das Verlangen, diese Wörter

Digitized by Google

in eins zu fassen, ungefähr so erschienen, wie wenn uns jemand zumutete, „zwei Dutzend“, oder gar „zwei Körbe“ als ein Wort zu schreiben. Was in uns zwei getrennte Vorstellungen bildet, was der Geist auseinander hält, das vermag die Sprache nicht zu verbinden.

Wie aber mit den hier als Beispiel gewählten Zahlen, so verhält es sich auch mit andern, man könnte sagen, mit allen Zahlen: der Geist und mithin die Sprachen wandeln sich bei ihnen mehr und mehr von getrennten Vorstellungen zu einfachen, von sinnlich konkreten zu abstrakten. In unseren Zahlausdrücken: dreizehn, vierzehn, wenn man sie geschrieben sieht und demgemäfs ausspricht, liegt die Verbindung der Begriffe 3 und 10 sprachlich vor Augen; kein Zweifel, dafs sie einmal lebhaft empfunden worden ist, und je weiter man in der Zeit zurückblickt, um so schärfer treten auch wirklich die beiden Bestandteile des Wortes auseinander; man trennt sie in der Schrift allenfalls sogar durch eingeschobene Wörter, man flektiert sie. Aber wir Heutigen empfinden durchaus nicht mehr die beiden Vorstellungen der 3 und der 10, wenn wir dreizehn sprechen, sondern wir denken nur an den Gesamtbegriff 13; daher giebt sich auch in der Rede mehr und mehr das Bestreben kund, den letzten Bestandteil des Kompositums zu verstümmeln; wir sagen dreizen, vierzen, ja wir verstümmeln sogar den ersten Teil des Wortes, sprechen sibzen, achzen, damit dasselbe nur ein möglichst einheitliches Gepräge erhalte, wie dies im franz. treize, quatorze etc. in noch höherem Grade gelungen ist. Auch in unserem elf, zwölf, ahnt kaum jemand mehr die Zusammensetzung, und doch bestehen diese Zahlwörter, wie sich zeigen wird, aus einer Verbindung von drei Begriffen. Bei den Zahlausdrücken von 1—10 möchte es manchem fast lächerlich erscheinen, Zusammensetzung anzunehmen; es wird sich aber ergeben, dafs auch hier der Gedanke daran durch die sprachlichen Thatsachen mitunter so nahe gelegt wird, dafs er nicht mehr von der Hand zu weisen ist. Wo aber Zusammensetzung nicht vorliegt, da findet sich eine sinnliche Anschauung als Grundlage des Zahlausdrucks, und diese beiden allgemeinen Ergebnisse, die aus sprachlicher Anatomie der Zahlwörter unzweifelhaft hervorgehen, dürften zu der An-

Digitized by Google

nahme berechtigen, dafs es einen Urzustand unseres Sprachstammes gegeben, wo es im grammatischen Sinne noch gar keine Zahlwörter gab. Ebensowenig, wie die Sprache des Kindes solche kennt, welches immer nur die Dinge selbst und ihre sinnlichen Eigenschaften, erst später aber ihre Anzahl hervorhebt. Jedes Ding gilt ihm als Ding, als das Ding, niemals als ein Ding. Zwei Dinge sind ihm das und das Ding, das grofse und das kleine, das schöne und das häfsliche etc., aber niemals zwei. Bei drei Dingen beginnt die Vorstellung des Vielen, der Menge. Ähnliche Auffassungen der Zahlverhältnisse werden die nachfolgenden Erörterungen an mehr als einer Stelle hervortreten lassen. [1])

Mit dieser Vorbemerkung gehen wir zur Betrachtung der Zahlwörter selber über.

1. Der Zahlenkreis von 1—10.

1 und 2. Die Grundzahlwörter eins und zwei sind aller Wahrscheinlichkeit nach aus persönlichen Fürwörtern erwachsen und zwar aus der Vorstellung von ich und du, oder aus der adverbialen Beziehung dieser: hier — dort.

Eins, goth. ain-s wird auf die Urform ai-ma zurückgeführt, worin ai Stamm, ai-ma Superlativ wäre. Dem altar. ai entspricht germ. ê, dem aima das defektive Pronomen ê-na, ebenfalls Superlativ zu ê, griech. *οἶος, οἶνος,* altlat. oinos, unus.

In zwei ist Stamm dva, mit Vokalisierung des v im griech. *δύο,* lat. duo; goth. mit regelrechter Lautverschiebung twa, ahd. zuêne. Das Pronomen du heifst arisch nominat. tuam, skr. tvam, skr. tva = dein.

Die von Lepsius zuerst aufgestellte Vergleichung der drei ersten Zahlwörter mit dem Pronomen aham, tvam, ta, ich, du, er, hat eine abschliefsende wissenschaftliche Bestätigung nicht gefunden und es fehlt nicht an andern Erklärungsversuchen. Culmann nimmt ains (aus ajans kontrahiert) als Part. Prät.. von ahan, ajan = gehen und erklärt ains = der Vorangetriebene, Vorgeschobene, z. B. Zeigefinger.

[1]) H. B. Rumpelt, Die deutschen Pronomina und Zahlwörter, Leipz. 1870.

Digitized by Google

Goth. tvai, tvôs, tva leitet er ab von tahnan, gebildet aus t-ahan = sich ausdehnen, wovon tvajan, ahd. zwajan, zwejan zweien entstand; daher althochd. zwî = zuî, Zweig, Sprofs, als Zahlwort 1 + 1.

3. Drei. Die Grundform ist in Sanskrit, Latein., Griech. u. s. w. tri, goth. thri. — Der goth. Nominativ lautet in den drei Geschlechtern: threis, thrijôs, thrija, ahd. driê, driô, driu.

Bopp glaubt den Ursprung des Stammes in der Wurzel tar = transgredi zu erkennen, so dafs tri etymologisch soviel bedeuten würde wie „überschreitend", d. i. mehr als die beiden niedern Zahlen.

W. Scherer führt den Stamm auf die Wurzel tu = wachsen zurück und nimmt als Grundform twari an; die Bedeutung bleibt dieselbe = mehr als zwei.

Culmann, der angedeutetermafsen den Begriff der Zahl zwei von der Erscheinung eines neuen Zweiges oder Triebes an einem einfachen Stengel herleitet und meint, dafs jedes gabelförmige Gebilde ein sprechendes Symbol für die aus der Einheit sich entfaltende Zweiheit abgeben mufste, hält für die Zahl drei dasselbe Bild fest, und das Zahlwort mit Substantiv goth. triu, as. trio, ags. treov, skr. dâru (dru) etc. = Baum zusammenstellend, glaubt er, dafs das Bild eines einfachen Sprosses mit seinen Erstlingszweigen sowohl dem Begriffe Baum wie der Zahl drei zu Grunde liege, und beide erst bei fortschreitender Sprachentwicklung in Form und Bedeutung auseinander gegangen seien.

4. Vier, ahd. fior, goth. fidur, germanische Grundform fedvôr (aus pitvar umgesetzt), ist nur auf einem Umwege mit der arischen Grundform katwari in Verbindung zu setzen. Germ. pitvar, fedvôr berührt sich zunächst mit äol. petwar = πέτυρες, valach. patru. Mit Wechsel des Anlauts tritt hierneben lit. keturi, lat. quatuor, skr. catvar, catur, arische Grundform katwari. Diese ist eine Komposition aus dem Dual kat- und aus twari (entstellt in wâr, var) = zwei Zweier = vier.

Die Verbindung zwischen fior und katwari ist eine nicht gerade natürliche; aber noch weniger die Erklärung des Wortes aus vâhatvar, was Zugtier bedeuten soll und die

Digitized by Google

Zahl vier auf die Zahl der Beine gewisser Tiere deuten möchte.

5. Fünf, goth. und ahd. fimf, lehnt sich genau an griech. πέμπε, lat. mit homogenem Lautwechsel quinque. In Sanskrit und Zend ist das Grundthema pankan, lit. penki; pankan ist entstanden aus çvançvan, indem das anlautende ç ausfiel und v in p überging: pançvan; dieses wurde pañcan = pankan, gespr. pantschan. Vom indogerm. Verbum gahava (goth. havan) fassen, greifen kommt das Partic. Präs. çavant, çvant, ahd. hant = das Fassende, als Substant. Mascul. çvan = κυν-, κύων, can-is, Hund. çvan-çvan bedeutet die Hand mit ihren fünf Fingern als Typus der Fünferzahl. Andere nehmen als Grundwurzel pac, in skr. pac-s-âmi = capio, lat. pac-iscor, παγ, πήγ-νυμι. Diesen Zeitwörtern entspricht goth. fah-an, wovon das Subst. figgrs, Finger. Auch diese Ableitung ergiebt, dafs das Zahlwort fünf von der sinnlichen Vorstellung der Hand ausgegangen ist und ursprünglich die mit den Fingern zum Fassen ausgestreckte Hand bezeichnete.

Einige wollen der Wurzel pac die Bedeutung extendere, ausstrecken geben, und Pictet erklärt: En comptant sur les doigts et en arrivant au cinq, on les extendait tous ensemble; was mit dem Obigen übereinkommt.

Auch W. Scherer denkt an fangen und Hand, mag aber nicht entscheiden.

6. Sechs, goth. saihs, lat. sex, skr. sas, zend. kwas dürfte auf sakvas, lat. secus, also auf ein reines Adverbium zurückzuführen und als Überbleibsel einer Wendung anzusehen sein wie: eins neben (secus) der Hand, neben fünf.

Culmann freilich nimmt als Stamm ein Zeitwort saha an und erklärt sechs als das Anschliefsende oder Angeschlossene (d. i. der Fünfzahl zugefügte). [1])

7. Sieben, goth. sibun skr. saptan, zend. haptan, septem, ἑπτά. Alle Versuche, diese Formen zu deuten, sind unbefriedigend. Der Gedanke liegt nahe, auch diesen Zahlausdruck, etwa

[1]) J. W. Culmann, Versuch einer Erklärung der Zahlwörter, Leipz. 1872.

Digitized by Google

von der Wurzel sak (sequi) = folgen, so zu deuten, daſs der Sinn wäre: zwei darüber; aber es fehlt jeder weitere Anhalt. Da in den semitischen Sprachen der Ausdruck für sieben mit dem arischen übereinstimmt, ist man geneigt, dieses Zahlwort als ein Überbleibsel der arisch-semitischen Spracheinheit zu betrachten, und dann macht das hohe Alter die Dunkelheit des Wortes erklärlich.

8. Acht, goth. ahtau, Grundform ahtav-i, stimmt zu lat. octavus, griech. ὄγδοϝος —, arisch aktan.

Die idg. Grundform akta ist eine Zusammensetzung aus ak (êka) und ta, verstümmelt aus twâri (tri) und bedeutet 1 + 3 = 4; der germanische Ausgang -au hat die Kraft eines Duals; ahtau ist also 2 × 4, wie 4 = 2 × 2 war.

Culmann nimmt auch diese Zahl symbolisch = ein Gespann von 4 + 4 Füſsen und erklärt ahtau als Komposition einerseits aus ahva (Pferd) und tava, tva = doppelt, also = ein Gespann Pferde. Daneben giebt er die Ableitung von (vagh) agh = Ochs, Zugtier und tava, aghtava = ein Paar Zugtiere.

9. Neun, goth. und ahd. niun, lat. novem, skr. navan, griech. ἐννέα, gebildet aus ἐν-νέϝα.

Die Form des Zahlausdrucks stimmt im ganzen Sprachstamm überein mit der für den Begriff neu; lat. novus νέος, niuw, ar. navia, nava. Man könnte versucht sein, aus dieser Übereinstimmung zu schlieſsen, daſs neun demgemäſs die neue Zahl bedeuten müsse. Dieses würde nur einigermaſsen Sinn haben, wenn die Arier das Duodezimalsystem gehabt hätten, so daſs 9 als 1. Zahl der 3. Tetrade gefaſst worden wäre. Nun weisen aber alle andern Zahlen unzweifelhaft nach, daſs schon das arische Urvolk das Dezimal-System hatte, ein Besitz, der sowohl seine hervorragende Kulturanlage wie seine faktische kulturelle Entwicklung darthut.

Nicht besser steht es mit dem Versuche, neun aus dem ähnlichen Stamme für Schiff, skr. nâus, lat. navis etc. zu erklären; es soll nämlich die Neunzahl, quadratisch geordnet, das Bild des primitiven Schiffes oder Floſses darstellen.

Digitized by Google

Culmann, der die Zahl acht als eine symbolische betrachtet, etwa ein Gespann von 4 + 4 Füfsen, ist geneigt, 9 als ein Supplement zu der Zahl 8 zu fassen, wie sechs zu fünf, oder symbolisch = ein Fuhrwerk samt Zubehör, ein Gespann nebst Fuhrmann. Keine der bisher gegebenen Erklärungen genügt.

10. Zehn, ahd. zëhan, as. tehan, goth. taihun entspricht regelrecht dem lat. decem, griech. *δέκα*, skr. daçan. Diese sanskritische Form dürfte entstanden sein aus dvaçvan, zwei Hände, also 2 × 5 = 10. Das goth. taihun setzt dann ein tvaihvan voraus, aus dem hd. zehan hervorging. Diese Erklärung fufst auf der Ableitung von çvan, çvan-çvan = quan-quan — quinque *πάμπαν*, *παμπ* = fanf, fimf, und ist diese richtig, so kann an dvaçvan kein Zweifel sein.

Lepsius erklärt taihun als gleichbedeutend mit goth. tvôs handjus, skr. daçan = dva kvam = zwei Hände; Bopp nimmt an, dafs der erste Teil von daçan da = dva, kan aus pankan verstümmelt, die Bedeutung aber 2 × 5 sei.

2. Zahlenkreis von 10—100 (1000).

Die Zahlen der zweiten Dekade werden im Sanskrit durch Zusammensetzung der Einer mit daçan gebildet, natürlich unter Beobachtung der allgemeinen phonetischen Regeln: êkadaçan, dvâdaçan, trayôdaçan u. s. w., ganz wie das Lateinische verfährt und wie griechisch *ἕνδεκα*, *δώδεκα* gebildet sind.

Im Deutschen folgen diesem Systeme die Zahlen von 13—19; die Ausdrücke für 11 und 12 sind abweichend und bedürfen daher besonderer Betrachtung.

11. Elf, goth. ainlif (im Dativ ainlibi-m), ahd., mhd. einlif, nhd. früher eilf, jetzt elf.

Das Thema im 2. Kompositions-Teile ist libi, welches J. Grimm aus dem Verbum leiban, in der Bedeutung gleich dem nhd. bleiben, ableitete und erklärte: eilf = eins über (zehn), zwölf = zwei über. Die Zehnzahl wurde, wie Grimm meint, dabei blofs in Gedanken behalten. Die Grimmsche Ansicht wird dadurch unterstützt, dafs die

Digitized by Google

Wurzel lib im Litauischen als lik auftritt (wie im lat. linquo), und lika in v-ënolika dieselbe Bedeutung haben kann wie lif in einlif; aufserdem ist dieselbe von Pott adoptiert und verteidigt worden, und auch W. Scherer schliefst sich ihr an. Dieselbe kann daher als eine so zu sagen allgemein angenommene und sichere gelten.

12. Zwölf (in richtiger Schreibung zwelf), tvalif, zwelif erklärt sich natürlich wie elf.

20. Zwanzig, goth. tvaitigjus, ahd. zweinzuc, zusammengezogen aus zweinêzuki bedeutet zwei Dekaden. Wie das gothische tigus ein Substantiv ist und das nachfolgende Substantiv im Genitiv verlangt, so ist auch zuc (zoc, zic) ursprünglich eine substantivische Bezeichnung für eine Dekade gewesen. Die altnordische Sprache bildet mit dem entsprechenden tugr die Zahlen von 20—90. Tigus und -zig sind aus taihun und zëhan gebildet.

Die althochdeutsche Sprache bildet die Zahlen von 20—60: zweinzuc, drîzuc, fiorzuc, finfzuc, sehszuc; von 70—90 erscheint in den ältesten Denkmälern eine andere Form, nämlich: sibunzô, ahtôzô, niunzô, für die später sibunzuc u. s. w. eintrat. Im Gothischen tritt bei der Zahl 70 eine Unterscheidung noch schärfer hervor, indem statt des tigjus ein neues Wort eintritt: sibuntê-hund, ahtautêhund, niuntêhund. Dieses hund findet in dem unter fünf besprochenen Particip. çavant seine Erklärung und hat zweifellos die Bedeutung; beide Hände mit Fingern = 10; mithin heifst 70 = 7 beide Hände oder 7 Dekaden. Dem goth. hund entspricht genau griech. konta; die Griechen lassen schon bei der Zahl 30 einen Wechsel eintreten; *κοντα* statt *κοσι*; während man aber diesem für das Griechische keine Bedeutung beilegt und konta einfach für die ältere und ursprünglichere Form ansieht, glaubt man für die germanischen Sprachen aus dem besprochenen Wechsel auf ein ganz abweichendes System des Zählens schliefsen zu müssen. Wie nämlich das Germanische abweichend von andern Sprachen die Einer bis zwölf ausdehnt durch die Bildung einlif, tvalif, so scheint es, nach den in der Sprache erhaltenen Merkmalen, auch in Zählung der Dekaden über 100 bis 120 hinausgegangen

Digitized by Google

zu sein, — d. h. bis zum „Grofshundert“ gezählt zu haben. (Die ags. Bildungen hundendlufonting (110), hundtwelftig (120), an. elliftîu, tolftîu lassen ähnliche für alle Dialekte voraussetzen.) — Holzmann (Germania I, 121 ff.) folgert nun aus den sprachlichen Erscheinungen, dafs bei den Germanen einmal das Dezimalsystem in ein unvollkommenes Duodezimalsystem verwandelt worden sei, und die deutschen Völker von 1—12, und von 12—60, bez. 120 gezählt hätten. Da diese Umwandlung des angestammten indogermanischen Zahlensystems sich nur als ein Akt der höchsten Willkür und der unumschränkten Macht begreifen läfst, so sieht Holzmann sich genötigt, auch für das alte Germanien einen Oberdruiden anzunehmen, wie die Kelten einen solchen hatten, und dem Priesterstande bei den Germanen eine Bedeutung beizumessen, von der sich sonst gar keine Spuren finden.

In skr. vinçati, griech. εἴκοσι, dor. εἴκατι, lat. viginti ist der erste Teil dvi, lat. dvis (bis) = 2mal. Aus daçan ist daçati, Dekade, abgeleitet; daçati verkürzt sich in ḳati, dor. kati, lat. gati, ganti, ginti.

100. Hundert, hundarôt, dessen erster Teil 10 bedeutet, mufs auch im zweiten rôt Dekade heifsen, d. i. 10 × 10. Ahd. zehanzô, zehanzuc besagt dasselbe. Das lat. centum entspricht dem griech. konta, goth. hund; Schleicher sieht es als eine Verkürzung aus decem-de-centum (d. i. 10 × 10) an, wie goth. hund (100) verkürzt aus taihuntê-hund.

Was die höheren Zahlen betrifft, so scheint es der arischen Ursprache an einem Ausdruck gefehlt zu haben, denn die einzelnen Sprachglieder bieten hier grofse Verschiedenheit.

Tausend, goth. thusundi, möchte Bopp auf die Wurzel tu = wachsen zurückführen. „Grofse Vielheit“ wäre seine Bedeutung. [1])

Culmann führt es auf tigus-hundi = 10 × 100 zurück. tgusundi, thusundi, und scheint hier das Richtige zu treffen.

---

[1]) Vgl. W. Scherer, Zur Gesch. der deutschen Sprache, S. 576—92.

Digitized by Google

XXI.

Adverbia.

Unter allen Redeteilen scheinen die Adverbien auf den ersten Blick am wenigsten Stoff zu interessanter sprachlicher Betrachtung zu bieten; ihre völlige Flexionslosigkeit, die eintönige Übereinstimmung der adjektivischen Adverbia mit dem nicht flektierten Eigenschaftswort und ihre untergeordnete Bedeutung im Satze möchten eher abschrecken als anziehen. Ist man doch schon im voraus gewärtig, hier einem neuen Mangel der Muttersprache den modernen Nachbarinnen gegenüber zu begegnen, die doch besondere, das Adverbium als solches deutlich kennzeichnende Sprachelemente und darin einen unzweifelhaften Vorzug vor der deutschen Sprache haben; der Italiener und Spanier hängt an das Adjektiv mente, der Franzose ment, der Engländer ly oder y. Das adverbiale Element der romanischen Sprachen ist aus dem lateinischen Substantiv-Ablativ mente und aus Verbindungen wie bona mente, vera mente etc. hervorgegangen. Bei der Umwandlung ins Italienische, Spanische, Französische wurde das letzte Wort, mente, nicht mehr als ein besonderes gefühlt und zu gleicher Zeit ging die deutliche Aussprache verloren; mente, ment wurde nun als rein formelles Element behandelt und Adjektiven angehängt, zu denen es seinem ursprünglichen Sinne nach gar nicht paſst. Was in dieser Weise in den romanischen Sprachen bei der Bildung des adjektivischen Adverbs vor sich gegangen ist, die Anhängung eines ursprünglich selbständigen Begriffswortes und Biegung des Adjektivs in den Kasus des angehängten Elements, z. B. chiara mente (clara mente), findet bei näherem Zusehen im Deutschen seine Parallele. Die gothische und althochdeutsche Sprache nämlich weisen eine Menge von Adverbien auf, die sich als bestimmte Kasus des Eigenschaftswortes darstellen und ein ausgelassenes, hinzugedachtes Substantiv voraussetzen. Im Neuhochdeutschen sind zwar von den alten Formen nur wenige übrig geblieben, — es sind aber Neubildungen gleicher Art hinzugekommen, — ein Beweis für die stetige organische Fortentwicklung der Sprache und ihre unerschöpfte Lebenskraft. [1])

[1]) Grimm, d. Gr. III., S. 88—250. Vernaleken, d. Syntax II., 158 ff.

Digitized by Google

I. Adverbia aus einfachen Fällen des Adjektivs:

1. aus dem Genitiv: Aus der älteren Sprache stammen nur noch: anders, stracks und wärts (aufwärts, seitwärts u. s. w.). Althochd. niuwes (nuper), itiniuwes (iterum) noheines (adhuc semel) etc. Neu hinzugekommen sind: rechts, links, stets, bereits, besonders, übrigens, eilends, schweigends, zusehends, angehends, durchgehends, nachgehends, unversehens, eigens, vergebens, und die Ordinaladverbia erstens, zweitens u. s. w. und die sich mit denselben berührenden Superlativbildungen: höchstens, meistens, mindestens etc.

In der alten Sprache erweisen sich die betreffenden Formen als die Genitive des Maskulinums oder Neutrums; in den neueren Adverbien ist das Geschlecht des Adjektivs, aus dem sie geleitet sind, nicht mehr zu erkennen.

2. Der Dativ-Adverbia hat es von jeher nur wenige gegeben, ja es ist sogar zweifelhaft, ob aufser dem Dativ Sing. in mhd. staete und dem Dativ Plural ahd. einzelinkûn, nhd. einzeln, und luzzikêm (paullatim) noch andere Formen hieher gehören. Die im Mittelhochdeutschen so häufige Adverbialendung lîchen möchte weit eher aus der Endung e durch n ephelkystikon entstellt als Dativ Plural sein. Andere Adverbia auf en, wie mitten, einstweilen, stammen von Substantiven.

Wenn Geiler von Kaisersberg († 1510) schreibt: ich wollt mich vollen gern richten auf den Weg; es ist mir vollen leid, so möchte ich in diesem Adverb eher eine Nachlässigkeit der Aussprache finden und vollen für vollends ansehen, nicht aber für einen Dativ Plural.

3. Accusativ-Adverbia sind im Griechischen, Lateinischen und Slavischen ebenso wie im Deutschen vorhanden, nur dafs unsere ältere Sprache sich nicht blofs auf das Neutrum Sing. oder Plural beschränkt, sondern auch solche vom Masculinum kennt, z. B. svâran, graviter, nâhun (nahe), wîton, gëstaron u. s. w. Neuhochdeutsch haben wir nur noch die Neutra-Accusative: viel, wenig, genug, früh, meist.

Die neueren Untersuchungen über die aus adjektivischen Kasus gebildeten Adverbia scheinen nur die Accusativ-Formen als solche gelten zu lassen; an Stelle der Genitiv- und Dativ-

Digitized by Google

formen glaubt man auf die alten, im Deutschen untergegangenen Kasus: Instrumentalis und Ablativ, schliefsen zu müssen.[1])

Der in älterer Sprachperiode auf o, e ausgehenden Klasse von Adverbien kommt die Klasse der mit lîch zusammengesetzten an Beliebtheit nahe, wo nicht gleich. Dieses lîh, ahd. lîhi, lîchi ist wie das französische ment Kasus des Substantivs lîh und bedeutet: nach Art und Gestalt; – es entspricht dem neuhochdeutschen Weise, nur dafs dieses getrennt geschrieben und gesprochen wird. Schon im Althochdeutschen kam die Zusammensetzung mit lîh auf: allero dingolîh, allerdings, mit der Adverbialendung: naturlîho; im Mittelhochdeutschen wird dieses Adverbium äufserst beliebt, es erhält die Endung e, die nur selten in en verlängert wird (wahrscheinlich Dat. Plural). Die Vorliebe für die Form auf lîh ging so weit, dafs man aus den Adverbien Adjektive bildete, so dafs den meisten Adverbien auf lîh ein Eigenschaftswort auf lîh entspricht. Im Neuhochdeutschen gingen viele mhd. Adjectiva verloren, die Adverbia aber blieben, so: böslich, folglich, freilich, gemeinlich, grämlich, höchlich, kecklich, leichtlich, neulich, vermutlich, schwerlich, sicherlich, treulich, wahrlich, weidlich, weislich. Mehrere auf iglich, demütiglich, elendiglich, emsiglich, ewiglich, inniglich, lediglich; die Partizipien: wiederholentlich, bescheidentlich, verschiedentlich u. s. w.

Substantivische Adverbien.

1. Genitivische: ein Teil der mhd. gebräuchlichen ist verschwunden, dagegen sind neue entsprungen. Wir gebrauchen:

   Tags, heutigen tags, morgens, abends, sommers, winters, des Jahrs (per a.), geradeswegs, keineswegs, augenblicks, flugs, rings, anfangs, angesichts u. a.

2. Dativische: Aus der älteren Sprache leben fort weilen in unterweilen, zuweilen, bisweilen; mafsen in dermafsen, solchermafsen, malen in dermalen; enden in allerenden, halben allenthalben, meinethalben u. s. w.

   trau-n (etwa = bei meiner Treuen), hätte den Umlaut erfahren müssen.

[1]) W. Scherer, z. Gesch. d. d. Spr. S. 600.

Digitized by Google

3. Accusativische: heim (domum); einmal, manchmal, diesseit, jenseit, zeitlebens, allenfalls (tür allen fall mit unorganischem s).
4. Reste anderer Kasus:

heime = domi, Lokativ, nhd. vom Accusativ heim nicht mehr zu scheiden.

Aus dem Instrumentalis sind entsprungen:

ahd. hiûtû, heute;
goth. himmadaga;
ahd. hiûrû, gekürzt aus hiûjârû, hoc anno, heuer.
ahd. hianaht, hînaht, hac nocte, nhd. hint.

Adverbien aus Substantiven mit Präposition: abseiten, abseits, abhanden, beileibe, beizeiten, ehemals, hinterrücks, insonderheit, überhaupt, zuwege, zwar (ze-wâre) = in Wahrheit.

Die Unzahl der getrennt geschriebenen dürfen wir füglich übergehen. Wir wollen nur noch an ein paar Beispielen zeigen, welchen Reichtum die alte Sprache an Adverbien besafs. Den Begriff von sponte, ultro konnte sie ausdrücken: willin, sëlpwillin, pî sëlpwillin, minan willon, gërno, nhd. von selbst; subito, cito: gahûn, in gâhî, in alagâhûn, in drâti, in aladrâti, zi statî, sâr zi statî, drâtero, spuote.

Adverbial-Bildungen, in denen der erste Teil Substantiv oder Adjektiv, der zweite Präposition ist, — d. i. Anlehnung der Präposition oder Partikel an das Nomen, kommen erst im Neuhochdeutschen auf: bergan, himmelan, bergab, stromabwärts, rundum, vollauf, kurzab u. s. w.

Pronominale Adverbien.

1. Aus dem alten Demonstrativ-Stamme sa: so, sonst (sus), samt (und sonders), also (al-so = ganz so), daraus verkürzt als.
2. Aus dem Demonstrativ-Stamme ta: dann, da, dar, daran, dort (ahd. darot), desto (des-diu = dessen, dadurch).
3. Aus dem alten, im Gothischen nur spurweise vorhandenen Pronomen hija: hie, hier, her, hinnen, hinten.
4. Aus dem Demonstrativ-Stamme ana, bez. davon abgeleiteten jener, goth. jainar.

ahd. ënnân, illinc, mnl. geins und ginder.

Digitized by Google

5. Aus dem Fragepronomen: wann, wenn, wo, war, warum, woran.

Adverbia der Handlung auf — ing, ahd. ingûn, mhd. inge, inc und linc vergleichen sich den Substantiven auf ung und ling. Ihre Entstehung ist noch nicht genau aufgeklärt; einzelne, wie blindlings, scheinen aus lihe hervorgegangen zu sein durch Einschiebung eines n: häuptlings, seitlings, meuchlings, jählings, rittlings, schrittlings werden immer seltener gebraucht.

II. Präpositionale Adverbia, d. i. solche, die sich nicht mit dem bloſsen Kasus des Adjektivs begnügen, sondern noch eine Präposition dazu nehmen, scheiden sich ebenfalls nach den Kasus in

1. Genitive mit einer Präposition. Im Mhd. erscheint nur neben twërhes (oblique) ein entwërkes, nhd. ein benebst, aus dem niederländischen benevens geborgt.
2. Dative mit Präpositionen sind häufiger: bei weitem, in allem, am meisten, von neuem, inmitten. Joh. v. Müller hat auch ein von fernem.
3. Accusative kommen sogar mit Präpositionen vor, die sonst den Dativ regieren, bei az und zi (zu), eine Erscheinung, die auf sehr hohes Alter dieser Verbindungen schlieſsen läſst. Nhd. gehören hieher: zuerst, zuletzt, zuvörderst, zunächst, zumeist, zuhinterst. Ferner: über lang, über kurz oder lang, überein, insgesamt, insgemein, insbesondere, inskünftige, insofern, aufs beste, aufs höchste u. s. w.

III. Abgeleitete Adverbia.

Wenn schon die vorstehende kurze Übersicht uns belehrt hat, daſs in unseren Adverbialformen keineswegs eine so groſse Einförmigkeit herrscht, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, wenn sich bereits klar ergeben hat, daſs unsere Sprache in ihren mannigfaltigen Adverbialformen neben der unisonen Bildungsweise der romanischen Sprachen einen Reichtum besitzt, um den ihre Schwestern sie beneiden dürften, so werden wir von der vorgefaſsten Meinung noch mehr zurückkommen, wenn wir finden, daſs das Deutsche auſser den Mitteln, durch Adjektiv-Kasus Adverbien zu bilden, auch noch besondere Elemente besaſs, die ähnlich wie das romanische mente dem

Digitized by Google

Adjektivstamm angefügt wurden. Die gothische Sprache zeigt als adverb-bildendes Element ba, das je nach dem Stammauslaut des Adjektivs als aba, iba oder uba auftritt; z. B. azêtaba facile, ubilaba male, harduba dure. Dieses gothische ba dürfte auf eine Urform bhaga zurückzuführen und für ein Suffix zu halten sein, das weder dem Dativ, Instrumentalis noch Ablativ ausschliefslich zugeeignet werden kann. Dem gothischen Adverbialelemente ba stellt sich althochdeutsch die Adverbialbildung auf o zur Seite, goth. raihtaba, ahd. rëhto. Die Adverbia auf diese Endung sind fast unzählbar, mithin mufs ô das eigentliche Bildungselement der Adverbien im Deutschen gewesen sein. Wie aber ist diese Bildung zu erklären? — Zunächst wird man unwillkürlich an das griechische Adverbialelement ως, lat. ê erinnert; besteht denn zwischen diesen ein Zusammenhang? — Vorab mufs erwähnt werden, dafs das Adverb im alten Latein auf êd, îd endigt, facillumêd, arisch amprufîd (improbe). Mit dieser Endung kommen wir dem griechischen ως schon nahe; denn dieses steht für ωτ, welches seinerseits sich neben Skr. ât stellt. Andererseits wird für lat. êd eine ältere Form ôd angenommen, — und t, d als Ablativsuffix in all diesen Bildungen angesehen. Ist diese Annahme richtig, so würde auch das ahd. Element ô auf ôt zurückzuführen und die Adverbia auf o wie im Lateinischen die auf ê, ô, griech. ως würden als alte Adjektiv-Ablative aufzufassen sein; natürlich gehörten dann die so gebildeten Adverbia unter die unter Nr. I besprochenen, wo sie als Ablativ-Adverbien aufzuführen wären.

Im Mittelhochdeutschen hat sich die Endung o durchweg in e abgeschwächt, aber sein Herkommen von o blieb noch im Sprachgefühl und man räumte deshalb dem e eine umlautende Kraft nicht ein. Hierdurch gewann man zwei deutlich geschiedene Formen: Adjekt. sueze, grüene, spaete, weil die Adjektiv-Endung i-e den Umlaut forderte; die Adverbien dagegen lauteten: suoze, gruone, spate. (Nu grueze mich suoze mit suezem gruoze. Ulr. v. Wintersteten.) Ebenso schied sich das Adverb schone von schoene; wir haben nhd. schon beibehalten, aber mit veränderter Bedeutung; ebenso fast vom Adjektiv fest, auch mit veränderter Bedeutung; spat findet sich vereinzelt noch gebraucht. Die Endung e ist bis auf wenige Ausnahmen neuhochdeutsch

Digitized by Google

abgeworfen; geblieben sind lange, ferne, gerne, stille; bei Dichtern finden sich noch einige andere, so bei Schlegel süfse, bei Logau gleiche.

Unterschiede wie mhd. langes = diu, lange = longe sind jetzt unmöglich.

Einige ihrem Ursprung nach dunkle Adverbia.

1. Bereits ist zwar mit dem adverbialen s versehen, aber nicht eigentlich Genitiv, und steht für bereit, welche Form sich auch noch bei Luther findet: Weil bereit viele in dem Lande des Evangelii begierig sind. Es bezeichnet so viel wie: fertig gemacht, unvorenthalten, mithin den durch die Umstände willfährigen oder rechtzeitigen Eintritt einer vom Standpunkt des Sprechenden als vergangen oder gegenwärtig zu denkenden Handlung.
2. Eben, mhd. ebene, d. h. weder zu hoch noch zu niedrig, daher im Wartburgkrieg: si minnet den, der ebene vert, diu reine tugenden rîche. Als Zeitadverbium bezeichnet eben das Zusammenfallen der Gegenwart und Vergangenheit, die Ausgleichung beider: So eben fällt mir ein — eben hatte ich mich hingelegt etc.
3. Erst, der Superlativ von mhd. ê, d. i. früher, vorher; weder ê noh sît = weder vorher noch nachher. Jetzt deutet es vor einem Verbum an, dafs die durch dasselbe bezeichnete Handlung einer andern Handlung vorausgehe: erst lerne, dann lehre! Steht vor erst noch ein anderes Adverbium, so hat es die Bedeutung von zum erstenmal: jetzt erst kommt er, d. h. zum erstenmal.
4. Etwa, in dieser Form ist ein früher geschiedenes Orts-Adverbium mit dem Zeitadverbium verschmolzen.
   ahd. ëteswâ, mhd. ëtewâ, etwâ = hie und da, irgendwo; es giebt die ungefähre Bestimmung an, erst blofs des Ortes, dann allgemein = vielleicht.
   ëtewanne, ahd. ëdehwanne, ëtwann, ëtwan bezeichnet dann und wann, manchmal: Otto v. Passau: Sy sicht in ouch etwen an als einen erwelten gemahel.
5. Gar, ahd. karo, d. i. bereitet, fertig. „Bloedelînes recken die warn alle gar, d. i. bereit. N. L. Als Adverb hat

Digitized by Google

es die Bedeutung ganz, mit dem es sich gerne verbindet: ganz und gar.

6. Ja, vom goth. aikan, ahd. eihhan, mhd. jëhen, d. h. sagen, welche beide im Imperfekt iah oder iach lauten, so dafs das adverbial gebrauchte ja soviel bedeutet wie: ich sagte, und dem französischen oui, d. i. gehört, ähnelt. Als Antwort auf eine Frage gehört es nicht zu den Adverbien, sondern vertritt die Stelle eines ganzen Satzes; als Adverb kommt es zum Ausdruck der Bekräftigung vor: jane mage ez niht geschehen = wahrlich, es kann nicht geschehen. „Das ist's ja, was den Menschen zieret."

7. Jetzt, aus ie und zuo, ze = immer zu, immerfort; es bezeichnet demgemäfs die sich stets erneuernde Zeit, also die Gegenwart.

Die mhd. Form lautet ieze, auch schon mit angehängtem t jezet, jezuo, jezunt, in der Zopfzeit verlängert in jetzunder.

Die nhd. Formen jetzt und itzt sind keine euphonischen Gebilde.

8. Kaum, ahd. chûmo, ist wohl aus dem Substantiv chuma = Klage, Mühsal hervorgegangen. Es bedeutet wie lat. aegre: mit Mühe, Not.

9. Nur, aus ahd. newâri, mhd. ne-waere, woraus niwer, nüwer, nuwer, nur wurde; es bedeutet: wäre es nicht, wenn es nicht wäre. Da hierin noch nicht der beschränkende Sinn liegt, setzte man mhd. noch eine Negation hinzu: sît ich niht bî mir han niwan zwelf rëcken.

10. Schon, von ahd. scôni, schimmernd, glänzend, wovon das Adverbium scôno lautete; mhd. schoene, Adv. schone. Guot gebaerde vrouwen schone stat. Auf die Zeit angewendet, bezeichnet es, dafs der Eintritt der Handlung auf eine befriedigende, ja die Erwartung noch übertreffende Weise erfolgt ist, und bildet insofern einen Gegensatz zu erst. Diese temporale Bedeutung hatte es schon im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, aber daneben auch die Bedeutung von schön.

11. Sehr ist von dem Adjektiv sêr, Schmerz bringend oder leidend, gebildet, wie das komparativische sêrre, das Superlativ-Adverb sêrest anzeigen. Es bedeutet ursprünglich:

Digitized by Google

mit Schmerzen, schmerzlich; in seiner jetzigen Bedeutung ist es in der älteren Sprache selten, die vil an seiner Stelle gebraucht.

12. Sonst, aus mhd. so-nist (ni-ist), d. h. so nicht ist, wenn es nicht ist, wenn es nicht anders ist, wofür wir jetzt wo nicht, wofern gebrauchen. Es ist also an erster Stelle Konjunktion und bezeichnet die nicht erfüllte Bedingung. Als Zeit-Adverb drückt es die Annahme einer andern Zeit als der gegenwärtigen, und derjenigen, welche den weitesten Raum in sich faſst, aus, wie franz. autrefois.
13. Umsonst, mhd. umbe-sus. Durch umbe wird der Preis, durch sus = so ein Belieben, oft auch eine Gleichgiltigkeit ausgedrückt. Umsonst = um einen gleichgiltigen Preis.
14. Ungefähr = ohne alle Gefahr, d. h. ohne Gefährdung zu machende Angabe. Luther braucht noch statt ungefähr ungefährlich.
15. Vielleicht: vil lîhte, bezeichnet die sehr leichte, an die Wirklichkeit angrenzende Möglichkeit.

XXII.

Von den Präpositionen.

Wie in allen Teilen der Sprache sich das regste Leben zeigt, so besonders im Gebiete der Präpositionen; immer weiter dehnt sich dasselbe aus, und wenn das eine oder andere alte Glied abstirbt, so wird der Verlust durch neue Eroberungen reichlich aufgewogen. Gehen wir die Reihe der Präpositionen von der gothischen Zeit bis zur Gegenwart durch, so finden wir ein fortwährendes Wachsen ihrer Zahl, und dieser Vermehrungstrieb hat seinen Grund darin, daſs die deutlichen und vollen Formen, die ohne weitere Beihilfe die Beziehung der Begriffe auszudrücken vermochten, mehr und mehr geschwunden sind, während gleichzeitig der menschliche Gesichtskreis sich vermittelst immer neuer Verhältnisse erweitert hat.

Geht man auf den Ursprung der Präpositionen zurück, so findet man, daſs sie alle ein örtliches Verhältnis bezeichnen,

Digitized by Google

und dafs man, da dieses Verhältnis durch die Anschauung am klarsten ist, die übrigen weniger sinnlichen Verhältnisse, und zwar zunächst die der Zeit, des Grundes u. s. w. auf örtliche Bilder zurückführte, um sie dadurch zu gröfserer sinnlicher Klarheit zu erheben. Der in der Präposition ruhende Begriff steht so nahe zu dem Nomen, dafs er denkbarer Weise durch einen eigenen Kasus des Nomens gefafst werden könnte, wie z. B. durch den alten Lokativ und Instrumentalis. Je mehr Einbufse die Nominalflexion erleidet, um so mehr werden die Präpositionen Bedürfnis, und wo jene ganz aufhört, wie z. B. im Französischen, müssen alle Kasus durch Präpositionen ausgedrückt werden.

Die Präpositionen dienen demnach gewissermafsen als weitere Ausführung der Kasus, um das Verhältnis zweier Begriffe zu einander genau zu bestimmen. Sie sind innerhalb des Satzes genau dasselbe, was die Konjunktionen in der Satzverbindung sind. Andererseits aber, wenn man diese als Satzverhältniswörter bezeichnet, könnte man jene Wortverhältniswörter nennen. Daher wechseln auch Präpositionen oft mit Konjunktionen ab, wenn es gilt, eine Satzform in die entsprechende Wortform zu verwandeln, z. B. obgleich er ihn liebte, mufste er ihn doch strafen = trotz seiner Liebe u. s. w.

Als Verhältniswörter berühren sich die Präpositionen naturgemäfs mit dem Adverbium und können beinahe alle, entweder in gleicher oder nur wenig veränderter Form als Adverbia gebraucht werden. Zweifellos ist dieser Gebrauch der ursprüngliche und der präpositionale Gebrauch aus dem adverbialen hervorgegangen.

Ihrer Form nach sind die Präpositionen entweder einfache oder abgeleitete und zusammengesetzte. Die einfachen sind die ältesten, aber auch ihrem Ursprunge nach die dunkelsten; sie gehören gröfstenteils zu den rätselhaftesten Bildungen der Sprache.

I. Einfache Präpositionen:

Die einfachen Präpositionen scheiden sich in solche, die einen, und in solche, die zwei Konsonanten haben. Die ersteren sind meistens vokalisch anlautend, bisweilen folgt noch ein Vokal.

1. ab, ahd. aba, mhd. abe, goth. af, lat. ab, griech. *ἀπό*, skr. apa und ava, lit. ap, api.

Digitized by Google

Grimm ist geneigt, ein Zeitwort goth. iban, af, êbun (wie giban, gaf, gêbun) anzunehmen mit der Bedeutung aeque pendere, wovon ibns, ahd. ëpan, aequus sich herleitete, das Präteritum aber veränderten Sinn annahm: was eben und gleich stand, nicht mehr steht, neigt sich; daher af, apa = nieder, abwärts; âpant (Abend) die Senkung des Tages.

Schon im Mittelhochdeutschen begann die Präpositionalkraft zu erlöschen und der jüngeren Partikel von zu weichen; Reste der Verbindung mit dem Dativ erhalten sich in ab-handen, ab-seiten; sonst ist ab nur noch Adverbium, in der volleren Form nur noch da, wo der Reim sie geschützt hat, z. B. Trabe, Pferdchen, trabe, wirf mich ja nicht abe!

2. an, goth. ana, ahd. ana, mhd. ane, griech. ἀνά, sl. na, fordert, je nachdem es Ruhe oder Bewegung ausdrücken soll, den Dativ oder Accusativ. In seiner Bedeutung berührt es sich mit in, doch ist auf den Verhalt zwischen beiden sorgsam zu achten; an daz gras niedersitzen ist mhd. ganz etwas anderes als in daz gras —; am Wege halten ist grundverschieden von im Wege halten.
3. in, goth. und ahd. in, identisch mit lat. in, griech. ἐν. Bopp vermutet Verwandtschaft mit dem Pronominalstamm i.

Von in ist das althochdeutsche Adverb în = ein, hinein gebildet.

4. ur, er, goth. us, ist nur noch als untrennbare Partikel vorhanden, als Präposition durch aus ersetzt.
5. aus, goth. ût, ahd. ûz, ging den umgekehrten Weg; goth. ût wie altsächsisches bedeuten stets ἔξω, niemals ἐκ, ἐξ; ahd. ûz kommt schon als Präposition vor, jedoch selten, dagegen mhd. und nhd. entschieden und häufig.

Eine lebendige Wurzel für ur, us, ût, ûz zu finden, ist bis jetzt noch nicht gelungen; die Grundbedeutung ergiebt sich als Gegensatz zu in, wie ab als Gegensatz zu an; wer aus dem Hause geht, mufs in ihm, wer ab dem Berge steigt, mufs an ihm gewesen sein.

6. auf, ahd. ûf, ags. up, goth. iup, in verlängerter Form oba, obana, iupa, iupana. Diese Ablaute berechtigen noch mehr als bei ab auf iban, bei an auf inan, einen Stamm goth.

Digitized by Google

iupan, aup, upun, ahd. iofan, ouf, ufun anzusetzen mit den Bedeutungen tollere, erigere; ofan (offen) = expansus, apertus; auf = das in die Höhe strebende, sich aufrichtende, Gegensatz nida, nieder, von nithan, nath, nêthun sich herabbeugen. Goth. iupana = ἄνωθεν, von oben her; obana = oben. Auf und an verhalten sich wie Gipfel und Seite, wie Höhe und Nähe; dem auf steht das nieder, wie dem an das ab entgegen.

7. ob, goth. uf, ahd. oba, mhd. obe (sub, ὑπό), wird als Präposition räumlich, zeitlich und kausal gebraucht; räumlich = über: Silberwölklein flogen, ob der holden Frühlingspracht lieblich hingezogen. Ob dem Tisch = während des Essens; Entrüstet fand ich diese graden Seelen ob dem gewaltsam neuen Regiment. (Schiller.)
8. bei, entsprungen aus abi, aba, griech. ἐπί, wie Grimm annimmt; nach andern von der Wurzel bu = sein entsprossen.
9. zu, goth. du, ahd. zi, za, zuo, ist vielleicht aus adu, ati, azi entstanden, vielleicht aber auch auf goth. tiuhan = ducere zurückzuführen.

Einfache Präpositionen mit mehr als einem Konsonanten sind die folgenden:

10. ant, ent, goth. and, lat. ante, griech. ἀντί (skr. ati und adhi), lit. ant.

In Nominal-Zusammensetzungen nur erhalten in Antlitz, Antwort, Amt = andbahti.

11. unter, ahd. untar, goth. und (adusque) = in der Mitte, zwischen, binnen, während; under stunden = von Zeit zu Zeit; under wegen = mitten auf dem Wege.
12. um, ahd. umbi, mhd. umbe, goth. nicht vorhanden, — scheint sich aus bi — und ana entwickelt zu haben. Fick nimmt als Grundform ombi und stellt dazu lat. ambi, griech. ἀμφί, skr. abhitas.
13. für, vor, ver haben FR zu Grundelementen.

goth. faúr stellt sich lautlich und begrifflich zu griech. πάρος, skr. puras für paras, zend. para = vor, vorn. Urdeutsche Grundform ist fur; aus dieser entfaltete sich einerseits goth. faúra, ahd. fora, vora = vor; andererseits goth. faúr, ahd. furi mit Überschlagung des i in a auch fura,

Digitized by Google

mhd. vür. Vor und für sind demnach gemeinschaftlichen Ursprungs, laufen in ihrer Bedeutung lange Zeit in einander und sind erst nhd. streng geschieden.

Goth. fair, ahd. fir, far, mhd. ver ist nur als Partikel erhalten.

14. mit, goth. mith, ahd. mit, wahrscheinlich mit dem Adjektiv mitti = medius verwandt, wie μετά mit μέσος = in der Mitte mehrerer, in Gesellschaft.
15. nach, ahd. nâh, — goth. nur im Adverb nehva = nahe bei — ist ursprünglich ebenfalls nur Adverbium von nahe.
16. seit ist aus ahd. sîd = spät entstanden, wie goth. seithu aus Adj. seithus. Es ist Präposition und Konjunktion zugleich.
17. sam = griech. σύν, lat. cum, nur mhd., und hier meist als Adv. vorhanden.

II. Abgeleitete Präpositionen.

Das gewöhnliche Mittel der Ableitung ist r, zuweilen n nnd h, einigemale zwischentretendes f.

1. samt, ahd. saman, sament, nicht auf sam zurückzuführen, sondern auf goth. samana = zugleich, und dieses auf sama = der gleiche.
2. von, goth. af, ahd. vona, entstanden aus afana; af ist die alte Präposition; die Endung ana bezeichnet die Richtung wohin; von drückt demnach die Trennung von einem Orte und die Richtung auf einen neuen Ort zugleich aus; nhd. auch den Ursprung, die Ursache, das Mittel u. s. w.
3. durch, goth. thairh, ahd. dhurah, duruh, as. thurh, altfr. thruch, geht auf den Begriff des Durchdringens, des gewaltsamen Durchbohrens, und stimmt zu goth. thairhô (thairkô) Loch, Öhr, ahd. derhâ = pertusura, Öffnung, mit denen man griech. τείρω, lat. tero in Verbindung bringen darf.
4. ohne, goth. inuh, ahd. ânu, âna, griech. ἄνευ, skr. ano = nicht; die Bildung von dem negativen Präfix an-, on- ist zweifellos, aber noch nicht näher erklärt.
5. sonder, ahd. suntar, goth. adv. sundro besonders.

Digitized by Google

Das Adverbium suntar ist wohl von suna — (aus svana) — lat. sine gebildet.

6. über, goth. ufar, ahd. upar, ὑπέρ, super, skr. upari, ist mit uf, ob, ὑπ — gleichen Stammes, weshalb es auch mit demselben wechselt; z. B. überhandnehmen, die Oberhand bekommen.
7. unter, ahd. untar — Zusammensetzung aus in und thra (tra = ter) = hinein, dazwischen, lat. inter.

Andere nehmen unter als eine Erweiterung von und, unti.

8. hinter, goth. hindar und hindana, ahd. hintar, wahrscheinlich aus hin und der Silbe tra, welche die Richtung angiebt, also = nach weg von hier, nach jenseits.
9. auſser, goth. utana, ahd. ûzar, mit ûz gebildet.

ûzer mâzen = über die Maſsen.

10. wider, goth. withra, ahd. widar, ist von widh (nur ags. erhalten) gebildet, wie ûzer von ûz, ufar von uf u. s. w.

Ursprünglich war Grimm geneigt, in den auf er ausgehenden Adverbial-Präpositionen Komparativformen zu sehen, kam aber später von dieser Annahme zurück.

III. Zusammengesetzte Präpositionen.

Durch Verbindung zweier Präpositions-Partikeln.

innen, aus in-ana, ahd. inana, inan, innin.

binnen = bi-innan, ist niederdeutschen Ursprungs für mhd. inre.

bevor, pi-fori; zuvor = zi-fori,

bûzen = bi-ûzan erklären sich von selber.

IV. Abgeleitete und zusammengesetzte Nominal-Präpositionen.

Sie sind aus einem bestimmten Kasus einzelner Substantive oder Adjektive hervorgegangen.

1. gegen, ahd. kagan, giebt sich als Nomen dadurch zu erkennen, daſs ihm noch andere Präpositionen vorangehen können: inkagene, zegagene, begagene. Der Stamm ist in goth. gaggan, mhd. gangen, gân = gehen zu suchen.

entgegen ist aus ingagan entstanden.

Digitized by Google

gegen-über ist erst nhd. aufgekommen für älteres einfaches gagen.

2. wegen, mhd. wëgene, wird als Dativ Pl. gefafst und ist im Kanzleistil noch mit von verbunden: von wegen.
3. halben, ahd. halpôm, ebenfalls Dat. Pl. von halp = Seite: von gotes halben, von mînen halben, mînenthalben.
   Die Form halber hat gar keine Berechtigung.
4. willen (um-willen) ist Accus. Sing.: dur den willen mîn = um meinetwillen.
5. statt, anstatt ist nhd. Bildung = au lieu, loco. ahd. an mîne stat. goth. stathis, ahd. stat = Stelle, Statt, wie στάσις, statim, statio von idg. sta = stehen.
6. kraft, inkraft = per, ebenfalls nhd. Bildung. Das synonym gebrauchte vermöge scheint eine aus dem substantivisch gebrauchten Infinitiv verderbte Form.
7. laut, von mhd. lûte = Stimme, Harmonie bezeichnet als Präposition die Übereinstimmung einer Thatsache mit der Vorschrift.
8. trotz, mhd. traz, dieses mit treten zusammenhängend, bezeichnet den Widerstand, den Grund, dem die Folge trotzt.
9. zufolge, d. h. der Folge angemessen.
10. neben, in-eben, d. h. in gleiche Linie, in die Nähe. Es wechselt mit aufser: du sollst keine fremden Götter haben neben mir.
    nebst, mhd. nebes, mit neben gleichen Stammes.
11. bis, zusammengesetzt aus bi-daz, daher mhd. biz geschrieben. Zeitlich wurde mhd. statt bis unz gebraucht.
12. zwischen, adjektivisch, entstanden aus untar zwiskêm = inter binos; inzwischen wurde aus en-zwischen.
13. inmitten, mit dem Adjekt. und in gebildet; daneben findet sich in Mitte, auch mitten.
14. gemäfs, ahd. kimâzi, gemaeze, d. i. angemessen, bequem, bildet den Gegensatz von zuwider.
15. ungeachtet ist absolut gebrauchtes Particip. Perf.; es sollte eigentlich mit dem darauf folgenden Substantiv im Genitiv stehen.

Digitized by Google

Unangesehen, unbeschadet, wurden früher eben so gebraucht.

16. während, absolut gebrauchtes Part. Präs. von währen, hatte noch im 17. Jhdt. immer eine Präposition bei sich, z. B. in waehrendem discurs.

XXIII.

Über die Verneinung.

Allgemein betrachtet ist in jedem Gegensatz eine Verneinung enthalten, z. B. in den Begriffen gut und übel, jung und alt, Tag und Nacht u. s. w. Zuweilen kann daher wirklich eine negative Form diesen Gegensatz ausdrücken, z. B. nicht gut für übel, unlieb für leid gesagt werden. Im Grunde aber sagen solche Gegensätze etwas Schärferes aus als der blofs verneinende Satz; unlieb ist weniger als leid, Nacht mehr als Nicht-Tag, weil zwischen lieb und leid noch die Empfindung des Gleichgiltigen, zwischen Tag und Nacht noch das Dasein der Dämmerung liegt, und diese Mittelzustände durch den Begriff des Gegensatzes, nicht den der Verneinung ausgeschlossen werden. Wenn zwar jeder Gegensatz eine Verneinung enthält, so enthält doch nicht jede Verneinung einen Gegensatz.

Das Wesen der eigentlichen Verneinung besteht in der logischen Leugnung eines Satzes. Durch den Ausdruck nicht gut wird die Position gut aufgehoben, aber unbestimmt gelassen, ob der Gegensatz übel oder der Zwischenbegriff mittelmäfsig stattfinden soll. Womit giebt nun der Sprachgeist die Negation kund? Jener Gegensatz: gut — übel, hatte völlig gleiches Recht mit dem Satz nicht gut, nicht übel, ja man kann, wie wir gesehen haben, beide umkehren; es war daher natürlich, dafs auch der Gegensatz durch ein besonderes Wort ausgedrückt wurde. Bei der eigentlichen Negation verhält es sich anders; hier stehen Position und Negation nicht koordiniert, sondern letztere ist ersterer subordiniert. Position macht die überwiegende Regel, Negation die Ausnahme. Alle Negation ist aus dem Grunde der Position herausgestiegen und setzt sie

Digitized by Google

voraus. Die Position ist selbständig, die Negation bezieht sich notwendig auf eine Position, sie kann nichts Neues, sondern bloſs eine Modifikation der Position ausdrücken. Diese Modifikation erfolgt durch eine Einschaltung in den positiven Satz. Ursprünglich besteht diese Einschaltung in einer möglichst einfachen Partikel von ebenso schneller als sicherer Wirkung. Allmählich aber pflegt diese Partikel sich aufs engste mit andern Wörtern zu verbinden. Oft auch erscheinen in ihrem Geleit sinnlich verstärkende Substantive, welche sogar die negierende Kraft von ihr ab und auf sich ziehen können.

1. Einfache Verneinung.

Sie gründet sich wesentlich auf den Buchstaben N, dem noch ein kurzer Vokal beigegeben wird; ihre urspüngliche Form in deutscher Sprache lautet ni. Regel ist nun, daſs sie überall unmittelbar vor dem Verbum steht; Ausnahme machen ihre Verbindungen mit Nominibus. Die Negation ni findet sich im Gothischen und den ältern Denkmälern des Althochdeutschen; gegen das 10. Jhdt. wird sie in ne geschwächt und mit vokalisch anlautenden Verben verschmolzen, z. B. nist = ne-ist, nintheizit ne-intheizit. Das Mittelhochdeutsche hat eine doppelte Form, ne und en; letztere könnte man als eine vom Wohllaut abhängige Umdrehung von ne ansehen, thatsächlich aber ist sie aus dem althochdeutschen apostrophierten n' entstanden; nist wurde zu enist. In der 2. Hälfte des 12. Jhdts. wird das en häufiger und erscheint nicht bloſs vor Vokalen, sondern auch vor Konsonanten; ne da, wo ein Vokalauslaut vorhergeht, an den es sich anlehnen kann, z. B. sine sproch, en vor Konsonanten, wir entuon.

Die en-Form lieſs den Charakter des vollen n viel weniger fühlbar als die ne-Form; aus diesen und aus andern syntaktischen Gründen wurde die einfache Negation vor Verben allmählich untergraben. Sie durfte schon im 13. Jhdt. oft wegfallen, im Neuhochdeutschen ist sie vollkommen erloschen und muſs überall durch das nachfolgende, anfänglich bloſs verstärkende n i c h t ersetzt werden. Ein der Sprache nachteiliges Ereignis: wir haben die einfache, gefügige Form einer so oft nötigen Partikel mit einer schwerfälligen vertauscht, wir haben ihr den natürlichen Platz v o r dem Verbum entzogen und sind

Digitized by Google

darum mancher feiner Wendungen verlustig gegangen, die in der älteren Sprache gang und gäbe waren.

2. Verbindung der Negation.

Wie ist unser nicht entstanden?

a) Das goth. Subst. femin. vaihts, ahd. wiht bedeutet res, Ding, etwas. Aus der Verneinung ni und wiht wird ahd. niwiht = nicht etwas, nichts; diesem niwiht entspricht mhd. enwiht, einwiht; statt niwiht findet sich bisweilen niht geschrieben, das aber mit unserem nicht nichts zu thun hat und dem Neuhochdeutschen ganz verloren ist. Unsere Negationspartikel lautet ahd. nêowiht und besteht aus der Negation ne, n', êo (goth. aiv = unquam) und wiht, also aus drei Wörtern, und bedeutet ursprünglich: nie — etwas, durchaus nichts.

Aus nêowiht wurde zunächst niowiht, dann mit Verschluckung der Spirans v nieht, — wie mhd. noch geschrieben wird, endlich nicht, dem man seinen Ursprung gewifs nicht ansieht.

b) Dem lat. neque — nec entspricht deutsch noh. Wie neque aus der Negation und que = und, nec aus ne und ac gebildet, so ist noh einerseits aus ni jah, goth. = nih, andererseits aus ni und dem alten Bindewort joh (nijoh, noh) zu erklären = und nicht. Als Fortsetzung der Negation kommt noch vor in Sätzen wie: Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten, noch jemand etwas abzulisten. Goethe. In Redensarten: nicht wanken noch weichen, nicht ein noch aus wissen u. s. w.

In verneinender Entgegenstellung: noch — noch, weder (mhd. neweder) — noch. „Und warum habt ihr uns aus Ägypten geführt an diesen Ort, da noch Feigen noch Weinstöcke noch Granatäpfel sind?" Luther. Und brauchet's ohn Verstofsen noch Blei noch Winkelmafs. Fr. v. Spee. Kennt noch die Welt noch sich. Gryphius. Im affirmativen Sinne entsprach joh — joh, wofür wir sowohl — als auch gebrauchen.

Adversativ = dennoch: Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernt, und noch weder Lateinisch noch Deutsch gewufst. Luther. Ein Wolfszahn, den man in Silber fasset, noch ist er nichts als ein Wolfszahn. Kaisersberg.

c) Ganz verschieden von der Negation noch, aber in der Form ihr gleichlautend ist das Zeitadverbium noch = adhuc, goth. nauh,

Digitized by Google

d. i. nu-uh (wie lat. nunc = num-que), ahd. noh. Die Übereinstimmung mit noh aus ne-joh hat schon im Mittelhochdeutschen zur Vermischung beider geführt, namentlich in Verbindungen: dannoh, dennoch u. a.

d) Mit dem adverbial gesetzten ahd. êo = je pflegt allmählich die Negation eine engere Verbindung einzugehen: niêo, mhd. nie, nie. Ebenso sind gebildet: n-irgend, n-immer (nie mêr), n-iemand (ni-êo-man).

Das ahd. nëh-ein (für noh-ein) = nullus ist für uns erloschen; ebenso mhd. niuwan = nisi.

3. Verstärkende Negation.

Die deutsche Sprache unterscheidet sich von ihren klassischen Schwestersprachen darin, dafs sie zwei (bisweilen sogar drei) negierende Partikeln in ein und demselben Satze anwenden kann, um der Verneinung gröfseren Nachdruck zu geben, während beispielsweise im Lateinischen zwei Negationen einer Bejahung gleichkommen. Die Sprachkünstler des vorigen Jahrhunderts haben sich zwar bemüht, die lateinische Regel auch fürs Deutsche bindend zu machen, der Geist der Sprache hat sich aber mächtiger erwiesen als die Grammatik. Die Verstärkung der Negation, besonders durch kein, hat sich nicht blofs in volkstümlichen Schriften, sondern selbst bei unsern besten Autoren erhalten. Beispiele der verstärkten Negation in den mittelalterlichen Gedichten sind zahllos. Luther schreibt: Ihr werdet ein Füllen angebunden finden, auf dem noch nie kein Mensch gesessen hat. Klopstock: Und trugen die Stimme, die sonst keine Geschöpfe nicht hörten, hinab zu dem Mittler. Goethe: Keine Luft von keiner Seite! — Man sieht, dafs er an nichts keinen Anteil nimmt. Schiller: Das disputiert ihm niemand nicht.

Am häufigsten ist die zweite Negation nach einem Komparativ: Brauch der Zeit, die leichten Stunden fliefsen schneller denn kein Flufs. Fleming. Der des Übels mehr auf dieser Welt gethan als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten. Schiller.

Eine andere Art, die Verneinung zu verstärken, besteht in der Zufügung eines positiven Wortes, und hierbei ereignet es sich nicht selten, dafs die eigentliche Negationspartikel untergeht

Digitized by Google

und ihre verneinende Kraft ganz von dem positiven Worte angezogen wird. Die ältere Sprache bediente sich zu diesem Zwecke anschaulicher Bilder, z. B. nicht ein Blatt, nicht eine Beere, nicht eine Bohne, nicht ein Stroh; nicht einen Pfennig, nicht einen Pfifferling wert; es fehlt nicht ein Tütelchen dran; nicht um ein Haar breit besser; ich frage (nicht) den Kuckuk, den Teufel darnach. Umgekehrt können aber auch negative Partikeln die Position verstärken. Dieses rhetorische Mittel wird in Frage- und Ausrufungs-Sätzen angewandt, z. B. Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen sein? Lessing. Wissen Sie uns nicht irgend ein Märchen zu erzählen? Wieviel nützt mir nicht ein bischen Studium der Natur! Goethe.

4. Die verneinende Antwort nein ist entstanden aus ni ein = ne unum quidem.

Grade so ist lat. nōn entstanden aus ne unum, mit weggeworfenem Zeichen des neutr. ne-un, oder, wie unus in älterer Form oinos lautete, ne-oen = nôn.

Verstärkt wurde nein mhd. neine, und mit der Interjektion â neinâ, ein verbittendes nein, noch stärker neinâ nein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dritte Abteilung.

Kulturgeschichte in Wortbildern.

„In jedem Wort, wenn wir's erwägen, liegt ein Buch, ein ganzes Buch,
Und mannigfach ist auszulegen der einfachste Spruch.
Viel kann aus wenig Worten lernen, wem es ist verliehn,
Als wie du kannst aus kleinen Kernen grofse Bäume ziehn."

Rückert.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Kultur des arischen Urvolkes

in der Periode

der indogermanischen Spracheinheit.

Die Sprache selber ist die zuverlässigste Quelle ihrer Geschichte; in jedem Wort hat sich ein Stück Kultur verkörpert. — Von diesem Grundgedanken aus möchten wir die folgende Betrachtung aufgefafst sehen.

Eine von festen Grundsätzen ausgehende und geleitete Sprachvergleichung hat es zur unzweifelhaften Gewifsheit gemacht, dafs diejenigen Wörter, welche im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Germanischen und Slavischen möglichst genau dieselbe Form und Bedeutung haben, vorhanden gewesen sein müssen, ehe sich die Volksstämme, welche später die hervorragenden Nationalitäten der arischen Familie bildeten, von einander getrennt hatten. Nachdem man einmal dieses Resultat gewonnen hatte, lag es nahe, einen Schritt weiter zu gehen und aus dem gemeinsamen arischen Erb-Sprachschatz den Zustand jenes Urvolks zur Zeit, als es noch vereinigt war, in den Grundzügen festzustellen. Diese Untersuchungen, so sehr sie für jeden, der die Geschichte des menschlichen Entwicklungsganges ergründen möchte, von hohem Interesse sein müssen, an dieser Stelle ins einzelnste zu verfolgen, verbietet der Zweck dieser Arbeit; wir müssen uns begnügen, unter der Führung bewährter Männer der Wissenschaft nur einen kurzen Streifzug durch das weite Gebiet zu machen und hie und da einen Fund aufzulesen, von dem wir annehmen können, dafs er auch für

Digitized by Google

solche, die dem eigentlichen Sprachstudium fern stehen, Unterhaltung und Belehrung bieten werde. [1])

Die Familie und die Beschäftigung mit Viehzucht und Ackerbau sind die Grundlagen und ersten Äufserungen einer beginnenden Kultur; Familienleben, Viehzucht und teilweise auch den Ackerbau zeigen uns die arischen Erbwörter in höherem Grade ausgebildet als man erwarten sollte.

I. Die Familie.

1. Vater.

Die indogermanische Urform patar geht mit geringen lautlichen Unterschieden durch Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Deutsch u. s. w. Die Wurzel des Wortes ist pa, und dies bedeutet: a) hüten, weiden (vgl. lat. pa-sco), b) schützen, wahren. Das Wort Vater bezeichnet demnach den, der hütet und weiden läfst, den Hirten; aber zugleich auch den Herrn der Herde, das Haupt der Familie, die in ihm ihren Schützer und Hüter hat. Offenbar ist das Wort von der sinnlichen Bedeutung des Viehhütens zu der ethischen des Erhalters und Beschützers der Familie emporgestiegen, bis zuletzt diese Bedeutung die ursprüngliche ganz verdrängte.

Ganz der ethischen Sphäre angehörig, obschon von demselben Stamme entsprossen, sind: skr. páti-s, goth. fathis = Herr, skr. und zend. pâtar = Wahrer, Schützer, skr. patniâ, griech. *πότνια*, lit. pati, Herrin, Gattin u. a.

2. Mutter, ahd. muoter, lat. mater, *μήτηρ* (dor. *μάτηρ*), skr. matri, accus. mâtáram, kommt von der Wurzel ma, welche bedeutet: a) wechseln, sich verändern, b) sinnen, sorgen. Wie mâne Mond von dem Zu- und Abnehmen seiner Gestalt der „wechselnde“ genannt ist, so hat auch matar ursprünglich den Wechsel der körperlichen Erscheinung je nach dem Zustande vor oder nach dem Gebären bezeichnet, aber ebenfalls sehr früh die edlere Bedeutung „Schaffnerin, Ordnerin“ angenommen. Vermittelt wurde dieser Übergang durch die Bedeutung der

[1]) A. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indogerm. Völker. Webers ind. Studien, Bd. I, S. 321 ff. Br. Kneisel, Kulturzustand der Indogerm. vor ihrer Trennung. Naumburg 1867.

Digitized by Google

Wurzel, indem das Wechseln, Umtauschen des Mafsstockes auf den Begriff „messen", dieser auf sinnen und sorgen führte. Seit dem Urbeginn ist es der Mutter ordnende Hand, die Gemach und Behagen im Hause schafft, geht ihr Sinnen und Denken auf in der Fürsorge für ihre Lieben.

3. Sohn, goth. sunus, skr. sûnu, lit. sunus, griech. *υἱός*,[1]) führt sich auf die Wurzel su = zeugen zurück und bedeutet darnach „der Erzeugte, der Erbprinz", oder wie andere wollen „der männlich Zeugende". — Dieselbe Wurzel hat aber auch die Bedeutung treiben, erregen, wie griech. *ἔ-σσυμαι, σεύω* erhärten, und im Hinblick auf diese, jedenfalls ursprünglichere, weil eine sinnlich wahrnehmbare Handlung bezeichnende Bedeutung würde man das Wort Sohn auch auf das Hirtenleben beziehen und den Sohn als den Gehilfen des Vaters ansehen können, der die Herde treibt.

4. Tochter, goth. dauhtar, *θυγάτηρ*, skr. duhitri (accus. duhitaram), ved. duhitar, lit. dukte, leitet sich von der Wurzel dhug ab, welche ziehen, zerren, melken und milchen bezeichnet. Das Wort Tochter bedeutet demzufolge a) im Gegensatz zu dem männlich zeugenden Sohne die „weiblich Säugende"; b) in Hinsicht auf die Beschäftigung im Haushalte „die Melkerin".

Vater, Mutter, Sohn und Tochter haben nach der ursprünglichen Bedeutung dieser Wörter eine direkte Beziehung auf die Beschäftigungen des Hirtenlebens, ja man könnte vielleicht sagen, sie verdanken diesen Beschäftigungen ihren Ursprung: Der Vater ist Hüter und Leiter der Herde, der Sohn der Gehilfe des Vaters; die Tochter melkt die Herde und heimst den Ertrag ein, die Mutter waltet in der Hütte ordnend und schaffend. So geben uns die besprochenen vier Wörter das einfachste Bild einer im Naturzustande lebenden Hirtenfamilie.

Aufserdem aber geben die übrigen arischen Erbwörter zur Bezeichnung des 1. und 2. Verwandtschaftsgrades Zeugnis, dafs das Familienleben in dieser Urperiode bereits zur vollen Entfaltung und zu einer festen Ausgestaltung gelangt ist. Wir heben noch folgende hervor:

---

[1]) Anlautendes s fällt im Griechischen regelmäfsig weg.

Digitized by Google

5. Bruder, goth. brothar (φράτηρ), frater, skr. bhrâtri, accus. brâtaram, lit. brotis, und

6. Schwester, goth. svistar, skr. svasri, accus. svasaram, poln. siostra, germ. Grundform sveser —

müssen sich ihrer Bedeutung nach offenbar auf einander beziehen: der Mann wird im eigentlichen Sinne der Schwester gegenüber zum Bruder, die Frau dem Bruder gegenüber zur Schwester, und dazu stimmt die nächstliegende Etymologie der Wörter aufs trefflichste. Das erste ist abgeleitet von der Wurzel bhra = bhar = tragen [1]), emporheben, besitzen, pflegen; es bezeichnet den Bruder als den die Schwester emporhebenden, tragenden Beschützer und Pfleger, aber auch Besitzer, d. i. natürlichen Vormund nach des Vaters Tode. Das Wort Schwester ist abgeleitet vom Pronomen sva, sve = selbst, eigen; es bezeichnet die Schwester als die zum Bruder Gehörige, von ihm Behütete, aber auch Beherrschte und Bevormundete.

7. Von derselben Wurzel sve sind entsprossen: Schwäher, goth. svaihra, skr. çvaçura, lat. socer, und

8. Schwäherin, goth. svaihrô, skr. çvaçru, lat. socru(s).

9. Ahd. zeihur (Schwager), lat. levir, δαήρ, skr. devri soll Tändler bedeuten, d. i. den jüngeren Bruder, der mit der Frau des Bruders tändelt und spielt.

10. Neffe (ahd. nefo, lat. nepos, skr. napât-) und

11. Nichte, goth. nithjô, lat. neptis, skr. napti werden als Sprofsformen von der Wurzel pâ oder richtiger von einem Particip. pât erklärt. Wir begnügen uns damit, sie als arische Erbwörter zu erwähnen.

12. Aus griech. ἄττα, lat. und goth. atta, ahd. atto = Vater, Grofsvater möchte Grimm einerseits das Wort Attila, altn. Atli, deutsch Ezzo, Etzel = Stammvater, Stammkönig, andererseits ein ableitendes Femininum uota mit der Bedeutung avia herleiten und dadurch den Eigennamen Uote, der für Stamm-Mütter und Ahnfrauen von Heldengeschlechtern stehend gewesen ist, als des ganzen Stammes Urahnfrau erklären. Das an. Oda, welches avia magna bedeutet und sich mit Edda (Grofsmutter) berührt, kann dieser Erklärung zur Stütze dienen.

[1]) Bopp erklärt Bruder als Erhalter der Mutter und der Geschwister nach des Vaters Tode.

Digitized by Google

13. Das Wort Ahnen führt Grimm in dem ahd. ano (lat. avus entsprechend) auf anan = spirare zurück, dessen Prät. ôn gelautet haben würde; ana ist ihm einer, der geatmet hat, wie hana einer, der gekräht, buda einer, der geboten, giba einer, der gegeben hat. Demgemäfs ist ana ein Verstorbener oder ein dem Tode naher Greis.

14. Das Wort Sippe (goth. sibja, consanguinitas, skr. sabhá Gemeinschaft) fafst alle Glieder der Familie in einen Begriff zusammen. Die zu Grunde liegende Wurzel ist si = binden vereinigen (griech. *i*), die hiervon gebildete sekundäre Wurze sibh, goth. sib; hieraus entstand ein Adj. sibis (erhalten in unsibis gesetzlos); das starke Femininum sibja wurde zum abstrakten, kollektiven Substantiv mit der Bedeutung Verwandtschaft, ahd. sippa.

Sîf, Sippia Göttin der Ehe, Liebe, Verwandtschaft ist eine spätere germanische Bildung.

Ein bereits so ausgestaltetes Familienleben läfst von selber darauf schliefsen, dafs die Gemeinschaft der Geschlechter schon eine bestimmte gesetzliche Regelung gefunden haben mufs. Ein Wort zur Bezeichnung des ehelichen Verhältnisses findet sich indes nicht; wohl aber

15. Witwe, goth. viduvô, lat. vidua, skr. vidhavâ, altsl vidova, welches vom vedisch vidh vindhate = leer werden, einer Sache mangeln hergeleitet wird und auf ein aufgelöstes Band hindeutet.

Für die sociale Gemeinschaft der Menschen ist noch kein feststehender Ausdruck gefunden; die Familie im weiteren Sinne ist noch gleichbedeutend mit Stamm und Volk. Die Keime einer Staatsform, wenn man so das überwiegende Ansehen des Familien- und Stammhäuptlings nennen darf, treten noch nicht zu Tage, sind aber unter der Oberfläche schon lebendig.

Von der Wurzel jan = erzeugen kommt skr. janitar, griech. *γενέτωρ*, lat. genitor = Erzeuger. Das entsprechende Femininum ist auch im Deutschen vorhanden: goth. quîno, as. quêna, an. kona, ahd. quîna, griech. *γυνή*, skr. gnâ, altpr. ganna = Erzeugerin, Weib.

Das ags. cvên (goth. quênis), engl. queen = Königin bedeutet Stamm-Mutter, wie skr. janaka Erzeuger, Familienvater und König.

Digitized by Google

Kind, skr. gantus = Geschöpf, Wesen, genitus und gens gentis,

altn. kind, engl. kind, Geschlecht, Nachkommenschaft,

ahd. künne; goth. kunni, γόνος, genus, skr. janas = Geschlecht, Stamm, Verwandtschaft gehören nebst vielen anderen Sprofsformen zu derselben Wurzel.

Auch unser König und Königin, ahd. chunninc, ags. cyning, nord. konungr, kongr kommen von dieser Wurzel, wiewohl der Prozefs ihrer Bildung noch nicht festgestellt ist. Die Grundbedeutung ist: Landesvater, Landesmutter, beides im eigentlichsten Sinne genommen.

Das goth. reiks, lat. rex, skr. râjan, entweder von ric (mächtig sein) oder von râj-(glänzen) abzuleiten, — ist zwar auch ein arisches Erbwort; ob dasselbe aber in der Periode der indogermanischen Spracheinheit bereits die Bedeutung Stammesoberhaupt, König gehabt, ist mehr als zweifelhaft. Im grofsen und ganzen scheint das soziale und staatliche Leben in jener Periode über die Geschlechts- und Familien-Verbindung noch nicht hinausgegangen zu sein. Für die ersten und wesentlichen Thätigkeiten eines Herrschers, Recht sprechen und Krieg führen, fehlen die Bezeichnungen. Noch waltet die idyllische Ruhe des goldenen Zeitalters; höchstens dafs um den Besitz eines Stückes der Herde hin und wieder ein Streit entsteht; das vedische gavishti, welches wörtlich „Begehren nach Kühen" heifst, ist älteste und stärkste Bezeichnung für Kampf. Waffen scheinen noch unbekannt zu sein; höchstens können die Wörter, welche die Thätigkeit des Schlagens, Stofsens und Werfens bezeichnen, als die ersten Andeutungen kriegerischen Sinnes betrachtet werden.

II. Viehzucht und Ackerbau.

Bei jedem Volke ist das Hirten- und Nomadenleben dem Ackerbau voraufgegangen. Der Übergang von der einen Stufe zur andern hat sich bei ungestörter Entwicklung ganz allmählich und langsam vollzogen, und es läfst sich auf mehr als einem Wege nachweisen, dafs ein ganz oder halb nomadisches Hirtenleben bei den Gesamt-Ariern wie später bei den einzelnen Zweigen noch Jahrhunderte lang fortbestand,

Digitized by Google

nachdem bereits die ersten Anfänge des Ackerbaues begonnen hatten. Wir müssen uns diese überaus primitiv und lediglich auf den Umfang und Zweck beschränkt denken, soviel Brotfrucht zu gewinnen, als unbedingt als Zukost zu der Fleischnahrung und etwa noch aufserdem zur Bier- oder Metbereitung notwendig war. Hierzu bedurfte es noch nicht fester Ansiedlung und abgegrenzter Feldmarken; man säete, wo man geeigneten Boden fand nnd möglichst wenig Arbeit für die Saat zu verrichten hatte; nach der Ernte überliefs man den Boden wieder seinem Schicksal, wenn man der Herden wegen weiter ziehen wollte. Mehrere Ernten wurden nur selten auf demselben Acker gezogen. Das nomadisierende Hirtenleben war noch überwiegend; dies zeigt sich in den vielen Ausdrücken, die sich auf Weide, Herde und Herdenvieh beziehen; es ist charakteristisch, dafs schon alle unsere Haustiere, — Katze, Esel und Huhn ausgenommen, — vorhanden sind, während der Pflanzenwelt auffallend wenig Beachtung geschenkt ist. Diese Erscheinung erklärt sich eben daraus, dafs das Interesse für das Pflanzenreich noch nicht geweckt war, was erst die weitere Entwicklung des Ackerbaus zu bewirken imstande war.

Auch von anderer Seite wird das Vorwiegen des Hirtenlebens bestätigt. Zwar wird schon die Nacht vom Tage und der Dämmerung unterschieden, auch das Jahr als natürlicher Abschnitt erkannt, doch feste Bezeichnungen für die Jahreszeiten fehlen noch, der Begriff Herbst hat sich noch nicht gebildet. Ein Hirtenvolk braucht die Zeit und was damit zusammenhängt lange nicht so zu beobachten und zu scheiden wie der Ackerbauer.

1. Weiden und Weide. Das lat. nemus, griech. *νέμος*, bedeutet Wald und Weide; *νέμειν* heifst weiden, und diesem Zeitworte entspricht im Laute goth. niman, ahd. nëman, aber nicht in der Bedeutung. Um die lautlich übereinstimmenden Wörter aber auch begrifflich zu vereinigen, mufs man auf die Sanskritwurzel nam zurückgehen, welche neigen, sich neigen bedeutet. Die Tiere der Herde neigen ihre Häupter zur Weide herab; es neigt sich aber auch der Nehmende dem Gegenstande zu, den er nehmen will, — daher konnte niman in seine jetzige Bedeutung übergehen.

Digitized by Google

Die Verneigung des Oberkörpers ist beim Menschen ein Zeichen der Verehrung; daher skr. namas = Verehrung, aber auch Opfergabe, grade wie nemus den Wald bedeutet, wo die Tiere ihre Häupter zur Weide neigen, und zugleich die Stätte, wo man den Göttern Opfer und Verehrung darbringt. Auch die deutsche Sprache hat ein Wort von dieser Doppelbedeutung bewahrt. Im Indiculus paganiarum heifst es: de sacris silvarum, quae n i m i d a s vocant. Dieses nimidas ist accus. pl. von nimid, gebildet von niman; nimid bedeutet Waldheiligtum, hat aber ursprünglich jedenfalls auch Waldweide bezeichnet. Dem deutschen nimid steht das keltische nemet (templum) zur Seite.

Nachdem niman aus seiner ursprünglichen Bedeutung in die abgeleitete übergetreten war, mufste für w e i d e n ein neues Wort gewählt werden, und dieses war ahd. haltan, das den Begriff von tenere, custodire einschliefst. V i e h h a l t e n brauchen wir in etwas verändertem Sinne noch heute.

Ähnlich wie das deutsche niman ging auch griech. *νέμειν* vorwiegend in eine andere Bedeutung über, und diese wird vermittelt durch skr. nemi, eigentlich Beugung, übertragen = die gebogene Radfelge = die Hälfte des Radkreises; daher skr. nema = Hälfte, Teil, griech. *νέμειν* teilen, austeilen, welche Bedeutung sich dann wieder mit skr. namas Opfergabe und *νέμος* Opferhain nahe berührt.

Ein Hauptwort für die Weide von der Wurzel nam hat blofs das Griechische in *νομή*. Das deutsche Wort heifst goth. vinja, an. vin, genit. vinjar, ahd. winne, wozu ahd. winên = pascere kommt. Wurzel ist van = lieben, begehren; hiervon skr. vana schön, lieblich; vanas (lat. Venus) Reiz, Schönheit, vana der Wald.

Im Deutschen entspringt aus dieser Wurzel goth. vunan sich freuen, ahd. wân, wini, wünne, wunsk u. a., die wir später an einer andern Stelle näher kennen lernen.

W e i d e, ahd. weida, von der Wurzel vi, vai führen, treiben, jagen, bedeutet sowohl pastio, Viehweide, wie venatio Jagd; dies deutet an, dafs bei dem germanischen Zweige der Arier Hirt und Jäger schon in der Urzeit verbunden waren, wie noch heute Alpenhirt und Gemsjäger im Schweizer.

Digitized by Google

Winja bezeichnet vornehmlich den Ort, wo die Herde weidet; Weide mehr die Thätigkeit des Hirten; der liebliche, kühle Waldhain ist die Winne; Wonne ist es, dort zu weiden und zu jagen. Weide und Wonne sind, wie eine alte Rechtsformel bezeugt, ebenso eng verbundene Begriffe wie Stock und Stein, Leib und Leben. Der winnemanot, der das Leben des Hirten eröffnet, war zugleich der Wonne = Monat und ist es geblieben.

2. Herde, skr. çardha, altsl. črěda, goth. hairda bedeutet Schar; goth. hairdeis, Hirt, den Führer der Viehschar.

Die Tiere der Weide faſst goth. faihu, ahd. fihu, Vieh zusammen, das mit skr. paçu, lat. pecu (griech. πῶϋ für πόκυ, πέκυ) die Bedeutung hat: „Das Eingefangene oder Angebundene". Das Vieh des Jägers wird bezeichnet durch goth. dius (aus diuris) an. dŷr, ags. deor, ahd. tior, griech. θήρ, altsl. zvěri.

Das lat. fera, äol. φήρ = wildes Tier, Untier = ahd. bëro, Bär.

Das Herdenvieh ist des Besitzers Schatz: goth. skatts, altsl. skotu, ir. scath sind identisch mit Vieh und Herde.

Stücke der Herde sind die Tausch- und Zahlmittel: darum hat lat. pecunia die Bedeutung Geld, wie aus derselben Anschauung ags. fëch Vieh und Wohlstand, engl. fee Honorar, Sportel, Trinkgeld bezeichnet.

Unter den Herdetieren nimmt den ersten Platz ein:

Die Kuh, ahd. chuo, pl. chuowi, mhd. kuëje. Urverwandt sind skr. gâus, zend. gâus, griech. βοῦς, lat. bos, lett. guws, altsl. govedo. Die Ableitung des Wortes von der Wurzel gu = brüllen scheint Grimm nicht befriedigt zu haben. Er vergleicht skr. gô in der Bedeutung Erde mit griech. γᾶ, und γῆ und wirft (Myth. 631) die Frage auf, ob nicht etwa der Name von der Nahrung spendenden Erde auf die Nahrung gebende Kuh, oder auch vice versa, übertragen sein könnte, zumal sich Spuren davon, daſs die Erde als Kuh aufgefaſst wurde, erhalten haben. Aus dem deutschen Altertum ist bekannt, daſs die Kühe der Erdenmutter Nerthus heilig waren. Auch darf an die Kuh Audhumbla erinnert werden, aus deren Euter nach eddischem Bericht bei der Weltschöpfung vier Milchströme rannen, und die des Urstoffs Eisblöcke beleckend, den ersten Menschen hervorrief. Nach altnordischer Symbolik bedeutet diese Kuh

Digitized by Google

die nährende Kraft der Erde, wie γαῖα bei Hesiod als Altmutter Erde dieselbe Kraft bedeutet. Nimmt man die griechischen Sagen von der Io und Europe hinzu und erwägt man, dafs die Wechselbeziehungen zwischen go Erde und go Kuh in den ältesten religiösen Vorstellungen einen mächtigen Anhalt haben, so kann man der Erklärung Grimms eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

In allen arischen Sprachen bedeutet das Wort ganz allgemein Rind; auch im Ahd. bricht diese Bedeutung noch hervor, indem bos mit chuo glossiert wird. Aber damals standen schon Rind und Ochs längst daneben.

Ochs, goth. auhsus und auhsan-, skr. uksan, wird aus uks = skr. uksh netzen, besprengen gedeutet als „Befruchter".

Stier, goth. stiur, ahd. stior, ταῦρος, taurus, skr. stûhras, lit. taura wird aus skr. stiuri = fortis als der „Starke" gedeutet. Ur (Auerochs) (οὖρος), lat. urus, ist nach der Behauptung der Alten ein keltisches Wort; jedenfalls ist es nicht arisch, sondern kelto-germanisch. Die Ableitung von Kalb, goth. kalbô = junge Kuh, skr. garbha Mutterleib, Junges ist unsicher.

Die in den meisten arischen Sprachen übereinstimmenden Ausdrücke für Schaf, Bock, Schwein, Eber, Ziege, Geifs beweisen, dafs auch diese Haustiere in der angenommenen Urperiode schon bekannt waren. Die Züchtung derselben in Herden ist möglich, allein aus der Wortdeutung nicht zu erweisen, weshalb wir die Erweiterung der Viehzucht durch deren Ausdehnung auf das Kleinvieh lieber in die folgende Kulturperiode verlegen, wo die Sprache die unterstützenden Beweise ausgiebig an die Hand giebt.

Das eigentliche Erbwort für Pferd, als dessen Grundform ehva angenommen wird (as. ehu, ags. eoh, goth. aihva, lat. equus, kelt. epo-, griech. ἵππος, skr. akva) ist im Deutschen erloschen.

Rofs (richtiger Ros, Rosse geschrieben) mit Umstellung osre, orse, horse, ahd. hros, wird ohne Unterschied des Geschlechts gebraucht. Grimm ist geneigt, es mit skr. hrêsh = hinnire in Verbindung zu bringen. A. Weber vergleicht es mit griech. ἔῤῥαος, ἔῤῥωος, lat. verres, welchen Wörtern die

Digitized by Google

Bedeutung des raschen Dahinlaufens zu Grunde liegt, so dafs Rofs soviel wie cursor, Renner, bedeuten würde. Nach Benfey ist die Grundbedeutung die des „Scharfen“ und daraus des Schnellen (lat. acer).

Mit dem skr. heshâ Gewieher stimmt germ. hiefs in Hiefsfohlen; Naturlaute sind nämlich dem Gesetze der Lautverschiebung nicht gefolgt.

Fast ebenso wichtig wie das Pferd als Zugtier und wohl auch zum Reiten ist im Leben der Nomaden der Hund, jener treue Begleiter und Wächter der Herde, der nach der lex Bajuv. 19 hovawart genannt war, d. i. qui cutem (den Wagen) domini defendit. Das Wort Hund, goth. hunds, skr. çvan, griech. *κύων, κυνός*, lat. canis wird, wie oben schon erwähnt wurde, hergeleitet von einem indogerm. Verbum gahava, das mit Ausfall des ersten a zu ghava wurde und die Bedeutung hatte: anfassen, ergreifen. In diesem Sinne erscheint im Gothischen mit Abfall des g havan = heben, halten; davon das Part. Präs. havand, gekürzt hvand, mit Ausfall des v hand = die Fassende. Im Sanskrit, wo gh gewöhnlich in ç = ch übergeht, oder h in g = k, erscheint dasselbe ghava in der Form von çava = fassen, greifen, daher çvant wie ahd. hant das Fassende, d. i. die Hand. Eine Nebenform als Subst. masc. ohne t = çvan nahm, wie deutsch das ablautende Hund neben Hand, die Bedeutung an: „der Fassende“.[1])

Wie zutreffend diese Bezeichnung für die alten „Hofwächter“ gewesen, läfst sich nach dem Berichte von den Cimbern ermessen. Nachdem die Männer in der Schlacht gefallen, die bei den Wagen zurückgebliebenen Weiber sich mit ihren Kindern selbst getötet hatten, fanden die Römer noch in den Hunden wütende Verteidiger der verödeten Wohnungen.

Und was uns von diesen cimbrischen Wohnungen gesagt wird: dafs es Häuser gewesen seien, die auf Wagen gesetzt waren, giebt uns wohl das richtigste Bild von den Behausungen der Urarier. Der Gebrauch solcher Wagenhäuser, bei den Slaven noch lange fortdauernd, nachdem die Germanen

---

[1]) F. W. Culmann, Etymolog. Aufsätze und Grundsätze, Leipzig 1879. Bd. III. S. 9.

Digitized by Google

bereits zu festen Wohnstätten übergegangen waren, schliefst nicht aus, dafs da, wo länger gerastet wurde, Waldhütten und Erdhöhlen daneben benutzt wurden. Die Sprache giebt uns auch hier nähern Aufschluſs. Wenn wir heute eine Wohnung als schlecht und recht verächtlich bezeichnen wollen, so nennen wir sie ein Loch, ohne zu ahnen, dafs dies die älteste Bezeichnung für Wohnung ist und Löcher die ersten Wohnungen unserer Ahnen waren. Sich diese als Erdhöhlen zu denken, ist nicht gerade nötig; das Wort loch ist mit skr. loças, lat. locus übereinstimmend und bezeichnet allgemein „Aufenthaltsort", „Versteck". Stamm ist lûkan schliefsen.

Den Sinn des Wortes Hütte giebt uns griech. κεῦθος, κευθος an die Hand, und das Verbum κεύθειν = bergen, in sich bergen. Wie κεῦθος das verborgene Innere der Erde bedeutet, so Hütte eine Stätte, welche vor Wind und Wetter birgt, — mag diese über oder unter der Erde gelegen sein, — einen Unterschlupf für Vieh und Feldhüter. Verwandt sind Haus und Haut; die zu Grunde liegende Wurzel ist skr. sku = bedecken, — kut ist sekundäre Wurzelbildung. Haus = hûs allgemein = Schutzort.

Auf den primitiven Schutz gegen Unwetter weist auch unser Wort Wand hin; dasselbe ist vom Zeitwort winden abgeleitet, dieses von einer Wurzel vi = flechten, weben, winden; vitis (Rebe) hat ihre Benennung von den sich windenden Ranken, Gewand von winden, weben; goth. vadjus = Mauer bedeutet wie altn. vandahûs ein Geflecht zum Schutz gegen das Wetter, ein Haus mit geflochtenen Wänden.[1])

Der Wagen, auf dem die beweglichen Holzhäuser und die Habe des nomadisierenden Hirten von einer Stätte zur andern gefahren wurden, hat seinen Namen von wegen, bewegen; das lat. vagus, vagari (umherschweifen), aber auch vehere fahren, veha, via Weg gehören zum gleichen Stamme und deuten alle auf das herumschweifende bewegliche Leben eines Hirtenvolkes.

[1]) Dr. E. Rautenberg, Sprachgeschichtl. Nachweise zur Kunde des germ. Altertums, Progr. Nr. 614, Hamburg 1880, handelt über die Bezeichnungen von Haus und Wohnung. Ziemlich ausführlich und lesenswert, obschon neues kaum geboten wird.

Digitized by Google

III. Ackerbau.

Der Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau mufs sich ganz allmählich und stufenweise vorbereitet haben; eigentlich giebt es eine steife, gleichzeitige Grenze zwischen beiden gar nicht. Es hat wohl nie ein Hirtenvolk ohne einigen Ackerbau gelebt, wie umgekehrt bei allen ackerbauenden Völkern Weide und Viehtrift, obschon in steter Abnahme und Schmälerung, sich noch geraume Zeit hindurch erhielten. Die ältesten indischen Denkmäler und die in allen arischen Sprachen erhaltenen Erbwörter thun unzweifelhaft dar, dafs die Arier schon vor ihrer Trennung den Ackerbau kannten und übten, dafs sie daneben aber auch nach grasreichen Weiden umherzogen, und die beiden Kulturstufen, das Hirtenleben und die Sefshaftigkeit des Feldbaues, sich noch nicht geschieden hatten.[1]) Dafs dann bei der Trennung und bei den langen Wanderungen der einzelnen Gruppen das nomadische Hirtenleben für lange Zeit wieder die Oberhand gewann, ist ganz natürlich; niemals aber ist die Kenntnis des Ackerbaues ganz untergegangen, — das eben beweisen die Erbwörter, welche die Hauptthätigkeiten und die wichtigsten Geräte auch in unserer Sprache ebenso benennen, wie sie dereinst in der Urheimat von dem Stammvolke benannt wurden.

Die unlösliche Verbindung von Viehzucht und Ackerbau, oder, wenn man will, auch den Übergang von der einen Beschäftigung zur andern veranschaulicht das Wort Feld. Der Endkonsonant ist eine Erweiterung des Stammes wie *κυν-ός*, can-is u. s. w.; der reine Stamm ist germ. fel, fol, sl. pol, umbrisch per- was mit dem Wechsel der Liquida auf griech. *πεδ-*, skr. pad- führt. Im Sanskrit aber bedeutet padá Weide; *πεδόν* kann Weide und Feld bezeichnen, die sich beide in dem Begriff „Boden" vereinigen. Das deutsche Feld bedeutet eine Fläche bebauten oder unbebauten Landes. Das slav. Wort bezeichnet nur unbebautes Land. Schon hieraus dürfte man schliefsen, dafs Griechen, Römer und Deutsche vor Slaven Acker gebaut haben.

---

[1]) J. Grimm, Gesch. d. d. Spr. I, 21.

Digitized by Google

Acker, ager, ἀγρός, wird aus agere oder ἄγειν, aus der Bewegung oder Arbeit des Pfluges hergeleitet. Die meisten auf den Ackerbau bezüglichen Benennungen kommen von der indog. Wurzel ar = pflügen.

Das ahd. Wort heifst eren, ags. erjan, goth. arjan = griech. ἀρόω, lat. aro.

Von diesem Zeitwort ist das Werkzeug ἄρ-ατρον, aratrum, wallisisch arad, altn. ardhr abgeleitet; das nordisch-deutsche Wort ist aber aus der Bedeutung Pflug in die Bedeutung Erwerb, Wohlstand übergegangen.

Die Handlung des Pflügens bezeichnet lat. aratio, griech. ἄροσις, im Deutschen art. — Wie kommt es, dafs wir bei diesem Worte nicht im entferntesten an Pflügen denken? — Erstlich daher, weil das Zeitwort eren durch pflügen verdrängt, die Wurzel ar bei uns verdunkelt und vergessen ist; dann aber nahm das Wort art schon früh die Bedeutung: Erträgnis des Pflügens und Ackerns an; die Nachkommenschaft des Saatkorns wurde auf die menschliche Nachkommenschaft übertragen; so entstand die Bedeutung Geschlecht, Art; ein neugebildetes Zeitwort arten spaltete sich in die Bedeutung: den Acker bauen, und in arten, geartet sein.

Das lat. ars, artis ist mit unserem art durchaus identisch; es bedeutet ursprünglich die Pflügekunst, — die einzig vorhandene Kunst.

Das Wort Erde, goth. airtha, ursprünglich gepflügtes Land.

Ein Erbwort für das Urinstrument des Ackerbaues hat unsere Sprache nicht bewahrt. Das Gothische benennt den Pflug mit hôha, dem im Skr. kôka entspricht; letzteres Wort aber bedeutet Wolf. Wie stehen beide Begriffe in Beziehung? Im älteren Sanskrit wird der Pflug vrika genannt, was Wolf und Fuchs, allgemein aber „Zerreifser" bedeutet. In Anwendung desselben Bildes nannten auch die Gothen den Pflug Wolf oder Erdzerreifser.

In Pflug sah J. Grimm ebenfalls eine Metapher, und zwar eine der interessantesten Art. Das Meer, die Wasserfläche, ist auch ein Feld, das gepflügt wird; die Wurzel ar wird daher auch auf das Durchfurchen des Meeres angewandt: skr. aritra = Ruder und Schiff; altn. âr, engl. our = Ruder;

Digitized by Google

skr. aritri Ruderer, griech. ἐρέτης; remus und deutsches rieme kommen ebenfalls von ar = ri. Wenn nun das Durchschneiden des Meeres metaphorisch von alters her pflügen heifsen, das Ruder mit dem Pfluge, der Ruderer mit dem Pflüger vertauscht werden konnte, durfte da nicht umgekehrt ein Name, der eigentlich dem Schiffe zukam, auf das Ackergerät übertragen werden? — Grimm möchte dies annehmen und pluoch, lit. plugas, skr. plava [1]) und griech. πλοῖον zusammenstellen. Beide Geräte wurden von unseren Vorfahren als lebende Wesen gedacht; das Schiff hat Haupt, Hals und Schnabel, der Pflug hat ein houbit und einen zagel. Pflug und Schiff stehen als Symbole der Fruchtbarkeit in engster Beziehung zu einander. Leider erheben sich gegen die geistreiche Erklärung Grimms so viele sprachliche Bedenken, dafs man derselben unmöglich beitreten kann, obschon eine bessere und sicherere noch nicht gegeben ist. Wenn eine Vermutung gestattet ist, so möchte ich die Meinung äufsern, dafs Pflug ein Lehnwort sei aus dem Slavischen, durch welches das ureigene hôha verdrängt wurde.

Unsere Bezeichnung für die verschiedenen Getreidearten können naturgemäfs einen Schluſs auf die Fruchtarten, die in der arischen Periode gezogen wurden, nicht gestatten, da Boden und Klima die Wahl der Saatfrüchte gänzlich bedingen. Wir sehen daher von denselben hier ab, um sie für die Betrachtung einer späteren Kulturperiode aufzusparen. Hier nur noch ein Wort über die Bearbeitung des Getreides zu Nahrungszwecken.

In den auf das Zerreiben der Körnerfrucht bezüglichen Wörtern hat sich die indogerm. Wurzel mar = mahlen erhalten. Da l und r als flüssige Konsonanten wechseln, so kann die Wurzel ebensowohl mal wie mar lauten und wie ar in ri, so verwandelt sich mar, mal in mri, mra, mla, im Griech. in bro und blo umspringend. Aus diesen Wurzeln sind erwachsen:

mahlen, malan, molere, skr. malana;

Mühle, griech. μύλη, mola.

---

[1]) Es kommt ein longobard. plovus vor.

Digitized by Google

Mehl, mel, melwes = das Gemahlene; molte = Mehlstaub, Staub überhaupt.

Das Wort Brot bedeutet vom Zeitwort briuwen, pruwen, = Gemischtes, Gegorenes.

backen, ahd. pachan ist mit griech. φαγεῖν übereinstimmend und heifst genieſsbar machen.

Das Wort melken, mulgere, μέλγω, kommt ebenfalls von mar, bez. mal, und bedeutet das Euter der Kuh reiben oder streichen; milchu ist das Gemolkene, wie Mehl das Gemahlene.

Auch schon ein geistiges Getränke scheint arischen Ursprungs: ahd. metu, as. medo, Met, griech. μέθυ Wein, μεθύω bin trunken, skr. madhu (mel, vinum), lit. medus = Honig.

IV. Handel und Verkehr.

Die Einfachheit des Lebens und der Beschäftigung der alten Arier schlieſst den Gedanken an einen Handelsverkehr mit andern Ländern aus. Auch haben wir keine Erbwörter, die auf auswärtige Unternehmungen schlieſsen lieſsen. Darf man auch in den Wörtern Naue und Nachen und ihren indogermanischen Verwandten, in ahd. rieme Ruder, lat. remus, ahd. ruodar, griech. ἐρετμός u. s. w. die Keime der Schiffahrt erblicken, so wird man sich die Fahrzeuge doch durchaus primitiv vorstellen und die Schiffahrt sicher auf den Flufsverkehr im Innern beschränken müssen. Der Handel beruhte noch lediglich auf Tausch, der Wert der Tauschgegenstände wurde nach Viehhäuptern bemessen. Ob Gold und Silber bereits bekannt waren, — wie vielfach angenommen wird, macht der Vergleich der betreffenden Ausdrücke eher zweifelhaft als gewifs. Nur das steht fest: Erz, d. i. Bronze war schon im Gebrauch und das unentbehrliche Salz aufgefunden und gewürdigt.

V. Die geistige Kultur der Arier.

Sowohl Substantive als Adjektive und Verba enthalten in nicht geringer Zahl geistige Begriffe, in denen der Mensch sein Denken und Fühlen, seine Freude und Trauer, sein Wollen

Digitized by Google

und Meinen ausdrückt. Er hat bereits für Sonne, Mond und Sterne, ebenso für Feuer, Wasser, Luft, Erde, für Licht und Dunkel, Wind und Wetter, Eis und Schnee besondere Bezeichnungen gefunden. Bereits erkennt er über sich eine höhere waltende Macht. Der über des Menschen Haupt sich wölbende Himmel hat sich zum Stammgott personifiziert, der als Zeus-Jupiter Römer und Griechen, als Tius-Ziu die Germanen bis in ihre europäische Heimat begleitet hat. Dafs sich ebenfalls auf arischem Boden neben dem Stammgotte auch bereits andere Gottheiten aus der Tiefe des Volksgeistes erhoben, ein vielgestaltiges Gewebe von hochpoetischen Mythen sich bildete, ein Urstock von dichterischen Gebilden aller Art sich sammelte, — diese und andere geistige Lebensäufserungen können wir ahnen und in unserer Phantasie erfassen; sie in bestimmte Begriffe zu kleiden und mit Thatsachen zu belegen, wird erst möglich werden, wenn die jetzt noch im Entstehen begriffene Wissenschaft der vergleichenden Mythologie und der Vergleichung der Dichtungsarten und der dichterischen Motive mit der Sprachforschung auf gleicher Stufe angekommen sein wird. Vorläufig wolle der geneigte Leser sich genügen lassen, dafs wir aus dem gedachten arischen Erbschatze ein einziges kleines Kleinod hervorziehen zum Beweise, dafs die Fäden mythischer und poetischer Vorstellung und Überlieferung von deutschem Boden bis in die asiatischen Ursitze zurücklaufen. Der zweite Merseburger Heilspruch lautet:

Pfohl und Wotan fuhren zu Holze:
Da ward Baldurs Fohlen der Fufs berenket.
Da besang ihn Sindgund und Sunna, ihre Schwester;
Da besang ihn Freia und Volla, ihre Schwester,
Da besang ihn Wotan, wie er wohl verstand,
So die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, wie die Gliedverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zu Lide, — wie geleimt safsen sie!

Die Meinung dieses Heilspruches ist, dafs, so oft derselbe in jedem ähnlichen Falle gesprochen oder gesungen wird, die Heilung sofort sich einstelle. Diese Zauberformel ist der Anlage nach arisches Gemeingut. Ein altindischer Spruch beginnt

Digitized by Google

„Zusammen werde Mark mit Mark, und auch zusammen Glied an Glied; was dir an Fleisch vergangen ist und auch der Knochen, wachse dir; Mark mit Mark sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich; Blut erhebe sich am Knochen, Fleisch erhebe sich am Fleische; Haar mit Haar füg' es zusammen, füge mit der Haut die Haut!“ [1])

II.

Die Periode der slavo-germanischen Spracheinheit.

Der eigentliche Entdecker der grofsen Wahrheit von der slavogermanischen Spracheinheit ist J. Grimm, der in seiner Geschichte der deutschen Sprache S. 1030 schrieb: „Unsere deutsche Sprache schliefst sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litauische an.“ Was Grimms genialer Blick schaute, haben seitdem die Studien von A. Schleicher, Lottner, Foerstemann und anderer zur Gewifsheit erhoben, und die slavogermanische Einheit ist ohne erheblichen Widerspruch von der Wissenschaft als Thatsache angenommen. Nur das ist und bleibt auffällig, dafs trotz der angenommenen Einheit das Germanische eine auffällige Hinneigung zum Keltischen zeigt, wie das Lituslavische zum Eranischen; aber auch hierfür fehlt ein Erklärungsversuch nicht.

Foerstemann stellt zwei Hypothesen auf. Erstens: die Periode der slavogermanischen Einheit liegt in einer unendlich frühen Zeit und ihr geographischer Schauplatz auf einem beschränkten Bezirke des innern Asiens. Mit andern Worten: das spätere Indische, Eranische, Griechische, Lateinische, Keltische, Lituslavische, Deutsche, sowie die übrigen für uns verschwundenen Sprachzweige waren bereits auf engerem Raume leise von einander gesonderte Mundarten, die noch stets mit einander in enger Berührung standen und vielfach gemeinsame

[1]) W. Scherer, Gesch. d. d. Litteratur, Berlin 1880, S. 15.

Digitized by Google

Schicksale hatten. Nicht durch Auswanderung in die weite Ferne haben sich diese Sprachen gesondert, sondern durch Dialektbildung haben sich diese Volksstämme einander entfremdet und erst infolge dieser Entfremdung haben sie ihre weiteren Wanderungen angetreten.

Oder zweitens: Die Slavogermanen rückten als eine geschlossene Einheit noch bis in Europa hinein; dort trennten sie sich dadurch, dafs der eine Teil, die späteren Deutschen, sich über einen Teil des keltischen Gebietes erobernd verbreitete und dadurch vom keltischen Wesen tief berührt wurde, während der andere Teil, die späteren Slaven, von nachrückenden Eraniern gedrängt und auch wohl unterworfen wurde, jedoch die Kraft hatte, diese Eranier sich zu assimilieren, so dafs die Slaven zwar eranischem Einflusse, aber nicht vollständiger Eranisierung unterlagen." [1])

Foerstemann schwankt, welcher der beiden Hypothesen er den Vorzug geben soll; die letzte hat sicher die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, weil sie am einfachsten und natürlichsten ist.

Ehe wir nun den Versuch machen, auf Grund des den Germanen und Lituslaven gemeinsamen Sprachgutes die Fortschritte der Kultur während der Periode der slavogermanischen Einheit zu zeichnen, müssen wir vorher noch auf zwei Schwierigkeiten hinweisen, die sich hier entgegenstellen:

1. Das Deutsche und Lituslavische haben von uralten Zeiten her bis zur Gegenwart einen ungemein regen Verkehr gehabt. Die Entlehnung von beiden Seiten ist eine umfangreiche, und wie es oft sehr schwer ist, zu entscheiden, wer der Geber und wer der Empfänger, so ist es oft noch schwerer, Erbgut und Lehngut zu sondern.

2. Die Schwierigkeiten werden dadurch noch erhöht, dafs uns das Lituslavische nur in Denkmälern vorliegt, die sämtlich aus einer verhältnismäfsig späten Zeit herrühren.

Angesichts dieser fast unüberwindlichen Hindernisse können wir weder ein so ausführliches, noch auch so zuverlässiges

[1]) Foerstemann, Gesch. des d. Sprachstammes, I, 242.

Digitized by Google

Kulturbild wie von der indogermanischen Sprachperiode entwerfen; wir müssen uns begnügen, unter steter Bezugnahme auf die betrachtete erste Periode die Hauptzüge des Gemäldes um einige Striche zu ergänzen und zu schattieren.

1. Familie und Staat.

Während auf dieser Sprachstufe zu den arischen Erbwörtern, welche die Verwandtschaftsgrade bezeichnen, nichts neues hinzukommt, sehen wir den Begriff des Volkes als einer politischen Einheit sich entwickeln, Stände sich absondern, — und dieser Fortschritt ist eines der wichtigsten Charakterzeichen dieser Periode.

Volk (populus), lit. pulka (turba), bedeutet Menge und Heer, wie altsl. pluku Heerlager bezeichnet. polka bezeichnet slav. sowohl eine Volksmenge wie das von ihr besessene Territorium, wie auch ags. fylce tributum und provincia bedeutet.

Auch goth. thiuda, as. thioda, ahd. deot und diota, lit. teuta, pr. tauta, altir. tuáth = Volk, — das Wort, aus dem unser „Deutsch" erflossen ist, gehört hierher.

Wurzel ist tu = valēre.

Leute, ahd. liut, an. lȳdhr, ags. leód = Volk, altsl. liudu, von einer indogerm. Wurzel rudh = wachsen abgeleitet, bezeichnet die zu einem Volke angewachsene Familie, die Genossen eines Gemeinwesens.

Ahd. trust = agmen, mhd. truht = Schar, Truppe, goth. drauhts = exercitus, altsl. družistvo = societas, drugu socius, lit. draugas werden von der Wurzel drug hergeleitet, die aus ags. dreógan, dreág, drugon = wirken, thätig sein erschlossen wird.

Ahd. truhtin, ags. drythen, an. drôttinn heifst der Anführer, Herr eines truht; es ist der älteste Name für Fürst, Herrscher, König, ein mit Ehrfurcht ausgesprochener Name, der in späterer Zeit auf den Herrn der Heerscharen und Fürsten des Himmels angewandt wurde.

Der Gegensatz der Herrschenden und Dienenden tritt bestimmt hervor.

Digitized by Google

Walten, durch alle germanischen Dialekte gehend, lit. valdau = mächtig oder stark sein, herrschen.

Walter, ahd. waltari, altsl. vladari = Herr; an. vald = Macht, ahd. giwalt, Macht, Gewalt, an. valdi Herrscher, einvaldi Alleinherrscher.

Dienen, as. thionôn, ahd. deonôn, goth. thivan, gathivan = dienstbar machen, thius, genit. thivis Diener, thivi Dienerin, ahd. diu, deo, haben altsl. tiunu, lit. tijunas zur Seite.

Die indogerm. Wurzel möchte wohl dhava = dienen sein; in der reduzierten Form dâva ging griech. δαϝα in δαν, δον, δούειν über, davon δούλη, δοῦλος.

Die Ausübung des Herrscheramtes in seinen beiden Hauptmomenten: Rechtsprechung und Kriegführung, kündigt sich an in:

thing (Ding) = Gericht, Streitsache, altsl. teža (aus tenja) = Gericht, Gerichtsverhandlung.

Ahd. wâra = Bündnis, Treue, altsl. věra Treue, lit. věra Wahrheit, und

goth. triggva Bündnis, altpr. druwis = fides.

Heer, ahd. hari, preufs. kragis, lit. karas = Krieg, lett. karsch = Streit, Krieg, altpr. kâra = Heer.

Bestimmte Waffen werden erkenntlich durch ahd. strâla, altsl. střela, lit. strela, mhd., nhd. Strahl = Pfeil; altn. thömb = Bogensehne, altsl. timpa = Sehnen am Körper.

Goth. sarva, lit. szarwa, altpr. sarwis bedeuten Rüstung.

2. Viehzucht und Ackerbau.

Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, dafs das Land, in welchem die Slavogermanen wohnten, vorwiegend Tiefland war und ausgedehnte Ebenen hatte. Dies erklärt es, wenn wir neben der Rinderzucht in dieser Periode die Züchtung des Kleinviehs eine bedeutende Ausdehnung annehmen sehen.

Das Erbwort für Schaf ist ahd. ouwi, lit. avis, altsl. ovica, skr. avi, lat. ovis, griech. ὄϊς.

Das Wort Schaf, ahd. scâf, hat mit dem Zeitwort schaffen keine Gemeinschaft; es stammt wahrscheinlich von slav. skopitz

Digitized by Google

= eunuchus, dem das Zeitwort skopiti = evirare zu Grunde liegt.

Schöps ist von böhm. skop, skopes gebildet.

Das deutsche ouwi und seine Verwandten gehen nur auf das Weibchen; der unverschnittene Schafbock heifst ahd. und mhd. ram, gen. rammes, — davon das Zeitwort rammilôn = coire.

Widder, ahd. widar (goth. vithrus), an. vedhr, wahrscheinlich von veth = ϝέτος, ἔτος, lat. vetus, vitulus, skr. vatsara herzuleiten mit der Grundbedeutung „Jährling".

Hammel, ahd. hamal = das verstümmelte männliche Schaf.

Wolle, goth. vulla, lit. vilna und ksl. vluna, lat. vellus von val = drehen, wickeln.

Ziege, ahd. zigâ, zikki, entspricht skr. tshâga; altn. akan, ôk, lit. ozys, skr. aja = Ziege, altsl. kozo Ziege, kozilu Bock, ags. hecen = junge Ziege.

Geifs, ahd. keiz, goth. gaitsa entspricht mit richtiger Lautverschiebung dem lat. haedus; Fick weist auf lit. zaid spielen hin. Die Erklärung ist noch unsicher.

Bock, ahd. pocch, ags. bucca, hat kein slav. Wort zur Seite, wohl aber zend. bûza, mit dem sich skr. m. bukka und f. bukkâ = Bock, Ziege vergleicht. Auch kann wohl ksl. bykŭ = Stier hierher gezogen werden. Wurzel buk = pfauchen.

Das Schwein wird ebenfalls schon als Haustier gezüchtet, doch hat unzweifelhaft eine ausgedehnte Schweinezucht und die besondere Wertschätzung des Schweinefleisches erst nach der Einwanderung in die an Eicheln und Eckern reichen Wälder Germaniens begonnen.

Schwein, goth. svein, altsl. svinija; beide entsprechen dem lat. selbständig gebildeten Adjektiv suinus und gehören zu dem indogerm. sû. Im Sanskrit sû-kara Grunzer. Vielleicht darf aber an die Wurzel su = treiben, erregen, erzeugen gedacht und der Name des Tieres aus seiner Fruchtbarkeit erklärt werden.

Sau, ahd. sû geht direkt auf das indogerm. Stammwort. Ahd. swan und swaner, verschmolzen aus suîn und suoner (Herde) bedeutet Schweineherde; suên = Schweinehirt.

Digitized by Google

Der zahme Eber heifst ahd. barc, barch, gewöhnlich der verschnittene Eber; der unverschnittene heifst ahd. pêr, ags. bâr, im rhein. Dialekt beer und beir, was dem lat. verres, griech. ἔῤῥαος, skr. varâha entspricht. Letzteres ist gebildet aus Wurzel rah und Präfix ava und bedeutet: „der Stürmende". Denselben Sinn soll Eber, lat. aper haben, das aus caper, κάπρος (mit Ausfall des Gutturals) erklärt und aus skr. kampra, — ein Epitheton des einherstürmenden Rosses, — als Renner, Stürmer gedeutet wird.

Ferkel, ahd. farah, farheli, lat. porculus = lit. parszeli; parszena = Schweinefleisch. Lautlich und begrifflich steht skr. prischat (Hirscheber) nahe.

Ein Spanferkel ist ein von der Mutter gelocktes: spanan (σπάω) locken. Ein Frischling bedeutet nicht ein frisch geborenes, sondern ein reines junges Opfertier, Schwein oder Schaf.

Die Pferdezucht, die ersichtlich an Ausdehnung gewonnen hat, läfst wiederum auf Wohnsitze mit weiten grasreichen Ebenen schliefsen. Als neue Bezeichnungen treten auf:

Hengst, ahd. hengist, altsl. lit. kuinas. Das deutsche Wort bezeichnete ursprünglich nur den Wallach als Zugpferd. Die Wurzel ist kak, kancati = cingere; hengist ist das umgürtete, angespannte Pferd. Wallach ist ein Lehnwort.

Stute, ahd. stuot, an. stôdh bedeutet ursprünglich eine Herde von Zuchtpferden, ein Gestüt (von Wurzel sta = stehen). Altsl. stadi Pferdeherde.

Mähre, ahd. marah stammt von kelt. marka.

Gaul von kelt. caballus, sl. kobyla.

Fohlen, Füllen, ahd. folo, pullus, πῶλος bedeutet junges Haustier überhaupt, speziell junges Rofs.

Eine grofsartige Revolution auf dem Gebiete des Ackerbaues bezeichnet sich durch das neue Auftreten des Roggens (ahd. roggo, lit. ruggei Pl.) und des Weizens (goth. hvaiteis, lit. kwětys.

Korn, goth. kaurn, lat. granum stellt sich zu lit. grudas, mit dem ags. grytt, ahd. gruzi, Grütze übereinstimmt.

Digitized by Google

Neben dem Urgeräte Pflug erscheint die Egge, ahd. egida, lit. akèczos. Das Zeitwort dreschen, — goth. thriskan, ags. therskan, lit. treské, tresketi — deutet ebenfalls auf einen grofsen Fortschritt in der Behandlung des Getreides. Schon begnügt man sich nicht mehr damit, das Korn mit der Hand zwischen Steinen zu zerreiben; eine neue Art von Mühle ist erfunden, die Quirn. Das ahd. chwirna, an. kvörn, genit. kvarnar bezeichnet Mühlstein und Mühle; das goth. asilu-quairnus (Eselsmühle) könnte zu dem Schlusse veranlassen, dafs schon früh Tiere zum Drehen der Quirn verwendet wurden.

Die Vervollkommnung des Ackerbaues und die Kenntnis neuer Pflanzen führte von selbst zur Erweiterung der Nahrungsmittel. Namentlich dem Getränke scheint der Slavogermane besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; neben Milch und Met tritt Bier: an. öl, ags. ealu, engl. ale, lit. alus, preufs. alu, von Wurzel al = brennen.

Ahd. bior, lit. pivas, altsl. pivo von der indogerm. Wurzel pâ = trinken; hiernach scheint das natürliche Getränke des Slavogermanen nicht Wasser, sondern Bier.

In Hinsicht auf Zeugbereitung und Bekleidung ergeben sich ebenfalls Fortschritte; der Flachs und seine Bereitung scheint bekannt gewesen zu sein; ebenso Wollenzeug. Für die Kopfbedeckung der Männer und Weiber finden sich gesonderte Ausdrücke; an. boti Stiefel, lit. batas deuten auf eine eigene ausgeschnittene, nicht bloſs umgewickelte Fufsbekleidung.

Ein Fortschritt in der Baukunst macht sich erkenntlich in: an. salr, ahd. sal = Haus, Wohnung mit einem Gemache, altsl. selo. Zweigwörter dienen zur Bezeichnung von Nebengebäuden, wie as. seli = Scheuer, an. sel = Senne.

Auch in Bezug auf die Hausgeräte mufs man dieser Periode mannigfache Erfindungen zugestehen; dagegen scheint man dem heutigen Begriffe von Städten und Dörfern in keiner Weise näher getreten zu sein.

Handelsbetrieb wird durch an. sal, lit. pa-sula (Anerbietung) Übergabe, Verkauf, an. leiga = Lohn, Bezahlung, goth. leihvan, lit. lëku leihen angedeutet.

Die Ausdrücke für Gold und Silber sind vorhanden, aber nur bei letzterem übereinstimmend (goth. silubr, lit. sidabras,

Digitized by Google

altsl. srebro). Das Wort ist wahrscheinlich gar nicht indogermanisch.

Von Seefahrt ist kaum eine Spur vorhanden, sonst würde der Anker gewifs seinen slavogermanischen Ausdruck haben und auch eine sichere und genauere Bezeichnung der Himmelsgegenden eingeführt worden sein; es findet sich aber nur lett. austras, ahd. ostar = ostwärts.

Trotz aller Fortschritte, die Viehzucht und Ackerbau, Bekleidung und Wohnung aufweisen, scheint das Leben des Slavogermanen dennoch im ganzen ein gedrücktes und kümmerliches gewesen zu sein. Allerhand Not und Mühe offenbart sich in slavogermanischen Ausdrücken; Krankheiten, wie Krätze, Aussatz, Schorf, Eiter, Fäule werden benannt. Mangel, goth. tharba, altsl. trebu nebst zugehörigem Adjektiv und Verbum, — die Wörter Sorge, Mühe, Leid, Harm, Not, Angst, Schande, List, Hohn, Lüge — deuten eher auf ein gedrücktes, freudeloses Dasein denn auf eine dominierende Stellung, wie die späteren Germanen sie meist einnehmen.

III.

Hypothese über das Alter der deutschen Sprache.[1])

„Die Sprachwissenschaft gehört zu den Naturwissenschaften;" so haben neuere Sprachforscher allen Ernstes behauptet. Wie der Naturforscher aus den fossilen Überresten ganze Tiergeschlechter aus der vorsündflutlichen Zeit wieder aufbaut, wie er aus der Beschaffenheit der Erdrinde, aus der Struktur der Gebirge den Massstab gewinnt, das Alter der Erde zu bestimmen und die Entwicklungsperioden ihrer Oberfläche zu begrenzen, so versuchen die Sprachforscher mit allem nur möglichen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit den Bildungsprozefs der Sprache aus dem innern Bau und Leben zu ergründen und die gegenwärtigen Erscheinungen durch alle Stufen der Entwicklung in das fernste Altertum zurückzuverfolgen. Die Resultate dieser Versuche, so spärlich sie auch noch sind, haben die Nacht der Vergangenheit wenigstens für Augenblicke zu

[1]) M. Müller, Vorles. I.

Digitized by Google

erhellen vermocht und ahnungsvolle Fernsichten in Zeiten und Geschicke eröffnet, die allen geschichtlichen Anfängen weit voraufliegen. Einem solchen Versuche, und dazu von einem der berühmtesten Sprachforscher ausgeführt, hier eine Stelle zu gönnen, wird daher ebenso lehrreich wie unterhaltend sein.

Das griechische Wort φηγός, lateinisch fagus fordert nach dem Gesetze der Lautverschiebung im Deutschen ein Wort, in welchem f in b, g in k, im Althochdeutschen in p und ch übergegangen ist, und dieses Wort ist goth. bôka, althd. puocha, Buche. Es kann also kein Zweifel sein, dafs wir in φηγός, fagus, bôka, puocha genau dasselbe Wort vor uns haben. Um so auffälliger ist es, dafs das griechische Wort nicht wie das lateinische und deutsche Buche, sondern Eiche (quercus esculus) bezeichnet.

Eine gleich auffällige und in ihrer Art einzige Erscheinung bietet das lateinische quercus. Da qu im Lateinischen häufig die Stelle von p vertritt, wie z. B. quinque neben griechisch πέμπε zeigt, so dürfen wir für quercus eine ältere Form percus substituieren und dieser mufs im Deutschen ein Wort entsprechen, in welchem statt p und c die Aspiraten f und h sich finden. Dieses Wort ist ferh, ahd. foraha, ags. furh, engl. fir, Föhre. Wir haben hier also wieder dasselbe Wort in zwei stammverwandten Sprachen; aber während das deutsche Wort den Baum pinus silvestris bezeichnet, bedeutet quercus Eiche und nichts anderes.

Wie ist es nun möglich, dafs ein Wort, das Föhre bedeutet, Eiche, und eines, das Eiche hiefs, Buche bedeuten konnte?

Den Schlüssel zu dieser Erscheinung glaubt unser Sprachforscher in der Folge der Vegetationsperioden zu finden, wie diese sich nach den Funden in den Torflagern von Schottland und Dänemark darstellen.

Die dänischen Torflager, die bis zu 30 Fufs Tiefe gehen, zeigen auf der untersten Schichte nur Moose. Sodann folgt eine Lage, die nicht ausschliefslich aus Wasser- und Sumpfpflanzen zusammengesetzt ist, sondern um die Ränder Föhren hat mit Stämmen von 2—3 Fufs Dicke. Dieser Baum ist in der historischen Zeit auf den dänischen Inseln nie heimisch gewesen und ist es noch heute nicht; man hat ihn einführen

Digitized by Google

wollen, er ist aber nicht fortgekommen. Und doch ist er offenbar zu einer Zeit, wo schon Menschen dort lebten, einheimisch gewesen.

Über der Föhrenschicht zeigt sich ein Lager, in welchem die gemeine Eiche vorkommt; noch höher hinauf findet sich die Stieleiche, die der gemeinen Eiche zunächst steht, zugleich mit Erlen, Birken und Haselstauden. Die Naturforscher schliefsen aus dieser Torf-Formation, dafs die älteste Vegation, die Föhre, von einer jüngern Eichenvegetation verdrängt oder abgelöst worden ist. Da nun aber die Eiche in Dänemark als wildwachsender, eigentlicher Waldbaum so gut wie gar nicht mehr vorkommt, vielmehr die Buche dort des Waldes Königin ist, so wird daraus geschlossen, dafs die Buche einer jüngern Vegetationsperiode angehört als die Eiche und erst nach dieser gekommen ist.

Da in der Föhrenschicht eine Menge von Steingeräten sich gefunden haben, so darf man die Föhrenperiode mit der Kulturperiode identifizieren, welche die ältesten Spuren von der Anwesenheit des Menschen aufweist und die kurzweg als Steinzeit bezeichnet wird.

Auch im schottischen Torfe finden sich Steingeräte in der Föhrenschicht.

Die Periode der Eichenvegetation, wenigstens ein Teil derselben, die auf die Föhre gefolgt ist, fällt mit dem Bronzezeitalter zusammen, denn Schwerter und Schilde aus diesem Metall, die im Museum zu Kopenhagen aufbewahrt werden, sind in der Torfschicht gefunden worden, in der Eichen häufig vorkommen.

Die Periode der Buche fällt mit dem Zeitalter zusammen, in welchem das Eisen entdeckt und in Gebrauch genommen war; denn vor dieser Zeit ist das Vorhandensein der Buche nicht nachweisbar.

An diese, hier nur in den wesentlichsten Zügen mitgeteilte, Thatsachen knüpft M. Müller folgende Vermutungen:

Das Vorhandensein menschlichen Lebens während der Föhrenperiode oder während des Steinzeitalters in Europa scheint bewiesen zu sein. Die Streitfrage, ob die damals lebenden Rassen arische oder turanische waren, kann nur durch die Sprache

Digitized by Google

entschieden werden. Schädel können wohl dazu verhelfen, den physischen Charakter zu bestimmen, aber sie können unsere Zweifel in Bezug auf die frühesten Bewohner Europas keineswegs aufklären. Wenn wir nun aber in den Zweigen der in Europa gesprochenen arischen Sprache, wenn wir im Griechischen, Lateinischen und Deutschen einen gewissen Wechsel der Bedeutung antreffen, der mit dem beschriebenen Wechsel der Vegetation parallel läuft, können wir es da nicht als Hypothese aufstellen, dafs solcher Wechsel der Bedeutung gleichsam der Schatten war, welchen die in der Natur eintretenden Ereignisse auf die Sprache warfen?

Die arischen Stämme, welche alle nur Mundarten ein und derselben Sprache redeten und sich in Europa während der Föhrenzeit ansiedelten, konnten nur die F ö h r e kennen lernen. Sie benannten sie mit dem Worte, das noch heute als Name der Föhre vorhanden ist. Wie kommt es nun also, dafs dasselbe Wort im Lateinischen E i c h e und die mundartliche longobardische Nebenform fereha, althochdeutsch ferch ebenfalls E i c h e und nicht Föhre bedeutet? Wir können uns wohl denken, dafs der Name Föhre während der Föhrenperiode zu einem Gattungsnamen für Baum im allgemeinen wurde; aber wie hätte derselbe Name individualisiert und dann wieder grade der Eiche beigelegt werden können, wenn nicht die Mundart, welcher er angehörte, zu einer Zeit wirklich gesprochen worden wäre, wo an die Stelle der Föhrenvegetation nicht plötzlich, sondern sehr allmählich, eine Eichenvegetation trat?

Und ebenso verlangt die Thatsache, dafs phēgós im Griechischen Eiche und nichts weiter bedeutet, während fagus im Lateinischen, bôka im Deutschen die Buche benennt, jedenfalls eine Erklärung, und bis eine bessere gegeben werden mag, wage ich die Vermutung, dafs teutonische und italische Arier Zeugen des Überganges der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne, waren, und dafs, während die Griechen ihr phēgós in der ursprünglichen Bedeutung beibehielten, die teutonischen und italischen Kolonisten den Namen als ein Appellativum auf die neuen Waldungen

[1]) Im Skr. ist das Wort n i c h t erhalten.

Digitized by Google

übertrugen, welche in ihrer heimatlichen Wildnis emporwuchsen.

So die Hypothese des geistreichen Forschers, der zur Unterstützung derselben auf verwandte Spracherscheinungen, namentlich auf die Übertragung des Wortes zur Bezeichnung der Bronze auf die Benennung des Eisens hinweist und dieselben Folgerungen aus dieser zieht. Wie unermefslich weit er mit seiner Annahme die drei betreffenden Sprachen, das Griechische, Lateinische und Deutsche in das Altertum heraufrückt, bedarf keiner weitern Ausführung, wenn man dagegen hält, dafs selbst höchst besonnene Naturforscher den Beginn des Stein- und Föhrenzeitalters um etwa 3—4000 Jahre vor unsere Zeitrechnung legen. Wie weit man auf diesem Wege in das Altertum hinaufzusteigen bereit ist, mufs dem Urteile und Geschmack eines jeden überlassen werden, wie ja auch die vorgetragene Hypothese nur als eine Vermutung, keineswegs als eine ausgemachte Thatsache gelten will. Wenn es gestattet ist, einem so ausgezeichneten Forscher wie M. Müller gegenüber einige bescheidene Bedenken zu äufsern, so möchte wohl der Annahme, dafs griechische, italische, teutonische Arier in Europa Augenzeugen des Wechsels der ältesten Vegetationsperioden gewesen seien, zunächst die auch von M. Müller selbst an einer andern Stelle hervorgehobene Thatsache entgegen zu halten sein, dafs das arische Stammvolk vor seiner Trennung in Asien bereits einen Kulturgrad erreicht hatte, der im grofsen und ganzen der Stufe entspricht, auf welcher nach des Tacitus Beschreibung die Germanen in der Römerzeit standen. Ist diese Thatsache, die sich darauf stützt, dafs die auf den Ackerbau, die Viehzucht, auf Haus- und Schiffsbau, auf Familien- und Stammverhältnisse etc. bezüglichen Wörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Deutschen, Slavischen in Form und Bedeutung übereinstimmen, ist diese Thatsache richtig, so ist es unmöglich, für die nach Europa übergesiedelten Arier eine Gleichzeitigkeit mit Vegetationsperioden anzunehmen, die notwendig schon verflossen waren, ehe das Leben in der asiatischen Heimat Ackerbau, Viehzucht, Schiffsbau u. s. w. gestattete. Denn wenn die ungetrennten Arier bereits, — und dies ist durch die Sprachvergleichung zur Gewifsheit erhoben, — in den

Digitized by Google

schattigen Waldtriften des asiatischen Hochlandes ihre Herden weideten und an den Abhängen und in den Thälern Saaten bestellten, wie sollten die in späterer Zeit nach Europa gelangten und dort sich verzweigenden Arier Augenzeugen davon gewesen sein können, wie die Föhrenperiode in die Eichenvegetation überging und dieser die Buchenzeit folgte, da diese Entwicklungsperioden bis auf die letzte schon in der Urheimat durchlebt waren?

Aufser diesem Bedenken allgemeiner Natur erheben sich aber auch sprachliche Zweifel. Dem lateinischen quercus ist nicht, wie M. Müller thut, in erster Linie das Wort foraha an die Seite zu stellen, sondern fereha, das in Rothar. leg. Longobard. „roborem et quercus" glossiert wird. Grimms Wörterbuch führt ein diesem Worte entsprechendes ferch mit der Bedeutung Eiche auf, und auch im Gothischen mufs das Wort mit gleicher Bedeutung vorhanden gewesen sein; denn ferah Leib, firahu Mensch, firahi Volk haben ihre Bedeutung daher, dafs ursprünglich die Begriffe Eiche und Mensch, Baumstamm und Leib sich deckten, wie ja nach deutschem Glauben die Menschen aus Baumstämmen erwachsen sind. Es kann daher kein Zweifel darüber sein: das dem lateinischen quercus entsprechende Wort deutschen Idioms, mag es nun fereha oder ferah, ferch lauten, bezeichnet ebenfalls die Eiche oder Baum im allgemeinen und nicht die Föhre. Das Wort foraha für letztere ist aber mit fereha gleichen Stammes und gleicher Wurzel, o ist, wie ags. furh zeigt, Schwächung aus u, das i in engl. fir 2. Schwächung; beide Vorgänge setzen als Grundvokal a oder e voraus, mithin ist ferh — Stamm, foraha abgeleitete spätere Form.

Dafs diese sprachlichen Thatsachen von M. Müller übersehen sein sollten, ist nicht anzunehmen: er hat sie aber nicht für seine Hypothese, wie er gekonnt hätte, verwertet; denn grade aus dem Umstande, dafs der Name foraha vom Stamme ferh jüngern Ursprungs ist zur Bezeichnung der Föhre, hätte er schliefsen können, dafs die Nebenform erst nötig und erst gebildet wurde, als neben die Föhre die Eiche getreten war; und auch in dem Umstande, dafs im Gothischen das Stammwort die allgemeine Bedeutung von Stamm, Leib u. s. w.

Digitized by Google

zeigt, kann als ein Beweis dafür angesehen werden, dafs das Stammwort einst den Baum κατ' ἐξοχήν, den Urbaum Föhre bedeutet habe. Mithin wandelt sich, was vorhin als sprachliches Bedenken gegen die Müllersche Hypothese bezeichnet wurde, unter der Hand in eine Unterstützung derselben.

Übertragungen von Namen bekannter Pflanzen auf unbekannte, d. h. solche, die man neu kennen lernte, kommen auch sonst noch vor: skr. aravinda = Lotus, griech. ἐρέβινθος, ahd. araweiz Erbse. Der Bedeutungswechsel zwischen lat. flavus und dem lautlich entsprechenden blâw blau ist, wie wir später sehen werden, aus ganz anderer Ursache zu erklären. In Bezug auf die Wörter phēgós, fagus, Buche erhebt sich ein weniger leicht zu beseitigendes Bedenken. Dafs das griechische Wort nur Eiche und nichts anders bezeichne, d. h. nur quercus esculus, ist eine bis jetzt unerwiesene Annahme. Bei Homer tritt die Bedeutung des Wortes nur insofern klar hervor, dafs ersichtlich damit ein Baum mit efsbaren Früchten bezeichnet wird, und zwar, wie aus andern Schriftstellern hervorgeht, mit runden, efsbaren, den Eicheln ähnlichen Früchten, wie sie der zahme Kastanienbaum trägt. Eine Buche kann mit dem Worte nicht gemeint sein; denn abgesehen davon, dafs die Früchte der Buche eckig und nicht rund sind, — es ist nach den neuesten Untersuchungen über die Pflanzenwelt Griechenlands sehr zweifelhaft, ob unsere Rotbuche, fagus silvatica, in Griechenland je heimisch gewesen ist; denn nur im äufsersten Norden sollen bis jetzt einzelne Exemplare gefunden worden sein, im übrigen kommen nur Weifsbuche (carpinus ducenensis) und Hopfenbuche (ostrya carpinifolia) vor. Die süfse Kastanie dagegen wächst in allen Teilen Griechenlands, und auf diese pafst der Name φηγός allein und vortrefflich. Man ist nämlich berechtigt, das Wort von φαγεῖν, [1]) essen, abzuleiten, so dafs φηγός im allgemeinen Sinne Efsbaum oder Baum mit efsbaren Früchten bezeichnet. Efsbare Baumfrüchte aber konnten in Griechenland, — da Buchen und Bucheckern nicht vorhanden waren, Eicheln aber weder in Griechenland noch in den kälteren Ländern Europas

[1]) Das Wurzelwort bhag, zerteilen, essen, ist altarisch; davon bhaga = Zuteiler, Brotherr, — Götterbeiwort.

Digitized by Google

je gegessen worden sind und ihres bittern Geschmacks wegen nicht gegessen werden konnten, — an wildwachsenden Bäumen nur die wildwachsenden Kastanien sein. Auf diesen Baum wandten daher die griechischen Arier das Wort für Eſsbaum, das sie wohl schon aus der Heimat mitbrachten, an; die italischen und deutschen Arier übertrugen es auf den Baum, der in den Wäldern ihrer neuen Heimat die eſsbarsten Früchte darbot, auf die Buche. Es braucht daher ein Wechsel der Bedeutung von φηγός, fagus, Buche gar nicht angenommen zu werden; das Wort hat in allen drei Sprachen seine Urbedeutung behalten, ist aber nach der Zerstreuung über die europäischen Länder je nach der Natur des Landes und seiner Vegetation in Griechenland auf einen andern Baum angewandt worden als in Italien und Germanien.

Aus den Wörtern φηγός, fagus, bôka kann also nicht auf einen eigentlichen Wechsel der Bedeutung, mithin aus diesem auch nicht auf eine Gleichzeitigkeit mit dem Vegetationswechsel geschlossen werden. Es bleibt demnach für die Müllersche Hypothese, daſs die arischen Sprachen in Europa, bez. die deutsche, als gesonderte Sprachen in die Steinzeit hinaufreichen und in das Alter der Föhrenvegetation, nur die erst besprochene Wortgruppe übrig, — die immerhin eine gewisse Beachtung fordern darf, zumal die Wörter fereha, foraha, quercus eine Verwandtschaft in den übrigen indogermanischen Sprachen nicht haben und sich der Rückführung auf eine Sanskritwurzel spröde entziehen.

Das deutsche Wort Buche kann aber für sich allein auch als Zeuge für das hohe Alter unserer Sprache angeführt werden, eines Alters, das sich zwar nicht mit der Vorstellung von Pfahlbauten und Steingeräten verträgt, aber doch über alle historisch bekannten Kulturperioden hinausliegt. Goth. bôka, pl. bôkôs, an. bôk, bôkar, ag. bôk, bêk, ahd. puoh, mhd. buoch Buch bedeutet ein Täfelchen von Buchenholz zum Schreiben, daher für den Begriff Buch gothisch, nordisch, angelsächsisch der Plural erfordert wird. Die Identität des Wortes Buch mit Buche ist ein unumstöſslicher Beweis dafür, daſs die hölzerne Schreibtafel das älteste Schreibmaterial der Deutschen gewesen ist; auch können wir daraus folgern, daſs die älteste

Digitized by Google

Anwendung der Schrift bei den Germanen in die Buchenperiode fällt, ferner, dafs bereits deutsch gesprochen und geschrieben wurde, ehe Pergament und Papier die hölzernen Schreibtafeln verdrängt hatten. Vielleicht darf man auch noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, dafs nicht blofs bei den deutschen Ariern, sondern auch bei den übrigen, die hölzerne Tafel als Schreibmaterial dem Pergament voraufgegangen sein mag; Pergament bez. Papier sind mindestens seit 1500 v. Chr. in Europa bekannt; wir dürfen daher wohl die Herrschaft der Holztafel wenigstens auf das Jahr 2000 hinaufrücken.

IV.

Erinnerungen an die Steinzeit.

Die des Metalls entratenden Urvölker haben überall, wie die Funde in Höhlen und Gräbern lehren, scharfen Flies zu Schneidwerkzeugen bearbeitet und sich Messer, Schwerter, Äxte und ähnliche Geräte aus Steinen verfertigt. Erinnerungen an diese Zeit hat unsere Sprache in gröfserem Umfange bewahrt, als man erwartet.

Im Althochdeutschen haben wir noch das Wort sahs, ags. seax, an. sax in der Bedeutung: Messer, kurzes Schwert, Schneide des Pfeiles. Dafs ein Steinmesser und Steinschwert damit bezeichnet wurde, geht aus dem lat. saxum = harter Fels hervor.

Von diesem sahs zur Bezeichnung des Schneidwerkzeuges aus Stein ist der Volksname der Sachsen hergeleitet. Es ist nämlich uralte und verbreitete Sitte, dafs kriegerische Volksstämme sich nach ihrer Lieblingswaffe benennen oder von den Nachbarn darnach benannt werden. Den Sachsen aber war das messerartige, ursprünglich aus Stein gefertigte kurze Schwert charakteristisch, der Zusammenhang ihres Namens mit dieser Waffe war noch das ganze Mittelalter hindurch allen bewufst und bekannt. Der sächsische Chronist Widukind berichtet: „Es bestand aber in ferner Zeit bei den Sachsen der Gebrauch grofser Messer, deren sich die Angeln noch jetzt bedienen, indem sie

Digitized by Google

an der Sitte des Stammes festhalten.“ Und an einer andern Stelle sagt er: „Cultelli enim nostra lingua sahs dicuntur, diese Messer heifsen in unserer Sprache sahs, — und die Sachsen sollen ihren Namen von denselben dadurch erhalten haben, dafs sie mittelst dieser Waffe grofse Verheerungen unter ihren Feinden anrichteten.“

Ein angelsächsischer Chronist, Nennius, legt Hengist, dem Anführer der nach Britannien ausgewanderten Sachsen, die Worte in den Mund: „Wenn ich euch rufen und sagen werde: wohlan, Sachsen, nimit eure sahsas, so zieht eure Schwertmesser u. s. w.“ Im Annoliede lesen wir, dafs es damals in Thüringen Sitte war, dafs sie die grofsen Messer hiefsen Sachs.

„von den mezzirin also wahsen wurden si geheizen Sahsen.“

Auf der Bedeutung des Wortes sahs beruht es, dafs der Schwertgott, im übrigen Deutschland Tiu oder Ziu — Heru genannt, den Sachsen Saxnôt, goth. Sahsnauts, d. i. Schwertschüttler hiefs.

Dasselbe, in die Steinzeit zurückweisende Wort sahs verbirgt sich in dem Namen eines andern, uns geläufigen Schneidwerkzeugs, in dem man es nicht sucht, in Messer. Die älteste Form ist mezzi-sahs, eine Zusammensetzung aus maz (engl. meat, goth. matjan essen) = Speise und sahs Messer; die ursprüngliche Bedeutung ist demnach: Schneidwerkzeug aus Stein zum Zerlegen des Fleisches, der Speise. Durch die ganz gewöhnliche Verwandlung des s in r wurde aus mezzisahs — mezzirahs, dieses zu mezzirehs, mit Auswurf des h — mezzires. Indem dann das e der Endsilbe tonlos wurde (mezzers), trat endlich die letzte Entstellung ein durch Abfall des s. So bildete sich Messer, dialektisch verkürzt in Metz, Mefs, Mest. Wenn man die Reihe der Entwicklungsformen des Wortes überblickt, so möchte man versucht sein, in denselben die Bildungsgeschichte des Werkzeugs sich wiederspiegeln und gleichsam eine historisch geordnete Sammlung von Messern vor sich zu sehen, anfangend bei dem unbeholfenen Steinmesser und schliefsend mit dem kurzen, haarscharfen Mefs echt Solinger Fabrikation.

Die Wurzel, welche dem Hauptworte sahs zu Grunde liegt, ist sak; sie bezeichnet die dem Steinwerkzeuge anhaftende

Digitized by Google

Eigenschaft, andere Körper zu durchdringen, die Thätigkeit des Schneidens; saxum ist daher im letzten Grunde = der Stoff für Schneidwerkzeuge; sahs ein aus diesem Stoffe zum Schneiden verfertigtes Werkzeug. Von dieser Wurzel sak ist im Lateinischen secare schneiden, securis Beil gebildet; im Deutschen finden wir als ein dem lateinischen secare entsprechendes Verb sëhen, d. h. mit dem Augenlichte durchdringen. Aufserdem gehören noch hierher: sëch Karst, ferner ahd. sagâ, segâ Säge, ahd. sëganse, sëgens, Sense, vielleicht auch suochâ Furche, d. i. Schnitt, Schneidung. Ob indes der geneigte Leser in Säge und Sense Abkömmlinge der Steinzeit erblicken will, müssen wir ihm bescheidentlich anheimstellen.

Wir sind aber in der Lage, noch ein anderes Werkzeug vorzuführen, dessen Hinaufreichen in die Steinzeit aufser allem Zweifel steht, — das Wort Hammer: ahd. hamar, an. hamarr, ags. hamor. Der Beweis, dafs ursprünglich ein Steinwerkzeug mit Hammer bezeichnet wird, liegt darin, dafs noch das altn. Wort neben Hammer auch Fels, Klippe bezeichnet und in den verwandten Sprachen sich findet: altsl. kamen Stein, lit. akmu (griech. ἄκμων), skr. açman Stein. Alle diese Wörter tragen nur ein vom deutschen verschiedenes Bildungspräfix; die Wurzel haben sie gemeinsam, nämlich skr. aç sich schnell, heftig bewegen; açman bedeutet Schleuderstein. Der Hammer, ehedem sowohl Waffe als Handwerkszeug, diente zu Wurf und Schlag und hat seinen Namen gerade so von der Thätigkeit, zu der er verwendet wird, wie sahs von secare. Skr. açani, griech. ἄκων, lat. acies bedeuten Keil und weisen ebenfalls auf die Steinzeit hin. Hammer und Amboſs gehören zusammen; darum gestatte man, hier einzufügen, dafs ahd. anapôz von but schlagen und dem Präfix ana = an gebildet ist und den Klotz bezeichnet, auf dem mit dem Hammer gearbeitet wird; an. bûtz bedeutet ein unbehauenes Stück, Klotz; ahd. pôzan stofsen, mhd. bôz Schlag, Stofs. „Der Amboſs erschrickt vor dem Hammer nicht", sagt ein Sprichwort; „zwischen Hammer und Amboſs ist ein schlechter Aufenthalt". Besser ist des Dichters Lehre befolgen:

Du mufst herrschen und gewinnen,
oder dienen und verlieren,

Digitized by Google

leiden oder triumphieren,
Amboſs oder Hammer sein.

Doch kehren wir noch einmal zur Wurzel aç zurück und zu skr. açman, griech. ἄκμων; diesem wird goth. auh-n-as zur Seite gestellt; den Übergang des Gutturals in den Lippenlaut (ahd. ofan) müſste griech. ὀπτός vermitteln, das aus okvan etwa entstanden wie epona aus ecvana, skr. açvas. Daſs Steine in urerster Zeit zum Rösten von Fleisch und Brot dienten, ist nicht zweifelhaft; einfacher jedoch dürfte sich Ofen aus skr. açman = Himmel (Gewölbe) erklären, so daſs auhns Ofen den gewölbten, aus Steinen gebauten Backofen bezeichnen würde.

Die vorstehenden Betrachtungen, die vielleicht um einige Wörter erweitert werden könnten, ergeben, daſs die deutsche Sprache noch deutliche Erinnerungen an die Steinzeit erhalten hat. Wollte man in Hinsicht auf die vielen Funde von Steingeräten in Mooren und in altgermanischen Gräbern aus den sprachlichen Erinnerungen folgern, daſs die Germanen in ihren europäischen Wohnsitzen das Steinzeitalter durchgemacht, so würde man mit der Thatsache in Widerspruch geraten, daſs der urdeutsche Sprachschatz, wie wir gleich sehen werden, auf eine Kulturstufe hinweist, welche die Steinzeit weit, sehr weit hinter sich hat. Wie die nächste Betrachtung ergeben wird, — war den Germanen die Bronze schon bekannt, ehe sie sich von den übrigen Ariern absonderten; die Steingeräte in Gräbern kommen auch meist nur neben Bronzegeräten vor; sie wurden wahrscheinlich den Toten mitgegeben, weil sie dauerhafter und weniger kostspielig waren; die mancherlei Verzierungen, die sich an ihnen finden, lassen sich nur aus dem Gebrauch metallener Werkzeuge erklären.

V.

Bronze und Eisen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daſs das älteste Metall, dessen der Mensch sich zur Verfertigung seiner Werkzeuge bediente, das Kupfer gewesen ist, das man allmählich mit Zinn

Digitized by Google

oder Zink legieren und in Bronze oder Messing umschaffen lernte. Die Bekanntschaft mit Kupfer und Bronze, die Fähigkeit, sie zu gewinnen und zu bearbeiten, machte der Armut der Steinzeit ein Ende und bedeutet einen grofsen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit. Wichtiger noch war der Übergang von der Bronze zum Eisen. Gold, Silber und Kupfer werden in mehr oder weniger gediegenem Zustande vorgefunden; das Eisen mufs aufgesucht werden, und der Prozefs der Gewinnung des reinen Metalls erfordert Vorrichtungen und Kenntnisse, die schon einen bedeutenden Grad geistiger Entwicklung voraussetzen. Daher waren denn auch Gold und Silber neben Kupfer und Bronze längst in Gebrauch, ehe das Eisen bekannt war. Während die Sprachvergleichung unzweifelhaft macht, dafs jene edleren Metalle schon vor der Trennung des arischen Stammes vorhanden waren und die Namen für dieselben arische Erbwörter sind, kann dieselbe Wissenschaft mindestens ebenso unzweifelhaft feststellen, dafs die Bezeichnungen für das Eisen im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Deutschen u. s. w. ganz verschieden sind, und aus dieser Thatsache kann und mufs gefolgert werden, dafs die arischen Zweigvölker den Übergang zum Eisen erst nach ihrer Trennung und Zerstreuung durchgemacht haben. Welchem Zweigvolke nun die Priorität des Eisengebrauchs zukommt, kann die Sprachforschung nicht feststellen; denn bei den tonangebenden Kulturvölkern Europas hat eine Entlehnung nicht stattgefunden, vielmehr haben alle für das neue Metall einen besondern Namen aus der eigenen Sprache geschöpft und diesem Namen den Stempel der heimatlichen Sprache aufgeprägt. Ohne also für unser Volk etwas Besonderes in Anspruch nehmen zu wollen, können wir aus den erwähnten Thatsachen schliefsen, dafs die Germanen beim Anbruch des Eisenzeitalters sich bereits als gesondertes selbständiges Volk konstituiert, bereits ihre gesonderte Sprache gebildet hatten. Andererseits dürfen wir aus dem Umstande, dafs die Bezeichnungen für Kupfer und Bronze bei allen oder doch den meisten arischen Völkern übereinstimmen, mit Sicherheit folgern, dafs die Bronzezeit bereits vor der Trennung des Stammes angebrochen, die Steinzeit überwunden oder doch dem Verschwinden nahe war. Das Zeitalter der Bronze mufs demnach in jener

Digitized by Google

Periode, als die Arier noch ungetrennt in Asien zusammenlebten, seinen Anfang genommen und bis zur bequemern Einrichtung der getrennten Zweige in den Sitzen der neuen Heimat fortgedauert haben. Dafs der Übergang zu dem neuen Metall nicht bei allen Zweigvölkern gleichzeitig erfolgt sein wird, liegt nahe; aber eine so wichtige Entdeckung hat auch bei aller Abgeschiedenheit des damaligen Lebens nicht lange verborgen bleiben können; wenn wir daher für das eine Volk den Anfang der Eisenzeit festsetzen könnten, würde dies annähernd auch auf die übrigen zutreffen. Nun haben wir aber einen gewissen Anhaltspunkt für die Bestimmung jenes Anfangs in den homerischen Gedichten; diese kennen zwar schon das Eisen und Eisengeräte, aber daneben steht die Bronze noch in vollem Werte und in voller Bedeutung, woraus man mit Recht schliefst, dafs in dem Zeitalter des Homer das Eisen eben erst seine Herrschaft zu entfalten begonnen hatte. Setzen wir nun die Abfassung der homerischen Gedichte, oder was dasselbe sagt, den Ursprung der ersten Lieder von dem trojanischen Kriege etwa 50—100 Jahre nach Trojas Zerstörung, so ergiebt sich pr. pr. das Jahr 1000 v. Chr. als Alters-Minimum für den Beginn der Eisenzeit.

Gehen wir von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den besondern Spracherscheinungen über, um die aufgestellten Behauptungen zu erhärten.

Das erste Metall, das man schmelzen und bearbeiten lernte, das daher Metall, Erz überhaupt darstellte, heifst:

skr. ayas, lat. aes, aer-is; goth. aiz, aizis, ahd. êr, nhd. Erz.

Der Wurzel gemäfs bedeutet das Wort: „Das Glänzende, Schimmernde."

Die Griechen nannten dieses Urmetall *χαλκός*, und nach Hesiod hatten die Menschen des III. Alters kupfernes Gerät, Häuser von Kupfer, pflügten mit Kupfer und zimmerten damit; das schwarze Eisen war noch nicht vorhanden. In späterer Zeit nahm das Wort, wie das lat. aes, und unser Erz, die allgemeine Bedeutung von Metall, Erz an. *Χαλκεύς*, ursprünglich ein Kupferschmied, ist bei Homer ein Metallarbeiter, bald in der Bedeutung als Goldschmied, bald auch als Eisenarbeiter

Digitized by Google

und dann gleichbedeutend mit σιδηρεύς. Denn das neue Metall, das Eisen, nannte der Grieche σιδηρός; der alte Name für Bronze und Kupfer ging in die Bedeutung eines Appellativums über.

Als den Römern verschiedene Sorten des aes-Metalls bekannt wurden, nannten sie das beste nach seiner Herkunft aes Cyprium; das Wort cuprum, von dem die altdeutsche Bezeichnung chuphar entlehnt ist, entstand erst im 3. oder 4. Jhdt. nach Christus.

Der Deutsche nannte das alte Metall êr, auch wohl wie der Gothe aiz; der Angelsachse âr, der Nordländer eir. Im Slavischen heifst dasselbe bron, russisch, bronza, polnisch bronc, wie in den romanischen Sprachen bronzo bronze, bronce.

Für das neu erworbene Metall haben sich die germanischen Sprachen ein neues Wort aus der alten Bezeichnung für Bronze gebildet, — ein Vorgang, der als ein fast sicheres Anzeichen dafür gelten mufs, dafs sie aus eigener Erfindung zum Eisen gekommen sind.

Der Gothe bildete aus aiz das Adjektiv-Substantiv aisarn; hochdeutsch wurde aisarn zu îsarn, ursprünglich Adjektiv, dann mit Ausstofsung des r Hauptwort îsan. Ebenso entstand ags. îron aus îsern, engl. iron, altn. iarn (aus eir), schw. järn, dän. jern.

Das lat. ferrum sehe ich ebenfalls als ein ursprüngliches Adjektiv an, zu dem aes hinzuzudenken war; dasselbe lautete fersum, von der Wurzel ƒars starr stehen; ferrum bezeichnet das im Vergleich zur Bronze starre, harte, widerstandsfähige Metall. Das von derselben Wurzel herkommende ahd. parrôn heifst starr emporstehen.

Das alte Wort êr, êres ist nhd. nur dem Adjektiv ehern erhalten, und für Metall im allgemeinen ist ein neues Wort, „Erz", ahd. aruzi aufgekommen. Dieses wird mit böhm. ruda (Erz im technischen Sinne) in Zusammenhang gebracht, das von rudy rot abstammt; der Slave liefs das a, welches er als anlautenden Vokal nicht kennt, wegfallen, und so entstand ruzi. Da vorzugsweise Eisenerze rot sind, darf man wohl diese ursprünglich mit ruzi, aruzi bezeichnet sich denken. Grimm (III, 1075) war geneigt, das ruzi in aruzi mit rudus, raudus,

Digitized by Google

rauderis (Stück-Erz) in Verbindung zu bringen; ob griech. σιδηρός, umgesetzt aus σι-ρηδός, hinzugenommen werden darf, mögen andere entscheiden.

VI.

Die Bezeichnung der sinnlichen Wahrnehmungen und die fünf Sinne.

Sahen wir in den bisher betrachteten Wörtern und Wortklassen das äufsere Leben unseres Stammes in seinen ältesten und einfachsten Formen sich wiederspiegeln, und ist es uns gelungen, ahnungsvolle Fernen dem Blicke des Lesers zu eröffnen, so soll jetzt der Versuch gemacht werden, auch das innere, geistige Leben der Urperiode zu erschliefsen und die Sprache in ihrer geheimsten Werkstatt bei ihren Schöpfungen zu belauschen.

„Alles Denken geht von der Anschauung aus; darum ist kein Satz für die Sprachwissenschaft wichtiger als der, dafs alle Begriffe auf sinnlichen Anschauungen beruhen." G. Curtius. Von diesem Satze wollen wir ausgehen und fragen: Was nehmen wir mit den Sinnen wahr? — Die Erfahrung sagt uns: wir nehmen die Merkmale und Zustände der Dinge wahr; wenn daher die Sprache das sinnlich Wahrnehmbare bezeichnen kann, so können wir nur die Merkmale und Zustände der Dinge und diese selbst nach ihren Merkmalen bezeichnen. Wir nehmen mit unsern Sinnen nicht wahr unsere Sinnesthätigkeit selber; folglich kann sie sprachlich nicht bezeichnet werden. Die Ausdrücke, mit denen wir die Wahrnehmungen unserer Sinne charakterisieren, beziehen sich nicht auf die Wahrnehmung selber, — denn diese vollzieht sich auf geistigem Gebiete, — sondern auf die Thätigkeit, auf welche die Wahrnehmung erfolgt oder welche Gegenstand der Wahrnehmung ist.

Zur Erhärtung dieses Satzes wollen wir die Ausdrücke für die Thätigkeiten der einzelnen Sinne und die sinnlichen

Digitized by Google

Wahrnehmungen der Reihe nach betrachten und hierbei uns lediglich auf unsere Sprache beschränken. [1])

1. Der Tastsinn. [2])

Wenn wir irgend einen Teil unseres Körpers mit einem andern Körper in Berührung bringen, so erfahren wir einen Eindruck, der von zweierlei abhängt: von der Stärke der Bewegung, durch welche die Berührung hervorgebracht wird, und von der Beschaffenheit des berührten Körpers. Die Fähigkeit, den durch diese beiden Faktoren bewirkten Eindruck zu bemessen, ist der Tastsinn. So viele Arten der Berührung es giebt, so viele Arten der Empfindung giebt es, und eben so viele Bezeichnungen durch die Sprache.

1. Die Bewegung als Erzeugerin der Berührung und Berührungs-Empfindung.

Körper berühren sich, wenn einer an den andern hinbewegt wird und in einem Punkte mit ihm zusammenkommt. Ebensogut wie aus der einfachen Überlegung folgt dies aus der Etymologie des Wortes. Denn was heifst berühren? — Be- ist Präfix mit der ursprünglichen Bedeutung von bei, hinzu; rühren bedeutet? bewegen (ahd. ruorjan = movere, hruora = Bewegung); berühren ist mithin gleichbedeutend mit: hinzubewegen, hinzubewegt werden.

Ein Ding kann aber auf verschiedene Weise zum Tastsinne hinbewegt werden, mithin auch durch sein Hinbewegtwerden verschiedene Eindrücke hervorrufen; es mufs daher, ehe der Eindruck näher benannt werden kann, die Art der Hinzubewegung definiert werden.

a) Die Berührung erfolgt durch leise, ruhige Hinzubewegung und ist infolge dessen eine sanfte.

Wir fühlen einen Gegenstand, indem wir ihn ruhig prüfend oder forschend berühren. Ahd. fuolan führt auf ein starkes

---

[1]) Wir folgen im allgemeinen den Ausführungen von Fr. Bechtel: Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen, Weimar 1879.

[2]) Das Wort tasten ist bereits im 13. Jhdt. aus dem Italienischen in unsere Sprache eingedrungen; tastare ist Frequentativum aus tango und bedeutet: häufig berühren.

Digitized by Google

gothisches Verb falan, Prät. fuol, von dessen Präsens das mit Verdunklung des a der Wurzel zu o für falma stehende ahd. folma = die flache Hand, ags. folm, an. fâlma, abgeleitet ist; falma entspricht nach dem Gesetze der Lautverschiebung griech. παλάμη, lat. palma; die zu Grunde liegende Wurzel ist pal (in lat. pal-pare), die Grundbedeutung von falan wird gewesen sein: „mit der Hand oder den Fingern ins Ungewisse prüfend kommen" (Grimms Wörterb. IV. 400). Glossen des 8. und 9. Jhdts. haben fôlit = palpat, betasten. Von falan ist fuolan als Faktitiv gradeso abgeleitet, wie fuoran (führen) von faran (fahren).

Die in der Wurzel liegende Bedeutung der Berührungs-Bewegung zeigt sich in πάλλω hin und her bewegen, schwingen, und in lat. pello, pepuli.

Die sanfte Berührung wird ferner durch die von der Wurzel dig abgeleiteten Ausdrücke bezeichnet. Ahd. dîhan bedeutet: unter der Berührung des Tastsinnes Körperlichkeit und Gestalt gewinnen, erwachsen, gedeihen; goth. dîgan, daig, digum heifst einem Ding tastend Gestalt geben, aus Thon oder anderm Stoffe bilden, gestalten; Teig = das aus Mehl u. s. w. Gestaltete. Was seiner körperlichen Form nach sich umfangreich anfühlt, ist dick; wenn die einzelnen Teile nahe an einander stehen, ist der Gegenstand dicht.

Die heftige, stürmische Berührung bezeichnet das Zeitwort greifen: goth. gripan, greip, gripun von der Wurzel rip (rap), die auch in lat. rap-io, arripio erscheint. Greifen heifst in hastiger Berührung fassen; das Hauptwort Griff, das den Vorgang lautlich malt, bezeichnet sowohl die Handlung des Greifens als auch das greifende Glied, z. B. beim Raubvogel die Klaue. Die greifende Berührung bezweckt, sich eines Gegenstandes zu bemächtigen, ihn an sich zu ziehen; die heftige Berührung kann aber auch den Zweck haben, den berührten Körper zu entfernen, und diese Berührung ist stofsen, Wurzel stut, die in lat. tundo (tud) sowie in sanskr. tud, tudati — (in beiden ist anlautendes s ausgefallen) — ebenfalls zum Vorschein kommt. Das an. Adj. stuttr, das barsch, heftig bedeutet, führt ganz zwanglos auf die Grundbedeutung: heftig berühren, so dafs der berührte Gegenstand fortbewegt wird.

Digitized by Google

b) Die Beschaffenheit des berührten Körpers ist Erzeugerin der Berührungsempfindung und Inhalt der Bezeichnung.

Giebt der berührte Körper dem tastenden Organe nach und weicht vor ihm, so ist er weich. Erweichen ist, das Harte nachgiebig machen; selbst die Steine lassen sich erweichen; jeder Anwandlung unangenehmer Gefühle nachgeben und vor ihren Ursachen sich schützen, heifst sich verweichlichen; Weichling, Schwächling und Feigling sind Brüder.

Lind, gelind, von linnan = weichen, — bezeichnet das, was bei leiser Berührung sanft nachgiebt. Zart kommt her von zerran, zerreiben (scindere); das Zerriebene ist sanft anzufühlen, d. i. zart. Aus derselben Anschauung ist ahd. maro = tener von mar reiben entsprossen.

Ein Körper, der bei der Berührung nicht nachgiebt, sondern die Zellen des berührenden Gliedes zum Nachgeben nötigt und gleichsam in sie hineinschneidet, heifst hart. Die Wurzel ist indog. kart = schneiden. Eine Sense härten heifst sie zum Schneiden scharf machen. Von derselben Wurzel ist auch rauh, ahd. hrao entsprossen; was beim Berühren der Hand Spuren eindrückt oder einschneidet, fühlt sich rauh an. Erzeugt die Berührung der Oberfläche eine wirkliche Verletzung, so ist der Gegenstand scharf, d. h. er schneidet; die Wurzel skarp = schneiden, trennen, lat. scalpo, altn. skalpr bestätigen diese Bedeutung.

Das Glatte wird in der Sprache dargestellt als entstanden durch schaben, schlagen: goth. slaihts, an. slettr, ahd. sleht = glatt kommt von slahan — schlagen. Auch das, worauf man sich rasch bewegt, ist glatt; von schlüpfen, ahd. slîfan kommt ahd. sleffar, schlüpfrig (lubricus). Der behauene, beschabte oder bestrichene Körper ist glänzend; diese Eigenschaft drückt glatt aus, das in übertragener Bedeutung im ags. glad = frohgemut ist.

2. Der Geschmackssinn.

Wir empfinden Geschmack von einem Körper, wenn wir ihn mit der Zunge oder den Schleimhäuten des Gaumens in Berührung bringen. Dabei aber ist Bedingung, dafs der Körper,

Digitized by Google

welcher geschmeckt werden soll, in einem flüssigen Zustande sei oder doch durch den Mundspeichel verflüssigt werde. Diese Erfahrung ist so alt wie die Sprache selber. Denn alle Verben, die transitiv schmecken besagen, bedeuten eigentlich nichts anderes als schlingen, durch den Schlund gleiten lassen, alle diejenigen, welche zur Bezeichnung des intransitiven Schmeckens dienen, heifsen von Haus aus geradezu fliefsen. Es ergiebt also hier die klare Thatsache: die Sinneswahrnehmung als solche wird nicht genannt; benannt wird blofs die Voraussetzung, blofs das, woran jene geknüpft ist.

Schmack, Geschmack, schmecken (intransitiv) werden auf eine Wurzel smag zurückgeführt, die als eine Erweiterung von sma (in griech. σμάω streichen) angesehen wird und die Bedeutung hat: gleiten, gleiten lassen. Als primäre Wurzel ist vielleicht ma = netzen, waschen zu betrachten.

An dem, was uns wohl schmeckt, schwelgen wir; noch im Althochdeutschen bedeutet swëlhan einfach: verschlucken, herabschlürfen, griech. ἕλκειν. Mhd. swalch bedeutet Schlund und Woge; der Schlund läfst die Nahrung hinabgleiten, die Woge fliefst von selber. Der Schlund selber hat seinen Namen von slid, slîdan gleiten (Schlitten). Das Schlingen geschieht durch Zusammenpressung des Gaumens, durch welche wir die gekauten Speisen in eine drehende Bewegung setzen, um sie hinab gleiten zu machen. Diesen Vorgang giebt das Zeitwort schlingen genau wieder; es bedeutet transitiv: drehend fortbewegen; intransitiv: sich drehend bewegen, hinschleichen. Das dahinschleichende Tier heifst Schlange; eine Schlinge, was sich zusammenzieht, ahd. slengira das Werkzeug, welches Körper drehend fortbewegt, schleudert.

Dem Schlingen geht das Kauen voran; auch diese Thätigkeit ist als Ursache des Geschmacks zur Benennung der Geschmacksempfindung herangezogen worden. Die Wurzel in chiuwan kauen ist gu: eine Erweiterung derselben ist gus kosten, schmecken, die sich zeigt in (γεύομαι, γεῦμα, lat. gusto, gustus), in german. keusan, wovon ahd. chostôn kosten entsprossen ist, ebenso kiesen (chiosan), d. h. mit dem Geschmack prüfen, auswählen. Auch das liebliche Wort Kufs, küssen gehört hierher.

Digitized by Google

Die Art des Geschmacks ist von der Eigenschaft des geschmeckten Gegenstandes bedingt.

Bitter ist uns, was den Gaumen spaltet (bidh = spalten);

herbe (von scarp), was schneidet;

sauer (svar = brennen), was brennt (Sauerbrennen, Sodbrennen).

Dagegen nennen wir das, was dem Gaumen angenehm ist, von svat (= gefallen) suozi, süfs.

3. Der Geruch.

Schon der lautliche Zusammenhang des deutschen Wortes riechen mit rauchen, dem im Mhd. noch die völlige Gleichheit dieser beiden Verba gegenübersteht, läfst vermuten, dafs die Sprache den Rauch als Träger des Geruchs aufgefafst habe. Die nähere Betrachtung der Ausdrücke, die in das Gebiet des Geruchssinnes fallen, bestätigt diese Vermutung. Das ahd. riuchan bedeutet: transitiv dampfen, rauchen; intransitiv riechen. Ahd. rouch bedeutet 1) Rauch, 2) Geruch, Duft. Rauch (und Duft) verursachen, rouchan, hat die engere Bedeutung räuchern; im Nhd. raucht der Ofen, raucht das Thal, und wir selber rauchen leider auch und bringen unserem Geruchssinne unzählige Rauchopfer.

Duft und Dunst, Dust, von der Wurzel dhu = dampfen, weisen auf dieselbe Grundvorstellung hin. In engster Beziehung mit derselben steht die Vorstellung, welche den Geruch als einen Hauch auffafst und bezeichnet; transitiv bedeutet dann riechen: einen Hauch oder Duft ausströmen lassen; intransitiv: einen so beschaffenen Rauch haben oder einziehen.

Das Zeitwort, welches früher diesen Vorstellungen Ausdruck gab, hat in unserer heutigen Sprache eine verengte, unliebsame Bedeutung; ahd. stinchan heifst: einen Geruch ausstofsen oder intransitiv riechen, sowohl im guten wie im üblen Sinne; auch im Mhd. kommt noch vor: sueze stinken = süfs duften.

Auch faul, faulen gehen wie griech. πύ-θω, lat. pu-ter aus der Vorstellung des durch Wehen erzeugten Geruches hervor; Wurzel ist idg. pu = hauchen, wehen.

Einen bis in die arische Zeit zurückreichenden Ausdruck für die angenehme Geruchsempfindung haben wir nicht. Diese

Digitized by Google

Thatsache, verbunden mit der Wahrnehmung, dafs die Empfindungen des Geruchssinnes noch heute vom Volke häufig mit denen des Geschmackssinnes verwechselt werden und die Ausdrücke für die Wahrnehmungen beider Sinne häufig in einander übergehen, scheint zu bestätigen, was die Psychologie schon lange ausgemacht hat: dafs der Geruchssinn der untergeordnetste von unsern Sinnen ist. Im Mhd. bezeichnet smac sowohl den Geschmack wie den Geruch. Das Zeitwort kiesen, das wir aus der Bedeutung schmecken in die Bedeutung prüfen, wählen übergehen sahen, kehrt zur Bezeichnung der Geruchsempfindung in die materielle Bedeutung zurück; wenn es im Nibelungenlied heifst: den tac, daz morgenrôt kiesen, so sagt das: den Tag, den Morgen wittern, spüren.

4. Das Gehör.

Wie in schmecken und riechen statt unserer Empfindung selbst das sinnliche Merkmal genannt ist, an welches unsere Empfindung sich knüpft, so giebt auch das, was wir mit dem Ausdruck hören bezeichnen, ursprünglich die Ursache der Gehörsempfindung an und ist identisch mit tönen. Das Verdienst, dieses Verhältnis zuerst an dem Beispiele von idg. kru hören zu kar tönen nachgewiesen zu haben, gebührt Ascoli, dem glänzenden Vertreter der Sprachwissenschaft in Italien. Er zeigte, dafs hören sprachlich der genaue Inhalt von tönen von . . . ist, und benutzte dies Ergebnis, um aus ihm den Genitiv zu erklären, in welchem so häufig das Objekt des Hörens steht.

Von der Wurzel kru = tönen kommt: skr. çru hören, çravaya rühmen; griech. κλύω (cluo), causativ κλείω rühmen, altir. clú = rumor. Im Germanischen haben wir direkt goth. hliuma — Gehör; an. hljôdh Ton, Laut, hlydha lauschen, dann ags. hleódhor, ahd. hliodor das Hören, Hörenlassen, Ton (Lied), und hliumunt Leumund; wie ved. çromata = guter Ruf, Ruhm, bedeutet laut, hlûd berühmt (in-clutus), ahd. hlûta Ton, Stimme, Laut. Dem griech. καλεῖν entspricht ahd. halôn berufen, holen.

Ahd. hille, hal, hollen = ertönen lassen, hallen. Auch hlôsan, oberdeutsches lösen = hören ist zu erwähnen.

Digitized by Google

Der Zusammenhang zwischen dem Worte Ohr, dem Hörorgane, und hören ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Im Goth. stellt sich neben auso Ohr hausjan hören, wie lat. haurio neben auris. Auch hlôsan neben ôsan (ausschöpfen) verdient Beachtung. Die Wurzel von auso, avso, *οὖς*, auris, Ohr ergiebt sich aus ob-avi-dio (ob-oedio) und aus aus-cultor als av, die Umkehrung von va wehen. Der Ton weht zum Ohre hin und wird von diesem geschöpft.

Ist nun aber hören nichts weiter als tönen, so wird man billig fragen dürfen: was ist denn aber tönen? giebt es in der Sprache bestimmte Wurzeln, die von Anfang an und ausschliefslich für das Tönen geschaffen worden sind? oder sind die Ausdrücke für die verschiedenen Weisen des Tönens ebenso aus andern Ausdrücken hervorgegangen, wie das Tönen selber rücksichtlich seiner Entstehung an andere Thätigkeiten als seine Ursachen geknüpft ist? — Die Antwort ist allgemein in dem Ausspruche des Altmeisters Bopp gelegen: „Die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das hervorragendste oder ihr so scheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal aufzufinden, ist Sache der Etymologie.“ Etymologisch bezeichnet:

I. Die Tonwurzel die Tonursache.

1. tönen = spannen. Die idg. Wurzel tan erzeugte goth. thanjan, dehnen, *τάν-υμι*. ahd. dênen = spannen; *τείνω*, tendo; ahd. dônên sich anspannen, in Gemütsspannung sein.

Ahd. dunn (dünn) gespannt = dünn.

Eine Erweiterung der Wurzel tan ist stan = spannend tönen.

Stöhnen, *στένω, στενάζω*, skr. stan, stanati; ahd. stunod = Seufzer: Wer sich gespannt, beengt fühlt, stöhnt.

2. tönen = wirbelnd bewegen.

Wurzel dhu = heftig bewegen, stürmen, hat im Germanischen dunjan, — heftig vorwärts dringen, dröhnen (ags. dynian) abgelegt; an. dynr Geräusch, Lärm, skr. dhvanita — Getön, Donner.

Von der Wurzel bhar = heftig bewegen kommt: platzen, platschen (*παφλάζω, φλαδ-*) und mhd. blôderen, plaudern, ferner ahd. brëman = brüllen (fremo), nhd. brummen.

Die springende, platzende Bewegung wird durch die Wurzel sparg bezeichnet. Davon kommt: skr. sphurj, sphûrjati sphûrg —

Digitized by Google

einen dumpfen Ton geben, rauschen; σφάραγος Geprassel, ahd. sprëhan sprechen. Sprache ist der aus dem Innern lautlich hervorbrechende Gedanke. Der Ton des Schnarrens und Schnarchens entsteht ebenfalls aus schneller, wirbelnder oder drehender Bewegung; Schnur ist das Gedrehte oder Zusammenziehende; dasselbe bedeutet ahd. snaraha (griech. νάρκη Krampf).

3. tönen = schlagen, zerschlagen, zusammenschlagen.

Die Wurzel ghan, ghi liefert: knistern, ahd. knistjan, Frequentativum von knîten reiben.

Von nad = schwingen, vibrieren kommt knattern. Kleffen, ahd. claphôn (complodere) von glab = zusammenschlagen. Von skal = spalten, zerschlagen: ahd. scellan, zerschellen, schallen, Schall und Schelle.

II. Die Tonwurzel bezeichnet eine sinnlich anschaubare Thätigkeit als Merkmal des Tönens.

Die Menschen, welche in Ursprünglichkeit den sinnlichen Erscheinungen gegenüberstanden, verglichen den Ton mit dem Pfeile, der von der Sehne schwirrt, mit dem Boten, der von dannen eilt, mit dem Quell, der aus dem Felsen strömt. Tönen war ihnen ein Entsenden oder Ergiefsen des Tons.

Von Wurzel ghu giefsen stammt goth. gaunôn, klagen; von muk loslassen Mücke (die den bekannten Summ-Ton ausstöfst), griech. μύζω, lat. mugio. Von der Wurzel sa loslassen, werfen kommt Sage und sagen, singen und Sang. Im goth. siggvan ist der Begriff des Singens und Sagens noch nicht geschieden.

Wort, urgerm. worda, mit griech. ϝερ, ϝρα in ἐρέω, ϝράτρα, lat. verbum gleicher Wurzel, ist aus dem Begriff „offenbaren" hervorgegangen.

Eine Vergleichung der indogerm. Ausdrücke für leuchten hat die interessante Thatsache klar gelegt, dafs die Bildner der Sprache bei Benennung des Lichts in der Hauptsache ebenso verfuhren wie bei der Benennung des Tons. Als Ursache des Tons lernten wir schnelle Bewegung kennen; schnelle Bewegung war auch eine Ursache des Lichts. Auch die Lichthervorbringung dachte man sich als Pfeilabschufs oder Fluterguſs, allgemein als Offenbarung, genau wie die Hervorbringung des Tones. Von der Wurzel idh = rasch bewegen ist ahd. eit (griech. αἴθω)

Digitized by Google

Feuer, entsprungen; von bhar = rasch hin und her bewegen kommt brennen; die Wärme ist von var = wallen als wogender Erguſs gedacht; Feuer (πῦρ, pur-us) von der Wurzel pu ist wehendes, atmendes Licht. — Bei solch durchgreifender Methode in der Benennung von Ton und Licht kann es nicht auffallen, wenn gleichlautende Wurzeln des Tons und des Lichts neben einander herschreiten, z. B 1) spag = tönen; 2) spag = leuchten, ags. specan (to speak) sprechen; ahd. fancho (für sfancho) = Funke, griech. φθέγγομαι töne, φέγγω glänze. Im Sanskrit steht neben árcati er jubelt árcati er strahlt von ark: 1. tönen, 2. leuchten. Gellen und glühen, bellen und blau, ahd. swerjan summen und swerkan sich verdunkeln, ahd. swegalôn flötespielen und ags. swegle hell, licht, germ. svana- (der Töner) der singende Schwan und sunna die Sonne sind alle gleicher Wurzel und Belege für die in Frage stehende Begriffsverbindung; Licht und Schall stammen aus einer Quelle. Mit dem Lichte tritt die Natur für uns erst ins Dasein; jede Morgendämmerung ist für den geistbegabten Menschen ein neuer Schöpfungsmorgen. Das innere Sein aber, das Leben der Natur offenbart sich uns im Tone, der Klang macht das Innere zu einem Äuſsern, sinnlich Wahrnehmbaren. Das Erwachen der Natur kündigt sich durch Naturstimmen an:

Tönend wird für Geistesohren
Schon der junge Tag geboren.
Welch Getöse bringt das Licht!

5. Das Gesicht.

Nach den bei den übrigen Sinnen gemachten Erfahrungen können wir schon a priori annehmen, daſs sehen auf die Ursache des Sehens zurückweisen und hell sein, glänzen, leuchten sich mit dem Begriffe sehen decken. Die sprachlichen Thatsachen bestätigen diese Voraussetzung. Unser Blick und Blitz, ahd. blic, blicches, hat zur Wurzel blic = leuchten; dieselbe enthält auch griech. φλέγ-ω. Von vlit = glänzen stammt ags. vlîtan sehen, (goth. vlitis) ahd. ant-vlits Antlitz.

Das Auge glänzt, der Glanz ist scharf; folglich ist auch das Auge scharf, sehen fällt zusammen mit scharf sein, durchdringen. Auge (ahd. augâ, oculus, ksl. oko ist von ak = scharf sein benannt.

Digitized by Google

Sehen, goth. saihvan, ahd. sëhan wird von sac, sec (secare) = schneiden, durchdringen abgeleitet. Strahl und Pfeil sind identisch; die Strahlen, die Pfeile der Sonne: sunna sciuzet tien liuten under diu ougen. Die Sterne sind „Lichtstreuer" (star = streuen). Die Wirkung des Lichtes auf die Natur offenbart sich in Farben; unserm Gesichtssinne stellt sich jeder Gegenstand in seiner besondern Färbung dar. Die Namen für die verschiedenen Farben gehören zu den interessantesten Bezeichnungen für die Wahrnehmungen des vornehmsten unserer Sinne. Mit Unrecht hat man aus denselben auf den Gesichtssinn selber Schlüsse gezogen, die ebenso gut aus den Bezeichnungen der übrigen Sinneswahrnehmungen könnten gezogen werden, zum Beweise, dafs unsere Sinne alle erst eine lange Erziehung durchgemacht haben müfsten, ehe sie zu ihrer gegenwärtigen Virtuosität gelangt seien. Es sind von Prof. Magnus zwei Werke über die Entwicklung des Farbensinnes bei den Menschen geschrieben worden, und durch diese angeregt, hat der englische Premierminister Gladstone eine Broschüre verfafst: „Der Farbensinn, mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntnis bei Homer, autoris. Übers. Breslau 1878. Gladstone hat sich den Gedanken angeeignet, dafs, wie die geistigen Fähigkeiten des Menschen sich erst allmählich und von Stufe zu Stufe entwickelt, so auch die Sinne erst gewissermafsen erzogen werden mufsten, ehe sie sich in ihren Funktionen vervollkommneten, namentlich der Gesichtssinn. Zum Beweise dieser Annahme wendet er sich an Vater Homer und prüft die von demselben angewandten Farbenbezeichnungen. Das Ergebnis ist überraschend genug: es zeigt, wenn man die Farben weifs, schwarz und grau, die eigentlich keine Farben sind, in Abzug bringt, unter c. 5000 Versen nur 31 Fälle, in denen Farben bezeichnet werden, und Homer unterscheidet nur rot, braunrot oder kastanienbraun; alle übrigen Bezeichnungen beziehen sich auf unbestimmte Farbentöne.

Gladstone folgert aus dieser Beobachtung, dafs Homer und seine Zeit noch keine deutliche Farbenunterscheidung gehabt hätten; dieser Schlufs ist ein Trugschlufs. Man hat bei ganz niedrigstehenden Naturvölkern, z. B. bei den Eskimos, den Versuch gemacht, ob sie die verschiedenen Farben zu unterscheiden

Digitized by Google

vermöchten, und gefunden, dafs sie nicht blofs diese allgemeine Fähigkeit besafsen, sondern sogar die verschiedenen Nüancen einer und derselben Farbe mit Sicherheit unterschieden, und hierbei verfügten sie in ihrer eigenen Sprache über nur wenige und ganz allgemeine Farbennamen. Die Thatsache, dafs bei Homer die Farbenbezeichnung dürftig und unbestimmt ist, kann nur beweisen, dafs zur Zeit des Dichters die Sprache genau unterscheidende Ausdrücke für die Farben noch nicht gebildet hatte, weil solche Unterscheidungen noch nicht vom Verkehrsbedürfnis gefordert waren. Betrachten wir die Farbenbezeichnung in unserer Sprache etymologisch, so finden wir beinahe dieselbe Unbestimmtheit und Unsicherheit wie bei Homer; gleichzeitig aber erkennen wir, dafs für die Namengebung der Farben dieselben Prinzipien zur Anwendung gebracht sind, die wir bisher bei den Bezeichnungen für Sinneswahrnehmungen wirksam fanden.

W e i f s, goth. hveitas, an. hvîtr, ahd. hwîz, kommt von idg. kvi brennen, leuchten; ebenso skr. çvit glänzen, çveta weifs, lit. szvidus, ksl. svetu = lux.

S c h w a r z, an. swatr, ags. sweart, ahd. swarz stammt von der Wurzel svar mit der Doppelbedeutung tönen, glänzen.

Schwarz und weifs sind demnach eigentlich nicht Gegensätze, sondern nur zwei dem Grade nach verschiedene, sonst gleiche Lichteffekte.

Wenn wir von F a r b e n **tönen** reden, so ist das im Grunde kein Bild; denn wir haben bereits zu erkennen Gelegenheit gehabt, dafs den Naturmenschen Licht und Glanz tönen, wie umgekehrt Klänge erglänzen und leuchten. H e l l und h a l l e n stellen sich jedem deutschen Ohre als stammverwandt dar; wir wenden hell auf Ton und Stimme an, aber auch auf Farben; für letztere Anwendung finden sich Zeugnisse erst seit dem 16. Jhdt., — aber dies kann Zufall sein. Die Übertragung von Ton auf Farbe ist durchaus dem Sprachprinzipe gemäfs.

B l a f s entsteht durch Wegblasen des Glanzes, Erlöschen desselben (lit. blesti auslöschen); von derselben Wurzel ist aber auch an. blys, ags. bläse, mhd. bläs = Fackel gebildet; ebenso entsteht von bbal (bhla) b e l l e n blâo, b l a u, das mit dem ihm lautlich gleichstehenden

Digitized by Google

lat. flavus (gelb) sich in der Grundbedeutung glänzen vereinigt.

Bleich ist ebenfalls aus dem allgemeinen Begriffe glänzen zu erklären; es gehört zu dem vorhin erwähnten blîcan, zu Blick und Blitz.

Gelb, ahd. gelo, lat. helvus kommt von gal, das wir in gellan als Tonerzeuger kennen lernten; als Lichterzeuger kennzeichnet diese Wurzel gelb als Farbe der Glut, des Feuers. Mit Umstellung des l wird aus gal gla; hieraus ist glühen erwachsen, as. glîmo Glanz, nhd. glimmen.

Rot, an. rhaudr, ags. read, ahd. rôt, urd. rauda, ἐ-ρυθ-ρό-ς, lit. raudá rote Farbe, altir. rúad. Eine sichere Ableitung ist noch nicht gefunden; der Zusammenhang mit an. rodhra Blut, skr. rudhira erscheint am natürlichsten; rot also = blutfarben. Es ist indes auch noch eine andere Erklärung möglich. Aus an. hrjôta, hraut, hrutum herausspringen, ags. hrûtan rauschen läfst sich auf eine Wurzel hrut = rapido motu sonum edere schliefsen. Die Identifizierung des Rauschens mit der roten Farbe oder umgekehrt ist so bezeichnend wie möglich und dem sprachbildenden Prinzip, das schon wiederholt hervortrat, ganz entsprechend. Dafs das Rote rauscht, weifs das Volk noch heute; eine Krankheit des Rindes ist auf dem Lande unter dem Namen: „das rauschende Rot" allgemein bekannt.

Braun (ahd. brûn) nähert sich wieder dem Begriffe glänzen, es ist mit brennen, Brunnen und Brünne gleicher Wurzel, in denen das Hervorbrechen des Lichts, des Wassers, das namenschöpfende Charakteristicum ist. Im Mhd. geht braun stark in die Bedeutung „dunkel" über; der brûn ist sogar identisch mit Rappe; prûnat heifst ein feines dunkles Gewebe; im Griech. hat die Schildkröte, φρύντη, ihren Namen von der dunkeln Farbe.

Dunkel hat seine Entstehung in ahd. donga, tunc, tunges, welches einen unterirdischen (lichtlosen) Raum zum Aufbewahren der Früchte bezeichnet. Um den Ort warm zu halten, deckte man ihn von aufsen mit Mist; so entstand Dünger; im Innern der tunge aber war es tunchal.

Digitized by Google

Düster (diustar), kommt mit zend. thatra, lat. teter von tam dunkel sein.

Aber halt! schon haben wir uns aus der lichten Welt der Farben verirrt in die wesenlose Finsternis. Kehren wir zurück, und lassen wir mit dem Grün der Bäume (von grô wachsen) unsere Hoffnungen emporschiefsen und sich zu unverwelklichem Kranze von Immergrün vereinigen!

Wenn wir die betrachteten Farbenbezeichnungen nach ihrer Grundbedeutung sichten, so kann eigentlich nur von gelb behauptet werden, dafs es eine bestimmte Lichtqualität darstellt; die übrigen Ausdrücke beziehen sich mehr auf die Lichtursachen, nicht auf die Lichteffekte. Hieraus zu folgern, dafs, als die Ausdrücke gewählt wurden, der Farbensinn noch nicht vom Lichtsinne geschieden und die Menschen so gut wie farbenblind gewesen seien, ist ebenso verkehrt als wollte man daraus, dafs Geschmack und Geruch, wie wir sahen, vielfach in den Bezeichnungen für die Sinnesempfindungen ineinandergreifen, schliefsen, dafs ehedem Nase und Mund noch nicht geschieden gewesen sein könnten, — was gewifs niemand behaupten wird.

VII.

Germanische Urzeit.

Wir haben bisher den gemeinsamen Boden, aus dem das Deutsche erwachsen, erst an der Oberfläche, dann auch in der Tiefe der Sprachschöpfung betrachtet und aus der fernen Urheimat einen Weg durch das Dunkel der Zeiten bis in die Periode des germanischen Sonderlebens zu finden gesucht. Nunmehr wollen wir aus den dunkeln Gebieten, wo die Wurzeln der Sprachen und Völker sich geheimnisvoll verschlingen, hinaufsteigen in hellere Gegenden, die bereits von dem Lichte der Geschichte teils wenigstens gestreift, teils aber voll beleuchtet werden.

Der Baum der urdeutschen Sprache ist untergegangen; aber die Zweige und Sprossen, die er getrieben hat, ermöglichen es, das Bild seines Baues, den mächtigen Stamm

Digitized by Google

mit der weit ausgebreiteten Krone vor unserem Geiste wieder aufzurichten.

Wir haben schon oben erfahren, dafs das Deutsche, nachdem es endlich sich von der Fessel des Slavischen befreit, von neuem eine Schöpfungskraft erlangt hat, wie sie in so später Zeit wahrhaft erstaunlich ist, da sie einen Wortschatz hervorgebracht, der dem, was die voraufgegangenen Entwicklungsperioden zusammen geleistet, an Fülle und Reichtum nahezu die Wagschale hält. Hier nun ist es des Ortes, diesen Hort uns in seinen Bestandteilen näher zu betrachten und vor den Augen des Lesers die gleichartigen und zu einander gehörigen Stücke auseinander zu legen. Hierbei sind wir glücklicherweise nicht an eine strenge chronologische Ordnung gebunden, wie bisher; wir dürfen uns, ohne der geschichtlichen Wahrheit und Treue wesentlich etwas zu vergeben, auf dem weiten Raume von dem ersten Auftreten der Germanen als eines gesonderten Volkes und Stammes bis hinab in die Zeiten, wo das altgermanische Leben in die Formen des christlich-mittelalterlichen übergeht, frei und zwanglos bewegen und uns an dem frischen, kräftigen, zwar oft gewaltsamen und rohen, aber immer heroisch gehobenen und durch glänzende Eigenschaften gemilderten und verklärten Wesen unserer Vorväter erfreuen, laben und stärken. Auch darin wird der geneigte Leser uns gerne freie Bewegung gestatten, dafs wir uns nicht lediglich auf den in der germanischen Urzeit gebildeten Sprachschatz beschränken, — es ist auch kaum möglich, jedes Wort mit Sicherheit in eine der angenommenen Sprachperioden einzureihen — sondern auch älteren und jüngeren Bildungsphasen Worte entnehmen, um den einzelnen Bildern den rechten Farbenglanz zu verleihen. Freilich, Bilder kann nur die Hand eines Meisters entwerfen; was wir zu bieten vermögen, sind nur Schattenrisse; denn grade das Heroische des germanischen Wesens, die weite Ausdehnung der zu durchschreitenden Zeiträume, die Fülle der Ereignisse und Geschicke machen die Darstellung der germanischen Urzeit zu einer Aufgabe, deren Schwierigkeit dem Zauber, mit dem sie lockt, gleichkommt. Hat uns dieser Zauber verlockt, und bleibt das Gebotene zu sehr unter dem Werte des Gegenstandes zurück, so wolle man den guten Willen für die That

Digitized by Google

nehmen und erwägen, dafs eben der nächste Zweck dieser Arbeit nur der ist, das Interesse einer gebildeten Leserwelt für unsere deutsche Sprache zu erwecken, die Achtung vor derselben zu vermehren, die Anhänglichkeit an dieselbe zu stärken; getreu diesem Zwecke greifen wir aus dem reichen Material das heraus, wovon wir erwarten dürfen, dafs es am ehesten gefallen und befriedigen werde.

Ehe wir indes an die Betrachtung der sprachlichen Momente gehen, welche uns die Kultur der urdeutschen Periode erschliefsen, ist es geboten, den geographischen Boden näher zu bestimmen, auf welchem die Jugendzeit unseres Volkes durchlebt wurde, und den Versuch zu machen, für den Weg und die Zeit der germanischen Einwanderung Anhaltspunkte zu finden.

1. Einwanderung der Germanen.

Indem Tacitus die Frage erörtert, ob die Germanen eingewandert oder im Lande gewachsen seien, entscheidet er sich für letztere Annahme, weil der rauhe Landstrich, den sie bewohnten, unmöglich irgend jemanden habe locken können, sein Vaterland zu verlassen. Auch die Wahrnehmung ist für ihn bestimmend, dafs die Germanen ein von allen fremden Elementen reines, ungemischtes, nur sich selber gleiches Volk bilden. Cäsar findet sie, als er 58 v. Chr. nach Gallien kommt, bereits in Germanien sefshaft, alles Gebiet jenseits des Rheines erfüllend, den Rhein berührend, bereits über denselben nach Gallien vordrängend. Von einer Einwanderung der Germanen hat er nichts erfahren; die Erinnerung an dieselbe war längst erloschen, — vor undenklicher Zeit mufs dieselbe bereits erfolgt sein. Haben sich denn nun gar keine Spuren erhalten, die uns die Zeit und den Weg der Einwanderung verraten könnten? — Spuren sind allerdings vorhanden, aber sie sind so undeutlich und unsicher, dafs wir ihnen nur mit der gröfsten Vorsicht folgen dürfen.

Die europäische Geschichte dehnt sich kaum über die Hälfte des Zeitraumes, welcher insgemein von der Schöpfung der Welt an gerechnet wird, aus. Zuerst tauchen die Griechen auf, etwa um 1800 v. Chr.; sie sind, wie man vermuten darf, über

Digitized by Google

Kleinasien in Mazedonien, Thessalien und Böotien und weiter nach Attika und in den Peloponnes eingewandert; ihre Blüte ist um 500—300; seit Alexanders Tode sinken sie unaufhaltsam.

Später entwickelt sich die Herrschaft der Römer, 754; ihr Glanz ist um 264 v. Chr. — 200 n. Chr. Ihre Einwanderung mufs früher als die der Griechen erfolgt sein; auf welchem Wege, bleibt unsicher.

Das dritte Volk europäischer Geschichte sind die Kelten. Griechische Nachrichten begreifen Gallier und Teile der Germanen unter dem gemeinschaftlichen Namen Galater oder Kelten, erst die Römer lernten allmählich Gallier und Germanen scheiden. Die Zeit ihrer Blüte ist der römischen voraufgegangen. Um 389 v. Chr. finden wir die keltische Welt in heftiger Bewegung, die ihre Wellen bis tief nach Italien hineinschlägt und Rom in Schutt legt. Man bringt diese Flutung keltischer Völker mit dem Vordringen der Germanen in Verbindung; um diese Zeit soll die Einwanderung in das Innere Deutschlands erfolgt sein.

Woher kamen denn die Germanen? — Um eine einigermafsen befriedigende Antwort hierauf zu geben, müssen wir auf einen Augenblick in ältere Perioden uns versetzen. Den Griechen lag jenseits der Donau hinter Thrazien das Land der Skythen, die das Bindeglied zwischen Asien und Europa bildeten. Eine bestimmte Begrenzung für dieses Land gab es nicht; der Name wird bald auf ein alleinstehendes Volk, bald auf Kelten und Germanen, dann auf Sarmaten und Germanen angewandt. Zu des Tacitus Zeiten hiefsen die Germanen an der Ostsee Skythen; bei Jornandes scheidet die Weichsel Skythen und Germanen. Herodot nennt die Völker zwischen Tanais und Rhein allgemein Skythen; er kennt aber auch ein Skythenland im engeren Sinne, das ein Viereck bildet zwischen der Donau im Westen und dem Don im Osten und von Dnjepr und Dnjestr in drei Reiche geteilt wird. Dort wohnten die Skythen, gegen welche Darius im Jahre 513 seinen grofsen Feldzug unternahm, um diese Völker, die Iran stets beunruhigten und in früherer Zeit sogar Medien eine Zeitlang unterjocht hatten, dem persischen Reiche einzuverleiben. Wer

Digitized by Google

waren diese Skythen? — Dafs es Arier waren, darin sind jetzt die Gelehrten einig; ob sie ein besonderer Zweig des indogermanischen Stammes, oder ob sie das slavo-germanische Einheitsvolk, oder endlich ob sie die Urväter der Slaven waren, darin gehen die Meinungen auseinander. Nach der Schilderung Herodots sind sie in manchen Charaktereigenschaften und Gebräuchen den spätern Germanen ähnlich. In ihrem Namen ist deutscher Klang und deutsche Wurzel fast unzweifelhaft. Goth. skutjan = iaculari führt auf scutja, ahd. skuzo = Bogenschütze, Schütze. Griech. σκῦτος, der lederbezogene Schild, lat. scutum, lit. skyda, goth. skildus (aus skidilus), ahd. skilt kommen von der Wurzel sku = bedecken. Hieraus ist auch das Zeitwort scutjan, ahd. sciozan entsprossen mit der Bedeutung sich regen, schüttern, schiefsen.

Ist der Name der Skythen deutsch, so folgt hieraus noch nicht, dafs auch das Volk deutsch war; wohl aber darf gefolgert werden, dafs Deutsche den Namen den Griechen vermittelt haben, mithin um 500 v. Chr. Nachbarn der Griechen waren. In den Skythen auf dem Gebiete zwischen Donau und Don die slavo-germanische Einheit anzunehmen, ist sehr verlockend und ein geschichtliches und sprachliches Hindernis steht kaum im Wege; aber positive Beweise fehlen. Dagegen kann für die Annahme, dafs jene Skythen die Urväter der Slaven gewesen, ein sprachliches Moment geltend gemacht werden. Es ist eine unbestrittene Thatsache, dafs keine der europäischen Sprachengruppen mit den asiatischen Zweigen des arischen Stammes, speziell mit dem Iranischen, in so naher Beziehung steht wie die slavische. Waren die Skythen die Urväter der Slaven, so erklärt sich die nahe Berührung der Sprachen aus der stetigen Berührung der Skythen mit Iran und dem vorübergehenden Aufenthalte im iranischen Gebiete.

Wohnten aber im Jahre 513 nur Slaven zwischen Donau und Don, so war der Zug der Germanen durch diese Gegenden längst vorüber, die Einwanderung derselben in die westlichen Länder bereits erfolgt oder in langsamem Vorschreiten. Dafs aber die Germanen einst in denselben Ländern geweilt haben und von dem grofsen Völkerthore zwischen dem Ural und kaspischen Meere her, am Nordsaume des Kaukasus entlang um

Digitized by Google

das azowsche und schwarze Meer herum nach Westen gezogen, — immer gefolgt von den Slaven, aber bereits auf asiatischem Boden von diesen in Sprache und Sitte geschieden, — dafür lassen sich wenigstens einige Spuren aufweisen. Eine dieser ist der Kaukasus auf der Grenze zwischen Europa und Asien, der im indischen Kaukasus, tief in Asien, sein Ebenbild hat. Der Name legt die Vermutung nahe, dafs er slavisch-deutschen oder speziell deutschen Ursprungs sei. Goth. hauhs = altus, altsl. kuka, weist auf urdeutsches kaukas; ein mit dem Suffix as, asa abgeleitetes Neutrum würde den Stamm kaukasa haben; das lit. kaukaras = Hügel steht dem, wenn auch mit anderm Suffix, nahe. Bei den Rutenen heifsen die hervorragendsten Hügel der Karpathen noch jetzt kykas. In der Inschrift eines Soldaten aus dem Kriege Trajans in Dacien kommt ein mons Caucasi vor; nach Ammian floh Athanerich vor den Hunnen zu einem Orte, der locus Caucalandensis genannt wird.

Die gothischen Ansiedelungen auf der Chrim-Halbinsel, die sich bis tief ins Mittelalter erhalten, sind nicht auf die erste Einwanderung, sondern auf die späteren Wanderzüge der Gothen zurückzuführen, als der gothisch-germanische Völkerstrom von Norden rückwärts nach dem Süden und Südosten flutet und die Slaven und andere Völker hier zurückdrängt. Eine schwache Erinnerung an den ehemaligen, ersten Aufenthalt der Germanen am schwarzen Meere klingt wieder in der nordischen Sage, in dem Svîthidh der Ynglingasaga. Ins schwarze Meer mündet bei Nikolajewo der Bug, welcher Name an goth. biugan, das in andern Flufsnamen mehrfach vorkommt, nahe genug anklingt und, indem er als Nebenflufs der Weichsel in Polen wiedererscheint, gewissermafsen den Weg andeutet, den die weitere Wanderung genommen.

Ehe wir diesem Wege weiter folgen, wollen wir noch einige andere Spuren am schwarzen Meere und an den Donaumündungen betrachten. Vor der Donaumündung liegt eine Bank, die von Polybius *Στήθη* genannt wird; dieses Wort scheint an afr. statha, as. stath, nhd. Gestade sich besser anzuknüpfen als an irgend ein anderes Wort irgend einer andern Sprache.

Digitized by Google

Nicht weit vom Dnjestr fliefst nach der tab. Peuting. (300 n. Chr.) der Agalingus ins Meer; der Name hat eine im Deutschen ungemein häufige Endung, während ein solcher Ausgang bei fremden Flufsnamen ungewöhnlich ist. Noch klarer tritt das Deutsche hervor bei dem Flusse Ava, den der Geograph von Ravenna neben dem Dnjepr nennt. Wir werden später das Wort afa, apa, ava als einen der ältesten Grundbestandteile von Flufsnamen näher kennen lernen.

Nicht weit vom Meere, zwischen Tyras und Ister, lag die Stadt Helis; ist der Anklang an andere Küstenorte des deutschen Gebietes, z. B. Hela, Halbinsel und Stadt an der Weichsel, Helium an der Maasmündung, Helig in England, Heli an der südlichen Ouse, an norwegisch Hael Zufall oder nicht? — Die Entscheidung wird aufbehalten werden müssen bis dahin, dafs neue und unzweifelhaftere Beweise erbracht worden sind. Für uns genügt, dargethan zu haben, dafs die Germanen, von Osten kommend, am Nordufer des schwarzen Meeres bis in die Gegend der Dnjestr- und der Donaumündung vorgedrungen und hier, — wie lange, ist unbestimmt, — verweilt haben. Als sich der Völkerstrom, sei es nun infolge der Übertüllung, sei es durch den Andrang der nachfolgenden Slaven veranlafst, wieder in Bewegung setzt, nimmt er nicht, wie natürlich gewesen wäre, seinen Weg nach Westen, donauaufwärts, sondern nach Norden. Dieses Abbiegen von der natürlichen Richtung ist gewifs durch das Entgegenstehen eines Hindernisses veranlafst worden, das nicht in der Natur des Landes gesucht werden, mithin nur in einem andern vorausgezogenen oder ansässigen Volke gelegen haben kann. Möglich, dafs dort noch die letzten, östlichsten Kelten safsen; möglicherweise können aber auch ganz fremde uns unbekannte Völker dort gewohnt und den Weg versperrt haben; genug, zwischen Donau und Dnjestr bogen die Germanen ab nach Norden, zogen, den äufsersten Karpathenrand zur Linken lassend, im wesentlichen den Dnjestr aufwärts. Nicht weit von der Quelle dieses Flusses beginnt das Gebiet der Weichsel, und diese scheint bis zur Mündung die Hauptlebensader des Volkes gewesen zu sein; ihr Name Vistula wird, wenn er deutsch ist, Westflufs bedeuten und die anfängliche Grenze nach Westen bezeichnen. Das Gestade der

Digitized by Google

Ostsee mufs bereits um 400 v. Chr. erreicht worden sein. Die Letten, die Ästuer der Alten, scheinen gleichzeitig mit den Germanen und auf deren rechtem Flügel bis an die Ostsee vorgedrungen zu sein; sie setzen sich jenseits der Weichsel fest und bleiben dort für immer die Nachbarn der Deutschen.

Einen sprachlichen Anhalt für die Wanderung und Ausdehnung der Germanen glaubt Foerstemann in den Flufsnamen zu finden. Er hat in Kuhns Zeitschr. Bd. IX. eine grofse Anzahl von Namen zusammengestellt, welche, wenn nicht alles täuscht, mit dem Ister und dem gleichauslautenden Dnjestr zu der indogermanischen Wurzel sru fliefsen gehören: Stry, ein Nebenflufs des Dnjestr in Gallizien; Styr in Volhynien, auf dem halben Wege zwischen dem schwarzen Meere und der Ostsee; Strawa, ein Nebenflufs des Niemens westlich von Wilna; Inster, Nebenflufs des Pregel u. s. w. In der That dürften diese Namen auf die älteste Wanderung und Ausdehnung der Deutschen hinweisen.

In dem ersten Aufbruche deutscher Völker von der Donau und dem Dnjestr nach Norden sehe ich den Beginn der Trennung des Westgermanischen von dem germanischen Urstocke, und ist die oben ausgesprochene, aus dem Sprachzustande des Gothischen geschöpfte Vermutung: dafs die Bildung der besonderen gothischen Sprache mindestens zur Zeit der punischen Kriege (264) müsse begonnen haben, begründet, so ergiebt sich für die Dauer der westgermanischen Wanderung ein Zeitraum von ungefähr 150 Jahren, was mit der Vermutung, dafs die Germanen um 300 v. Chr. bereits in der Mitte Deutschlands bis an den Rhein reichen, bestens übereinstimmt. In dem Mafse aber, wie die erstgewanderten Westgermanen von der Weichsel her durch die norddeutsche Tiefebene nach Westen und den Flufsniederungen folgend nach Süden immer tiefer in die keltischen Gebiete sich einsenken, fliefsen aus dem Ursitze vom schwarzen Meere her immer neue Wellen nach Norden, dem alten Bette folgend, so dafs ein steter, wenn auch loser Zusammenhang der germanischen Welt erhalten bleibt. Am längsten sind offenbar in den Ursitzen und in slavischer Nachbarschaft die Gothen geblieben; etwas früher haben sich die Germanen getrennt, welche die Inseln der Ostsee und Skandinavien erfüllt haben; es sind ebenfalls Zweige des mittelur-

Digitized by Google

deutschen Stockes, die nördlichen Ausläufer der Kette gothischer Völkerschaften, die von den Ufern des schwarzen Meeres sich bis an das baltische Meer erstreckte, aus deren Gliedern die grofsen gothischen Reiche erwuchsen. Von den südlichsten Ausläufern, die an die Gebiete der altklassischen Völker reichen, haben wir geschichtliche Spuren, die sichern Anhalt bieten, weshalb wir noch einen Augenblick bei ihnen verweilen müssen. Die Insel Peukē, ein Teil des Donaudeltas, hat ihren Namen von πεύκη, europäisch. Thema pûkâ, wozu lit. puszis, ahd. fiuhta (mit eingeschobenem t), skr. puga (Betelnufspalme) gehört. Die Bewohner heifsen nach dieser Insel Peucini, ihr eigentlicher Name aber ist Bastarnen, von denen uns von den zuverlässigsten römischen Schriftstellern gemeldet wird, dafs sie nach Sprache und Kultur sich als Germanen gehaben (ut Germani agunt); zwischen Kelten im Westen und Slaven im Osten wohnend, darf man in ihnen ein Mischvolk mit überwiegendem germanischen Elemente sehen; ein Anführer derselben heifst (um 180 n. Chr.) Clodicus, was an Chlodwig nahe genug anklingt. Um 180 v. Chr. erscheinen sie als Verbündete des mazedonischen Königs Perseus im Kriege gegen Rom; anderthalb Jahrhundert später dringen sie feindselig bis Mazedonien in das röm. Reich ein und werden 29 v. Chr. in demselben Mösien geschlagen, das nachher der Wohnsitz des Ulfilas sein sollte.

In dem Namen Bastarnae erweist sich das Suffix — rn als wesentlich keltisch; auch die erste Silbe will sich nicht recht zu einem deutschen Stamme fügen; könnten wir genauer den Ursprung des deutschen (ursprünglich wohl normännischen) Bastard, so ginge uns vielleicht daher ein Licht auf, das die Mischlingsnatur des Volkes bestätigen könnte.

Die Bastarnen werden stets in der Nachbarschaft Daciens genannt. In dieser Gegend finden wir auch die entschieden deutschen Namen Offa und Gildo auf den siebenbürgischen Wachstafeln vom Jahre 167, also zu einer Zeit, wo die allgemeine Bewegung der Germanen gegen das römische Reich noch nicht begonnen hatte.

Ostgermanisch-gothischer Herkunft sind die Hérůler, die unstätesten unter allen Germanen. Sie scheinen erst lange

Digitized by Google

Zeit auf den Ostseeinseln gehaust zu haben. Im 4. Jhdt. finden wir einen Teil unter eigenem Könige an der Mäotis, wo sie von Ermannerich besiegt werden, ziemlich gleichzeitig verheert ein Teil Gallien; unter den Scharen des Odoakar sind Heruler am zahlreichsten, Heruler finden sich als Soldtruppen unter Theoderich dem Grofsen. Mit dem 6. Jhdt. erlischt ihr Name; nur in der Sage der ags. Herelingas, der hd. Harlunge lebt die Erinnerung an sie fort.

Das Wort ist nicht von goth. hairus Schwert, sondern eher von an. jarl, ags. earl = nobilis abzuleiten.

Ebenfalls von dem skandinavischen Zweige der Ostgermanen, aus dem nördlichen Jütland hervorgegangen sind die Vandálen, die nach einer unsicheren Wanderung über die Elbe und Donau mit dem Hauptstamme 375 in Gallien einbrechen, dann in Spanien, wo sie der reichen Ebene am Guadalquivir den Namen Vandalusien, span. Andalusien geben, und 429 in Afrika ein eigenes Reich stiften. Anklang an ihren Namen glaubt man im Wentilsea des Hildebrandsliedes, dem Vendelsae der Angelsachsen zu finden, den man als Vandalensee auf die Ostsee deutet. Die Vandalen in Jütland werden ags. Vendlas genannt, jener Landstrich heifst an. Vendill. Die Deutung des Namens ist unsicher; die Anknüpfung an das goth. vandus, aln. vöndr, diminutiv. vendill = ramulus ist ziemlich unwahrscheinlich. Auch das Vorkommen von Vandill als Personenname und Name eines Riesen giebt keinen Aufschlufs.

Bei Plinius wird ein Teil der Vándili mit dem besondern Namen der Burgundionen bezeichnet; sind die Burgunden aber auch nicht vandalischen Stammes, so gehören sie doch zu der gothischen Völkergruppe und sind ebenfalls aus der Ostseegegend, von der Oder und Weichsel her auf dem gewöhnlichen Wege in den Südosten an die Donau gewandert, von hier mit dem Völkerstrome nach Westen, haben 364 gallischen Boden betreten, in der Pfalz und im Elsafs ihr Reich gegründet, nach zwei furchtbaren Niederlagen 435 durch Aetius und 437 durch die Hunnen sich nach Savoyen gerettet, wo sie bis 532 selbständig bleiben.

Ihr Name, von burg = Befestigung hergeleitet, läfst vermuten, dafs es eine Eigentümlichkeit des Stammes war,

Digitized by Google

sich durch Anlegung befestigter Plätze zu schützen und zu sichern.

Das grofse Gothenvolk, das wir in der Völkerwanderung mit so ungeheuern Heeresmassen auftreten sehen, scheint sich aus zahlreichen kleinen Volksstämmen gebildet zu haben. Schon im 2. Jhdt. unserer Zeitrechnung erscheint ein vollkommen historischer König Ostrogotha; es scheint der Beiname desjenigen Fürsten zu sein, unter dem sich die östlichen Stämme der Gothen um ihren Kern, die Greuthungen zusammenschlossen, während die Westgothen von nun an ein selbständiges Dasein führen. Selbst Ermannerich scheint über die Westgothen nur eine nominelle Oberherrschaft geübt zu haben. Den Kern der Westgothen bildeten die Thervinger; ihre Könige haben sie aus dem Geschlechte der Balthen.

Das Wort Gothen ist uns in seinem appellativen Sinne nicht mehr verständlich; in der Edda begegnet uns gotnar in der Bedeutung von viri, milites nicht selten, was doch kaum erst aus dem Gothennamen hergeleitet ist. Als älteste Form nimmt Foerstemann gudas an, nach eingetretener Lautverschiebung und mit erweitertem Thema Gutanas; goth. heifsen sie guthans, Gautôs, an. Gautas, ags. Geatas, dem ahd. Kozas entspräche. Die Verwandtschaft mit goth. adj. gôds = gut, edel, ἀ-γαθ-ός scheint unabweisbar, würde auch mit lit. gadnas, poln. godny, illyr. godno, die alle Tüchtigkeit ausdrücken, als eine Schöpfung der slavo-deutschen Sprachperiode wohl passen.

2. Musterung der germanischen Volksstämme durch Tacitus im Jahre 79 n. Chr.

Die Schicksale der germanischen Nation seit ihrer Einwanderung in Europa bis zu den Tagen, wo sie mit dem röm. Volke in Berührung kommen, sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur einmal erhellt sich auf kurze Zeit die Nacht der Vergangenheit, als im Jahre 113 v. Chr. urplötzlich zwei germanische Völker, die Cimbern und Teutonen, an die Pforte des Römerreichs pochen und trutzig von den Herren der Welt ihren Teil an Land und Gütern verlangen. Es sind dieselben Teutonen, die Pytheas an den Küsten der Ost- und Nordsee

Digitized by Google

kennen gelernt hatte; ihr Name weist zurück in die Zeiten der slavo-germanischen Einheit und des regen Verkehrs mit den Kelten. Dem urgermanischen theuda Volk entspricht slavisch tauta, kelt. tut, teut in den Personen- und Götternamen Tuta, Toutorix, Teutates, ir. tuath Volk; Wurzel ist thu, skr. tu = valēre, wie noch ahd. diuta = valor beweist. Die Teutonen heifsen aber mit Recht „die Starken", weil sie durch ihren hohen Wuchs und ihre aufserordentliche Leibesstärke sogar unter den eigenen Stammverwandten hervorragten. Von den Cimbern sagt Festus: lingua gallica latrones dicuntur; möglich, dafs sie den Namen erst auf den Raub- und Plünderungszügen in Gallien empfingen; doch ist das Wort auch aus deutscher Sprache erklärbar; ags. kempa, ahd. chempho = heros läfst die Vorstellung von „Raubhelden" zu.

Nachdem diese ersten Bestürmer des Römerreichs in tragischer Katastrophe, aber heldenmäfsig, römischer List und Taktik erlegen sind, finden wir im Jahre 58 v. Chr. den Suevenherzog Ariovist in Gallien, bereits Herr eines grofsen Gebietes, nach gröfserem Besitz lüstern, doch nicht abgeneigt, sich mit dem grofsen Römer in die Herrschaft Galliens zu teilen. In dem Namen Ariovist = Hariovist, später Carioviscus, macht sich der Stamm hari = Herr, Herrscher bemerkbar.

Mit der Kaiserherrschaft des Augustus, grade um die Zeit der Geburt des Weltheilandes, fängt der Kampf zwischen Römern und Germanen an, ein fast ununterbrochener zu werden, und nach einem Jahrhundert beständiger Reibungen, nachdem die Römer unzählige Triumphe über die Germanen gefeiert, aber wenige eigentliche Siege errungen haben, ist ihnen der Germanen Volk und Sitte bereits so bekannt, dafs der grofse Geschichtschreiber ein besonderes Werk über Germanien schreiben kann, — eine überaus wertvolle Urkunde, die uns ein im wesentlichen treues Bild von Land und Leuten giebt. Es ist hier nicht des Ortes, auf die interessanten Schilderungen näher einzugehen; wir müssen uns, unserer Aufgabe gemäfs, auf eine sprachliche Musterung der von ihm entworfenen Volkskarte beschränken.

An die Spitze des germanischen Urvolkes stellt Tacitus den Mannus, den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisto oder

Digitized by Google

Tuisco. Letzteres ist aus dem Zahlwort tvai, lit. dvi, zu deuten; an. twistr, ags. twist-, ahd. twisc- bedeutet geminus, binus; Tuisco bezeichnet den zweigeschlechtigen Urriesen, der aus sich selbst den Sohn Mannus erzeugte. Mannus (wie *Μίνως*, *Μάνης*) und skr. manus = Urmensch, Menschenvater, kommt wie Mann und mennisc Mensch von man = denken (lat. mens, memini, *μέ-μονα*).

Von den drei Söhnen des Urmenschen, den ursprünglichen Stammgöttern, sind die germanischen Volksstämme benannt:

1. Istvaeones, deutsch Istvjans; Wurzel is, Stammform istvas mit der Bedeutung „erwünscht, zu verehrend". Dieselbe Wurzel kommt nur noch in aiza, êra, aiska, aistan vor, wo sie auf der 3. Wurzelstufe erscheint; ebenso in Aestii, — dem Namen für das preufsisch-litauische Volk, — noch erhalten in Esthland.
2. Inguaeones, deutsch Iggvjans; Wurzel ik (griech. *ἱκ-νεῖσθαι*) altir. ic = kommen. Die Stammform iggvas = der Gekommene. Ingo, der Urahne des Stammes, ist wie Sceáf der aus der Fremde gekommene Gott, wahrscheinlich wie Nerthus keltischen Ursprungs.
3. Hermiones, deutsch Airminans, fordert als Grundform ërmnans. Wurzel ist ar = sich erheben, griech. *ὄρμενος*, preufs. irmo, skr. irma, urdeutsch irmin (aus ermnas) = excelsus; überhaupt bezeichnet das Wort das, was einem Begriffe seine höchste Steigerung giebt, die jeden Vergleich ausschliefst. [1])

Die Hermionen sind also schon ihrem Namen gemäfs, wie sie auch in der Geschichte bewiesen haben, die Vortrefflichsten, Edelsten; die Istävonen sind nach ihrem verehrungswürdigen Stammgotte die Ehrfurcht Gebietenden, Verehrten, d. i. der priesterliche Stamm; die Ingävonen als Küstenbewohner und Nachbarn der Kelten, vom keltischem Wesen stark durchdrungen, sind fremden Göttern zugethan, ihres fremden Wesens wegen den Stammgenossen entfremdet und Fremde.

Die zahlreichen Völkerschaften Germaniens, — Tacitus zählt deren 45 auf, — unter diesen drei Hauptstämmen zu vereinigen, macht der Römer nicht den Versuch; es würde bei dem häufigen Wechsel der Wohnsitze und dem Wechsel der

[1]) Müllenhoff, Irmin und seine Brüder, Haupts Zeitschr. 23, 1—23.

Digitized by Google

Namen auch unausführbar gewesen sein. Er erwähnt nur dieses Stück alter Stammsage, um sodann im zweiten Teile der Germania die deutschen Volksstämme einzeln und möglichst nach geographischer Folge aufzuzählen. Indem wir uns im grofsen und ganzen an seine Überlieferung halten, wollen wir die Namen der damaligen Völkerschaften einer kurzen Musterung unterwerfen, in der Hoffnung, dafs dieselbe mindestens einen schwachen Schimmer in die dunkle Geschichte der germanischen Urzeit fallen lasse.

Den Westgermanen voran nennt Tacitus die Vangiones, Triboci und Nemetes, die als Vorposten zwischen den Vogesen und dem Rhein auf dem linken Ufer dieses Flusses wohnten. Die Trilogie der Namen dieser Völker deutet Grimm aus einem diesen Stämmen gemeinsamen Waldkultus; Vangionen aus goth. vaggs, ahd. wanc, genit. wanges = campus sind Bewohner der Feldebene. Ortsnamen auf wang, wangen sind noch jetzt im Elsafs und Allgäu zahlreich. In Triboci ist zunächst die Dreizahl beachtenswert, die so oft in Ortsnamen vorkommt; da Orte nach Eichen benannt werden, — wie Dreieichen, Siebeneichen, — warum sollte es nicht auch Dribuochi — Dreibuchen gegeben haben? — Die Nemeten haben ihren Namen von dem uns schon bekannten nimid = nemus; sie besafsen die Waldmark, aber auch die h. Waldstätte nimida = sacrum silvae.

Auf der Ostseite des Rheines hatten die Römer zum Schutze Galliens das Zehntland, die agri decumates eingerichtet; ein Grenzwall schützte dasselbe, der von der bairischen Donau oberhalb Regensburg bis in den Taunus reichte. Nicht weit von der Gegend, wo dieser Grenzwall endete, safsen am Ufer des Rheines die Mattiaker, — ein vorgeschobener Posten des Chattenvolkes. Sie waren benannt von mat = Wiese; Wies-Baden in ihrem Gebiete erinnert noch an die alten Mattenbewohner. Gegenüber auf dem andern Ufer von Bingen bis Gelduba safsen die Ubier, entweder von apa = Flufsanwohner, oder von ahd. uppi = maleficus, an. ubbi = trux; die beiden letzten Wörter setzen ein goth. ufjis voraus, wovon das femin. ufjô wirklich vorhanden ist. Ubjis ist genau = Ubii, — der Name demnach ein heldenmäfsiges Epitheton [1]) = truces, „die Over-

[1]) Müllenhoff, l. c.

Digitized by Google

stolzen". Einst Nachbarn der Sigambern, waren sie, von ihren Stammesgenossen gehafst und verfolgt, 37 v. Chr. über den Rhein gegangen und von den Römern freundlich aufgenommen worden. Ihr Hauptort war das heutige Köln.

Den Ubiern gegenüber werden auf dem rechten Rheinufer, immer verbunden, die Usipier und Tenkterer genannt. Letzteres wird aus an. tengja, iungere, tenggdr iunctus, affinis, ahd. gizengi = proximus, as. Tengdheri = propinqui „Verbündete" gedeutet, — was insofern pafst, als die Tenkterer stets in Bundesgenossenschaft mit den Usipeten auftreten. Der Name dieser ist noch nicht gedeutet; vielleicht ist es erlaubt, an ûz, uzî und bat- Kampf, bat- schlagen zu denken. Beide Volksstämme waren wegen ihrer Reiterei berühmt.

Südwärts wohnten zwischen Lahn und Main, um die Eder als Hauptstrom, die Chatten. Nach fränkischer Weise ging ch über in h; tt hätte sich hd. in zz verwandeln sollen, wie richtig aus dem alten Chattuarii Hazzuarii geworden ist; es ist aber ss eingetreten für zz. Chatti und Hassi, Hessen sind ein und dasselbe Volk mit demselben Namen in verschiedener, dem Wechsel der Sprache entsprechender Form. An Katzen zu denken, dazu hat wohl nur der Name Katzenellenbogen verführt. Grimm nimmt als Grundwort ags. hät, engl. hat, an. hattr = pileus. Fick statuiert ein urgerm. Verbum hath = bergen, von dem ahd. huota entsprossen wäre wie ags. hat. Hierzu stimmt die Ansicht Grimms, der glaubt, dafs die Hessen ihren Namen von ihrer sonderbaren Kopfbedeckung erhalten hätten. Er vergleicht den Beinamen Odins, hötr, dem goth. hathus = pileatus entspräche. Es scheint mir zutreffender, auf die Wurzel hat, verfolgen, zurückzugehen, skr. und zend. çad, wovon hadu- Krieg entstanden ist. Der Name Krieger, „Hetzer, Hasser der Feinde" würde auf das streitbare Hessenvolk vorzüglich passen.

Ein Zweig der Chatten soll etwa 150 v. Chr. ausgewandert und sich die von Waal und Rhein gebildete Insel erobert haben; Batavi wurden diese Auswanderer genannt; ags. beado, gen. pl. beadva, ahd. badu- (kelt. batu Kampf) ergiebt ebenfalls die Bedeutung Kämpfer, Krieger, so dafs die Namen Batavi und Chatti identisch sind.

Digitized by Google

Als ein ganz besonderes wehrhaftes Glied der Westgermanen galten die Sigambrer (*Σύγαμβροι*), deutsch richtig Sugambern. Das Wort ist zusammengesetzt aus dem Präfix su = bene, Gegensatz tuz (ahd. zur, griech. *δυς-*), und ahd. gamber = strenuus.[1]) Der Name nennt demnach ein hervorragend tapferes Volk, und die alten Sugambrer machten diesem Namen alle Ehre. Sie wohnten unterhalb Kölns auf der rechten Rheinseite; später erscheint ein Teil unter dem Namen Marsen an der mittleren Lippe. Mit den sal. Franken haben die Sugambrer nichts gemein. An der untern Lippe wohnten die Brukterer, deutsch Borahteri von bëraht, ahd. boraht = splendidus. Die in ihrer Nähe auftretenden Chamavi und Angivarii kennzeichnen sich in ihren Namen als Küstenbewohner; von skr. kam = sich wölben kommt kelt. camb = Krümmung, Bucht; der Name chamavi rührt also von den benachbarten Kelten her. Das Wort Angivarii, richtiger Angrivarii von an. angr = Bucht, ahd. angar, ist identisch mit Chamavi und wohl nur Übersetzung, — beide Namen ein und dasselbe Volk bezeichnend. An dem Gestade der Nordsee bis zur Mündung der Ems hatten ihre unbeneideten Sitze die Friesen; goth. friusan, ahd. friosan frieren ist nicht Stamm, sondern fraisan, frais, frisun = tentare; frisans = periclitantes, audaces: „Waghälse", entweder wegen ihrer gefährlichen Wohnung an der von Sturmfluten heimgesuchten Küste oder wegen ihrer gefahrvollen Küstenfahrten so genannt. Ostwärts von der Ems bis zur Mündung der Elbe und landeinwärts bis zu den Chatten einbiegend wohnten die Chauken, die nach Tacitus ihre Gröfse am liebsten durch Gerechtigkeit schirmten. Ch ist fränkisch für h; goth. hauhi, ahd. hohê, ags. heahe, fries. hâge, oder ahd. houc, an. haugr = tumulus ergiebt chauci = tumulati; so M. Haupt; aber sie waren keine Höhenbewohner. Die ihnen von Tacitus beigelegte Namenseigentümlichkeit pafst nur, wenn man das Wort von hiuhan = hugjan denken ableitet; ags. heâhas und hugas = sapientes. Das alte Cheruskerland läfst sich füglich mit den nachmaligen Bistümern Hildesheim, Halberstadt und Paderborn identifizieren. Cheru ist fränkisch für heru, goth. hairus, ags.

[1]) Müllenhoff, die Sugambern und Sicambern, Haupts Zeitschr. 23, 30 ff.

Digitized by Google

heora. Heru, bair. Ero, Er ist der Kriegsgott, das personifizierte Schwert. Später wird Heru durch Saxnôt, den Schwertgott der Sachsen, verdrängt.

Die Ost- und Westfalen, ebenfalls Cherusker, haben ihren Namen von as. fëlhan, goth. filhan, ahd. fëlahan = condere, tegere. Die Falen (falah, falh) = die Ansässigen, die in ihren Sitzen stets beharrten.

Das zahlreichste und mächtigste Volk Deutschlands, vielmehr eine ganze Masse von Völkerschaften, wird unter dem Namen Sueven begriffen. Man war bislang geneigt, das Wort aus swiban, suepen zu deuten = herumschweifende Leute. Aber das Wort ist nicht deutsch, sondern slavisch; sl. svobod bedeutet frei, svoboda Freiheit. Die im Osten von den Germanen wohnenden Sarmaten nannten alle Deutschen Sueben, wie die westlichen Nachbarn sie Germanen nannten. Es ist nicht unmöglich, dafs in dem Namen Sueven die Trennung der Germanen und Slaven angedeutet wird; als das noch vereinte Volk von einem nachrückenden iranischen Volke angegriffen wurde, trennte sich der germanische Teil und warf sich auf die keltischen Vordermänner; die zurückbleibenden Slaven wurden unterjocht und sahen neidvoll auf die Stammesbrüder als „Freie".

Der älteste und edelste Zweig der Sueven waren die Semnonen. Grimm deutet sie als Bewohner der silva Semana, in welcher sich das Bundesheiligtum befand. Ein anderer Zweig, die Hermunduren, sind mit den Hermionen namensverwandt; dem lat. Hermin, Herman entspricht ahd. Irmin, Erman, ags. eormen, an. Iormun; goth. ist eine Form Airman anzusetzen; Irmin = excelsus; hier ist irmin Verstärkungs-Suffix und bezeichnet „die trefflichen Duren" (Duri); — Grimm setzt Duri gleichbedeutend mit Thuringi.

Die Baiern, die später in den Markomannen aufgehen, erhielten ihren Namen von den keltischen Bojen, die sie aus Böhmen vertrieben.

Markomannen heifsen sie von der Rolle, die ihnen zufiel, im Süden die Mark gegen die Römer zu hüten. Die Quaden, der südöstlichste Zweig der Sueven, sind von goth. quedhs, ahd. chuad, mhd. kât = malus zu deuten. Im 14. Jhdt.,

Digitized by Google

hatte ein Herzog Otto von Braunschweig den Beinamen „der Quade“; quat-sprechen = lästern. Die Quaden müssen entweder böse, tückische Leute gewesen sein, oder was wahrscheinlicher ist, da unten in der Ecke von Ungarn ein schauderhaftes Deutsch gesprochen haben.

Die Langobardi, Longobarden, sind nicht als „Langbärte“ zu nehmen. Langbardr ist Beiname Odins; auch sein Speer heifst so; in den langen Barthen oder Speeren lag die hervorstechende Kampfweise des Volkes. In der ags. Poesie heifsen sie Headhobarden von headho, ahd. hadu = bellum, auch schlechthin Barthen. Foerstemann erklärt Barden = Männer, Helden, und weist auf die ostpreufsische Landschaft Barten hin, um den Mauersee gelegen, als den mutmafslichen Ursitz; wahrscheinlicher ist, dafs sie an der Niederelbe wohnten; im Feldzuge des Tiberius 5 v. Chr. erscheinen sie neben den Chauken; der Bardengau in Hannover mit der Hauptstadt Bardowick (jetzt von Lüneburg verdunkelt), ist mit ziemlicher Gewifsheit als die Wiege des Volksstammes anzusehen. Ihr Aufbruch von hier ist im 4. Jhdt. erfolgt, die Schicksale ihrer Wanderungen kennen wir nur im letzten Stadium, wo sie sich verlocken lassen, nach Italien zu ziehen.

Aufser den Langobarden sind keine niederdeutsche Stämme in den Strom der Völkerwanderung hineingezogen worden. Die Friesen, die Sachsen, in denen Cherusker und Chauken und andere niederdeutsche Stämme aufgehen, bleiben in ihren alten Sitzen und bilden einen ruhenden Kern und Gegensatz zu der rings umher tobenden Brandung. Dieser verhältnismäfsigen Ruhe und dem Verharren in der alten Heimat ist es zuzuschreiben, dafs sich grade in Niederdeutschland, hauptsächlich in den sächsisch-thüringischen Stämmen, die Urkraft der deutschen Nation voller und reiner erhalten hat als bei irgend einem andern, aus seinen heimatlichen Wurzeln herausgerissenen Stamme. Die Franken, welche zuerst die Vorherrschaft über alle andern deutschen Stämme errangen, hingen ebenfalls mit dem Kerne ihres Volkes an den Wurzeln der alten Heimat. Erst nachdem sie die Gesamtheit der nach aufsen gewendeten Deutschen unter ihrer Herrschaft vereinigt hatten, konnten sie es wagen, ihre Waffen auch gegen das Land der Sachsen zu wenden. Dennoch ward die Stärke der Franken durch den Sieg über die Sachsen

Digitized by Google

gebrochen. Zerspalten, wurden die westlichen schnell eine Beute des Romanentums, die östlichen vermochten die alte Herrlichkeit nicht zu behaupten. Erst die Kraft der sächsischen Herrscher konnte ein einiges und dauerhaftes deutsches Reich aufrichten.

Mit dieser Betrachtung sind wir aber schon über unser Ziel hinausgegangen; kehren wir daher noch einmal in die Zeit der Wanderungen zurück, um uns unter der sichern Führung der Ortsnamen ein ungefähres Bild von den Wanderungen und Siedlungen, wenigstens der Hauptstämme, zu entwerfen.

3. Wanderungen und Siedelungen nach dem Zeugnis der Ortsnamen. [1])

Die Kriege der Germanen gegen die römische Welt waren die ersten Jahrhunderte n. Chr. hindurch mehr Privat- als Volkskriege, meist unternommen von einzelnen kühnen Anführern mit beutelustigen Gefolgschaften. Dauernde Eroberungen im Römerlande machen zu wollen, konnte ihnen, so lange Roms politisches und militärisches Übergewicht unerschüttert war, nicht in den Sinn kommen. Sie mußten erst im feindlichen wie friedlichen Verkehr mit den Römern und unter sich für die Aufgabe, die sie dereinst in der Weltgeschichte erfüllen sollten, heranreifen. Die erste Spur dieser beginnenden Reife kündigt sich im markomannischen Kriege an 168—180; zum erstenmale finden wir in demselben die germanischen Völkerschaften an der Donau verbunden zu dem Versuche, den röm. Grenzwall zu durchbrechen, und die Römer verkannten die Gefahr, die diese Verbindung der Stämme in sich barg, keinen Augenblick: sie stellten den Markomannenkrieg mit den punischen Kriegen auf gleiche Linie. — Mit jenen langwierigen und hartnäckigen Kämpfen an der Donau beginnt ein merkwürdiger Umschwung im ganzen Nationalleben der Germanen: das Erwachen des Koalitionsgeistes.

Fragen wir nach der Ursache dieser folgewichtigen Wandlung des Volksgeistes, so kann diese nur in dem natürlichen Verlaufe der Entwicklung zu höherer politischer Reife gefunden werden. Wie in der Seele eines Jünglings eine Idee

[1]) Nach W. Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen der deutschen Stämme, Marburg 1875.

Digitized by Google

unbemerkt erwacht und sich still fortbildet, bis sie eines Tages plötzlich fertig vor das Licht des Bewufstseins tritt, so mufs auch damals bei den Germanen der Geist der Koalition, d. i. die Erkenntnis von der Macht derselben, ins Leben getreten sein. Der Umschwung, der sich infolge dieser Erkenntnis vollzieht, ist wunderbar: die zahllosen kleinen Völkerschaften, welche bei Tacitus, Plinius und Ptolemäus im Innern Deutschlands genannt werden, verschwinden und an ihrer Stelle erscheinen Alemannen, Franken, Sachsen, Thüringer und Baiern.

Zuerst treten die Alemannen auf dem Schauplatz auf, die im Jahre 213 unter Caracallas Regierung über den Main in das römische Grenzland einbrechen und sich dort festsetzen. Ihr Name kündigt sie schon als einen Bund von verschiedenen Völkern an, wie ahd. alamanida = Gemeinschaft, Genossenschaft unzweifelhaft macht. Die alten Usipier, Tenkterer, Tubanten und andere kleinere rheinische Völkerschaften gehen in ihrem Namen auf. Nach und nach nehmen sie das ganze römische Zehntland in Besitz, breiten sich bis zum Bodensee aus, überschreiten den Rhein und nehmen endlich den ganzen Elsafs dauernd in Besitz. Der Name des Landes, Alisaz oder Sitz in der Fremde, d. i. im Römerlande, rührt von ihnen her.

Um die Mitte des 3. Jhdts. erscheint dann am Mittel- und Niederrhein der Name der Franken. Er bedeutet aller Vermutung nach nichts weiter als Freie, und begreift, wie der Name der Alemannen, nur alte Stämme in neuen Verhältnissen und Wohnsitzen. Ein Teil geht über den Niederrhein und setzt sich im heutigen Holland fest, wo sie von der Isala oder Sala den Namen der salischen Franken erhalten. Von ihnen geht die allmähliche Eroberung Galliens, von Norden nach Süden vorschreitend, aus. Am Mittelrhein dringt ein anderer Zweig des fränkischen Völkerbundes in die römischen Besitzungen ein: Amsivarier sind der leitende Stamm; von den römisch redenden Provinzialen erhalten sie den Namen: ripuarische oder Uferfranken; Köln ist ihre Hauptstadt.

Zwei Jahrzehnte später, nachdem sich die Amsivarier um Köln festgesetzt hatten, folgte ihnen ein Teil der Chatten nach und nahm das Gebiet zwischen Rhein, Nahe und Mosel bis nach Trier und Metz in Besitz. Es war das Bundesvolk

Digitized by Google

der salischen und ripuarischen Franken, das alle Raubzüge derselben mitgemacht hatte, und nun in den neuen Wohnsitzen ebenfalls den fränkischen Namen annahm. Bald gehen diese chattischen Franken in dem Namen der ripuarischen auf.

Am Unter- und Mittelrhein blieben auf dem rechten Ufer germanische Völkerschaften unter dem Namen von Franken und als Teile des fränkischen Reiches sitzen.

Auch der Stamm der Chatten liefs einen Teil in den alten Ursitzen zurück; sie behielten den alten Namen, traten aber freiwillig dem fränkischen Bunde bei und erkannten eine gewisse Abhängigkeit von dem fränkischen Reiche an.

Nachdem um 440 die Burgunder, die eine Zeitlang um Worms zwischen Alemannen und Franken gesessen hatten, nach dem südlichen Gallien abgezogen waren, müssen sich die Alemannen vom Elsafs aus über den Hagenauer Forst nach Norden ausgebreitet haben, und gleichzeitig oder wenig später drangen die Oberfranken in gröfserer Zahl die Mosel aufwärts nach Süden vor. Das von den Römern verlassene Gebiet auf dem rechten Rheinufer, Nassau und die Wetterau, nahmen die Alemannen ebenfalls wieder in Besitz und dehnten von hier aus ihre Siedelungen aus bis in die Gegend von Köln und Düsseldorf.

Lange Zeit lebten Franken und Alemannen als Freunde friedlich neben einander; als aber an der Mosel und Maas ihre Wege sich kreuzten, begannen die Reibungen, die endlich mit der Besiegung und Unterwerfung der Alemannen endeten. Sie wurden dem fränkischen Reiche einverleibt, behielten aber ihre eigenen Herzoge und ihr besonderes Recht. — Die Franken benutzten ihren Sieg zur weiteren Ausbreitung nach Südosten; sie drangen bis Karlsruhe vor und bis in die Thäler der Murg, Enz, Nagold und Rems, während sich in den oberen Landen die alemannische Bevölkerung rein und ungemischt erhielt.

Diese Wanderungen und Siedelungen der deutschen Stämme, die wir im ganzen aus den geschichtlichen Quellen verfolgen können, erhalten ihr sicherstes Zeugnis aus den Ortsnamen.

Die Ortsnamen begleiten ein Volk in derselben Weise wie seine Sprache. Es ist eine bekannte Erscheinung, die sich zu allen Zeiten wiederholt, dafs Auswanderer die neugegründeten Orte am liebsten nach der Heimat benennen.

Digitized by Google

Betrachten wir zuerst die alemannischen Siedelungen! Als charakteristisch für dieselben ist vor allem das ahd. wilari oder Weiler, das einfach und in Zusammensetzung aufserordentlich häufig ist. Ziemlich gleichbedeutend ist das seltenere wila oder Weil, was ebenfalls vorkommt und wovon weiler nur abgeleitet ist, — den lat. Formen villa und villare entsprechend. Sodann kommen die Endungen hofen und ingen in Betracht, die, wo sie häufig beisammen stehen, ebenfalls charakteristisch sind, weil bei andern Stämmen für hofen lieber der Singular und statt ingen die Form ing, ikon oder ungen gebraucht wird. Der Ortsname weiler kommt bei keinem andern deutschen Stamme vor. Sein Hauptgebiet ist der Elsafs und die angrenzenden Lande; doch reicht er soweit, wie die früheren oder spätern Wohnsitze der Alemannen, bis nach Ostfranken, Lothringen, ja bis in die Niederlande.

Auch die Endungen ach (aqua), bronn oder brunn (fons), wang (campus), beuren (habitatio), staetten (locus) sind charakteristisch für die Alemannen. Denn die fränkische und niederdeutsche Form für bronn ist regelmäfsig born, für staetten steht in Hessen und Thüringen regelmäfsig stadt, für ach ist das jüngere bach allgemein üblich geworden.

Im ganzen beträgt die Zahl der Namen auf weiler, Deutschlothringen und Rheinhessen mitgerechnet, bis in die Gegend von Aachen und Köln über dreihundert. Selbstverständlich sind hierbei Elsafs und die Pfalz ausgeschlossen, weil die Namen hier gleich massenhaft werden. Die nördlichsten Orte liegen noch über Köln und Jülich hinaus, in der Gegend von Erkelenz, Heinsberg und Geilenkirchen.

Auch zahlreiche hofen liegen hier und im Rheinthal, zum Teil noch weiter nördlich hinauf bis in das Westfälische. So Mellinghofen und Eppinghofen bei Mülheim a. d. R., Eichlinghofen, Benninghofen, Berghofen, Wellinghofen, Niederhofen, Ellinghofen, Wichlinghofen, Westhofen, Wandhofen bei Dortmund, Brochhofen, Aphofen, Kirchhofen, Hülhofen, Hoven, Hückelhoven, Ophofen, Bellinghofen, Auhofen, Moorshofen u. a. in der Gegend von Heinsberg. Ebenfalls im Reg.-Bez. Aachen: Eschweiler, Holzweiler, Garzweiler, Frauweiler; Antweiler bei Münstereifel; Hausweiler bei Euskirchen, Ahrweiler an der Ahr, Baarweiler bei Adenau, Blasweiler bei Altenahr, Ober- und Niederweiler im

Digitized by Google

Brohlthal. Ebenso häufig sind in diesen Gegenden die Namen auf -hofen. Dabei ist zu beachten, dafs dort, wo in der Regel eine gröfsere Anzahl von Orten beisammen liegen, auch meist Namen auf -weiler sich in der Nähe finden, vermutlich also die Niederlassungen in derselben Gegend gleich in gröfserer Zahl erfolgten. Der Gegensatz der Stämme tritt sogar deutlich hervor: zwischen Laach und Sinzig liegt ein Ort Franken, während eine benachbarte Lache im Wald den Namen Schwabenmar führt. Über die ganze Eifel, über den Hundsrück und die Gegenden von Trier und Luxemburg lassen sich die Orte auf weiler verfolgen. Soweit aber das Gebiet der alemannischen Namen sich ausdehnt, so weit hat der Stamm seine Siedelungen verbreitet.

Die Chatten haben, wie die Ortsnamen ergeben, ihren Weg durch das Lahnthal genommen und zunächst von diesem aus sich südlich bis Wiesbaden, nördlich über den Westerwald ausgebreitet bis hinab zur Sieg und über dieselbe. Im Rheinthal finden sich hessische Ortsnamen bis hinauf nach Bingen. — Der Hauptstrom der Wanderung nach Westen ging die Mosel aufwärts, und mufs den alemannischen Zug quer durchschnitten haben. Nach rechts strahlen dann die Ortschaften ab über die Eifel bis hinab an das Gebiet der Ripuarier. Westlich reichen die Siedelungen bis ins ‚Luxemburgische' und nördlich bis Malmedy. Vom Rheinthale aus wird der Hundsrücken überstiegen, im Süden öffnet das Nahethal einen bequemen Weg längs dem alemannischen Grenzsaume bis hinauf an die Saar und das Haardtgebirge und noch weiter südlich bis Saarbourg und Pfalzburg. Den Stammnamen geradezu finden wir in dem Dorf Hessen und dem benachbarten Hessenwald südlich von Saarbourg. Auch die Namen der lothringischen Hauptstadt Metz und des zwischen Diedenhofen und Longwy gelegenen Aumetz, d. i. Metz in der Aue, können als chattisch angesprochen werden. Der frühere keltische Name der Hauptstadt war Divodurum; gleich in der ersten christlich-fränkischen Zeit begegnet Metis, deutsch Metz und Metze. Man hat an eine Ableitung von dem dort angesessenen keltischen Stamm der Mediomatriker gedacht; allein von der auffälligen Verkürzung abgesehen, — Verbindungen wie Metis Mediomatricum und ähnliche zeigen deutlich, dafs beide Namen nicht identisch sind. Dagegen findet sich

Digitized by Google

der Name Metz einfach und zusammengesetzt grade in Hessen so häufig, dafs wohl ein Zusammenhang wahrscheinlich ist. Die hessischen Orte mit Metz werden als Opferstätten erklärt von goth. maitan, ahd. mezan = incidere, schlachten.

Die Gesamtzahl der Orte, die sich in Hessen und jenseits des Rheins in derselben Form wiederfinden, ist so grofs, dafs die Übereinstimmung als ein Wunder angesehen werden müfste, wenn sie lediglich auf einem Spiel des Zufalls beruhte. Die hessischen Ortsnamen machen die Wanderungen und Siedelungen des Stammes zweifellos, selbst wenn andere historische Zeugnisse fehlten.

Nachdem wir dieses geschichtliche Resultat gewonnen haben, ist es Zeit, nunmehr an die eigentliche Aufgabe dieser Abteilung heranzutreten und die Kultur der urdeutschen Zeit in Wortbildern zu veranschaulichen. Naturgemäfs gebührt unsere erste Betrachtung den Ortsnamen, die uns bisher Führer waren, nicht blofs ihrer historischen Wichtigkeit wegen, sondern vor allem, weil sie nächst den Personennamen die ältesten Schätze des urdeutschen Sprachschatzes ausmachen.

VIII.

Die Grundbestandteile der Ortsnamen.[1])

Der notwendige Bestandteil eines jeden vollständigen deutschen Ortsnamens ist ein sog. Grundwort, d. h. ein Appellativum, welches einer bestimmten Örtlichkeit beigelegt wurde und zu der Zeit, als dieses geschah, möglichst die Beschaffenheit der zu bezeichnenden Örtlichkeit ausdrückte. Die wichtigsten, zumeist auch die ältesten Grundwörter, sind diejenigen, welche die rein natürlichen Terrainbildungen bezeichnen: Gewässer, Hügel, Berge, Abhänge, Thäler u. s. w. Wir beginnen mit dem flüssigen Elemente und den durch dasselbe bestimmten Verhältnissen.

Das allgemeinste, aber eben wegen seiner Allgemeinheit in Namen nur selten verwandte Wort ist goth. vatô, ahd. wazar, as. watar von der Wurzel vat (skr. ud aus vad) = quellen.

---

[1]) Vgl. Arnold, l. c.; E. Foerstemann, Die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863.

Digitized by Google

Grofse Wassersammlungen, die durch Zufluſs und Abfluſs keine merkliche Veränderung erfahren, bezeichnet das Ahd. vor allem durch seo, See, welches Wort im Gothischen nur für den Landsee gilt, während wir nhd. eine willkürliche Unterscheidung in „der See“ und „die See“ machen. An. saer, gen. saevar, as. sêu, gen. sêwes, ahd. sêo, — ist wahrscheinlich von der Wurzel su = erregen abzuleiten. Weniger volkstümlich und nur selten von den eigentlich deutschen Meeren gebraucht ist ahd. mari, Meer, von mar sterben = totes Wasser. Dieser seiner Grundbedeutung gemäfs kann das Wort auf alle toten Gewässer angewandt werden, auf kleine Landseeen und Sümpfe, und diese Anwendung findet sich in zahllosen Ortsnamen. Wir erinnern an die bekannten Eifel-Mare, an die auf mar endigenden oder mit mar (auch Maar geschrieben) beginnenden Ortsnamen.

Als bewegt wird das Meer durch ahd. wâc, as. wâg aufgefafst; nhd. Woge hat seine Bedeutung auf die einzelne bewegte Wassermasse eingeschränkt. Das alte wâc geht nicht blofs auf das Meer, sondern auch auf Landseeen und auf einzelne Wasserstrudel im Innern des Landes.

Das Fahrwasser im Meere, aber auch künstliche Gräben und Kanäle, bezeichnet ahd. tiufi, fries. diep.

Das an. haf, afr. hef (von heben) bedeutet Meeresfläche; aber schon im Mhd. nimmt es die Bedeutung von Hafen und Bucht an: das frische Haff, das kurische Haff u. s. w. Bucht und Busen sind neuere Bezeichnungen für Meereseinschnitte. Das Gestade (staths) ist bei anderer Gelegenheit schon besprochen worden.

Reichhaltiger als die bisher besprochenen Wörter sind die für fliefsendes Wasser. Hier ist zunächst die ahd. Form aha zu erwähnen, die sich an goth. ahva, an. â, genit. âr, lat. aqua anschliefst. Wurzel ist ah, skr. anc = schwellen. Das Wort ist bereits im höchsten Altertum in Aufnahme gekommen, — wenngleich erst seit dem 8. Jhdt. nachweisbar.

Bei den auf ach ausgehenden Flufs- und Ortsnamen ist grofse Vorsicht geboten; viele ach sind aus dem keltischen -iacum, -iacus, -acum, -acus entstanden, wie Andernach, andere aus ahi = lat. etum.

Von derselben Wurzel ah, vielleicht vom Stamme ahva hat sich ahd. awa, owo, Au (Grundform ahvja) gebildet mit den

Digitized by Google

Bedeutungen: Strom, Strömung, wasserreiche Wiese, Halbinsel, Insel im Flufs.

Neben aha erscheint ein anderes altes Wort für Wasser und Flufs, das aber nicht mehr als Appellativum, sondern nur noch in Zusammensetzungen vorkommt: in niederdeutschen Gegenden apa, in hochdeutschen affa. Das Wort ist arisches Erbgut, und setzt ein indogerm. api voraus; in skr. ist ap = Wasser, adj. apya flüssig, altp. api Wasser, lit. upis Bach, kelt. ab, ir. abann, cymr. afon, im lat. in in-opia, c-opia. Andere nehmen die skr. Wurzel ap = erreichen, treffen, so dafs apa das Wasser als thätig wirkend bezeichnen würde, und vergleichen skr. apas Werk, lat. opus, ahd. uoba. In Zusammensetzungen erscheint das Wort oft in den Formen efa, ifa, ofa, ufa, abgeschwächt zu fa, fe, af, ef, if, uf und zu blofsem f gekürzt.

Im 10. und 11. Jhdt. fing affa an, unverständlich zu werden; gleichzeitig verlor es seine Form, und das geläufigere bach trat an seine Stelle.

Auffallend ist im niederd. apa das p statt f; vielleicht aber darf der Mangel der Lautverschiebung als ein Zeichen des hohen Alters des Wortes angesehen werden; noch auffallender, dafs aha und affa neben einander vorkommen, z. B. Berf = bibaraffa, und Bebra = bebaraha.

Wahrscheinlich hat das Ebbegebirge von apa als Quellgebirge seinen Namen.

Die germ. Wurzel stru = fliefsen (skr. sru) hat drei Bezeichnungen für fliefsendes Wasser geliefert:

a) Strom, ahd. stroum, pl. stroumâ, an. straums, as. strôm. Der Strymon in Thrazien ist vielleicht ebenfalls von Germanen benannt.

b) Ahd. strod, strud (skr. srôtâ = fluvius) erscheint in Unstrut.

c) Strawa, abgekürzt ster in Elster = Elstrawa.

Unser nhd. Flufs von der Wurzel ple, plo (germ. flô) füllen ist mir in Flufs- und Ortsnamen nicht bekannt.

Bach, ahd. pah, pahha, an. bekkr, niederd. beke, dem griech. φῆγος, lat. fagus entsprechend, kann Efswasser bedeuten, aber vielleicht auch aus lit. bëg-ti erklärt werden.

Ahd. giozo (von giuzan giefsen) = Bach, gôz (Ablaut des Prät.) = effusio, liquor.

Digitized by Google

Den reifsenden Waldbach bezeichnet goth. rinnô, ahd. rinna. Verwandt ist an. roenn = von woher kommend, z. B. austroenn.

Das ahd. klinga bedeutet Gebirgsbach, Thalschlucht, von klingen, klimmen, klettern.

Die Wippern haben ihren Namen von vab = weben; es sind Flüsse, die wie das Weberschiffchen dahinschiefsen, oder wegen ihrer Krümmungen vor und zurückzugehen scheinen. Vielleicht aber ist skr. xipra = schnell in Vergleich zu ziehen, und skr. xar fliefsen, ahd. scara = portio, auf welches Scarbach und Embiscara (Emscher) gedeutet werden können.

Das langsam fliefsende Wasser, aber auch die Schlucht, in der es fliefst, bezeichnet das so überaus häufige Seifen, Siefen (Sipen); Wurzel sip, sap = langsam fliefsen.

Der Begriff Quelle wird ebenfalls durch mehrere Wörter ausgedrückt. Zu oberst steht ahd. spring, schon seit dem 8. Jhdt. in Namen zu finden. Noch häufiger ist goth. brunna, ahd. prunno, das sich in drei Formen brunn, bronn und born gespalten hat. Es leitet sich ab von brennan = wallen.

Das mhd. sôt von siodan sieden bezeichnet die dampfende, heifse Quelle, z. B. in Soden, Tutinsoda, Ostersode.

Quelle ist als Substantiv neu; ahd. quellan bedeutet schwellen, wie mundartlich noch Gequell für Geschwulst gebraucht wird. Die Quelle der Flüsse und Bäche wird ahd. mit houbit bezeichnet; die Mündung mit mund, gamundi, as. muth.

Wo zwei Flüsse zusammenfliefsen, oder zwei Flufsarme aus einander gehen, verwendet das Ahd. zwisila = Hacke, Gabel.

Stromschnellen und Wirbel werden durch hlauf bezeichnet, davon zeugen die Namen Lauffen, Laufen, deren es an vielen Flüssen giebt.

Zur Bezeichnung der Flufskrümmungen dienen ahd. biugo = sinus, und bogo = Bogen, z. B. in den Namen Bingen, Persenbeug, Mittelbug u. s. w.

Sehr wichtig für die Urgeschichte der Völker ist es, wo die Flüsse eine Furt bilden. Zwei Ableitungen von ahd. faran dienen zur Bezeichnung dieses Verhältnisses: ahd. fart, afr. fer, nhd. Fahrt und ahd. furt, afr. forda.

Was ringsum von Wasser eingeschlossen ist, nennen wir jetzt ausländisch Insel. Wie sich vom goth. ahva das ahd.

Digitized by Google

ouwa (Au) in der Bedeutung abgesondert hat, so nach einer andern Seite an. sey, nhd. ei in Eiland. Häufiger ist der Name Werth, ahd. warid von var wehren = trockene Erhöhung in wässerigem Lande oder ein im Wasser geschütztes Land. Zu vergleichen sind skr. var-ûtha Schutz, οὖρος-ϝόρος. Nebenform von Werth ist Werder.

Nächst den Bezeichnungen für Wasser, stehendes wie fliefsendes, sind die Ausdrücke für die Erhebungen des Bodens als Grundbestandteile der Ortsnamen überaus häufig. Das gemeinste Wort, sowohl Appellativum wie auch in Zusammensetzungen, ist Berg; es bedeutet von bergen Umschliefsung, sei es nun, dafs man sich die Berge hohl vorstellte oder an den Abschlufs des Gesichtskreises, das Verbergen des Dahinterliegenden gedacht hat.

Das Kollektivum Gebirge ist verhältnismäfsig selten und neu: Erzgebirge, Gamsgebirge, Siebengebirge u. s. w.

Hügel, ahd. houc, seit dem 8. Jhdt. in Namen nachweisbar, ist abzuleiten von huh = biegen, wölben, dem skr. kuk, kucati = sich krümmen entsprechend.

an. lautet das Wort haugr, lit. kaukas (Beule). Das nhd. Hügel ist Deminutivum von houc.

Hübel, niederd. Hövel (hubil, hövel) kommt von heben.

Bühl und Büchel, ahd. buhil wie Buckel und bûh (Bauch) von bu = bauen.

Ein durch die germanischen Sprachen weit verzweigtes, jetzt verschollenes Wort für Hügel ist ahd. hleo, mhd. lê, mit dem lat. clivus von der Wurzel li = biegen abzuleiten.

Ebenfalls verschollen oder doch unverstanden ist das Wort Lahr, das in Ortsnamen eine so wichtige Rolle spielt. Foerstemann hält Anlehnung an lâri = leer für wahrscheinlich, so dafs der Ortsname Lahr Öde bezeichnen würde. Arnold hält es für ein uraltes, merkwürdiges Wort, das jetzt nicht mehr verstanden werde. Beide irren. Noch jetzt versteht man in und hinter dem Siebengebirge das Wort recht wohl; lôr (mit breitem o gesprochen wie hôr für Haar) tritt dort als Ortsbezeichnung, aber auch als Wald- und Feldname auf und bezeichnet stets einen Bergvorsprung oder Abhang. Das Lahr wird gesagt, auf dem Lahr, nicht im Lahr. Über die Abstammung von der

Digitized by Google

Wurzel li = biegen bin ich nicht zweifelhaft; λάρ-κος Korb, λάρ-ναξ Krug, λάρ-υγξ Schlund wie lat. lar-gus (gewölbt umfangreich) können verglichen werden. Grade wie lôr wird o in demselben Dialekte in lôhrz ausgesprochen, ahd. lurz, lërz = links, lat. lae-vus, griech. λαι-ϝός. — Die Grundbedeutung ist umgekehrt, verkehrt; die linke Hand ist die verkehrte Hand.

Dieselbe Bedeutung wie lahr hat ahd. hang, das sich später mit wang vermischt hat. In Hange-lahr (Ort bei Siegburg) wie in Henglarn (bei Atteln) haben wir mithin eine Tautologie.

Auch ahd. hlita, mhd. lite bedeutet Bergabhang, eigentlich Seite, und geht zurück auf die Wurzel hli = lehnen; κλίνω.

Halde, ahd. haldo, an. hallr, kommt in südd. Namen häufig vor; ahd. haldôn bedeutet: sich neigen, ahd. hald vorwärts geneigt, abhängig, Wurzel hal = schlagen, biegen.

First (Superlativ zu vër fern) bezeichnet die Spitze oder den Kamm eines Berges.

Haupt, Horn, Nase, Rücken kommen ebenfalls in zusammengesetzten Bergnamen vor.

Die Bergrücken bilden die natürlichen Wasserscheiden. Das Wort Scheide, Scheit kehrt in zahllosen Ortsnamen wieder, bezieht sich häufig aber auch auf politische Scheidung.

Den Gegensatz zu den Bergen und Hügeln bilden die Thäler; ahd. tal, as. dal findet sich seit dem 8. Jhdt. Kessel und Mulde werden metaphorisch auf Bodensenkungen angewandt. In den mit hohn zusammengesetzten Namen, wie Boxhohn, Kerzenhohn darf man wohl goth. hauns, ahd. hôni, wiederfinden und als ursprüngliche sinnliche Bedeutung „Vertiefung, Niederung" annehmen. Tiefe Thäler mit steilen Rändern heifsen Grund. Das Substantiv Fall (Gefälle) erscheint in Ortsnamen bald im Sinne einer Schlucht oder eines Abhanges, bald in dem eines Wasserfalles, bald auch in der Bedeutung von Steingefälle, Erdfall, Windfall (Gegend wo die Bäume vom Winde umgestürzt sind).

Zu den Ausdrücken für Wasser, Berg und Thal gesellen sich die Bezeichnungen für Wald und Busch, die in grofser Mannigfaltigkeit vertreten sind.

Wald, ahd. wald, pl. waldâ, as. wald, pl. waldôs, ags. veald hängt mit

Digitized by Google

Wilde (Wildnis) zusammen. Wurzel ist val = winden, wickeln.

Loh, ahd. lôh, mhd. loch, lohes, niederd. loc (lit. laukas = das Freie im Gegensatz zu Haus), von der Wurzel luh = leuchten abzuleiten, bedeutet wie lucus (altlat. loucos) Wald, Hain. Der Dativ Plural oder Lokativ auf lôhum, lôhun wird um die Mitte des 12. Jhdts. in lohen abgeschliffen, zuletzt bleibt in den Ortsnamen nur la, le, len, eln, l übrig. Eine Nebenform ist lon, lohn, lohe, z. B. in Iserlohn, Loehne u. s. w.

Forst, mlt. foresta, franz. forêt, ist ein im Mittelalter eingeführtes Fremdwort.

Horst, ahd. hurst kommt wie hurd, pl. hurdi, Hürde von hard = flechten. Von derselben Wurzel möchte, wenn nicht das lange ā hinderte, abzuleiten sein:

Hardt, ahd. hart, as. hard = dichter, undurchdringlicher Wald.

Busch ist wohl Lehnwort von mlt. buscus.

Hag, ahd. hâc, nd. hag mufs ursprünglich Wald, Busch bedeutet haben; der Wald schützt, Buschwerk hegt ein, umgiebt; so entstand die Bedeutung Gehege, Wohnort, Stadt. Wurzel ist hah = cingere.

Hagen, ahd. hagan, ist von hac abgeleitet und bezeichnet einhegendes Buschwerk, speziell den zum Einfriedigen geeigneten Dornstrauch.

Hain ist nhd. Verkürzung aus Hagen.

Heide, goth. haithi, ahd. heita aus hagithi, oder von hah, herzuleiten ist zweifelhaft. Das Wort bedeutet ein mit niedrigem Strauchwerk bewachsenes, unbebautes Feld.

Wie hagen, so geht auch ahd. hulis zunächst auf dorniges Gebüsch; verjüngt kommt es vor als

Hülsen, z. B. Appelhülsen, alt Abbenhulis.

Brühl, mlt. brogilus, broilum, wahrscheinlich keltisch, schwankt zwischen Wald, Buschwerk, Wiese.

Driesch, ahd. treis, bezeichnet unbebautes Land, aber auch Bergwaldung.

Nach dem Stoffe, woraus der Wald besteht, bezeichnen wir ihn noch mit dem Worte Holz, ndd. holt (von halt brechen, biegen).

Digitized by Google

Mit Holz synonym ist ahd. vitu, ags. vudu Wied, vielleicht von vidh = dividere abzuleiten; in Ortsnamen oft schwer zu unterscheiden von ahd. wida = salix.

Noch älter ist in Ortsnamen

tar, german. Grundform treva = Baum, Wurzel dar zerbersten, sich loslösen (von der Rinde).

Goth. triu, gen, trivis, an. trê, as. treo, ags. treo, engl. tree, ksl. drévo, griech. δρῦς, skr. dâru.

Das Wort dauert nur noch in Hollunder, Maſsholder, Wachholder fort; in Ortsnamen findet es sich sehr zahlreich, z. B. in Affoltern, Mandern, Heldra u. s. w.

Ndd. bedeutet braak allerlei wild und wirr durcheinander wachsendes Holz; braken = Reisig: beide Wörter von brëchan, goth. brikan; braak eigentlich = abzuhauendes Unterholz. Daraus mit t abgeleitet: braht = Gehölz. Beide Wörter, braak und braht kommen in Ortsnamen vor: Brakel, Halberbracht, Brachhausen u. s. w.

Staude, ahd. stûda = rubus ebenfalls in Ortsnamen.

Rohr und Ried sowie die Namen sämtlicher Waldbäume und sämtlicher Sträucher werden zur Bildung von Ortsnamen verwendet.

Die Ortsnamen sind für den Gang der Ansiedlungen und die Kulturgeschichte aufserordentlich lehrreich und wichtig. — Die reiche Synonymik, die wir in den alten Namen für Wasser, Wald und Sumpf finden, zeigt uns, dafs das Land ursprünglich in der That grofsenteils nichts weiter als sumpfiger Urwald war.

Wir wissen das freilich schon aus Tacitus. Indes ist es doch etwas wert, wenn in den Flurnamen fast jeder Gemarkung die Angabe des Tacitus ihre Bestätigung und dadurch für uns erst ihre eigentliche Bedeutung gewinnt. Denn von dem Maſse, in dem uns die Flurnamen den ursprünglichen Wasser-, Sumpf- und Waldreichtum des Landes aufweisen, kann niemand eine Ahnung haben, der diese Namen nicht kennen gelernt hat. An zehn Ausdrücke kommen für Wald vor: Busch, Hardt, Hecke, Holz, Forst, Horst, Hag, Lohe, Strut, Strauch; für Wasser aha, owe, affa, wazar, spring, quell, prunn, sôt, rinno, klinga, strod, strut, bach, strom, strawa, fluz, vliez, giozo,

Digitized by Google

scara, ara, wipper, sief, seifen, mar, mara, wag, diep — im ganzen mehr als dreifsig.

Die gesamte ältere Tier- und Pflanzenwelt lernen wir in den Ortsnamen kennen: Auerochsen, Elche, Bären, Wölfe, Katzen, Füchse, Wildschweine, Hirsche, Rehe und Hasen; aus dem Reich der Vögel zeigen Geier, Adler, Falken, Habichte, Eulen, Spechte, Raben, Häher und andere den unendlichen Reichtum des Wildes. Da begreift sich die Bedeutung, welche die Jagd im Leben des Volkes haben mufste, — dafs sie nicht blofs der Nahrung wegen getrieben wurde, sondern zunächst den Kampf ums Dasein bezeichnet. Es begreift sich nun auch jene Leidenschaft, womit die alten Germanen der Jagd sich hingaben, ebenso die Liebe zum Vieh, wie sie Nomadenvölkern eigen ist. — Und dabei lernen wir manche interessante Einzelheiten; der Biber mit seinen kunstvollen Bauten, der jetzt in Europa selten geworden ist und demnächst auch in Nordamerika aussterben wird, mufs in der deutschen Urzeit bei uns häufig gewesen sein: die Orte Bebra (biberaha), Berfa (bibaraffa), die beiden Biber bei Offenbach, die beiden Biber bei Neuwied, die Orte Beberbeck, Bever, Biberich u. s. w. erinnern an dieses Tier. Bei dem Bau der hessischen Nordbahn hat man bei Bebra Biberskelette gefunden. Die Bedeutung, welche diese Tiere für das Volksleben hatten, erkennen wir daran, dafs noch jetzt im Volksmunde grobe Zeuge Biber genannt werden. Bekanntlich haben auch keltische Orte: Bibrax, Bibracte vom Biber ihren Namen; das Tier mufs also einst allgemein verbreitet gewesen sein.

Nicht minder häufig waren die Ottern, was uns zugleich auf den gröfseren Fischreichtum schliefsen läfst. Der Orte Ottersbach giebt es eine ganze Reihe.

Von dem Reichtum an Pferden, die noch im Mittelalter halb wild auf den ausgedehnten Triften umher liefen, zeugen die vielen Rofsbäche und Marbäche. — Die im Mittelalter so wichtige Bienenzucht, des Honigs wie des Wachses wegen, wird durch die Namen Bingarten, Bimbach, u. a. belegt.

Unter den Waldbäumen erscheinen aufser den bekannten, noch jetzt vorhandenen manche, die jetzt selten sind, z. B. Ahorn, Erle, Esche, Espe; ahd. felwa, felbiger = Weide,

Digitized by Google

Heister = junge Buche, Kien = Fichte. Unter den Getreidenamen erscheinen aufser Roggen und Weizen Hirse, ahd. amar Spelt (Amarbach), Dinkel. Von den übrigen Pflanzen sind bemerkenswert: Ampfer, Binse (binuz von binden), Brame (Brombeere), Buchs (lat. buxus), Borse (Porst), Eppich, Farre, wofür ahd. auch lisca vorkommt, Nessel, Schlehe und ahd. spurcha = iuniperus; sie alle geben Kunde von den Schlinggewächsen, mit denen die Wildnisse dürftig bewachsen waren.

IX.

Männer- und Frauennamen. [1])

Ein ansehnliches und anziehendes Stück Sprachgeschichte steckt in den Namen, mit denen unsere Väter sich und Söhne und Töchter benannt haben. Dichterische Begabung, hochfliegende Einbildungskraft verraten jene Worte, die noch jetzt an eine Heldenzeit, an göttlichen Ursprung mahnen. Hierin stimmen sie zu den griechischen, die bald auf kriegerischen Gebrauch der Pferde und Wagen im heroischen Zeitalter: Hippokrates, Hippodamos, Menippos u. s. w., bald auf das Bewufstsein göttlicher Abstammung, wie Appolonios, Athenäos etc. deuten. Wie anders die römischen Namen, die fast allzu bescheiden von Viehzucht: Porcius, Asinius, Bubulcus; von Garten- und Gemüsebau: Hortensius, Cicero; oder von körperlichen Eigenschaften: Crassus, Macer; von Gebrechen: Luscus, Balbus, Labio; oder von der Farbe des Haares: Rufus, Fulvius, Flavus; oder von zufälligen Umständen der Geburt: Manius, Posthumus hergeleitet sind oder gar noch hausbackenern Sinnes die Kinder zählen: Secundus, Quintus, Sextus, Octavius, Nonius, Decimus. Nur wenige rühren von priesterlicher Würde her, wie Flaminius, Pompeius. Die römischen Namen zeigen ein nüchternes, ackerbautreibendes, in strenger Häuslichkeit und Frömmigkeit erzogenes Volk.

[1]) Nach K. Simrocks Vorlesung über d. Litteratur; E. Foerstemann, Altd. Namenbuch, Nordhausen 1856. O. Phaler, Handb. d. Altertümer, Frankf. 1865.

Digitized by Google

Die deutschen Namen hatte man sich gewöhnt, bloſs nach dem Klange zu beurteilen; aber Namen sind kein leerer Schall, ihr Sinn hat ehedem bestimmend auf Leben und Charakter eingewirkt, das läſst sich, nachdem dieselben durch die verdienstvollen Arbeiten Abels und Foerstermanns erschlossen sind, in bestimmtester Form erkennen. Ihren Stolz, ihre Sehnsucht, sagt Abel, ihren Glauben wie ihren Aberglauben, ihre ganze Lebensrichtung legen ursprüngliche Völker in ihre Namen. Diese sind daher der unverfälschteste Quell für die Geschichte und Anschauung des Volkes in ältester Zeit; sie offenbaren die Liebe und Ehrfurcht unserer Voreltern vor den Göttern, ihr geheimnisvolles Ahnen göttlicher Nähe, ihren Schlachtenruf und Siegesgesang, den Klang und die Wucht ihrer Waffen, ihren Freiheitsstolz und ihre Todesverachtung, ihre Sehnsucht nach Quelle, Wald und Flur, ihre hohe Achtung vor Frauen und Frauenehre, — kurz alles, was Fremde über unsere Ahnen berichten; und was sie uns nicht erzählen konnten, das sagen uns Hunderte dieser Namen in unserer eigenen Sprache treu und unverfälscht.

Die alten Germanen waren, wie kaum ein anderes Volk des Altertums, tief religiös, ihr Glaube und ihre Verehrung Gottes tief innig und jeder Heuchelei fremd. So finden wir unser uraltes und eigenes Wort Gott in den Namen: Godo, Godebald (der Gottkühne), Godobert (Gottglänzende), Godehelm (Gottbeschirmte), in Goda, Gotberga (Gottgeborgene), Gotatrud. Der oberste Stammgott selbst, Wotan, wird nie zu Personen-Namen gebraucht; auch die übrigen hohen Götter und Göttinnen kommen nur ausnahmsweise in Namen vor; desto häufiger die untergeordneten Götterwesen, in vorderster Reihe die Asen, wie sie nordisch, oder Ansen [1]) wie sie hochdeutsch heiſsen, in verkürzter Form Os. Daher die Namen Ansbald, Osmund, Oswald, weiblich Ansberta, Ansburgis, Ansigardis. In das geheimnisvolle Reich der Naturgeister der Alben oder Elfen führen uns die Namen: Albo, Albuin, Alfhard, weibl. Albagund, Albigard, Alfsuind. An die Riesen oder Hünen erinnern: Huno, Hunibald; Hunegund. Eine andere Bezeichnung für Riesen ist

[1]) An. âss, pl. aesir, goth. ansi-, ags. ôs, ahd. Ôs- in Eigennamen, — von an, onnan gönnen, günstig sein. Ahd. anst = Gunst, Gnade.

Digitized by Google

Thurs: daher Thurismund, Thurisind; Thusnelda. — Auf Gottesverehrung beziehen sich die mit alah, goth. alhs, ags. ealh, fränk. elec = Tempel (von alh wehren, wahren, griech. ἀλκή) zusammengesetzten Namen: Elkihard, Alhmunt, Alahwin, weibl. Alahswinda u. s. w.

Der Stammvater der Hermionen, der im Namen Irmin kriegerisch dargestellte Wotan begegnet uns in: Armin, Ermanarich, Irmindfrid, Irminhard; weibl. Irmingard, Irmindrud, Irminsuinda u. a.

Nächst göttlichen und halbgöttlichen Wesen geben die Namen von Tieren den Stoff zur Bildung zahlreicher Personennamen, und zwar aus doppeltem Grunde, einmal, weil der Germane der Urzeit in Wald und Feld in unmittelbarem Verkehr mit der Natur stand und als Jäger und Hirte im Kriege mit jenen lag; dann aber auch, weil er mit einer gewissen religiösen Scheu auf die Tiere blickte und diese ihm so geheimnisvolle Welt in seinem Glauben an die Seite der Götterwelt hinaufrückte. Jede der germanischen Gottheiten hatte ihre besondern Schützlinge und Günstlinge unter den Tieren; diese sind oft geradezu die Symbole der Götter oder diese selbst in tierischer Hülle verborgen. Wolf, Rabe und Adler stehen in des allmächtigen Wotan Diensten: Namen mit wulf (vulf) finden sich unter allen deutschen Stämmen: Vulfila, Wolfgang, Arnulf, Badulf, — Wolfgunt, Wolfrun, Wolfhilt. Von hraban (Rabe) und ragin = consilium (— Wotans Raben sind seine Berater, die Symbole seiner Allwissenheit —): Hraban, Ingraban, Sigihram, Bertram, — Raganbalt, Raganfrid, Raganberta, Ragantrud. Der Aar erscheint in den Namen: Arnoald, Aranhilt, Arnulf. Der Eber des Sonnengottes Frô (Freyr) in: Eberhard, Eberwin, Ebertrud. Der ehemalige König der nordischen Wälder, der Bär (ahd. bëro) kündigt sich an in: Berafrid, Bernhard, Berlind, Beringar.

In weiblichen Namen spielt der Schwan eine wichtige Rolle, — jener stolze Vogel, dessen glänzend reines Gefieder ein Bild der Achtung und Verehrung war, in der das Frauengeschlecht bei den Germanen stand: Schwanhilde, Schwanaburg, Schwanagard u. s. w. Das Grundwort lint oder lind, das in Frauennamen so häufig vorkommt, läfst die Beziehung auf lint

Digitized by Google

Schlange, — den Germanen ein heiliges, segenspendendes Tier, — aber auch auf lind = Quelle und lind = lenis, gelind zu; oft läfst sich aus dem Bestimmungswort die Bedeutung des Grundworts erkennen: wie Aralind = Quelle, aus der der Aar trinkt; oft aber sind die verschiedenen Beziehungen in einander geflossen und mit Sicherheit nicht mehr zu unterscheiden: Fridulind, Godalind, Hildelind, Theudelind u. s. w. Zwei andere Namen, die vielfach in Frauennamen wiederkehren, sind drud und run. Das erste gehört zu ahd. trût = amicus, amica, vielleicht auch teilweise zur Walküre Thrudr: Agildrud, Chunidrud, Gertrud Sigidrud. Das zweite Wort bezieht sich auf den Beruf der Frauen, die geworfenen Loose zu deuten, die Runen zu lesen, bei Krankheiten und Verwundungen wirksame Zaubersprüche zu sagen; daher in Zusammensetzungen run gradezu den Begriff der Zauberin hat: Alrun, Goldrun, Sigirun, Wolfrun, Friderun.

Die Lust unserer Vorfahren an Kampf und Krieg schildern eine Unmenge männlicher und weiblicher Namen mehr als die Schriften und Sagen des Altertums. Bad, Gund, Hild, Hadu, Wig sind lauter Ausdrücke für Streit, Schlacht, Kampf und Krieg: Badegisil, Batuhelm, Baduhild, Gundobad, Heribad; Adalgund, Chunigund, Gundachar, Hildibrand, Hildimund, Hildigard, Grimhilt, Mahthilde, Sighilde, Hadubrand, Hadubald, Wigo, Wigiberth, Harduwig, Lindowig — und die zahlreichen verwandten tönen wie Schwertgeklirr und Schildgerassel. Die Brünne, der glänzende Harnisch, erklingt in Bruno, Brunhard und Brunhilde; der Ger, das alte, gefürchtete Wurfgeschofs in Gero, Garibald, Gernot, Gerold, Gerburg, Gertrud, in Adalger, Beringar, Fredegar. Von dem an. und ags. grima = Helm kommen: Grimo, Grimbert, Grimoald, Grimhilde; von der Schwertschärfe, ahd. ecka, aki: Egbert, Eckhart, Agilulf, Agildrud. Die Schwertspitze Ort, erscheint in Ortwin, Ortlieb, der Schild, ahd. rand, in Randulf, Randolt, Bertrand, Heribrand, die ask, Esche = Lanzenschaft in Asculf, Ascwin, Asclind.

Unter den kriegerischen Eigenschaften galten vor allem Kraft und Stärke, in der Sprache unserer Voreltern goth. aljan, ahd. ellan = Stärke und magan, megin = robur; daher Ellanpald, Ellanhard, Megino, Magenperht, Maginulf.

Digitized by Google

Ein sowohl im Anfang als am Ende von Personennamen gebrauchter Stamm ist nanth (nand), das von ginindan = wagen kommt und Verwegenheit ausdrückt, wie z. B. in Falknand, Wolfnand u. s. w. Noch häufiger begegnen wir dem Worte bald, ahd. pald, as. bald, ags. beald, eng. bold = kühn, dreist, schnell: Ansbald, Chunibald, Garibald, Hildibald, Baldomar, Baldavin, Baldechild.

Auch in dem goth. hardus, ahd. hart = durus liegt der Begriff des Kühnen, Starken: Brunhard, Ebarhard, Sigihard, Hartbald, Harduwich, Hardwin. — Das Kriegerische, Wehrhafte finden wir in dem ahd. wari Wehr, warjan wehren: Werinhard, Werinulf, Warna u. a. Reichtum und Macht leuchten aus: Abarich, Amalarich, Hilperich, Hildirich, Richar, Ricohard, Richelm, Richila, Ricaberga, Richild entgegen; Herrschaft künden an die mit hari, fränk. chari zusammengesetzten Wörter, wie Baldher, Guntachar, Gisilhar, Warinheri, Haribald, Haribrand, Charimund.

Das dem hari in gewissem Sinne gegenüberstehende thiuda, ags. theod, ahd. diot Volk erscheint ebenfalls in zahlreichen Namen: Theudobald, Theudobert, Theudegisil, Thiotleip (Dietlieb), Theuderich, Theuda u. s. w. Volkher, Volkrad weisen hin auf Volk; Liutbrand, Liudger, Liudowic u. s. w. auf liud = Leute, populus.

Den durch Geburt und Stellung hervorragenden Stand bezeichnet der fast unübersehbar häufig gebrauchte Stamm athal, der bei allen deutschen Stämmen zur Namenbildung verwandt wird, am lebhaftesten, wie es scheint, bei den Franken: Athalbald, Athalbëro, Adalberaht, Adalhard etc.

Der Begriff des in Haus und Hof Geschlossenen liegt in dem Worte gard (von gairdan = gürten). Asgard ist die umschlossene Wohnung der Asen, Midgard die Wohnstätte der Menschen. Das Wort schien vorwiegend für das im engeren Kreise des häuslichen Lebens schaffende Weib zu passen, daher Amalgardis, Ansigardis, Trudgarda, Irmingard, Swanagarda, Hildegard.

Das Schützende, Bergende liegt ferner in den mit Berg, Burg (von ahd. bergan) zusammengesetzten, meist weib-

Digitized by Google

lichen Namen: Ansberga, Autberga, Fridubirg, Guntberga, Hildibirga, Waltberga, Williberg, Walburga, Wolfburga u. a.

Dagegen bezeichnet das Wort munt in der Rechtssprache nur den über Kinder und Frauen ausgeübten Schutz. Dieser, schon seit dem 3. Jhdt. in Personennamen gebräuchliche Stamm erscheint meistens nur am Wortende und ist über alle deutschen Stämme verbreitet: Adalmund, Chunimund, Faramund, Sigismund, Thrasamund, Winimund.

Schutz und Sicherheit bedeutet ursprünglich das ahd. fridu, pax, verwandt mit an. fridr = mansuetus. Fridiger kommt schon im 4. Jhdt. vor; auslautend zuerst in Amalafrida; im 5. Jhd. in Amalfrid, Erinfrid, Helmfrid, Irminfrid etc.

Neben dem Begriff des Schützenden drückt wald (von waldan regnare, walten) Thatkraft und Herrschaft aus: Waldo, Waldifrid, Walther, Waldburga.

Zur That gehört Rat; auch dieser Begriff findet sich häufig: Radbod, Ratmar, Rathelm, Ratburgis; am Ende der Wörter mögen rât consilium und rad (hrad = κρατύς) schnell vielfach in einander geflossen sein, z. B. in Dankrat, Geltrat, Kuonrat, Gundrat, Volkrat, Tankrat. Schärfer deutet auf Rat und Klugheit goth. ragin, das sich mhd. in regin, rein verwandelt: Raganbald, Raginhart (Reinhard), Reginald, Raginswinda.

Geist und Klugheit bergen die Namen: Hugo, Hugibald, Frodegar, Frodowin, Frodelindis; denn aus an. hugi Sinn, Gedanke, goth. hug-as (ahd. huggan denken) kann auf hugu = Geist geschlossen werden; frôd, an. frôdhr, goth. frôthas, ahd. frôt bedeutet klug, erfahren, weise.

Freundschaft und Liebe kündet wini = amicus an: Baldewin, Ortwin, Winfrid, Winihild; von ahd. liub = carus kommen Hartlieb, Ortlieb, Liupfrit, Liubolf, Liubswint. Im Neuhochdeutschen ist mit der Endung lieb zusammengefallen ahd. leip (leiba), goth. laif, laifs = superstes (Nachkomme, Sohn). Diotleib, Gotleip, Hartleip, Wunnileif.

Glanz und Pracht bezeichnet die Endung haid, die mit skr. ketu Helle und Glanz, mit an. heidr Würde und ags. had Schönheit sich nahe berührt in: Adalheid, Meginheid u. s. w. Ahd. peraht, goth. bairths bedeutet Glanz und Schimmer; unser

Digitized by Google

nhd. Wort Pracht ist daraus entstanden. Die Namen Berhta, Perchtfrid, Berting, Bertram und sehr viele andere wollen den Ruhm und den Glanz ihrer Träger verkünden. Verwandt mit beraht ist ahd. Brand = torris, incendium, welches sowohl den feurigen Kampfeifer wie den um das Haupt des Helden schimmernden Kriegsruhm meinen kann in den bekannten Namen Hildibrand und Hadubrand.

X.

Die Wotanische Wortfamilie.

Es ist durch die Sprachforschung und die vergleichende Mythologie festgestellte, unanfechtbare Thatsache, dafs alle arischen Völker ihren Hauptgott mit ein und demselben Namen benennen: skr. Dyaus, Dyu griech. *Ζεύς, Διός*, lat. Dius ahd. Tiu und Ziu, und aus dieser Thatsache folgt, dafs Zeus — wie wir den Gott mit dem bekanntesten Namen nennen wollen — der älteste, oberste und gemeinsame Gott des ungetrennten arischen Stammes gewesen ist. Nun finden wir aber nach erfolgter Trennung, dafs bei den germanischen Völkern nicht Ziu-Tyr, sondern Odin-Wotan der höchste Gott ist und jenen Stammgott so zu sagen verdrängt hat. Wie ist diese Thatsache zu erklären?

Wotan ist einäugig, d. h. die Sonne ist sein Auge und er die Sonne. Der indische Çiva, — gleichfalls die höchste Stelle unter den Göttern einnehmend, — ist ebenfalls Sonnengott, denn die Sonne ist ihm Auge, wie sie dem vor ihm herrschenden Varuna Auge war. Eine Lanze ist Çivas Symbol, ein Speer Wotans völkerbewegende Waffe. Dieser indische Çiva nun hat einen Beinamen: Vudhna, d. h. Wecker, Erreger des Lebens. Dieser Beiname stimmt genau mit dem deutschen Worte Wotan, wie Çiva mit Zeus übereinstimmt. Wotan ist demnach der uralte arische Stammgott, unter einer andern, aber aus seiner Wesenheit genommenen Bezeichnung. Die Bedeutung des Wortes, das vom Verbum watan, Jmperf. wot

Digitized by Google

herstammt (vadere = permeare) ist genau dieselbe wie Vudhna, „Durchdringer, Erreger.“ [1])

Wotan ist Erreger und Erwecker in der Welt, in der Luft, wie im Geiste. Wenn die Winterstürme über die entlaubten Wälder dahinbrausen und Haus und Hütte erbeben machen, dann zieht er an der Spitze des wütenden Heeres in die Lande. Wut ist das Element, in dem Wotan lebt und webt. Der kindlichen Ahnung der Völker sind Natur und Geist untrennbar verbunden. Daher ist Wotan nicht blofs ein Erreger im physischen Gebiete, sondern lebt in jeder Gemütsbewegung, in der Begeisterung wie in der Raserei, in der zarten Empfindung der Dichter wie in der tosenden Kampfwut der Berserker und Wickinge, die alles vor sich niederwirft. Das Hauptwort wuot, Wut, hat wie im altn. odhr ursprünglich Geist erregende und erregte Seelenkraft bedeutet, dann immer mehr sich auf die Bedeutung Ungestüm und Wildheit verengt, grade so wie der Name des Gottes bei den Christen die üble Bedeutung behielt und in den ältesten Glossen als tyrannus, herus malus erläutert wird. Adam von Bremen erklärt c. 233: Wotan id est furor. War aber auch der alte Gott bereits zum wuëterich degradiert und Wuotunc, Wuetelgoz ein Schimpfname geworden: dem Chronisten und den Dichtern seiner Zeit war der innere Zummenhang des Wortes Wut mit Wotan noch vollständig bewufst. Auch den Römern scheint schon ein Verständnis des Wortes Wotan und des Zusammenhangs mit dem Elemente der Wut, in dem er lebt, gedämmert zu haben; denn grade die kriegerische Erregung, den germanischen Heldengeist, bezeichnen sie als furor teutonicus, „deutsche Wut“; sie ist es gewesen, die das Römerreich über den Haufen warf und erst in den Kreuzzügen sich völlig austobte.

Wüten, ahd. wuotan, wuatan, wüeten heifst heftig erregt sein, rasen.

---

[1]) Es sei hier bemerkt, dafs mir die Zusammenstellung des altind. Vâta mit Wotan nicht unbekannt ist, — einerseits aber noch lange nicht unanfechtbar, andererseits in der Grundbedeutung mit Vudhna — Wotan zusammenzutreffen scheint.

Digitized by Google

Als Hagen und Volker bei den Hunnen im härtesten Gedränge sind, heifst es von ihnen:

dô Volkêr unde Hagene sô sêre wüeten began.

Das Eigenschaftswort wütig, jetzt von wütend fast verdrängt, heifst in heftigster Erregung, toll sein.

Ein anderes von wuot gebildetes Zeitwort ist unserer heutigen Sprache verloren, nämlich ahd. wuotarên, welches bedeutete: vor freudiger Erregung aufjauchzen, jubilieren.

Aufser den besprochenen, direkt aus der Wurzel wuot, wud abstammenden Wörtern gehört noch eine andere Sippe zu der Wotans-Familie, die ihren Stammvater in einem Beinamen des Gottes haben. Als Inbegriff von Heil und Seligkeit, als Spender aller Gaben heifst Odin dem nordischen Germanen Oski, d. i. Wunsch. Mit dem Worte Wunsch bezeichnet unsere Sprache noch das ganze Mittelalter hindurch Vollkommenheit in jeder Art, jedwedes Ideal. Nachdem Wotan als Wunschgott längst vergessen war, hat sich der Wunsch als ein persönliches, gewaltiges, schöpferisches Wesen in der Vorstellung der christlichen Dichter erhalten. Sie legen ihm Hände, Gewalt, Blick, Fleifs, Kunst, Blüte, Frucht bei; er schafft, bildet, meistert, denkt, neigt sich, schwört, flucht, freut sich und zürnt, nimmt zu Kinde, Ingesinde oder zu Freunden an, — alles fast stehende Redensarten, die schwerlich in Poesie und Sprache entsprungen und erhalten wären, bezögen sie sich nicht unbewufst auf ein höheres Wesen, von dem die Vorzeit lebendigere Vorstellung hatte.

Das Wort wunisc Wunsch ist ein abgeleitetes, gebildet wie mennisc Mensch von mann, sein Stamm mufs daher wun = wunne sein. Wie mennisc den von man, Mannus Abstammenden bezeichnet, den Begriff des Stammwortes individualisiert und wiederum auch zum Gattungsnamen verallgemeinert, so bezeichnet Wunsch das aus der Wonne Hervorgehende wie das Wonne Erzeugende. Als Individual-Begriff ist Wunsch der Spender alles dessen, was den Sinn erfreut, was das Herz begehrt; als Abstraktum bezeichnet es den Inbegriff alles Wonnevollen und Begehrenswerten; als konkretes Abstraktum das Begehren des erwünschten Gutes.

Digitized by Google

Ein wunschlëben ist das schönste Leben, das denkbar ist; wunschlîch, was zu Wunsche beschaffen, des Wunsches wert ist. Ein Wunschding ist eine wunderbare Gabe, die jeden Wunsch befriedigt, wie die Wünschelrute den Ort anzeigt, wo die erwünschten Schätze verborgen liegen.

Das Wort Wonne, ahd. wunna und wunnâ, ags. winne, mhd. wunne, wünne, ist ein arisches Erbwort von dem (skr.) Stamme van lieben, begehren. Der Begriff des Wünschens liegt also schon in der Wurzel des Wortes. Das skr. vanas: Reiz, Schönheit, lat. venus, sind Schwestern zu Wünne. Wie von vanas das skr. vana Wald abgeleitet, — der Lieblingsaufenthalt des Hirten, — so ist auch von derselben Wurzel ahd. winên, weiden, und winja Weide abgeleitet; Weide und Wünne sind Sprofswörter derselben Wurzel und bezeichnen daher auch im Altertum dasselbe, nämlich pascuum. Die jetzige Sprache hat in Wonne blofs den Begriff der Freude, den Inbegriff alles Wünschenswerten, behalten, redet aber metaphorisch noch von einer Augen-, Ohren- und Seelenweide.

Das Eigenschaftswort wunnebaere, wonnebar, d. h. Wonne hervorbringend und besitzend, haben wir eingebüfst; wünnesam, wonnesam, hat sich erhalten; und geläufiger ist wünniclîch, wonniglich, d. i. mit Wonne verbunden, Wonne erregend. Ein Zeitwort wünnen hat sich nicht gebildet, nur wünschen, wunscan.

Insofern die Wurzel van, (win-) lieben der Wotanischen Wortfamilie Wunsch und Wonne zugeführt hat, darf hier auch einiger anderer Sprösslinge derselben Erwähnung geschehen. Im Althochd. heifst wini Freund, Geliebter, Gatte, winjâ, wine Geliebte, Gattin; winiscaf Freundschaft, Bündnis, und lange bevor die Minne und das Minnelied aufkamen, kannten die Deutschen das winileod, d. h. Volks- und Liebeslieder, wie sie auf der Strafse und bei öffentlichen Aufzügen gesungen wurden.

Das ahd. winnâ bedeutet Streit, persönlich „der Wütende"; winnen heifst in heftiger Erregung sein, wüten, sich abarbeiten; es stellt sich neben wünna wie wueten neben wuot.

Ob das Wunder, ahd. wundir, wuntar etwa von wunne oder dessen Stamm abzuleiten sein möchte, wie muntar von mun-, oder ob dasselbe auf winden zurückzuführen ist, was seinerseits wieder aus winnä und winnen vieleicht erklärt werden

Digitized by Google

könnte, mag vorläufig als der nähern Begründung noch entbehrend dahingestellt bleiben. Die Wotanische Wortfamilie ist, wie mir dünkt, ansehnlich genug, auch wenn sie des Wunders entbehren muſs.

XI.

Freya und ihr Freudengefolge.

Wie mit dem Namen für den höchsten Himmelsgott sich der Begriff des geistigen Aufschwungs, der kriegerischen wie dichterischen Begeisterung, der Inbegriff alles Erstrebenswerten in den Wörtern Wunsch und Wonne verbindet, so ist der Name seiner holden Gemahlin Freya mit allen den Vorstellungen verknüpft, die anmutiges, liebreizendes Wesen, Freude und Freundschaft ausdrücken oder sich auf die Freiheit und das Freien beziehen.

Nach den mythologischen Überlieferungen des Nordens waren Freyr uud Freya ein Geschwisterpaar, Kinder Niörds, des Vanen. Freyr, der leuchtende, klare, milde, auf dem goldborstigen Sonneneber reitend, ist Herr der Witterung, Gott des Frühlings. Seine Schwester Freya besitzt das sturmrauschende Federkleid des Frühling bringenden Wanderfalken, sie trägt den goldenen Eberhelm des sonnenhellen Himmels und den kostbaren Brustschmuck des farbenschimmernden Regenbogens. Sie ist Odins hehre Gemahlin und teilt mit ihm die Herrschaft auf dem Hochsitze der Götter. Der sechste Wochentag, der Fríatac, ist ihr heilig. Neben dem ahd. Namen Fría, langobardisch Frea, führt sie auch den Namen Frigg, der mit jenem identisch ist. Der nordische Freyr heiſst ahd. Frô, noch erhalten in dem Namen Frôwin; das entsprechende Femininum lautet ahd. Frôwâ (mhd. frowe, nhd. Frau), und dieser Name ist im engeren Deutschland am häufigsten zur Bezeichnung unserer Göttin angewandt worden. Frô und Frôwâ, Frûa nahmen aber schon sehr früh neben der persönlichen und religiösen Beziehung eine allgemeine und weltliche an, die Be-

Digitized by Google

deutung Herr und Herrin, dominus uud domina, namentlich in der Anrede.

Das männliche frô = Herr hat sich nur in Fronleichnam (nicht Frohnleichnam zu schreiben!) = Leichnam, Leib des Herrn, in Frontag, Fronfasten u. s. w. erhalten. Das Wort Frau hat seine religiöse Beziehung bewahrt in: Frau Holle, Frau Bertha, die weifse Frau, unsere liebe Frau. In weltlicher Beziehung bezeichnet frauwa, vrouwe, Frau die Gebieterin des Hauses, Herrin, Dame, gleichviel ob diese verheiratet oder unverheiratet ist; erst seit dem 13. Jhdt. wird das Wort gleichbedeutend mit Gattin, Ehefrau, — bis dahin wurde dieser Begriff durch wîp ausgedrückt.

Was bedeutet nun das Wort Frau? Eine genau passende Wurzel bieten die germanischen Sprachen nicht, wohl aber findet sich im Litauischen der entsprechende Stamm prav, prov in zahlreichen Ableitungen für herrschen, walten, mit besonderer Beziehung auf Gesetz und Recht, wie ja auch skr. prâvitar Herrscher, Verwalter bedeutet; ja, dem germanischen Gott Freyr, Frô steht der wendische Gott Prove direkt zur Seite.

Die Bedeutung auf das Sanfte, Zarte, das in Freya personifiziert wird, vermittelt das griechische πρανύς, Stamm pravi = mild, sanft, gnädig. Die Grundbedeutung von frouwa ist demgemäfs: „milde, gnädige Herrin", und als eine solche dachten sich unsere Vorfahren die holde Gemahlin Wotans, als solche feiert sie der Dichter mit den treffenden Worten:

Frouwa, heller als das Licht,
Das durch Morgenröten bricht,
Frouwa, milder als der Mond,
Der so klar im Äther thront,
Frouwa, du, du bist die Macht,
Thronend in uralter Pracht,
Die den Wesen Wonne spendet
Die den Himmel niedersendet,
Die das Herz zum Himmel wendet,
Bist der Liebe Zaubermacht.

Das zu frô und frouwa gehörige Eigenschaftswort: ahd. frâo, flektiert frâwer, bedeutet: was den Göttern, den Heiligen gehört, herrschaftlich, heilig; dann, dem engeren Begriff von

Digitized by Google

frouwa entsprechend: was Glanz, Milde, Huld spendet = froh. Ein anderes, dem Neuhochdeutschen verlorenes Eigenschaftswort: fronisc bedeutete: herrlich, glänzend, schön; Adj. vrôn dasselbe; Subst. vrône Herrlichkeit, aber auch eingezogenes Herrengut, und aus dieser Bedeutung hat sich fröhnen, d. i. dem Herrn dienen, Herrendienst thun, entwickelt. Fröhlich hat sich aus dem Adverb frolico gebildet, von fröhlich Fröhlichkeit. An Zeitwörtern hat frouwa aufzuweisen:

1. ahd. frauwan, mhd. vrouwen zur Frau machen, und
2. ahd. frawjan, fräwon, mhd. vröuwen, freuen in der Bedeutung:

a) froh machen, erfreuen, und b) froh werden, sich freuen. Von diesem Zeitworte ist dann als Substantiv entsprossen: ahd. frowida, mhd. vröude (vreude), nhd. Freude. Der Zusammenhang der Begriffe und Worte Frau und Freude, frauen und freuen, war noch das ganze Mittelalter hindurch lebendig im Gefühl, die Redensart: ungefrauwet, ungefröut, sprichwörtlich. In Freidanks Bescheidenheit belehrt uns der Dichter:

Von Freude sind Frau'n benannt,
Ihre Freude kennt das ganze Land.
Wie gut er Freude kannte,
Der zuerst sie Frauen nannte!

Und Freidank-Rückert singt aus gleichem Grunde:

Wohlgefraut ist wohlgefreut,
Ungefreut ist ungefrauet.

Fraulich ist, was einer Frau geziemt;
unfraulich (unvrouwelîch) was ihr nicht ansteht.
Fräulein, die Verkleinerungsform von Frau, bedeutet im Mittelalter Kind, Geliebte, besonders aus niederm Stande.

Zum Titel für unverheiratete Damen hat es erst die Neuzeit erhoben; das Mittelalter brauchte dafür ursprünglich Frau später Jungfrau. Letzteres entspricht zunächst dem juncherre = ein junger, noch nicht Ritter gewordener Adelicher, und bezeichnete demgemäfs ein Mädchen edlen Standes. Erst in der Zeit der Meistersänger wird „Jungfrau" Titel und dem Worte Fräulein entsprechend auf Mädchen bürgerlichen Standes angewandt. Als sodann diese in der Zeit der Fremdländerei

Digitized by Google

nicht mehr „Junfern“ heifsen wollen, sondern Mamsellen, geht Jungfrau allmählich in die Spezialbedeutung von virgo über.

Haben wir hiermit die vom Stamme prav herkommenden, im Geleit von frouwa auftretenden Wörter in ziemlicher Vollständigkeit betrachtet, so wollen wir nun zu dem im Namen Frîa liegenden Stamme übergehen. Die Bedeutung desselben ergiebt sich aus indogerm. Wurzel pri = lieben, erfreuen. Fria-Freya ist die Göttin der Liebe, die Quelle der Freude.

goth. frijôn, lieben, küssen.
ahd. friudil = Geliebter.
„ friudila = Geliebte.
„ friunt, part. praes. = einer der liebt, ein Verwandter, Freund;
goth. frigathva = Liebe.

Was aber liebte der alte Deutsche mehr als die Freiheit? Kein Wunder, dafs sich die Begriffe lieb und frei ursprünglich bei ihm decken. Denn dies ist thatsächlich der Fall in

goth. frija, nom. freis, ahd. frî, flektiert frî, frîger, mhd. vrî, vrîer, nur dafs die Bedeutung frei die Bedeutung lieb vollständig verdrängt hat. Eine Vermittlung des Übergangs aus der einen Bedeutung in die andere giebt uns das Lateinische an die Hand; in pro-prius und pri-vus eigen, einzeln, ist derselbe Stamm pri = germ. fri enthalten; privus ist, was von andern Dingen gesondert, losgelöst, frei ist, proprius, was für jemanden ausgesondert, sein eigen ist.

Frei ist also, wer sich selbst überlassen, nicht gebunden ist, und wer sich dieses Glücks erfreuet, ist
ein Freier, kein Knecht oder Höriger;
Freiheit ist der Stand eines Freien, auch das einem Freien zugestandene Vorrecht, Privilegium.

Das hochdeutsche Zeitwort frîgen, vrîen hat sich abweichend vom Gothischen an die Bedeutung des Eigenschaftswortes frei angelehnt und es bedeutet

vrîen 1. frei machen, mit dem Genit. von etwas frei machen, befreien;
2. reflexiv: sich einer Sache entäufsern.
3. die Braut freien, das heifst, sie frei machen von der Vormundschaft des Vaters, indem man sie ihm abkauft, — dem griech. πρί-ασθαι entsprechend.

Digitized by Google

4. Mit dem dativus commodi verbunden bedeutet es: um die Braut werben, freien, und hier verknüpft sich die Grundbedeutung wieder mit der abgeleiteten, übertragenen.

Den Zustand des Frei-Seins, die Zeit zum Freien und Lieben bezeichnet

ahd. fridu, frido Friede, Waffenstillstand, Ruhe, Sicherheit, Schutz.

mhd. vríden = befrieden, versöhnen.

goth. freid-jan = als frida, d. i. als schön, lieb ansehen (wie schonen von schön).

Friedsam (fridusam) ist, was den Frieden liebt, ihm ergeben ist; und wer ihn gerne hält, ist friedlich.

Friede und Freiheit, Freude und Freite, Freund und Freundin, Friedel und Friedelin, Frau, Fräulein und Jungfrau, — ein frohes, freudenreiches, friedliches Geleite und von unserer gütigen und milden Frau Freya, der Gemahlin des Wunscherfüllers Wotan, uns freud- und friedlosen, nach Frieden und Freude dürstenden Sterblichen zum Troste herabgesandt und sich verkörpernd in der einen wohlgefreiten freudenreichen, freundlichen und friedsamen Herrin des Hauses, der lieben Ehefrau.

XII.

Höhere und niedere Welt.

In allen deutschen Zungen ist das höchste Wesen von jeher mit dem Namen Gott benannt worden, der ohne Artikel gebraucht wird: die Formen lauten: goth. goth, guth, ags., as., afr. god, an. gudh, ahd. cot, mhd. god. Alle diese Wörter sind männlich; daneben giebt es ein Neutrum; an. godh, goth. gud, pl. guda, ags. god, pl. godu; diese Bildung, im Hochdeutschen zwar nicht vorhanden, scheint nichtsdestoweniger altgermanisch zu sein und einen allgemeinen Gott neben besondern Göttern vorauszusetzen, eine Unterscheidung, die vom

Digitized by Google

Christentum benutzt wurde, um den Christengott den Volksgöttern auch sprachlich entgegenzustellen. Dafs der Glaube unserer heidnischen Vorfahren von einem einzigen Gotte ausgegangen, ist eine Annahme, für welche gewichtige Momente sprechen; wie es aber auch mit der Haltbarkeit dieser Hypothese stehe, — das ist unverkennbar in den nordisch-germanischen Mythen, dafs hinter und über der Vielheit der Götter noch eine höhere Macht steht, der auch die Götter unterworfen sind; hinter der Schöpfung verbirgt sich ein Schöpfer, und wenn die gegenwärtige Welt mitsamt den Göttern dem Untergang verfällt, dann bleibt jener verborgene Gott, der war, ehe die Welt ward, bestehen, und mächtiger als Wotan, wird er die Welt erneuen und verjüngen. Wie er heifst? — Das Eddalied sagt: „Ihn zu nennen, wage ich nicht.“ Er ist, der ist: „Allvater waltet“. Jener verborgene Mächtige ohne besonderen Namen ist Gott, oder, wie das Hildebrandslied verstärkend sagt: Irmincot, deus deorum. Ist das persische khodâ unserem Worte Gott entsprechend, jenes aber eine Verkürzung aus dem zend. quadâta, skr. svadâta, so ist die Bedeutung: a se datus, increatus für das höchste Wesen so passend wie nur möglich.

Andere Ableitungen sind: von indogerm. ghu rufen „der Angerufene“, oder von hu opfern „Der, dem geopfert wird“; letzterer Wurzel entstammt das german. Zeitwort geutan, gaut, gutum gieſsen, von welchem goth. gaut, ahd. kôz kommt, womit Gott als der bezeichnet wird, der die Welt aus sich ergossen hat; alda gautr heifst daher an. der Weltschöpfer.

Auch an. godhi, ein vorauszusetzendes goth. gudjan mit der Bedeutung Priester lassen sich wie ahd. gutja, mhd. göte Pate, Patenkind, gotâ. gotte Patin sowohl aus der Wurzel ghu wie aus hu erklären.

In der nordischen Mythologie werden die Götter in Asen und Wanen geschieden, die sich erst einander bekriegen, dann durch Vertrag sich einen. Das Wort Asen, goth. und ahd. ans, pl. anseis, ensi, ags. ôs, pl. ês, an. âss, aesir erhält, wenn man vernimmt, dafs den Etruskern die Götter aesares hieſsen, die Römer einst ihre ara asa, ansa nannten, weil sie von Opfernden und Schwörenden mit der Hand angerührt wurden, eine geheimnisvolle Beleuchtung, die aus der rohen Bedeutung

Digitized by Google

„Balken, Träger", vielleicht auch das in den Balkenkopf geschnittene Götterbild meinend, symbolische Übertragung wird und die Götter als die Wage- und Tragbalken des Weltalls, als Träger des Himmelsgewölbes bezeichnet. Die Wanen, an. voenr, von der Wurzel van lieben, gefallen, sind die glänzenden (as. wanum = splendidus) schönen Götter der schönen Jahreszeit.

Die Götter, im Wald und auf der Berghöhe gegenwärtig, bedurften keiner gebauten Wohnung, keines sie darstellenden Bildes. Die h. Haine, nimidae, haben wir schon kennen gelernt; ein anderer Ausdruck ist an. högr, d. i. harugas, (ags. hearh), ahd. harug = Hain, Heiligtum; vielleicht darf aus dem lautlich zu vergleichenden kelt. careg, ir. carraig = saxum geschlossen werden, daſs harug den mit Steinen umschlossenen Ring bezeichnet, innerhalb dessen der h. Baum oder der Opferaltar sich befand. Ganz allgemein bezeichnet einen gehegten Raum hof, auch der älteste Ausdruck für Tempel. Ahd. wîh, ags. vih, an. vê, Grundform viha — erhalten in nhd. Weichbild, — lautlich zu lat. vicus, griech. *οἶκος* sich stellend, bedeutet „geweihte, heilige Stätte"; wîhi heilig, wîhen heiligen, weihen.

Der Opfertisch hieſs von biudan offerre (biudas), ahd. piot; an. bedeutet stallr ara deorum, blôta a stallhelgum, auf heiligem Altare opfern. Der unsichtbare Sitz des Gottes heiſst hôchsedal, auch petti, gotapetti, ags. veohbed, vihbed.

Opfern ist gleichbedeutend mit verbluten lassen (das Opfertier) ahd. blôtan, was aber auch auf unblutige Spenden angewandt wird; antheizen bedeutet vor den Göttern geloben, zuweilen auch opfern.

Halbgöttliche Wesen sind Riesen und Zwerge. Das Wort Riese, ahd. rîsi, ist noch nicht erschlossen; von den nordischen Bezeichnungen jötun und thurs deutet Grimm die eine auf edax, das andere auf bibax. Zwerg stellt sich lautlich allerdings zu *θεσρσγός*, aber wohl nur zufällig; es darf wohl nicht von zwerch in überzwerch, Zwerchfell getrennt werden und mit diesem von tvarh = torquēre, drehen, quirlen abgeleitet werden. Sicherer ist die Deutung von Albe, Elbe, Elfen aus griech. *ἀλφός* als lichte Wesen. Wicht (von wîhen weihen) ist ein h. Wesen, wihtelîn ein Zwerg. Kobold ist Lehnwort. Nix, ahd. nich-us, erklärt sich aus der Wurzel nig = waschen, spülen.

Digitized by Google

Das ags. ides, as. idis, ahd. idis, an. dîs, pl. dîsir bedeutet, wie ein goth. anzunehmendes Adjektiv deis = weise ergiebt, weise Frau. Aus hagedisen, verkürzt hagsen, sind die unglückseligen Hexen entstanden. Zauber ist lautlich und sachlich mit zebar Opfer verbunden. Gespenst, ahd. gispanst (von spanan locken) bedeutet ein Trugbild zu teuflischer Verlockung.

Es wurde schon erwähnt, dafs selbst über der Macht der Götter ein unabwendbares Schicksal, die Urbestimmung und Notwendigkeit aller werdenden, bestehenden und vergehenden Dinge schwebt: die nordische Sprache benennt die Lose des Schicksals pluralisch scöp, as. giscapu, ags. gesceap = die vom Fatum geschaffenen Bestimmungen. An. lög, as. lag, lagu, gilagu (wie lat. lex, legis von lag = liegen) bedeutet: Satzungen des Schicksals, Loose. Ahd. urliugi = Schicksalsentscheidung im Zweikampf; an. orlag, ags. orläg Schicksal und Krieg. Den Grundbestandteilen beider Substantive entsprechend, werden auf die Anordnungen des Schicksals die Zeitwörter schaffen und legen angewandt. Lieber als der unerbittlichen Macht eines Fatums legt der Mensch sein Geschick in die Hände der Götter, von ihnen Glück und Heil erwartend. Die alten Sprachen unterscheiden ein Femininum Heil[1]) felicitas neben einem Neutrum Heil = omen; erst im Mhd. flieſsen beide in einander. Das gute Geschick (fortuna bona) wird mit ahd. sâlida, mhd. saelde[2]) an. saeld, bezeichnet, und noch die Dichter des 13. Jhdts. reden es mit Frau Saelde an und geben ihm Kind und Ingesinde. Das Gegenteil von Glück ist unsaelde. Das Glück ist an die Stunde (hwîla) geknüpft; darum heifst es auch wîlsaelde, und eben darum ist der Angang bei jedem Unternehmen so wichtig. In Rudolfs Weltchronik heifst es: Moses verbot allen anegang, vogelvluc, stimme oder sanc, daz da geloupte nieman an.

Vorzugsweise greift der Schicksalsglaube in die Vorstellungen vom Tode ein; tôd, an. daudhr, ags. deádh ist, wie die

[1]) Zu vergl. skr. kalya, heil, gesund, griech. καλός.

[2]] Von sâl-ig selig, an. (sâljas) saeld Wurzel sal pflegen = zend. har schützen.

Digitized by Google

Wurzel du sagt, ein Verhauchen, Aushauchen, das eintritt in der Stunde, die jedem vorher bestimmt ist. Da die Todesbestimmung unabwendbar, der Tod kein tötendes Wesen, sondern ein Geleitsmann ist, der in die jenseitige Welt abholt, sehen die Männer der Todesstunde mit Ruhe entgegen; lachend bieten Helden die Brust der Todeswaffe dar. Sterben (ahd. sterpan) ist hergenommen von dem Zucken der Muskeln im Todeskampfe; an. heifst starfa sich abmühen, starf Anstrengung, starfji Starrkrampf. Wer ausgehaucht hat (daudha), wird auf ein Bund Stroh (scoup, ags. scéaf), aufs Schaub gelegt; die Bestattung geschah durch Verbrennen oder Begraben. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode stand bei allen germanischen Stämmen unerschütterlich fest; die in der Schlacht gefallenen Krieger werden von den Walkyrien hinaufgeleitet in das himmlische Walhall, wo sie gewürdigt werden, in die Gemeinschaft der Einherier, der Krieger Wotans, aufgenommen zu werden; die übrigen Sterblichen fahren nach dem Tode in die Unterwelt in das Reich der Hel, der Hehlerin, Verbergerin. Finster ist der Aufenthalt in der räumlich gedachten Helle doch ohne Harm und Qual für die Toten.

Himmel bedeutet nach seiner Wurzel nicht den Aufenthalt der Seligen, sondern (von ham wölben) das Himmelsgewölbe. Zwischen dem über diesem Gewölbe gebauten Heim der Götter, Asgard genannt, und der Tiefe der Unterwelt liegt der Wohnsitz der Menschen, Mitilgard. Das Wort Welt, ahd. weralt, ist zusammengesetzt aus werô (genit. pl. von wër Mann) und alt, an. öld (später alt-ar Alter) = aevum; das Wort bedeutet daher zunächst aevum virorum, Zeit, in der die Menschen leben, und von der zeitlichen Bedeutung in die räumliche übertragen: Ort, wo wir Menschen weilen. Auch Heim, an. heimr, d. i. Wohnung wird diese Welt genannt, heimskringl, der Erdkreis, manseths (virorum satus), auch fairhvas (verwandt mit verch) bezeichnet Menschheit.

Wie der Naturmensch mit Scheu und Verehrung aufblickte zu dem Gewölbe des Himmels und Sonne, Mond und Sterne als göttliche Wesen oder doch als Repräsentanten solcher auffafste, so sah er auch mit einer gewissen religiösen Scheu und

Digitized by Google

Furcht auf die Elemente, die ihn ihre überlegene Kraft so oft empfinden liefsen.

Luft, an. lopt, ags. lyft ist noch unerklärt. Wind, vindar, ventha, lat. ventus kommt von va wehen. Eine Bise, ahd. pîsa von bîten, ist ein beifsender, scharfer Wind; wî-wint (Reduplikation) oder bîwint ein Wirbelwind. Sturm (storma von star = sternere) ein starker Wind, der alles vor sich niederstreckt, umstürzt. Wetter, ahd. wëtar, an. vëdr, ebenfalls von der Wurzel va, bedeutet Luft und gut Wetter; Gewitter, ahd. giwitri ist Unwetter. Wolke, ahd. das wolkan, ist entweder von valk feuchten, nässen, oder von valk wälzen abzuleiten; ags. vealca heifst wälzende Woge, an. valk Wellengang der See, skr. valg = springen. Nebel (nëbul, nebula, *νέφος*, skr. nabhas kann von der indogerm. Wurzel nabh platzen, vielleicht auch von nap nafs sein gedeutet werden. Thau, goth. daggvus (?), an. döggr, ags. deâv, ahd. touwi gehört nach A. Kuhn zu skr. dôhna (von duh ziehen) = Milch; der Thau hätte darnach den Germanen als himmlische, aus den Wolken geflossene Milch gegolten. Regen, ahd. rëgan, goth. rigna, ags. regn (ksl. rěka Flufs) setze ich zur skr. Wurzel rik ausgiefsen, fliefsen lassen, die im Lateinischen mit l statt r in liquor, liquare wiederkehrt. Schnee (goth. snaivas, ahd. snêo, genit. snêwes, ksl. sněgu, lat. nivis, *νίφα*, zend. çnizh schneien, kann wohl aus skr. snu, snauti fliefsen gedeutet werden. Wasser ist die aus der Erde hervorquellende Feuchtigkeit (vat = quellen). Hagel (hagal) kann nur von hag, indogerm. kak = umgeben, herstammen; vielleicht bedeutete es ursprünglich, wie das entsprechende griech. *κάχληξ* Kieselstein, Flufskiesel, der zu Steinringen verwandt wurde. Eis (îs, zend. îçi) ist wohl von der Glätte, dem eiligen Gleiten benannt, wie man aus skr. îsh, îshati enteilen vermuten möchte.

Das Feuer (fiur, *πῦρ*) ist als das läuternde Element von fu reinigen benannt. „Feuer ist das Beste der Erdgeborenen", heifst es im Havamal, und mit Recht, denn diese vom Himmel zur Erde niedergetragene Gabe half dem Menschen, sich ein seiner würdiges Dasein zu schaffen und den Aufenthalt im kalten Norden erträglich zu machen.

Digitized by Google

XIII.

Jahres- und Tageszeiten.

Das Sonnenjahr mit seinen zwölf Monaten ist persischen Ursprungs, die siebentägige Woche babylonischen; beide Zeiteinteilungen sind, nachdem sie schon weit früher den Weg in das römische Reich gefunden hatten, von diesem auf die Franken und unter fränkischer Oberherrschaft auf das übrige Deutschland übergegangen. Aber nicht plötzlich und durchgreifend hat die neue Einrichtung Wurzel geschlagen; es hat vom 7. bis zum 18. Jhdt. zahlloser Edikte kirchlicher und weltlicher Hoheit bedurft, um die neue Ordnung zu befestigen, aber allen Gewaltmaßregeln zum Trotz hat das Volk von seinen alten und ureigenen Anschauungen und Namen genug bewahrt, um der Forschung sichern Anhalt zu bieten und auf die Spuren des Ursprünglichen zu leiten. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daſs die heidnischen Germanen ein Mondjahr hatten,[1]) nach Festnächten zählten und nach Zeitabschnitten von je 28 Tagen mit je sieben- und vierzehntägigen Gerichtsfristen. Der Mond, nicht die Sonne, war ihnen der Ordner der Jahreszeiten und der Wochen, weshalb wir unsere Betrachtung billig bei ihm beginnen.

Goth. mêna, ahd. mâno, ags. môna, sind sämtlich männlichen Geschlechts. Im Nordischen sind Mâni der Sohn und Sôl die Tochter Mundilfori's.

Die Namen des Mondes werden für Monat gebraucht, aber auch mit dieser Bedeutung besonders gebildete Derivata, die ebenfalls alle männlich sind:

Goth. menoth, ags. mônadh, ahd. mânot (mônet), lat. mensis. Skr. mâs, mâsa Mond, Monat. Dieses mâs ist von der Wurzel ma messen herzuleiten[2]); mâ-mi heiſst ich messe, ma-si du miſst, ma-ti er miſst; mâ-tram (*μέτρον*, metrum) ein Meſsinstrument; sonach besagt das Wort Mond nichts anders als „der Messer“,

[1]) Nach A. Zimmer, altind. Leben, Berlin 1879, S. 366 darf das Mondjahr, das auch das Volk der Veden hat, als indogermanische Ureinrichtung angesehen werden.

[2]) Vgl. S. 274, wo die Bedeutung von ma messen aus ma wechseln hergeleitet ist.

Digitized by Google

weil eben der Mond der Messer, Ordner der Tage, der Monate und Jahreszeiten, der Regler der Ebbe und Flut, der Herr der Feste, der Herold der Volksversammlungen und Gerichte war.[1]) Es ist daher auch ganz natürlich, dafs man ihn sich als Mann dachte. Erst der fremdsüchtigen Zeit des 17. Jhdts. war es vorbehalten, diesen Mann zu verdrängen und an seine Stelle eine liebeskranke Luna zu setzen.

Neumond und Vollmond, niumâni und folmâni, haben besondere Bezeichnungen nur im Gothischen: „fulliths, niujiths (?); an. bezeichnet nŷ Neulicht, nîdh das niedergehende, abnehmende Licht.

Da der Mond der Ordner der Zeiten war, ist es natürlich, dafs nicht nach Tagen, sondern nach Nächten gezählt wurde, wie noch Tacitus zu berichten weifs.

Das Wort Sonne hat bezüglich seines Geschlechts bis tief ins Mittelalter geschwankt; goth. sunnô ist Femininum, ahd. sunna und sunno ist bald weiblich, bald männlich; eine Göttin Sunnâ ist aus dem Merseburger Heilspruch bekannt. Die Bedeutung des Wortes ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt; Grimm scheint von dem Runenzeichen ᛋ die Bedeutung Rad, Licht oder Sonnenrad anzunehmen. Fick, VII. 324 leitet das Wort von der Wurzel su = erregen ab.

Tag, tagr, tac kommt von dhagh brennen, leuchten.

Nacht, goth. nahts, ags. niht, ahd. naht, lat. nox, noc-tis, griech. *νύξ*, *νυκτός* vom Stamme nokt, skr. nakta ist mit naho, nahe gleichen Stammes; die Grundbedeutung ist noch nicht aufgeschlossen.

Tag und Nacht sind, wie Sonne und Mond, als persönliche, lebendige göttliche Wesen gedacht.

sam mir der heilige tac!

ist eine häufig wiederkehrende Beteuerung; die Nacht wird die heilige, auch diu edele naht genannt. Tag und Nacht streiten um die Herrschaft:

unz der tac liez sînen strit. Parcival.

Und: der tac nam ein ende, die naht den sîg gewan.

Dafs die Deutschen schon vor Annahme der siebentägigen Woche für bestimmte Tage feststehende Namen hatten bezeugt

Digitized by Google

Tacitus; ein Blick auf die Bezeichnung unserer Wochentage bestätigt es; denn die altheidnischen Namen mufsten unverwüstlich festhaften, um dem Christentum standhalten zu können:

Sonntag, ahd. sunnûn dag, zusammengezogen sunnetac, — ist der Tag der Göttin Sonne.

Montag, mânin tac, manitag.

Dienstag hat seinen Namen vom Gotte Ziu, goth. Tiu, von der Wurzel div — leuchten. In Schwaben heifst er Ziuwestac, Ziestac. Schon frühe hat sich der Begriff thingstac, Gerichtstag mit dem alten Tiustac verschmolzen, und die Schreibung Dinstag herbeigeführt.

Mittwoch; er war ehedem der Tag des höchsten Gottes und hiefs Wuotanes tac, ags. Vôdenes däg, long. Godanes tac; aber blofs das eng. Wednesday, holländ. Woensdach und Goensdach erinnert an den alten Namen.

Der Donnerstag hat den Namen seines Schutzherrn, des Gottes Donar, treu behalten und wir sollten daher auch Donerstag, nicht Donnerstag schreiben.

Der Freitag ist der Tag der Freia.

Der Samstag, franz. samedi, ital. sabbato ist aus Sabbatstag entstellt und entlehnt. [1])

Jahr (jâr), goth. jêr, altn. âr entspricht dem griech. ἔαρ, lat. ver und bedeutet ursprünglich Frühlings- und Sommerzeit.

Im höchsten Altertum zerfiel das Jahr nur in zwei ungleiche Hälften: in eine dunkle, trübe, und eine freundliche, helle, in Sommer und Winter.

Ahd. sumar, ags. sumor, entsprechend dem griech. ἦμαρ, ἤμερος, wird von Grimm Gr. 2. 55. auf Saat und Ernte gedeutet. Nach der Edda ist der Sommer ein Sohn des Svasudhr; svâ, goth. svês, ahd. suâs bedeutet lieb, angenehm; denn der Sommer, die Zeit der Saat und Ernte, ist die lieblichste Zeit des Jahres. Fick stellt sumar in Parallele mit Skr. samâ, = Jahr, zend. hama (Sommer).

---

[1]) Zu weiterer Belehrung dient: E. L. Rochholz, Die deutschen Wochentage (Altd. Bürgerleben) Berlin 1867.

Digitized by Google

Der Winter, wintar, winthrus verleugnet seinen Stammvater Wind nicht; er bezeichnet die Zeit der rauhen Winde und Stürme.

Neben Winter und Sommer hatten die alten Deutschen noch eine Nebenbezeichnung für den Anfang und ersten Teil des Sommers, für den Frühling.

Ahd. lenzo (Lenz, ags. lencten), verkürzt aus lengizin, langiz = die Zeit der längenden Tage.

Tacitus hebt ausdrücklich hervor, dafs die Germanen die vierte Jahreszeit, den Herbst noch nicht unterschieden; und das ganz natürlich; denn zu seiner Zeit trieben sie zwar Ackerbau, aber noch keine Garten- und Obstkultur, und erst mit dieser kann der Name herpist, ags. hearfest, verwandt mit καρπός und καρπίζω, die Zeit des Obst- und Weinpflückens bezeichnend, eingeführt worden sein.

Wie Tag und Nacht, so werden auch Sommer und Winter in beständigem Streite zu einander aufgefafst. Der Sommer erscheint mit seinem Gesinde, der Winter mit seinen Freunden; jener trägt holde Zeichen auf dem Haupte, dieser trägt Waffen. Der Winter verjagt den Sommer, und dieser wird angeredet:

er (der winter) ist dir so gehaz,
er enweiz niht umbe waz,
selten er des ie vergaz,
swenne er dinen stuol besaz,
er enruckte in vür baz,
sîn gewalt wol tusend ellen für den dînen gât.

Reif und Schnee kündigen dem Sommer den Krieg an; vom Reife heifst es:

bloumen unde loop
was des Rîfen erster roup,
den er in die secke schoup.

Beim Annahen des Frühlings wird der Winter förmlich ausgetrieben, als Tod hinausgetragen ins Wasser; der Mai oder Lenz wird mit festlichem Gepränge empfangen, — Gebräuche, die sich zum Teil bis in die Gegenwart erhalten haben.

Um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung zu bringen, wurden am Schlusse 12 Tage eingeschoben; das sind die zwölf h. Nächte, die Weihnachten vom 23.

Digitized by Google

Dezember bis 5. Januar, die das zwölfteilige Jahr noch einmal im kleinen darstellen und religiösen Weihungen und Begehungen gewidmet waren. Auch diese Einrichtung findet sich im vedischen Zeitalter wieder und mufs daher urarisch sein.

XIV.

Kampf und Krieg.

Jedem jungen Volk ist Krieg die männlichste Arbeit, die Erinnerung daran die begeisterndste Poesie. Kein Volk hat die Poesie des Kampfes mit so leidenschaftlicher Hingebung empfunden, als die Germanen. Ihr höchster Gott ist nicht ein Gott der Knechte und Feiglinge, sondern der Krieger und Helden. Nur wer auf dem Felde der Ehre fällt, wer ein rühmliches Schlachtenmal auf der Brust trägt, gelangt in das himmlische Walhall. Wie dort, so kann auch hienieden nur der Anspruch auf Geltung machen, der sich in Kampf und Krieg bewährt hat. Daher eben jene rücksichtslose, des Mannes ganzes Dasein beherrschende und ausfüllende Freude an Kampf und Krieg. Wie zum Tanze geschmückt, voller Lust und Freude, ziehen die Männer in die Schlacht; wie Sturm treibt es sie gegen den Feind; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen, ist des Kriegers Lust und Ehre, im Kampfgewühl entzündet sich seine Begeisterung immer feuriger und entzündet sich zur verzehrenden Glut, der nichts zu widerstehen vermag. Furor teutonicus hiefs bei den Römern die rasende Kampfwut der Germanen, — der gegenüber alle Künste der Taktik und alle welschen Listen sich so oft machtlos erwiesen.

Wenn unsere älteste Geschichte und Dichtung uns diesen kriegerischen Charakter nicht in so lebendigen Zügen schilderten, als sie es thun, — die Sprache selber, die Fülle der auf Krieg und kriegerisches Leben bezüglichen Ausdrücke sind Zeugen, die laut genug reden.

Die ältesten Ausdrücke für Kampf haben wir schon bei der Betrachtung der Personennamen gestreift; es waren: hadu, gund-, batu- und hild-.

Digitized by Google

Hödhr, ags. Hëadho, ist der altnordische Kriegsgott, der personifizierte Krieg; das Wort läfst auf ein Appellativum hadu-schliefsen, das aber nur in Personamen, wie Hadubrand, zum Vorschein kommt. Das Wort ist indogermagischen Ursprungs, die Wurzel hat oder çat = verfolgen. Im Skr. heifst çâtayâmi ich haue nieder; çatru Feind. Bei den Kelten, an denen der Kriegsmut der Germanen sich am frühesten erprobte, erscheint catu in Caturix, Caturiges, und noch das Irische hat cath = Kampf. — Im Neuhochdeutschen lebt als Fortbildung von hadu Hader, das aber eine starke Abschwächung der ursprünglichen Bedeutung ist und mehr Feindschaft und Wortstreit als Waffenkampf ausdrückt. Am nächsten noch kommt es dem ursprünglichen Sinne in den Versen Bürgers:

Der Kaiser und die Kaiserin,
Des langen Haders müde u. s. w.

Hadu, Hader ist Kampf, Streit; gund, gundia, an. gunnr, gudhr (aus gundha), ags. gûdh ist Krieg; Gunthari = Kriegsherr. Wurzel ist gan, skr. han, hanti schlagen.

Auch hild-, hochd. nur in Zusammensetzungen wie Hildebrand, Hild-gund, an. hildr, ags. hild bedeutet Krieg, entstammend von hal = durchbrechen, schlagen (per-cel-lo), lit. kalu hämmern.

In goth. badu, ahd. pathu, ags. beado, an. boed (Badu-hilt) ist Wurzel ba schlagen, töten.

Das eigentliche, selbständige Appellativ für Kampf und Krieg war wîc; wîcmann, wîgsmid heifst der Krieger; die gefürchteten Wickinge, die alten Seehelden, haben von ihm ihren Namen. Die Wurzel vi bedeutet: weichen machen, in die Flucht schlagen.

Die Wörter Krieg und Kampf sind beide Lehnwörter. Ersteres ist wohl aus mittelfranz. crie (ital. grida, ml. quiritare) entstanden, ursprünglich Kriegsgeschrei, Losung bedeutend, aber schon früh in die allgemeinere Bedeutung von Kampf, Streit, Krieg eingetreten. Im Althochd. ist Krieg noch nicht nachweisbar, wohl aber krëg = pertinacia, Ausdauer. Das Wort krig (î zu sprechen i-e wie in liebe) ist mittelhochdeutschen Ursprungs; hier hat sich auch das Zeitwort krîgen = bellum gerere entwickelt und aus erkrîgen, durch Krieg gewinnen,

Digitized by Google

mit Abstofsung der Vorsilbe kriegen in der Bedeutung erlangen.

Das Wort Kampf knüpft sich an den mittelalterlichen Gebrauch des lat. campus als richterlicher Zweikampf, iudicium campi = Kampfgericht. Wie das alte campus zu der Bedeutung Kampf gelangt, ist noch nicht genau ermittelt; wahrscheinlich ist es eine Übertragung von dem Orte, wo man sich im Fechten übte, in den röm. Städten campus Martius genannt, auf das Fechten, Kämpfen selbst.

Ein urdeutsches Wort für Zweikampf hat das Altnordische bewahrt in hölm-gangr, d. h. Gang zur Insel, Klippe, indem die Zweikämpfe an abgelegenen, versteckten Orten stattzufinden pflegten. Der Männerkampf in Scharen hat, ganz dem grausamen Charakter der altgermanischen Kriege entsprechend, die Bezeichnung slaht, d. i. Schlachtung, Niederschlagung und Tötung des Feindes. Das Wort Streit, ahd. strîd, bezeichnet in seiner Grundbedeutung das geräuschvolle Auf- und Niederwogen der Schlacht, den Kampf-Strudel (ahd. stredan, strad = strudeln, brausen).

Walu, Walstatt, heifst der Ort, an dem gekämpft wird; über den Streitenden schweben die Dienerinnen Wotans, die Walkyrien, welche die für den Schlachtentod bestimmten Helden wählen: das Wal heifst das Schlachtfeld mitsamt den erkorenen Toten; wala die Totenlese.

Die Ausdrücke (ags.) väl-déad = strages, väl-hlem = fragor caedis, väl-bed sepulcrum, (mhd.) wal-bluot, ahd. man-slaht (Männer-Mord) u. a. vervollständigen das grausige Bild.

Sieg ist des Kampfes Preis; Wurzel des Wortes ist sag = bewältigen, an. sigr, ags. sige, ahd. sigu daher = Überwältigung des Feindes; skr. sahas bedeutet Vergewaltigung, aber sah, sahati wie deutsches siegen = bewältigen. Einen Ausdruck für Niederlage kennt die alte Sprache nicht. Der Mifserfolg des Kampfes wird euphemistisch als Unsieg bezeichnet. Es ist dies charakteristisch für den Kriegerstolz der Germanen; nicht minder die Erscheinung, dafs alle auf Kampf und Krieg bezüglichen Ausdrücke, die wir bisher durchmustert haben, auf den Angriff, auf die Offensive gehen; für die Defensive findet sich nur ahd. wâri = Wehr, Verteidigung, Kampf, von der

Digitized by Google

Wurzel var wehren (skr. var = umschliefsen, wahren), warjan schützen, verteidigen.

Den Krieger von Stand bezeichnet wîgant, part. praes. von wîgen, Krieg führen; die Form des Partizipiums deutet an, dafs der, welchem die Thätigkeit des Verbums wîgen als Merkmal beigelegt wird, die Ausübung dieser Thätigkeit zu seiner berufsmäfsigen Beschäftigung gemacht hat. In späterer Zeit wurde dem deutschen wîgant das lat. gigas angedeutscht und damit ging das Wort wîgant in die Bedeutung Held, Riese über.

Die im Volksepos so geläufigen Ausdrücke: Recke und Degen haben schon in vorhistorischer Zeit ihre Grundbedeutung verloren. Recke, ahd. hrechjo, as. wrekkjo, vom Zeitwort rëhhan, as. wrëcan, goth. vrikan = verfolgen entsprossen, bezeichnete ursprünglich einen Verfolger des Feindes, den Rächer der Sippe, ging aber dann in die Bedeutung über: ein Verfolgter, ein geächteter und darum in der Fremde umherfahrender Krieger, bis es allmählich aus dieser unedlen Bedeutung durch den Volksgesang zur Bezeichnung des Kriegers und Helden im allgemeinen erhöht wurde.

Degen, ahd. degan, an. thegn kommt von der Wurzel tak zeugen und heifst ursprünglich wie das entsprechende griech. τέκνον Kind, Knabe; degan und maget bilden, wie Sohn und Tochter, Knabe und Mädchen einen Gegensatz. Das Verständnis der Wurzel ist aber bereits im Althochdeutschen erloschen, das bezeugen Tautologieen wie: der niuweborne degen, degenkint. Im Volksgesang setzt sich immer ausschliefslicher die ehrenvolle Bedeutung von Held, Kriegsmann fest, und der Dichter weifs den Sohn Gottes, den Heiland, nicht mehr zu ehren, als dafs er ihm die Epitheta giebt: der junge, reine, der himmlische degen, gotes degen.

Held, ahd. helid, ags. häled, von der Wurzel hal (helan) decken, heifst seiner Grundbedeutung nach der gedeckte, mit der Rüstung bekleidete Krieger.

Kämpe (chempho) ist jüngern Ursprungs und geht wie ml. campio mehr auf den Zweikampf.

Das goth. vair, ahd. wër = vir bedeutete vorzugsweise den Kriegsmann, wie auch karl und kerl wohl ursprünglich

Digitized by Google

namentlich in der Zusammensetzung Karlmann einen Mann voll Mut und Kraft bezeichnete. Dürften wir uns auf das Gebiet der Poesie begeben, so würden wir einen reichen, höchst interessanten Schatz von poetischen Bezeichnungen für Krieger und Held finden: wie ags. gudh-bearn = Kriegs-Sohn, headho-bearn = Kind des Kampfes, sige-bearn = Sieggeborener, sigor-veorka = Sieg-Wirker u. s. w. Doch bleiben wir auf dem vorgezeichneten Wege: Die Gesamtheit der Kriegsmänner bildet ein Heer: goth. harjis, ahd. hari, — durch alle Dialekte gehend, ist seiner etymologischen Beziehung und ersten Bedeutung nach dunkel, da sichere Vergleiche in den urverwandten Sprachen fehlen; die Zusammenstellung mit skr. kula Herde ist zweifelhaft. Der Anführer eines Heeres hieſs herizoho, Herzog, weil er den Seinen vorauszog in der Schlacht und ihnen das Beispiel des Mutes und der Tapferkeit gab. Die einzelnen, geordneten Haufen des Heeres hieſsen Scharen (von shërn = schneiden, abteilen). Zum Angriff ordnen sich die Heeresreihen in einen Keil (acies per cuneos componitur; Tac. Germ. 7.); diese Form der Schlachtordnung, im Norden Swinfylking genannt, weil sie die Gestalt eines Eberrüssels anzunehmen schien, hat Wotan selbst die Helden gelehrt. An der Spitze des Keiles, in den vorderen Reihen stehen die stärksten, erprobtesten Krieger; die Tumben, d. h. die Unerfahrenen bilden die Nachhut. Sobald die Heerkeile auf Schuſsweite einander nahe gekommen sind, erheben sie den Kampfgesang (hilde-lëodh), dessen Schall die Männer dadurch verstärken, daſs sie den Schild vor den Mund halten, damit die Stimme voller und mächtiger anschwelle und ertöne. Denn aus dem Klange des Kriegsgesanges wird auf das Schicksal der Schlacht geschlossen: terrent enim trepidantve, prout sonuit acies. Nach dem Schlachtgesange [1]) beginnen die Reihen, einander mit Lanzen zu beschieſsen, dann stürmen sie zum Nahkampf auf einander los, und hier hat die Kraft und Geschicklichkeit des Einzelnen weitesten Spielraum. Die Schilde stoſsen klirrend an einander, Roſs stürmt gegen Roſs, laut erklingen den Helden die scharfen

[1]) Das Wort barditus, welches Tacitus auf den Kriegsgesang anwendet, ist nicht deutsch, sondern keltisch.

Digitized by Google

Waffen an den Händen, manche breite Wunde wird gehauen, durch lichte Helme dringt ein roter Bach, vom Getöse der Waffen, von starken Schwertklängen, von Geschrei und Ächzen hallt das Gefilde wieder. In der Hitze des Kampfes springen die Helden von den Rossen und laufen einander zu Fufse an, sie zerbrechen einander manchen Panzerring, — die Helme stönen, erseufzen, sprühen lichte Funken unter den Schwerthieben, die Speere sausen, zischen, rasen, tanzen von einem Haufen in den andern; die Schilde klirren, rasseln und springen in die Höhe, — alles ist Leben und Bewegung, — wie Wogen des Meeres steigen und fallen die Fluten der Angreifer und der Verteidiger, bis endlich auf der einen Seite die Streiter die Schilde wenden und ihr Heil in der Flucht suchen.

So ungefähr müssen wir uns der recken strîten denken, um uns ein richtiges Bild von ihrer grozen kuonheit zu machen.

Ahd. chuoni, as. kôni, ags. cêne — wird von Grimm (myth. 317. anm.) von einem verlorenen Verbum chuoan, ags. côvan = pollere erklärt nach Analogie von gruoni, ags. grêne von gruonan (grünen), ags. grôvan. In der Gesch. d. d. Spr. weist Grimm auf kuna, kan kônum = erzeugen und erkennen hin. Wackernagel stellt es neben γαίω, γάνος und erklärt: kampflustig, kuonheit = Kampflust, Mut. Keine der bisher gegebenen Erklärungen genügt; die Bedeutung aber ist klar: es bezeichnet die Lust an Gefahren und männliches Gebahren in denselben und ist sinnverwandt mit gaturst, turst (von dars wagen) = Kühnheit, Verwegenheit.

Das aus dem Nibelungenliede so bekannte ellen, ahd. eljan, goth. aljan, griech. ἀλκή (lat, alac — er), wahrscheinlich von eljan brennen herstammend, bezeichnet die heifse Kampfbegier, dann allgemein Eifer, Mut, Mannheit. (Vgl. S. 360.)

Ahd. palt, goth. balth, an. ballr, as. bald kommt wie der Name der gothischen Balthen und der des Lichtgottes Paltar-Baldur von einer griechisch nachweisbaren Wurzel φαλ — bhal = leuchten; die Bedeutung des Adjektivs war daher ursprünglich: heifs, mutig, eifrig, schnell. Seit dem 14. Jhdt. kommt das Eigenschaftswort aufser Brauch und nur das Adverbium balde, bald bleibt mit der Bedeutung mox. (Vgl. S. 361.)

Digitized by Google

Kraft (von rap zusammenziehen) ist Anspannung aller Sehnen und Muskeln.

Mut, muot, welches jetzt den Gegensatz von Zagheit, Feigheit ausdrückt, hat diesen Sinn im Altertum noch nicht; es bezeichnet dort das Innere des Menschen, was wir jetzt Gemüt nennen, und nur unter Umständen gewinnt es durch Verbindung mit andern Wörtern eine Annäherung an seine jetzige Bedeutung, z. B. von rehten heldes muot, von rîters muote u. s. w. Die erste Spur einer Umwandlung findet sich im 13. Jhdt., wo muotic mit balt zusammengestellt und verbunden wird: muotic unde balt. Dieses muotic scheint aber im Mittelalter eine sehr geringe Verbreitung gehabt zu haben und die alte Bedeutung von muot dauert fort bis ins 16. Jhdt., ja sie ist noch jetzt in Zusammensetzungen: Edelmut, Sanftmut u. s. w. erhalten. Steht es so fest, dafs mhd. muot nicht den Sinn von courage hat, so ist es unmöglich, das Wort von motjan (feindlich begegnen) abzuleiten; das mittelalterliche muoten ist nicht mittelhochdeutsch, sondern mitteldeutsch, und müfste hochd. muozen (nach goth. gemuotjan) lauten; so steht auch muot für muoz = Begegnung, Kampf (motio). Mut (muot) kommt von man (*μάω*) denken, sinnen.

Den Gegensatz zu Mut nnd mutig bezeichnen feige und zage; ahd. feigi, ags. faege, an. feigr ist adj. passivum zu veigen = töten, vernichten. Der dem Tode geweihte, verfallene, vom Geschick dazu bestimmt, dafs er sterben soll und mufs, ist nach altem Begriff veige: hei waz guoter degene vor in veige gelac; wie viele gute Degen lagen da vor ihnen, dem Tode verfallen!

den veigen nemac nieman behueten,
die erde enmac in niht ûf gehaben,
scol er dâ werden erslagen,
er stürbe doch dâ heime. Rol. 207.

Die schimpfliche Bedeutung = mutlos hat das Wort erst im Neuhochdeutschen erhalten. Das deutsche Altertum konnte von Mutlosigkeit und memmenhaftem Wesen nur bildlich und humoristisch reden: es verglich einen Mann ohne Mut dem furchtsamen Freunde Lampe, der ahd. zago (Hase), fem. zâga (Häsin) hiefs; zagehaft ist hasenmäfsig, zageheit Hasenherzigkeit.

Digitized by Google

Bange, Bangigkeit besagen dasselbe wie enge, Angst; denn bange ist entstanden aus be-angi wie bleiben aus be-leiben.

Furcht (forahta, forhta) ist wie furah — Furche von dem goth. vorauszusetzenden Verbum fairhan abzuleiten; goth. faurhts (furchtsam) = eindringlich aufgewühlt, Furcht = innerlich durchdringende Erregung; der spezielle Begriff der Ängstlichkeit und Zaghaftigkeit hat sich bereits im Mittelhochdeutschen voll entwickelt.

Die urdeutsche Zeit hatte ebensowenig einen Ausdruck für Furcht und Zagheit wie für Niederlage und Rückzug. Sie kannte neben Kraft und Kühnheit als Mittel zum Siege nur noch List, welches Wort, von lis. lîsan = lernen abstammend, Erfahrung und die durch Erfahrung erworbene Geschicklichkeit im Kampfe bezeichnet. Ehre (griech. *αἶσα*), d. i. Glanz und Ansehen vor den Volksgenossen, Ruhm, d. i. laute Verkündigung der Thaten und ihres Vollbringers durch Singen und Sagen; Lob, d. i. Zustimmung der Fürsten und des Volkes, Preis, d. i. Wertschätzung, Hochachtung, aber auch Beute, Trophäen (walaroupa) sind die begehrten Güter, um die gekämpft wird und um derentwillen der degen vil verlîsen den lîp.

Das Wort Waffe, goth. wêpna, ahd. wâfan (von vab = weben) bedeutet die gesamte Rüstung des Kriegers, den geflochtenen Schild und geflochtenen Panzer. Helm (von hëln = verbergen) ist die schützende Hülle des Kopfes. In ältester Zeit hing der Krieger eine Tierhaut um, so daſs die Kopfhaut über den Kopf gezogen wurde und Ohren und Hörner hervorragten. Einzelne Stämme trugen Eberhäupter als Helme, die nach ihrem Glauben im Kampfe unsichtbar machten.

Die Brünne, ahd. prunja, ags. byrne (von brinnan = brennen) hat ihren Namen von dem Glanz des Metalls, aus dem sie gefertigt wurde. Zwischen Helm und Brünne legte man die Halsberge, ursprünglich ein Rüstungstück zur Deckung des Halses; später bezeichnete man mit dem Worte das ritterliche Panzerhemd. Harnisch, fr. harnois, wird im 13. Jhdt. von den höfischen Dichtern aus den französ. Quellen herübergenommen und verdrängt allmählich das deutsche geserve = Rüstung. Ring (ahd. hrinc) bezeichnet den Ringelpanzer,

Digitized by Google

Panzer, mhd. panzier, lat. pantex, ebenfalls dem Französischen (panchire) entlehnt, bezeichnet den um Brust, Bauch und Hüfte gehenden Teil der Rüstung. [1])

Zur vollständigen Ausrüstung des Kriegers gehört aufser den Waffen der Schild, der schon besprochen wurde. Häufige Bezeichnungen für Schild sind rant, — eigentlich den Rand, dann den ganzen Schild bezeichnend, lind, d. i. Linde, weil gewöhnlich von Lindenholz gefertigt. Zarge hiefs das Schildgestell, das mit Flechtwerk ausgefüllt wurde, Habe der Griff, an welchem er angefafst wurde, schilt-vezzel das Band, mit welchem er an der Rüstung befestigt war. Sich rüsten heifst sich zum Kampfe bereit machen, schmücken; rüstig (hrustîc) ist, wer kampfbereit ist, Rüstung = Bereitmachen zum Streit. Die ganze Ausrüstung des Kriegers bildet dessen hergewaedha (hergewaete = Kriegskleid), an. auch grîma, d. i. Larve genannt.

Wer zu Rofs in den Kampf zieht, hedarf aufserdem ein gereite, d. i. Reitzeug, nämlich Sattel (vielleicht von lat. sedile, oder von satjan setzen?); Zaum (zoum, an. taumr von tav — ziehen), Bridel (britil von bride), d. i. Zügel; die zuhil habene ist das in die Hand genommene Zügelende, mindil das Mundstück oder die Kandare. Fürbüge (furipuoki) ist der vom Sattel über den Vorderbug des Pferdes herlaufende Riemen; Darmgürtel (darmgurtil) der Sattelgurt. Über die ledernen Riemen wurden der Zierde wegen noch Borten geschnallt, übergurte, surzengel. Zum Aufsteigen wie beim Reiten dient zum festeren Sitze der stec-reif, d. i. der Reif oder Ring in welchen man den Fufs steckt.

Unter den Angriffswaffen nimmt den ersten Platz ein das Schwert; goth. svaird, ahd. suert, ags. sweord bekundet seinen Beruf durch die Wurzelbedeutung svar = verletzen. Aus gleicher Grundanschauung ist goth. hairus (mascul.) ags. heru, an. hjörr benannt von indogerm. kar versehren (skr. çaru Speer, Geschofs). Sachs als Schwertmesser haben wir schon kennen gelernt. Wie man aus dem goth. Maskulinum hairus schliefsen darf, wurde das Schwert als lebendiges Wesen aufgefafst; der Held giebt ihm einen Eigennamen: Miming, Nagelring, Bitterfer u. s. w.,

[1]) Vgl. des Näheren: A. Schultz, Das höfische Leben, Leipz. 1879, Bd. II.

Digitized by Google

vor dem Kampfe redet er es an wie einen Freund, — es ist ihm das ganze Leben hindurch ein unzertrennlicher Begleiter im Frieden wie im Kriege. Von seinen Eigenschaften wird es verschiedentlich umschrieben: Ecke = Schärfe, Klinge von dem Klang, den es geschwungen von sich giebt.

Nächst dem Schwerte ist die wichtigste Waffe der Ger, goth. gais, ahd. kêr, durch az verstärkt azgêr, in althochdeutscher Zeit meist Reiterwaffe. Wurzel des Wortes ist vielleicht indog. hi = werfen. Speer, ahd. spër, an. spiör (von spar zucken) bezeichnet den Wurfspiefs, der an einem Riemen hing, auf den Feind gezuckt und dann wieder zurückgezogen wurde. Fram, lat. framea mag wohl dem lat. promo, griech. πρόμος verwandt und von vram = vorwärts abzuleiten sein, so dafs die gefürchtete framea der Germanen die vorgestreckte Waffe bezeichnet, mit der man vorwärts kommt im Kampfe. Andere beziehen das Wort auf ahd. hrama Gestell; goth. hramjan = kreuzigen. Es könnte dann framea soviel wie das mundartliche Ram, d. h. Pfahl, Stange bedeuten und auf die ursprüngliche Gestalt dieser Waffe hinweisen. Auch das Wort Spiefs, ahd. spîoz, an. spiot (vielleicht von spaldan, ags. spillan, an. spilta = vernichten, töten) bezeichnet den überlangen, den römischen Soldaten so unbequemen Germanenspeer. Das Wort Lanze ist Lehnwort und bedeutet die Ritterlanze.

Umschreibungen wie Schaft, Asche, Eschenschaft erklären sich von selbst. Von andern Waffen kommen in Betracht: Bill, gen. billes, ein einer geschärften Hacke vergleichbares Werkzeug zum Hauen; die Streitaxt, das Wurfbeil, im Feuer gehärtete Kolben von Holz.

Pfeil und Bogen scheinen die Germanen ursprünglich verschmäht zu haben; erst im Kampfe mit den Römern lernten sie auch diese Waffe gebrauchen.

Die Schilderungen, welche uns aus der Zeit der Völkerwanderung über die Bewaffnung der germanischen Eroberer erhalten sind, weichen von den Angaben des Cäsar und des Tacitus kaum ab, obschon als ganz sicher anzunehmen ist, dafs die germanischen Krieger die Arsenale der Römer nicht unbenutzt gelassen und ihre Waffen nach römischem Muster werden

Digitized by Google

vervollkommnet haben. In der fränkisch-karolingischen Zeit sind die deutschen Waffen allen andern überlegen, auch den sara-zenischen in Spanien.

XV.

Gericht, Gesetz und Ehe.

Wenn wir unter Gericht heutzutage vorzugsweise Entscheidung der Rechtsstreite oder Bestrafung der Verbrechen uns denken, so überwog ursprünglich die Vorstellung von Volksversammlung, in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten der Mark, des Gaues, der Hundertschaft zur Sprache kamen, alle Feierlichkeiten des unstreitigen Rechts vorgenommen und auch Zwistigkeiten beurteilt und Bufsen erkannt wurden.

Das durch alle germanischen Dialekte (mit Ausnahme des gothischen) hindurchgehende uralte Wort ist thing, dinc oder Ding. Die Ableitung ist über die von Grimm (Gr. II, S. 37) gegebene Erklärung aus ags. thingan gravescere als res gravis noch nicht hinausgekommen. Die Bedeutung ist: Zusammenkunft, öffentliche Versammlung, Gericht, Rechtssache. Ahd. thingôn (dingen) bedeutet Gericht halten, vor Gericht reden, Vertrag schliefsen; tagedingen gerichtlich verhandeln, verteidigen; ein dincmann ist ein Gerichtsbeisitzer, dincgraf der Vorsitzende, dingrecht das Urteil.

Ring, ahd. hring von hrang drehen, ist der Kreis, in dem sich die Menge versammelt. Zu Ring und Ding gehen ist ein geläufiger Ausdruck.

Auch Mahl (Mahlgericht, Mahlstatt) ahd. mahal, an. mâl, ags. mädhel heifst sowohl Gerichtsversammlung, Ort des Gerichts, als Verhandlung und Gerichtssache. Die Grundbedeutung ist wohl Überlegung, Beratung von man denken, erwägen.

Das ags. gemôt (as. môt) bedeutet Zusammenlauf, Versammlung, Gericht.

Recht von der Wurzel rak = regere, was den geraden Weg der Pflicht und Billigkeit innehält und keine Krümmung, keinen Abweg kennt; richten heifst richtig machen, richterlich entscheiden, Richter (rihtari), wer aufs Recht zu sehen hat.

Digitized by Google

Urteil (urteila) ist im Gerichte erteilte Entscheidung; verurteilen heifst mit der gegebenen Entscheidung die Sache des Angeklagten verwerfen.

Bezichtigen, ahd. zîhan (δείκ-νυμι) bedeutet auf die Vergehen eines andern zeigen, ihn derselben zeihen; verzeihen nicht von einer Sache reden, nicht mehr darauf hinweisen wollen; in Verzeihung ist Vergeben und Vergessen eingeschlossen.

Nach dem edlen Grundzuge des deutschen Charakters stand an der Spitze der Beweisführung der Glaube an die Wahrhaftigkeit des Eides eines jeden freien und unbescholtenen Mannes.

Eid, goth. aiths, an. eidr, ags. âdh, ahd. eid; die mutmafsliche Wurzel ist ith, indogerm. it = binden, fesseln, — doch ist sie noch nicht nachgewiesen. Man sagt: einen Eid thun, ablegen, leisten, schwören, halten, brechen, fälschen. Ahd. eidôn heifst beschwören, Bufse zahlen; gi-eidan zuschwören. Ahd. mein (von mi, ma wechseln) bedeutet Falschheit, Trug; daher Mein-Eid ein falscher Eid, meineiden zum Meineid verleiten. Wer zum Eide zulässig, ist eidsbaere, eithaft. Eigentümliche germanische Institution sind die Eideshelfer, geeide, die beschwören, dafs derjenige, dem sie beistehen, eines Meineids nicht fähig sei. Eidam, ahd. eidam (eidama) ags. âdhum, fries. athum, — nur in diesen drei Dialekten vorhanden, — ist der durch einen Eid der angeheirateten Sippe verbundene Schwiegersohn.

Schwören, goth. svaran, an. sverja, ags. sverian, ahd. swerjan [1]) kommt wie skr. svárati (er giebt ein Laut von sich, ertönt) beweist von der Wurzel svar tönen und hat die Bedeutung: mit einem Eide laut beteuern. Schwur ist eidliche Beteurung, Eidschwur — Aussprechen der Eidesform.

Anberaumen, anberâmen heifst von râm Ziel den Termin für das Gericht festsetzen. Das Wärgeld (wërgelt) Mannesbezahlung, Bufse für den Totschlag, auch bisweilen houbitgeld in gleicher Bedeutung, fredum Bufse für gebrochenen Frieden, Bann (ban von binden) Gebot unter Strafandrohung, Strafe, auch

[1]) an. svar Antwort. ags. and-svaru. In swarm liegt die Grundbedeutung summen, susurrus.

Digitized by Google

Bezirk, soweit das Strafrecht reicht, ächten (ein gesteigertes achten, hüten), Acht proscriptio sind die bekanntesten gerichtlichen Strafen. Der Geächtete, Gebannte, für friedlos Erklärte wird varg, d. i. Wolf genannt, weil er wie dieser ohne Heimat und Ruhe umherirren sollte.

Das Gesetz heifst ahd. êwa, denn es ist das von Gott in des Menschen Herz gelegte Bewufstsein des Guten und Bösen, die ewige, dauernde Satzung, der alle unterworfen sind, das Gesetz Gottes, das bestehen wird, ob auch Himmel und Erde vergehen. „Von Eh (d. h. êwa, dem göttlichen Gesetz) und von Gewohnheit kommen alle Rechte", sagt das Sprichwort; ein êdinc ist ein gerechtes Gericht; êohaft gesetzlich, rechtsgiltig, êwalt ein Walter, Hüter des Gesetzes. „Wer die Eh des Reiches nicht achtet, soll ohne die Ehe des Reiches sterben." [1])

Das alte êwa spaltet sich in zwei Formen: mhd. êwe behält die Bedeutung von goth. aivs (aevum) Ewigkeit; die kontrahierte Form ê bezeichnet Gesetz, gesetzlicher Bund; die alte und neue Eh wird daher das alte und neue Testament, der ewige Bund zwischen Gott und den Menschen genannt. Aber auch der ewige, gleichfalls von Gott eingesetzte und geheiligte Bund zwischen Mann und Weib heifst ê, nhd. Ehe. Êquena heifst ahd. die Ehefrau, mhd. êkone, êvrouwe, êwîp, êmuoter; êman, êgenôz der Ehegatte, beide zusammen êliute, êkint das eheliche Kind. Das Neuhochdeutsche hat zahlreiche Zusammensetzungen hinzugefügt, von der Unehe bis zur Glücksehe, von der Ehbrechung bis zur Ehscheidung. Das Zeitwort ehen ist durch ehelichen, verehelichen verdrängt. Die lebendige Volksanschauung über die Ehe und ihre Heiligkeit spiegelt sich in zahlreichen Sprichwörtern und Redeweisen wieder: „Ein fromm Eheweib ist des Mannes Herzenslust und Augentrost". „Haben Eheleute einen Sinn, so ist das Unglück selbst Gewinn." „Wer entbehrt der Ehe, lebt weder wohl noch wehe", u. s. w. Die Eheschliefsung nennen wir nhd. die Heirat; ahd. hîw-rat ist männlich und bedeutet den der Eheschliefsung voraufgehenden Familienrat, Eheberatung und Eheberedung. Ahd. hîw-jan, hîen ehelichen heifst eigentlich ein Haus gründen, wie das goth.

[1]) W. Deeke, d. Verwandtschaftsnamen, Weimar 1870, S. 23.

Digitized by Google

heivafrauja = Hausherr beweist. Der Ehemann heifst davon ahd. hîwo, die Gattin hîa (hîwan), hîwen und sinhîum die Ehgatten, hîwiski Haushaltung. Der Stamm hîv (heiv) erscheint auch in lat. civ-is. Überall tritt der Begriff der selbständigen Niederlassung, Hauserwerbung, Familiengründung deutlich hervor, und Heirat bezeichnet so im Gegensatz zur geistlich-sittlichen Ehe die geschäftliche, bürgerlich-rechtliche Seite der Vereinigung der Geschlechter. Die Beziehung auf das Zusammenwohnen, Zueinanderziehen tritt in dem mhd. Ausdrucke: ze einem hîraten, noch hervor; hîlich heifst ehelich, häuslich, hîleich Hochzeit, hîleichen Hochzeit halten, hîmachari Ehestifter, hîgott Ehegott, hîsaz Familiensitz.

Braut wird in Grimms Wörterbuch neben skr. praudhâ gestellt, was nupta, sponsa bedeutet und als part. pass. von pravah = auferre als die heimgeführte junge Frau erklärt wird mit dem Zusatze: „als der Sprachgebrauch den Sinn der Benennung verloren hatte, behielt er sie dennoch bei, ohne sie gleich den lebendigen Wörtern der Lautverschiebung zu unterziehen." — So oft aber zur Erklärung eines Wortes von diesem Gesetz eine Ausnahme statuiert werden mufs, ist die Sache mifslich. Zusagender erscheint mir die Erklärung, die Deecke giebt; ausgehend von der Sanskritwurzel bhrud verhüllen, und von dieser auf einfacheres bhru schliefsend, weist er nach, dafs prawa, brâ, Braue, Augenbraue von jener Wurzel kommt und die „Verhüllenden, Bedeckenden" bedeutet. Von derselben Wurzel leitet er ein part. perf. bhrutas, fem. bhrutâ und bhrûtî = die Verhüllte, Verschleierte ab, und diesem entsprechend die germanischen Formen goth. bruths, an. brudhr, ags. brŷd, ahd. prût, mhd. bruot = Braut, junge Frau, besonders am Hochzeitstage. Bräutigam, prûtigomo heifst Mann (gomo) der Braut. Dafs die Benennung Braut von der Annahme des Schleiers genommen ist, — die Göttin der Ehe Frigg trägt stets ein Schleiertuch, — bestätigt auch goth. quên liugan, d. h. ein Weib verhüllen, verschleiern, heiraten; im Mhd. sagt man ähnlich: der briute binden. Von Zusammensetzungen verdienen erwähnt zu werden: prûtleita Brautzug, Brautgeleite, prûtloufti Brautlauf, symbolische Darstellung des Raubes der Braut, prûtestuol Brautstuhl, prûtisang Hochzeitslied, brûtlabe Frühstück

Digitized by Google

nach der Brautnacht, prutikëpa Brautgabe, Morgengabe, d. i. das Geschenk, welches der Mann der jungen Frau am Tage nach der Hochzeit gab.

Wenn das Wort Braut und seine Ableitungen vorzugsweise den fröhlichen Teil der Hochzeitfeier vor die Seele führen, so findet der ernstere Teil seinen Ausdruck in dem Worte Vermählung. Diesem liegt ahd. mahal zu Grunde, das wir bereits als feierliche Versammlung, Gericht kennen gelernt haben. Die Eheschliefsung der jungen Leute freien Standes geschah öffentlich im Ringe der freien Genossen, auf der mahalstat, am mahaltac, Gerichtstag, wo der mahalscaz (Mahlschatz), ursprünglich der Kaufpreis für die Braut, festgesetzt wurde. Neben mahalôn vor Gericht laden steht mahaljan, mahelen, kimahilen, vermehelen vermählen. Von mahelen leitet sich ab: gimahelo Verlobter, Gemahl, gemahala Braut, Gemahlin, mahelunge Verlobung, Vermählung, hantmahelschaft das Händereichen des Bräutigams mit feierlichem Gelöbnis.

Gatte und Gattin, aus einem grunddeutschen Zeitwort gâdan, gôd, gôdum (skr. Wurzel gadh = ghadh anhangen, sich vermischen) entstammt das Partizip gadands, woraus ags. gada Genosse wurde. Ahd. stammt von diesem Zeitwort gegat = verbunden; mhd. gate der Genosse, seltener Gatte, Ehegemal; nhd. wird diese Bedeutung alleinherrschend und dem Gatten eine Gattin verbunden.

XVI.

Handwerk und Kunst.

Solange Jagd und Krieg die einzige, des freien Mannes würdige Beschäftigung ausmachten und neben Ackerbau und Viehzucht eine Quelle des Lebensunterhalts bildeten, konnte natürlicherweise ein eigener Stand für die berufsmäfsige Verfertigung von Geräten, Waffen, Bekleidungs-Gegenständen u. s. w. sich nicht entwickeln. Die Sorge für die Kleidung, die Herstellung der erforderlichen Linnen- und Wollzeuge lag den Frauen ob; Waffen und Geräte verfertigte der Mann sich selber, wenn er dazu Lust und Geschick hatte, oder erstand sie durch Kauf

Digitized by Google

und Tausch. Erst nachdem die germanische Welt zu ruhiger und dauernder Seſshaftigkeit gelangt ist und auf veränderter Grundlage ein neues Leben beginnt, im Zeitraume der karolingischen Herrschaft, tritt unter romanischem Einflufs das Handwerk als Gewerbe hervor. In der streng althochdeutschen Zeit ist das Wort hantverah (ags. handveorc) noch ein Konkretum, das Werk der Hände, opus manuum, bedeutet. Notker übersetzt opera manuum mit hantwerk, ja Conrad von Würzburg singt noch: werkman hôch, du woldest dich lân versêren dîn hantwerk, d. i. durch das Werk deiner Hände.

Die abstrakte Bedeutung des Handwerks als berufsmäſsige Beschäftigung mit einem bestimmten Gewerbe ist durch eine merkwürdige Vermischung und Verwirrung von antwerk und hantwerk entstanden. Erst im Mhd. findet sich antwerk als Bezeichnung eines Gerätes zum Entwirken, d. i. als Angriffs- und Zerstörungsmaschine bei Belagerungen. Allmählich bezeichnete man jede Maschine als antwerk, dann jedes Werkzeug und nun beginnt die Verwirrung, indem antwerk für hantwerk gebraucht wird und umgekehrt, bis man sich endlich ersteren Wortes, — als die Partikel ant unverständlich geworden, entschlägt und Handwerk opus mechanicum, ars manuaria in abstraktem Sinne die Herrschaft behält.

Wie bei den Griechen χαλκεύς, Arbeiter in Erz, die erste Handwerksbezeichnung ist, so im Deutschen smitha, an. smidhr, ahd. smid, Schmied. Der sagenberühmte kunstfertige Schmied Wieland verfertigt nicht bloſs haarscharfe Schwerter, sondern auch undurchdringliche Brünnen, gehärtete Helme, an denen die besten Schwerter wie Glas zerschellen, Gefäſse mit wunderbaren Gebilden in getriebener Arbeit, Geschmeide aller Art. Das nord. smidhr bedeutet aufserdem auch Baumeister, das Zeitwort smidha wird auch vom Hausbau gebraucht, so daſs wir das Wort Schmied in seiner ältesten Bedeutung allgemein als Meister oder Künstler in jeder Art der Händearbeit fassen dürfen. Hieraus erklärt sich uns das hohe Ansehen, das die Schmiede im höchsten Altertum genieſsen; bei einem Schmiede in die Lehre zu gehen, ist für Königssöhne und junge Helden keine Unehre; haben doch nach der Wöluspa die Götter selber mit eigenen Händen sich ihre Burgen gewölbt,

Digitized by Google

Essen gebaut, Erz geschmiedet und Zangen geschaffen und schönes Gezäh.

Die für den Bau der Häuser, für alle Arten von Metallarbeiten Geschicklichkeit und Übung erforderlich war, die nicht jeder besitzen konnte, so lag es nahe, dafs das Schmieden (in der allgemeinen Bedeutung von fabricare) schon sehr frühe zu einer besondern Beschäftigung werden mufste, und man wird nicht fehlgreifen, wenn man den Schmied als ältesten Handwerker bezeichnet. Auch aus dem Bau der Wagen mufs frühzeitig eine Kunst gemacht worden sein. Denn wenn auch jeder Mann imstande sein mufste, sich seinen Wagen zurecht zu stellen, so gab es doch für die Herstellung eines dauerhaften und guten Gefährs so vielerlei zu beobachten, was unmöglich eine ungeübte Hand und ein ungeschultes Auge leisten konnte; man denke nur an den Bau eines Rades; Die Wurzel des Wortes ra = ar fügen deutet schon an, dafs es hier auf ein genaues Passen und festes Fügen ankam; die Nabe (ahd. naba, skr. nâbhi von der Wurzel nabh bohren, höhlen) mufste gebohrt und gerundet werden, damit die Achse (ohsa, skr. aksha von ah durchdringen) darin den rechten Spielraum habe, — alles Verrichtungen, die eine erfahrene Hand und die Übung eines Meisters erforderten. Auch die Deichsel mufs kunstgerecht sein, soll sie ihren Zweck erfüllen. Grimm leitet das Wort von goth. theihan, crescere, proficere her und erklärt theihsla, ahd. dîhsila als das Gerät, an dem der Wagen vorschreitet und fortgezogen wird.

Den Betrieb von Gewerben wird man im alten Germanien nicht suchen, und dennoch findet sich schon in der Römerzeit auf germanischem Boden, bei germanischen Stämmen die Fabrikation eines Luxusartikels, der ausgeführt und im üppigen Rom teuer bezahlt wird, — germanische Seife.

Ein bekanntes geflügeltes Wort der Neuzeit hat den Grad der Civilisation eines Volkes nach dem Verbrauch an Seife abtaxiert. Hat das Diktum seine Berechtigung, so darf man wohl dem Volke, welchem die Erfindung des genannten Kennzeichens der Civilisation und die Priorität der Seifebereitung und des Seifegebrauchs eignet, eine gewisse ingeniöse Anlage zur Kultur, wenigstens einen angeborenen Reinlichkeitstrieb unbedenklich zuschreiben. Wenn wir diese Naturanlagen für das deutsche

Digitized by Google

Volk in Anspruch nehmen und demselben die Erfindung der civilisatorischen Seife vindizieren, so stehen uns Zeugnisse dafür zur Seite, die umzustofsen der verletzten Eitelkeit unserer Nachbarn schwerlich gelingen dürfte.

Denn erstlich können wir den römischen Schriftsteller Plinius als Gewährsmann anführen; derselbe berichtet, dafs die Seife (sapo) aus Talg und Asche, und zwar die beste aus Asche von Buchenholz und Ziegentalg bereitet werde und in festem und flüssigem Zustande vorkomme. Beide Arten von Seife, fährt er fort, brauchen die Germanen, und zwar die Männer noch mehr als die Weiber, um die Haare damit zu beizen und rotgelb zu machen. Plinius meint zwar, diese beizende Seife sei eine Erfindung Galliens (inventum Galliarum); allein diese Annahme kann die Thatsache, dafs die Seife bei den Deutschen im Gebrauch, dafs die Anwendung derselben eine Eigentümlichkeit der Germanen war, nicht erschüttern. Auch ist bekannt, dafs die Römer vielfach Gallier uud Germanen identifizieren, und in diesem Falle lag die Berechtigung dazu um so näher, als die Römer die Seife bei den auf gallischem Boden wohnenden germanischen Völkern kennen lernten. Da diese zu den Rom unterworfenen gallischen Provinzen gehörten, konnte die deutsche Erfindung auch ein inventum Galliarum genannt werden. Die deutsche Seife als Mittel zur Haarbeize wurde, als das germanische Goldhaar in Rom Mode ward, ein beliebter Toiletten-Artikel römischer Damen und römischer Stutzer, namentlich in der Form einer schaumigen Pomade. Der geistreiche Sittenmaler Martial vergifst es nicht, die germanisierende Haarmode gelegentlich zu geifseln und nennt ausdrücklich batavische und mattiatiker Seifenpomade (spuma). Aus den Niederlanden und vom Mittelrhein bezogen mithin die Römer den begehrten Artikel, dort wohnten die berühmtesten Seifenfabrikanten.

Dafs das deutsche Wort (ahd.) seifâ nicht Lehnwort aus dem lat. sebum (Talg) sein kann, beweist die doppelte, vollkommene Lautverschiebung; auf gothisch-angelsächsischer Stufe heifst das Wort sâpe (engl. soap); wäre der Wortstamm lateinisch, müfste in dieser Sprache sabo, nicht sapo sich finden; das Vorhandensein der tenuis in sapo beweist, dafs die Römer das germanische Wort auf gothischer Lautstufe kennen lernten

Digitized by Google

und adoptierten. Das schwache Femininum saipa, genit. saipôn führte auf die lat. Maskulinendung sapo, saponis, wobei das lange ā dem german. ai, bez. niederdeutschen â genau entspricht.

Was uns so das Lautverschiebungsgesetz unzweifelhaft lehrt, findet seine weitere Bestätigung darin, dafs in dem Worte Seife eine lebendige deutsche Wurzel vorhanden ist. Das althd. und mhd. Zeitwort sîfen setzt ein goth. sîpan voraus; sîfen, seif, siffen bedeutet triefen, tropfen, langsam fliefsen und durchsickern; seifâ ist demnach das aus Talg und Asche Abgetropfte, Erflossene.

Zur weiteren Erhärtung verweise ich auf ahd. seifar, mhd. seiver, — die Schaum bedeuten. Mundartlich heifst noch heute der aus dem Munde von Menschen und Tieren fliefsende Schaum Seiver; seivern = Schaum, Flüssigkeit aus dem Munde fliefsen lassen; daher bindet man den Kindern ein Seiverläppchen, Seivertuch (am Rheine) um.

Das Subst. sîfe bedeutet im Mittelhochdeutschen einen langsam fliefsenden Bach; in der niederrhein. Mundart nennt man jede Schlucht mit rinnendem Wasser darin Sîfen; und im nnl. bedeutet zijpen langsam afdruipen. Zîp nennt man in Rheinbreitbach und Honnef den Wasser ausströmenden Marktbrunnen, namentlich die Ausflufsröhre.

Das Wort Seife ist sonach urdeutsch, die Seife eine deutsche Erfindung; lange, ehe Römer dieses Spezifikum der Civilisation kannten und in Anwendung brachten, wohnten den Rhein entlang Kerle, die sich gewaschen hatten.

Von allen Künsten ist die ursprünglichste und älteste bei den Germanen die Dichtkunst; sie ist ihnen von dem höchsten Himmelsvater, dem Gotte, von dem alle begeisterte Erregung des Geistes und Gemütes ausgeht, als himmlische Gabe in die Wiege gelegt worden.

Dichten, ahd. tictôn, ags. dihtan heifst ursprünglich das geistig Geschaffene niederschreiben oder zum Niederschreiben vorsagen, damit es gelesen oder gesungen werde; die Grundlage ist lat. dictare. In weiterer Bedeutung bezeichnet es das von höherem Geiste erfüllte Schaffen, carmen condere. Dichter, Komponist und Sänger sind ursprünglich in einer Person vereinigt, darauf weist deutlich das Wort Lied, ahd. liot, ags.

Digitized by Google

leodh, an. ljôdh; ist als Wurzel li gieſsen anzusehen, so bedeutet es allgemein das aus dem Innern des Dichters wie aus verborgenem Quell Erflossene. Es hat aber auch den Sinn: Saitenspiel, Rührung der Saiten, denn in diesem Sinne wird bardus, ahd. leodslaho übersetzt, und liuthareis, liudari bedeutet Dichter und Sänger, liuthôn lobsingen und die Harfe schlagen (*ψάλλειν*). In verengter Bedeutung bezeichnet Lied eine abgeschlossene musikalische Folge gesungener oder gespielter Töne, dann auch den Text, das gesungene Gedicht, bis es im Mhd. der spezielle Name für ein aus einer oder mehreren gleichartigen Strophen bestehendes lyrisches Gedicht wird.

Die Weise (wîsa) ist die Art und Weise, in der das Lied gesungen wird; der Sänger muſs Wort und Weise wissen, wenn er seine Kunst erweisen will.

Sang und Sage, singen und sagen sind in ältester Zeit begrifflich nicht geschieden. Von der Wurzel sa = ertönen, laut werden lassen kommt (goth. sagghvas), ahd. sang, an. songr, pl. söngvar, und saga (Lied, Erzählung), siggvan, ahd. singan und sagjan, sâgen. Singen und sagen werden noch das ganze Mittelalter hindurch gerne verbunden, um poetischen Vortrag zu bezeichnen.

Nhd. Spiel ist im Altertum gespalten in:

goth. spill, an. spiall, ahd. spël = verbum, narratio, was wohl auf eine Wurzel spal = spalten zurückzuführen ist und eigentlich ein abgerissenes Stück (einer Sage oder eines Liedes) bezeichnet. Ein bîspël ist daher eine Beirede, belehrende Nebenerzählung.[1])

Von spal kommt mhd. spaltan; spëlte = ein abgespaltenes Holzstück; eine andere Sprachform ist an. spilla, einem vorauszusetzenden as. spildjan entsprechend mit der Bedeutung verderben, verscherzen, entheiligen (verspöljen in westerwälder Mundart). Hierzu gehört ags. spild, an. spjall Verderben; hd. entstammt von hier spil — Scherz, wovon ahd. spilôn, scherzen, sich vergnügen, das sich zu spil verhält wie spëllen erzählen zu spël. Unser nhd. Spiel bedeutet also Vergnügung durch Musik und Gesang (spil) und insofern beide mit Worten verbunden sind,

[1]) Kirchspiel, — so weit die Verkündigung der Kirche reicht.

Digitized by Google

auch spël (Erzählung, Dichtung). Ein altd. spilman ist aber kein Dichter, sondern nur einer, der alte Lieder gewerbmäfsig auf Märkten und hausierend singt und dazu ein Instrument spielt, auch andere Kurzweil zum besten giebt.

Unter den musikalischen Instrumenten ist das älteste und angesehenste die Harfe, ahd. harapha, ags. hearfe, an. harpa. Die Deutung des Wortes ist schwer; wenn nicht an griech. ἅρπω gedacht und der Name von dem Reifsen, Greifen der Saiten gedeutet werden darf, so mufs die indogerm. Wurzel kar tönen zu Hilfe genommen und im Hinblick auf ahd. harên rufen, schreien das Wort harfe auf den vollen, rauschenden Klang des Instrumentes bezogen werden. Hierzu berechtigt einigermafsen die Wahrnehmung, dafs auch andere musikalische Instrumente deutsch mit feinem Takte von der Klangfarbe benannt sind. So ahd. swegala Flöte von ags. svegl, as. svigli hell, sowohl in Bezug auf das Gehör wie auf das Gesicht; denn die Wurzel svagh bedeutet tönen und leuchten. Ags. whistle, eine kleine Flöte, ist verwandt mit ahd. hwispalôn wispeln, wispern.

Die Geige ist von ihrem gleitenden, wiegenden Tone benannt; gîgen heifst in zitternde Bewegung setzen, geigen: ein frequentat. oder factitivum von gân; giht = Zuckung, Krampf, Gicht.

Fidel (ahd. fidula) ist aus lat. fidicula in ältester Zeit gebildet.

Pfeife, ahd. phipha, an. pîpa ist Schallwort, wie im Griech. von πιπ- eine Reihe von Vögeln benannt sind. Flöte ist aus franz. flûte gebildet, Schalmey (schalemîn) aus chalumeau (calamus). Das altfr. chrotta, mhd. rotta, eine Art Harfe, hat zwar kelt. crwth zur Seite, könnte aber auch von hrut = rapido motu sonum edere, schnarren, recht wohl erklärt werden.

XVII.

Heimat und Fremde.

Die Volksseele, — wenn man von einer solchen sprechen darf, — vereinigt ebenso viele rätselhafte Erscheinungen und scheinbare Widersprüche wie die Seele des einzelnen Menschen.

Digitized by Google

So wurzeln in der Natur des deutschen Volkes die wunderbarsten Gegensätze: die unbezwingliche Sucht, das Fremde zu bewundern und nachzuahmen neben zähem Festhalten an den überlieferten Sitten und Bräuchen; wilde Kampf- und Raublust neben geduldiger Unterwürfigkeit und Zagheit, Rauheit und Schroffheit in den äufsern Formen und damit verbunden eine jungfräulich zarte und weiche Empfindung. Als schärfster Gegensatz stellt sich neben den stark ausgeprägten Wandertrieb die rührende Liebe und Anhänglichkeit des Deutschen an die Heimat. Der Wandertrieb hat die deutschen Stämme von den Grenzen Asiens über alle Teile des weiten Römerreichs geführt und in die abgestorbene alte Welt die Keime eines neuen Lebens senken lassen; er hat den deutschen Handwerks- und Wanderburschen durch aller Herren Länder getrieben, deutsche Kolonisten in die entferntesten Erdteile geleitet, wo deutscher Fleifs, deutsche Ausdauer und Kraft aus düstern Einöden lachende Saatfelder, aus undurchdringlichen Wäldern belebte, bunte Fluren schaffen.

Dem Triebe, in die Ferne zu schweifen, hält der Heimattrieb das Gegengewicht; dieser wurzelt vielleicht eben um deswillen tiefer und stärker in der deutschen Volksnatur als in irgend einer andern Nation, weil das Umherschweifen in der Fremde die Liebe zur Heimat erhöht, der Auszug in die Ferne fast immer von der stillen Hoffnung begleitet ist, nach erreichtem Ziele zur Heimat zurückzukehren, um sie nie mehr zu verlassen.

Heimat, Vaterland, Muttersprache, — drei Worte, die wie liebliches Glockengeläute in jedes Deutschen Ohr fallen. Traute Heimat,

„schöner grün sind deine Felder,
Deine Berge schöner blau;
Schöner dunkel deine Wälder,
Schöner perlenhell dein Tau!“

Unser Heim, ahd. heima, goth. haims ist von der Wurzel hi, hvi [1]) = weilen, wohnen entsprossen und bedeutet Haus, Heimat. Wie Weide und Wonne, Wald und Wiese, so sind Haus und Heim, Heim und Haus unzertrennlich verbundene

[1]) Skr. kshi wohnen, kshêma Aufenthalt.

Digitized by Google

Begriffe. Heimat, ahd. heimôti, goth. heimôthli bezeichnet die Angehörigkeit an das Vaterhaus in abstraktem Sinne; heimi (Lokativ von heima) heifst zu Hause, daheim, heimenân, heimin aus der Heimat, heim nach Haus. Wo wir zu Hause sind, da ist uns alles heimelîch, d. i. traut, familiär, fremdem Auge und fremdem Spott entzogen; hier heimelt uns alles an, Thal und Hügel, Wald und Quelle.

Dieses traute Land, in dem wir uns so heimisch fühlen, es ist dasselbe Land, in dem unsere Väter lebten, in dessen Schofse sie begraben liegen, für das sie gekämpft, für das sie ihr Blut vergossen; darum ist es unser Vaterland, an das wir uns mit den zartesten Banden der Liebe geknüpft fühlen, in dessen Boden unsere Geschichte und Dichtung wurzeln wie unsere Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft. Die tausend feinen und doch so unzerreifslichen Fäden, die unsere Herzen an den heimatlichen Boden fesseln, sie lassen uns die minder günstigen, unholden Eigenschaften unseres Landes übersehen und Deutschland über alle Länder der Erde stellen; wir alle fühlen wie der Dichter, der singt:

„Ich schweifte in der Welt umher,
Zum schönen Süden übers Meer,
Doch was ich nirgends wiederfand,
Dein Odem war's, o Vaterland!"

Diesen Odem des Vaterlands hören wir im Murmeln des Quells, im Rauschen der Bäume, im Gesange der Vögel, vor allem aber vernehmen wir ihn in der Sprache, die wir den Lippen unserer Mutter abgelauscht haben.

„Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Von der Heimat trauten Räumen,
Von des Hauses Lust und Schmerz,
Von der Kindheit Rosenträumen
Sprichst du wie ein Mutterherz;
Weifst in farbenhellen Bildern
Und im goldnen Märchenstil
Treu die Kinderwelt zu schildern
Und der Häuslichkeit Asyl."

Digitized by Google

„Wo ist: Eine Sprache, kräftiger und milder
Als der Deutschen reiche Sprache klingt,
Die des Liedes zauberische Bilder
Näher der entzückten Seele bringt?
Ein Urlaut ist der deutsche Laut,
Aus reichem Quell entsprang er hell,
Mit Schöpferkraft, ein Gotteshauch,
Lebt er in unermefsnem Brauch,
Herrscht mächtig über Land und Meer,
Zählt wackre Söhne um sich her!“

Und dennoch, weder Muttersprache noch Vaterland und Heimat vermag den Deutschen zu halten, — er mufs wandern, das liegt wie in seiner Natur so auch im Worte; denn wandirn ist nichts anders als frequentativum von wanden, d. i. sich wenden, bewegen: wie sich der Deutsche nur einmal ordentlich in Bewegung setzt und wendet und dreht, ist er ganz von selbst am wandern, und indem er Strafse mit Strafse tauscht und sein Nachtlager wechselt, ist er am wantalôn, wandeln.

„Das Wandern, das Wandern,
Wer hat es nur erdacht!“ —

„Die Deutschen ziehn auf allen Wegen
Von ihrem schönen Vaterland
Dem Schönen in der Welt entgegen
Wo blühn es mag an fernem Strand.
Der offne Sinn ist ihnen eigen,
Es zu erfassen treu und schlicht,
Mit Liebe sich ihm zuzuneigen,
Doch dran sich zu verlieren nicht.
Es führt die mitgeborene Liebe
Zum angestammten Vaterland
Beschwicht'gend alle Reisetriebe
Sie endlich heim mit starker Hand.“

Älter als wandern und wandeln zur Bezeichnung des Reisens in die Welt ist: fahren, ahd. faran, fuor, dem griech. *πορεύεσθαι* gleichstehend wie fôran, fuoran führen = griech. *πορεύειν*. „In Gottes Námen fahren wir“ ist die sehr alte Losung der in die Fremde ziehenden Waller und Krieger. Das

Digitized by Google

Land, in das man fährt, heifst von far = fra (fram = ferne) goth. framaths, ahd. framadi, mhd. vremede, ags. fremde, an. framandi, substantiviert die Fremde. Die Heimat verlassen, ist sich vremeden; in dem fernen Lande ist der Wanderer ein Fremdling, das Leben in der Fremde ist das härteste Geschick, das unsere Sprache zu benennen weifs, die Fremde selber ist ein Ort der Verbannung, und beides, das Leben in der Fremde und die Fremde selber begreift die ältere Sprache in dem einen alles umfassenden Ausdrucke Elend.

Ahd. ali-lanti, elilenti, mhd. ellende, Elend hat ursprünglich nicht abstrakte, sondern konkrete Bedeutung und heifst: das fremde Land, das Leben in der Fremde, die Verbannung. Das Eigenschaftswort ellend, elend bedeutet: wer in oder aus fremdem Lande ist, in der Fremde oder in der Verbannung lebt.

Noch bis auf Goethe und Schiller herab hat sich die Grundbedeutung des Wortes erhalten, wie man aus diesen Beispielen ersehen möge:

„Schweifen nicht Männer von hoher Geburt nun im Elend?“
Goethe, H. u. D.

Schiller: „O lieber Sohn, wie öde liefsest Du
Das väterliche Haus zurück, als Dich
Des Bruders Trotz ins Elend ausgestofsen!“

Und Uhland: „Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt das Vaterland.“

Im Nibelungenliede werden die rheinischen Gäste an Etzels Hofe wiederholt die ellenden geste genannt, nicht ihrer schlimmen Lage wegen, sondern im Gegensatz zu den einheimischen Hunnen. Im alten Volksliede singt der Bursche beim Auszug in die Fremde:

„So gesegn dich gott, mein fernes lieb,
jezt far ich ins ellende.“

Und ein anderer beteuert seine treue Liebe mit den Worten:

„Ê ich mein bulen wolt faren lân
ê wolt mit ir ins elend gân.“

Digitized by Google

Und wie wehmütig und sehnsuchtsvoll bricht das Heimweh durch in dem bekannten Abschiedsliede:

„Innsbruck ich muſs dich laſsen,
Ich fahr dahin mein Straſsen,
In fremde Land dahin;
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nicht mag bekommen,
Wo ich im Elend bin."

Im christlichen Sinne ist der Himmel unsere Heimat, die Erde für uns eine Fremde, ein Ort der Verbannung. In diesem Sinne braucht der Katholik das Wort, wenn er das Gebet zur h. Jungfrau, sub tuum praesidium confugimus, deutsch spricht: et post hoc exilium ostende nobis Jesum etc. „und nach diesem Elende zeige uns Jesus" u. s. w., und der evangelische Christ singt in dem Liede: Nun bitten wir den h. Geist:

„Daſs er uns behüt' an unserm Ende,
Wenn wir heimfahren aus diesem Elende."

Das Leben in der Fremde, sein Brot auſserhalb der Heimat gewinnen, bezeichnet die alte Sprache mit dem plastischen Ausdrucke: das Elend bauen.

„Wer das elent bauwen wil,
der heb sich auf und sei mein gesel,
wol auf St. Jacobs strazen." Uhland, Volksl.

„So ziehen wir durch die welschen lant,
daz elent muessen wir bawen."
Landsknechtslied, Uhland.

„Die Raben kann Gott gleicherweis
ermuntern, dir zu bringen Speis'
wenn du das Elend bauest." Kirchenlied.

„Und so mein müder Leib noch länger soll beschauen
Das Unrecht dieser Welt und dieses Elend bauen,
Herr Gott, so gieb Geduld!" Logau.

„Ich will als Christ mit klugen Scherzen
Das Elend dieses Lebens bau'n." Günther.

Digitized by Google

Und wer nun lange Zeit das Elend gebaut hat, — endlich ergreift ihn die Sehnsucht nach der alten Heimat, er wird seines trostlosen Zustandes inne,

„das Elend schlägt ihm unter die Augen."

So sagt Hans Sachs von einer bösen, entlaufenen Frau:

„Das Elend schlug ihr unter die Augen,
Begehrt zu ihrem frommen Mann."

In diesem Ausdruck, der auch bei Ayrer und andern älteren Schriftstellern sich findet, hat das Wort Elend bereits die abstrakte Bedeutung von miseria angenommen; unserer modernen Sprache ist es zum Inbegriff alles Unglücks und Jammers geworden.

Indem wir die Geschichte dieses Wortes überschauen, öffnet sich unserem Blicke das Herz des deutschen Volkes in seinen tiefsten Falten. Den Schmerz, aus der Heimat verbannt zu sein, im fremden Lande leben zu müssen, empfand der Deutsche von jeher so mächtig, dafs das Wort, welches diesen schmerzlichen Zustand ausdrückte, ihm zur Bezeichnung jedes schmerzlichen Zustandes wurde, insbesondere eines solchen, bei dem sein Gemüt in stärkste Mitleidenschaft gezogen ward.

XVIII.

Leib und Leben.

Zu den ältesten und bedeutsamsten Stoffen unseres Sprachschatzes gehören die zahlreichen Benennungen des Körpers und der Körperteile; viele derselben sind arisches Gemeingut, die meisten Schöpfungen späterer Sprachperioden, ein nicht geringer Teil besonderes Stammeigentum, weshalb wir die Betrachtung der ganzen Wortfamilie den Bildern aus der germanischen Urzeit einzureihen uns erlauben.

Leib und Leben drückt die alte Sprache durch ein Wort aus;

lîp (libja übrig sein, leben) bezeichnet abstrakt das leibliche Dasein, konkret das lebende Wesen, Person. Letztere

Digitized by Google

Bedeutung z. B. im N. L. I. 16, 4: ob dir noch got gefüeget eins rehte guoten ritters lîp.“ Den lîp mînnen heifst eine Person lieben; den lîp verliesen: das Leben lassen. Leib und Leben sind unzertrennlich mit einander verbunden.

lîch, an. lik, goth. leika — Leib, Körper von der Wurzel li giefsen. Aus leim (Lehm), as. lêmo ist der Leib des Menschen gegossen.

lîm (Leim) ist das Bindemittel, welches die Glieder verbindet, „bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden sôse gelîmida sîn.“

lîchaman, Leichnam bezeichnet die Leibeshülle, die tote wie die belebte; denn haman (wovon hamo Hemd) bedeutet Hülle.

potah (engl. body) kommt von but schlagen und bezeichnet den Rumpf als das aufgeschlagene Gerüste des Leibes ohne den Kopf. Vgl. Bottich und Boden.

Körper ist Lehnwort von lat. corpus; zu diesem ist indogerm. Stamm karp-, dem ahd. hrëf = Leib, Mutterschofs entspricht. Dieses altd. hrëf oder hrëv, as. hrêo, hrêu, genit. hrewes ist dialektisch noch erhalten; mit der Reuen gehen, heifst hinter dem Siebengebirge mit der Leiche, zum Begräbnis gehen.

Sehen wir nun vom Ganzen auf die Teile, so ist als erste Eigentümlichkeit zu verzeichnen, dafs wir unser deutsches Haupt, goth. haubith, ahd. houpit, abgelegt und dafür einen welschen Kopf zwischen die Schultern genommen haben. Und dieser Kopf ist im Grunde nicht einmal ein Kopf, sondern eine Trinkschale, lat. cyphus, ml. coppa, cuppa, — das metaphorisch auf die Hirnschale und zuletzt auf den ganzen Kopf angewandt wurde. Wir hätten, um mit dem Römer unser Haupt gleich stolz zu tragen, diese Entlehnung nicht nötig gehabt; denn unser haubith ist mit caput ebenbürtig; die lat. Grundform ist cap-vat, dem goth. hab-vat entspräche; es hat sich aber, wie mehrfach im Gothischen, vor dem b noch ein u entwickelt, ha-u-bith; ags. heafod, an. höfudh, dialektisch Höft. Die Wurzelbedeutung ist von kap (heb-) das Emporgehobene. Von derselben

Digitized by Google

Wurzel stammt auch *κεφαλή*, dem ags. hafala, skr. kapâla zur Seite stehen.

Ein anderes arisches Grundwort für Kopf ist kar- (skr. çiras (karas), baktr. çaro (karas), griech. *κάρ*); hiervon ist abgeleitet lat. cerebrum = kar-a-bhara, Gehirn, d. i. das im Kopfe Getragene. Eine andere Ableitung ist griech. *κρανίον*, Schädel, goth. hvairnes (kar-anjan), ferner *κέρνος* und ahd. hirni. Indem Hirn wie *κέρνος* auf den Grundbegriff Schale geht, berührt sich Hirn mit Kopf, — beides leere Schädel, erst Haupt und Gehirn machen den rechten Kopf aus, Haupt und Hirn gehören zusammen wie Leib und Leben.

Des Hauptes Gipfel ist der Scheitel von skid = scheiden; sein Schmuck ist das Haar, — genau dasselbe Wort, welches in der arischen Urzeit den ganzen Kopf bezeichnete (kar). Der vornehmste Teil des Kopfes ist das Antlitz, goth. andavlits, das (von vlaitan sehen und anti) das Entgegenschauende bedeutet, grade wie goth. andaugi, griech. *πρόσωπον* = das dem Auge eines andern Zugewendete.

Von derselben Grundbedeutung ist auch ahd. andi (ant-ja) für Stirn ausgegangen; unsere Stirne, ahd. stirna (Grundform star-na) bezeichnet, wie lat. sterno angiebt, die Ausbreitung, Fläche. Die Schläfe sind die Teile des Hauptes, auf denen dieses schlafend ruht. Von vang (wanken) schief gehen, gebogen sein, kommt ahd. wang = Thal, Mulde, Au, Feld, und mit bildlicher Übertragung ahd. wanga Wange, d. i. gewölbte Fläche, — die liebliche Aue oder der paradiesische Garten (goth. vanggas = Paradies), in welchem die zarten Rosen der Scham blühen, wo die süfse Frucht des Kusses gebrochen wird.

Kinnlade und Kinn (goth. kinnus, ahd. kinni) führen sich mit griech. *γένυς*, *γένειον*, lat. gena, skr. hanus auf eine indogerm. Grundform gan- zurück, deren Wurzel ga, gan hell sein, leuchten, glänzen bedeutet. Bestätigt wird diese Bedeutung durch ein Wort von derselben Wurzel: kniu, Knie, *γόνυ*, genu, das ebenfalls seinen Namen dem Glanze verdankt.

Der Bart, beim Manne des Kinnes und der Wangen Zier, hat wie lat. barba (bardha), lit. barzda (sl. brada) bars = starren zur Wurzel.

Digitized by Google

Mund gehört mit lat. mentum (Kinn) zusammen und letzteres scheint die ursprüngliche Bedeutung bewahrt zu haben, denn die Wörter gehören zu lat. e-mineo hervorragen, so dafs sie einen hervorragenden Teil des Gesichts bezeichnen, was für das Kinn besser pafst als für den Mund. Der gemeinere deutsche Ausdruck Maul (mûl) ist eines Stammes mit ahd. muljan zermalmen. Von dem lat. bucca, das den welschen Benennungen zu Grunde liegt, hat sich in Westdeutschland mundartlich das Wort Butz, bützen (Kufs, küssen) eingebürgert.

Ohr, Nase und Auge sind als Sinnesorgane anderwärts besprochen worden; nachzutragen bleibt:

Lid, goth. hlida, ags. hlid, ahd. lit = Deckel, Thür von li lehnen und

Wimper, zusammengezogen aus wintbrâwa, d. h. Braue die das Auge gegen den Wind schützt; brâwa, brâ von indogerm. bhrud, bhru decken, verhüllen. — Das von den Sprachbaumeistern des vor. Jhdts. erfundene Augenbraune, — das man doch auch von schwarzen Augen braucht, — ist pedantische Entstellung.

Lippe und Lefze (lefs aus labsa) kommen mit lat. labrum von lab (lambo, *λάπτω*) schlürfen.

Die Zunge hat merkwürdiger Weise in fast allen Sprachen verschiedene Namen; nur lat. lingua oder richtiger das altlat. dingua, as. tunga und goth. tuggo stimmen überein; die Ableitung von tiuhan ziehen (lat. duco) oder von dagh berühren ist zweifelhaft.

Zahn, indogerm. dont, skr. dant, lat. dens, dentis, griech. *ὀδούς*, *ὀδόντος* ist von der Wurzel da = zerteilen entsprossen.

Hals (collum) von hal = biegen, oder, wenn kalsa als Grundform angenommen wird, „Erhebung".

Nacken, ahd. hnach, pl. hnachâ erinnert an nhd. knacken.

Kehle, chêla, lat. gula, skr. galas von gar schlingen.

Gurgel, wie lat. gurges, russ. gorla gehört zu derselben Wurzel.

Schlund erklärt sich aus mhd. slinden = schlingen.

Gaumen (kuomo) von gô gähnen.

Digitized by Google

Rachen (hrahho) steht (mit griech. κράζω) mit rachôn sprechen, schreien in Verbindung.

Gehen wir nun auf den Rumpf, — aber kein Nasenrümpfen darüber, dafs keine rechte Ordnung gehalten werde! Seine Aufsenteile sind:

Rücken, ahd. hrucci, erklärt sich aus rück, zurück, rückwärts als der abgewendete Körperteil.

Brust, goth. brusts, as. briost, engl. breast ist offenbar von brësten = brechen abgeleitet; mhd. brust kommt noch in der Bedeutung von Bruch, Rifs vor. Die Übertragung auf den Körper ist noch nicht erklärt.

Brust und Rückenbein werden verbunden durch die Rippen, ahd. ribbi, ksl. rebro, die von reb = nähen benannt sind, vielleicht, weil sie gewissermafsen als Falten sich anfühlen wie die Falten eines Kleides.

Das Wort Seite, ahd. sîta ist mit sîtā = Furche verwandt und wäre dann so benannt wegen der Furchen zwischen den Rippen.

Unter den innern Organen gebührt dem Herzen der Vorrang. Die indogerm. Grundform ist kard, — wovon skr. hṛd, goth. hṛdas, griech. καρδιή, lat. cor, cordis, goth. hairto ausgegangen sind. Seine Benennung von skard springen ist ganz bezeichnend.

Auch für die Lunge haben das Lateinische und Griechische einen bezeichnenden Namen (πλεύμων und pulmo aus plauman, Wurzel plu) die schwimmende, da grade die Lunge im Gegensatz gegen Herz und Leber etc. spezifisch leichter ist als Wasser. Vielleicht will diese Eigenschaft auch unser deutsches Wort anzeigen, wenn dasselbe, wie ags. lungre = leicht von lang aufspringen, leicht sein, abgeleitet werden darf.

Die Milz, ahd. milzi, ags. milte ist von meltan = auflösen, schmelzen, erweichen (μέλω) benannt, entweder weil man ihr fälschlich eine Funktion bei der Verdauung zuschrieb oder die weiche, schwammige Beschaffenheit des Organs im Auge hatte; an. heifst melta gradezu verdauen. Passender ist Leber, ahd. lëbara, ags. lifer von lîban kleben; man erinnere sich des Wortes Lebermeer.

Die Galle, ahd. gallâ, griech. χόλος, χολή, hat ihren Namen von ihrer grüngelben Farbe: gal = gelb.

Digitized by Google

Niere, ahd. nioro, führt sich am einfachsten auf die Grundform snau-ran zurück, das zu skr. snauti (snu) fliefsen, tropfen gehört und die Niere ganz passend als quellende bezeichnet.

Magen, ahd. mago, von magan vermögen, können, legt Zeugnis dafür ab, dafs unsere Ahnen sich guten Magens rühmen durften.

Darm, ahd. daram, ist aus tar durchdringen, bohren zu erklären und mit griech. τυρμός Loch zu vergleichen.

Unser die in der Bauchhöhle liegenden Teile zusammenfassender Ausdruck: Eingeweide, mhd. blofs Geweide, scheint wie lat. viscera von vescor ursprünglich nur das tierische Geweide bezeichnet zu haben und ein Jagdausdruck gewesen zu sein; das menschliche Geweide bezeichnet noch die goth. Sprache mit hairthra, ahd. hërder, dessen Bedeutung noch nicht klar ist. Auch innodi = griech. ἔντερα bezeichnet die Eingeweide oder innern Körperteile.

Bauch, ahd. bûh und fast in gleicher Form in allen germanischen Zweigsprachen, läfst sich aus indogerm. bhug = fungi deuten, weil in der Bauchhöhle die wichtigsten Lebensfunktionen vor sich gehen oder weil er vorzugsweise der geniefsende ist. Vielleicht darf man aber auf die Wurzel bu = bauen zurückgehen und Bauch als gleichbedeutend mit Rumpf annehmen.

Ahd. wampa, ags. wamb, engl. womb, Wampe (Bauch) von vab weben abzuleiten ist gewagt. Wanst, was uns so unschön klingt, hängt mit winja (für wanga) Weide zusammen und gehört mit vanas schön, lieblich, skr. vanati hold sein, spenden, zusammen.

Wir kommen nun zu den oberen und unteren Gliedmafsen. Hier ist gleich von vornherein darauf aufmerksam zu machen, dafs manche Ausdrücke den entsprechenden Teilen der Arme und Beine gemeinsam sind, was zweierlei Ursachen haben kann: entweder ist die Grundbedeutung derartig, dafs sie für den obern und untern Teil gleichmäfsig pafst, oder die Ausdrücke sind von dem einen Teil auf den andern eben der Ähnlichkeit wegen übertragen worden. Was im Sanskrit Schulter bedeutet, çuptis, ist goth. hupis, ahd. huf, huffi Hüfte, — Ausdrücke, die wie griech. κύπτω, lat. cubo, cumbo, wovon auch cubitus

Digitized by Google

Ellenbogen herkommt, auf den Grundbegriff liegen und legen gehen und Schulter oder Hüfte als Stützpunkte des liegenden Körpers bezeichnen. Das Wort, mit dem wir die Schulter benennen, ahd. skultra, ist gleichen Stammes mit griech. σκέλος Schenkel, σκέλις, σκέλιδος Schinken; der Deutsche verwendet den Ausdruck für die vorderen Partieen, da für die hinteren hups — Hüfte vorhanden war. Das indogermanische Stammwort kaksa Höhle wird in skr. kaks'as auf die Achselhöhle, in lat. coxa auf die Hüftpfanne, in mhd. hahse auf die Kniekehle angewandt. Die Achsel, ahd. ahsala, lat. ala schliefst sich mit axis, griech. ἄξων, an skr. aks'as Achse; das Wort bezeichnet die Stelle, wo der Arm sich um seine Achse bewegen läfst. Arm gehört mit lat. armus und artus zu ἀραρίσκω einfügen und bezeichnet die Stelle, wo der Arm in die Schulter eingefügt ist; lat. armus bedeutet Schulter, Bug, artus Gelenk. Das griech. βραχίων (lat. brachium), comp. von βραχύς nennt die kürzere Hälfte des Armes, den Oberarm. Ellenbogen, elin-pogo, geht im ersten Teile auf al- zurück, das auch in griech. ὠλένη (ἀλανα) lat. ulna (aus alna) zum Vorschein kommt, nach seiner Bedeutung aber unklar ist; der zweite Teil gehört zu biegen. Auf die Anschauung der Biegung leitet auch griech. ἄγκος, ἀγκοίνη, ἄγκων = Ellenbogen zurück, wie skr. ankati krümmen, biegen beweist. Wir wenden ein Wort desselben Stammes auf den Fufs an: Enkel, ahd. anchila, diminut. von ancha = griech. ἀγκών Biegung, skr. anga Gelenk. Für den Unterarm ist eine besondere Benennung nicht vorhanden. Hand, goth. handus ist, — wie bei çuans fünf und bei Hund dargethan wurde, — die fassende.

Dieselbe Grundbedeutung liegt in skr. hastas, welches zu ghasati essen gehört und die Hand als das Glied benennt, womit man die Speisen anfafst (Messer und Gabel hatten die Indogermanen noch nicht). Unser Gast, goth. gasts (aus ghasti) ist desselben Stammes und bedeutet den Gespeisten, wie lat. hospes (ghas-pat) wörtlich den Speise Heischenden bezeichnet. Ahd. tënar, griech. θέναρ = flache Hand weisen auf indogerm. dhan schlagen, d. i. wie in Tenne auf den Ort, wo geschlagen wird.

Bein, das keine indogerm. Verwandten hat, erklärt sich wohl aus an. beinu = rectus als das gestreckte, grade. Lende

Digitized by Google

wird mit lat. lumbus, entstanden aus landh-a, sl. ledvije in Verbindung gebracht; Grundbedeutung ist wohl: das Gelinde, Sanfte, Nachgiebige. Der Fuſs hat bei fast allen indogerm. Völkern denselben Namen, nämlich skr. pāt, gen. padas, griech. *πούς, ποδός*, lat. pēs, pedis, goth. fotus, ahd. vuoz, lit. pādas; Grundform pad, welches zu skr. padjate gehen gehört und den Fuſs nach seiner Bestimmung benennt. — Pfad ist gleichen Stammes.

Ferse, goth. fairzna, griech. *πτέρνα* setzen eine Grundform parsnâ voraus, deren Bedeutung unklar ist.

Die Sohle (Fuſssohle), goth. solja, lat. solium wird mit skr. salati (sarati) gehen in Verbindung gebracht, ob mit Recht, erscheint zweifelhaft.

Die Zehe (zeha) sitzt bei uns am Fuſs; digitus, dasselbe Wort, bedeutet dem Lateiner einen Finger, was passender ist, da die Grundbedeutung Zeiger (teihon, dicere) ist. Unser Finger ist von fangen gebildet. Der Daumen, ahd. dûmo, ags. thûma bezeichnet (von tumeo, tumor schwellen) den dicksten Finger. Der zweite heiſst zeigâri, Zeigefinger, der dritte lancmâr, der vierte hahhi, d. i. der gehegte, von Ringen umschlossene Goldfinger; minnisto ist der Kleinefinger. Die Nägel an Fingern und Zehen (skr. nakha) sind wohl von nagen = kratzen benannt.

Die Haut, hût, dem lat. cut-is genau entsprechend, bezeichnet die Decke des Körpers (von hu = sku bedecken). Das Fleisch, ahd. fleisc ist das, was die Fülle des Körpers ausmacht; flais (plus, *πλείων*), von fal (fla) = füllen. Blut ahd. pluot, goth. blôtha (= lat. flos) kommt von blô, blôja blühen: Blut und Blüte sind ursprünglich eins; Blut ist die Blüte des Leibes, Blut die Blume des Lebens. Die Blutkanäle, die Adern, âdiri, mit skr. ântra, griech. *ἔντερα*, lat. intestina Eingeweide zusammenzustellen, halte ich für verfehlt; eher möchte an eine Ableitung von ardh wallen zu denken sein. Die Sehnen sind von si = binden benannt. Nerven hatten weder die indogermanischen noch die germanischen Vorfahren; wir haben sie uns mit andern welschen Luxusartikeln erst angeschafft.

Digitized by Google

XIX.

Seele und seelisches Leben.[1])

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muſs es,
Ewig wechselnd."

Ja, des Menschen Seele gleicht nicht bloſs dem Wasser, — sie ist nach des Wortes tiefster Bedeutung ein lebendiges, unergründliches Wasser, ein See; denn Seele, saivola, seola, sêla ist wurzeleins mit saivs = See, mit dem es von si, siv bewegen, abstammt. Die Seele ist das Gefäſs, in dem Gedanken und Gefühle sich bewegen, sie ist auch die wogende Kraft, welche den Körper bewegt, das Ferment des Lebens, Bewegung ohne Ende.

Das Wort Geist, ahd. gheist, ist von gäschen, gischen, von gährender, brausender Bewegung hergenommen und bezeichnet, wie das entsprechende Wort bei andern Kulturvölkern, in der eigentlichen Bedeutung Hauch, Atem; bildlich das unsichtbare, gleichwohl wirkliche, höchst bewegliche, wohlthätig oder zerstörend wirkende Wesen, das wir unter Geist verstehen. Er ist ein Hauch des göttlichen Schöpfers, divinae particula aurae, wie Horaz sagt, und wie der Mensch bei seiner Erschaffung den gottebenbildlichen Geist zugleich als physisches Lebensprinzip durch Anhauch empfing, so gab der Herr im Anbeginn der Erneuerung des Menschen den Jüngern durch Anhauch den Geist eines neuen, höhern Lebens zu immerfort neuer Zeugung durch das Priestertum.

Dem Fleische als dem sinnlich Natürlichen, dem Hinfälligen steht der Geist als immaterielle Substanz gegenüber, welche denkt und will; in seiner organischen Verbindung mit dem Körper gedacht heiſst er Seele.

Nach Plato ist das Auge der Seele für das Göttliche aufser ihr die Vernunft. Die Grundform lautet vernumt von nam,

[1]) Hiezu u. a. benutzt: R. Hoffmann, die etym. Bedeutsamkeit der d. Sprache, Passau 1868.

Digitized by Google

nemen. Grundbedeutung ist: das Nehmen eines Gegebenen, ein Zusammennehmen dessen, was in und aufser der Seele sich offenbart.

Der Verstand (von firstên, verstân gebildet) ist es, der festen Stand und Bestand in die bewegliche Welt unserer Vorstellungen bringt, der die Gedanken nicht vorübergehen läfst an einem Gegenstande, sondern ihre Bewegung bei ihm zum Stehen bringt.

Die Stufen der Erkenntnis bezeichnen folgende Ausdrücke:

Wahrnehmen, gewahren bedeuten: die Dinge der Aufsenwelt als auf uns wirkend, d. i. als wirklich nehmen, ihnen die Aufmerksamkeit der Seele zuwenden. In dieser Thätigkeit liegt das wichtige Merkmal der ersten bestimmten Unterscheidung des eigenen Daseins von dem objektiven, fremden, sowie des wirklichen von dem blofs scheinbaren. Das Wahrgenommene heifst darum Gegenstand, da es dem Ich als etwas Anderes, als Nicht-Ich gegenübersteht und unabhängig von ihm Bestand hat.

Erfahren (faran, arfaran, skr. pâra = das Entfernte, das Ende) heifst durch Fahren etwas erreichen, durch schnelle Vorwärtsbewegung von einem bis zum andern Ende durchdringen, dadurch kennen lernen und zu sichern Resultaten gelangen.

Bemerken, von mark = Grenze, heifst eine Sache oder Eigenschaft aus der Menge anderer herausheben, mit einem Kennzeichen versehen, begrenzen, isolieren und dadurch deutlich machen. Das Bemerken ist also ein höherer Grad des Wahrnehmens, ein Wahrnehmen der Sache nach ihren Kennzeichen mit genauem Unterscheiden.

Beobachten (be, ob, gleichsam ein doppeltes Achten, von ahjan denken, bezeichnet die Mitwirkung der Denkkraft mit dem äufsern Sinne, ein absichtliches, methodisches Wahrnehmen.

Betrachten von trah = straff ziehen, anspannen, lat. tractare, bedeutet: die Geisteskraft nach einer Sache hin anspannen oder letztere nahe vor sich ziehen.

Vorstellen geht auf die innerlich gestaltende Kraft der Seele, welche das, was sie aus dem sinnlich wahrgenommenen Gegenstande gebildet hat, statt desselben in sich selbst vor sich hinstellt, sich vergegenwärtigt.

Digitized by Google

Begreifen heifst alle Merkmale eines Gegenstandes gleichzeitig mit der Wahrnehmung umfassen und übersehen. Im Begriffe fafst der Verstand das Wesentliche des Dings zur Einheit zusammen.

Verstehen, firstên = aufhören sich zu bewegen; aus dem Zustande der Veränderlichkeit und Unsicherheit in den der Ruhe und Festigkeit übergehen. Verstehen ist mithin in die bewegliche, veränderliche Welt unserer Vorstellungen Bestand bringen.

Begreifen und verstehen ist denken, thagkjan, vielleicht von tan anstrengen; die Seele spannt ihre Kräfte an, um begreifend und verstehend zu einer Erkenntnis, zu einem Endurteil zu gelangen.

Kennen, kunnan, weist tiefsinnig auf *γένω*, gigno, gnosco, skr. jan, auf die Vorstellung von zeugen und gebären. Der Denkende erzeugt ein dem Objekte seiner Anschauung gleiches innerliches Bild oder Wort.

Von denken kommt Gedächtnis, die Kraft, welche die einmal gewonnenen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe festhält. Die Erinnerung läfst eine entschwundene Vorstellung in das Innere, in das Bewufstsein wieder kommen und als solche, die schon dagewesen, wieder erkannt werden. Sich besinnen (sin Anstrengung) ist das Bestreben, sich zu erinnern. Vergessen bezeichnet eigentlich den gänzlichen Mangel der Erinnerung, das Nicht-Wiederfinden der gehabten Vorstellung: an. geta, gat, gâtum bedeutet: mit dem Geiste erlangen, erlernen; ags. gitan in begitan dasselbe; das Gegenteil von begitan, engl. beget ist forgitan, engl. forget: mit dem Geiste nicht erreichen, ahd. forgëzzan.

Das Gefühlsvermögen.

Gemüt, muot, gemüete, bezeichnet das Zusammen des Gefühls- und Willensvermögens, das innigste Wesen des Menschen, und sofern Gefühl und Wille in ihm das Herrschende und Bestimmende sind, den Inbegriff aller Seelenvermögen, die Gesamtheit der individuellen Gedanken, Empfindungen, Neigungen, die Einheit aller geistigen Anlagen, das individuell Menschliche im Menschen, das ins geistige Gebiet emporgehobene Herz, den Sitz

Digitized by Google

der Liebe und des Hasses. Gemüt und Herz mit den äufserst zahlreichen Zusammensetzungen und Ableitungen spielen im deutschen Volkstum und in der deutschen Sprache eine viel gröfsere Rolle als in irgend einer andern neuern Sprache. Während das antike μένος (μάω) die mit Ungestüm und Gewalt ihrem Ziel zustrebende Thatkraft bezeichnet, ist es in der christlich-germanischen Welt vorzugsweise das Gemüt, welches in seiner ganzen Fülle und Tiefe das Grundelement aller Gestaltungen des Lebens in seinen verschiedenen Sphären wird.

Sinn (an. sin, pl. sinar = Muskel, Sehne, Spannkraft), bedeutet wohl am allgemeinsten die mannigfaltigen, vom Bewufstsein begleiteten Thätigkeitsäufserungen der Seele in der leiblichen wie in der geistigen und sittlichen Sphäre ihres Wirkens. Das ahd. sinnan (für sindan) heifst eigentlich: Richtung nehmen, seine Gedanken worauf richten.

Gefühl, fühlen (fualan, παλάμη, palpare) = mit der Hand, dem eigentlichen Fühl- und Tastorgan, leicht berühren. Es ist der als Gemeinsinn über den ganzen Körper verbreitete, unter allen äufseren Sinnen am ersten erwachende, am spätesten erlöschende Gefühlssinn, mit dessen Anregung von aufsen das Bewufstsein unserer besondern innern Zuständlichkeiten sich verknüpft. Vgl. S. 314.

Empfinden, inphindan, ist einfinden, in sich finden; ich finde nur das in mir, was sich einfindet, was vorher nicht da war; empfinden weist also auf einen Gegenstand, den man mittels eines sinnlichen Eindrucks gleichsam in sich vorfindet, dessen die Seele inne wird. Empfindung ist demnach der allgemeine Ausdruck für das, was in der Seele vorgeht, sofern etwas auf sie einwirkt, während das Gefühl mehr auf das Innewerden der hierdurch angeregten Zustände der Seele sich bezieht. Das Gefühl ist Selbstinnesein; es ist mehr selbstlich, die Empfindung mehr gegenständlich.

Im Affekt (afficere, affectus) ist dem Menschen etwas angethan, verhält er einem übermächtigen Eindruck gegenüber sich mehr oder minder passiv, unfrei. Auffahren, aufgebracht sein bezeichnet den plötzlichen Übergang aus der Ruhe in heftige Bewegung; Aufbrausen ist die plötzliche und heftige Erregung

Digitized by Google

der Tiefen der Seele, so daſs die Wogen des Gefühls wie die vom Sturm gehobene See emporschnellen.

Gefühle, die lind und sanft über die Seele hinströmen, werden von dieser gerne angenommen, sind ihr genaeme, angenehm. Wohlthuendes Behagen bemächtigt sich unser, wenn wir uns vor Aufregungen und Stürmen geschützt und gleichsam durch ein Gehege gesichert wissen. Von aufregenden Empfindungen sich gelöst, befreit oder frei (lôse) fühlen, ist eine Lust. Sich an der Erfüllung seiner Wünsche weiden, ist Wonne; Entzücken ist das plötzliche, gewaltsame Ziehen oder Gezogenwerden des Menschen durch eine überwältigende Macht aus dem Zustande des Beisichseins in jenen des Aufsersichseins.

Die unangenehmen Gefühle beschweren die Seele und erzeugen eine gedrückte Stimmung; das Herz wird beklommen, es klimmt unruhig in der Brust empor und wird gewissermaſsen eingeklemmt. Fühlen wir uns so beengt, so entsteht Angst, angust (lat. angustus, ango, anxi, ἄγχω). Die gesteigerten Gefühle der Unlust, Beklommenheit und Angst werden zu Schmerzen; das Wort berührt sich mit griech. σμερδαλέος schrecklich und lat. mordeo (für smordeo) zerreiſsen. Zuletzt bilden die auf dem Gemüte lastenden Gefühle gleichsam einen Haufen, cumulus; das ist der Kummer; denn dieses Wort ist, so wenig wir auch das empfinden, Lehnwort und aus dem lat. cumulus entstanden; ursprünglich bedeutet es Haufe, wie denn auch jetzt noch dialektisch ein Haufe Schutt mit „Kummer“ bezeichnet wird; schon im Mittelhochdeutschen wird es in übertragener Bedeutung als „Last, Mühsal, Not“ verstanden und ist jetzt nur im Sinne von Belastung des Gemüts gebräuchlich. Es wird gewöhnlich mit Gram zusammengestellt und diesem synonym genommen; nach Ursprung und Grundbedeutung liegen beide weit auseinander. Das griech. χρεμετίζω wiehern, χρόμη Gewieher, Knirschen, Knarren, ksl. gromu Donner weisen wie lat. fremo auf eine Wurzel, welche bedeutet: einen dumpfen Laut ausstoſsen, als Äuſserung eines Affektes des Staunens, des Schmerzes oder Zornes. In jedem Falle erzeugt der Affekt Unmut in der Seele, und geht die Affektserregung von anderen Individuen aus, so entsteht eine feindliche Stimmung gegen

Digitized by Google

dieselben, wir werden ihnen gram; ist die Veranlassung in uns selbst gelegen oder fühlen wir uns machtlos gegen den uns bereiteten Schmerz und Kummer, so zürnen wir unserm Schicksal, und die uns beherrschende Stimmung wird Gram. Kummer und Gram ermüden und ermatten die Kräfte der Seele, die sich vergebens abmühen, jene abzuwälzen; diesen Zustand der Ermattung bezeichnet Harm (skr. çram, çramyati müde werden). Wirr fluten die Gefühle durcheinander, das Licht der Erkenntnis erlischt, es wird finster und trübe in uns, wir sind betrübt (turbati). Die Kundgebung der Betrübnis nach aufsen ist trauern. Die Grundbedeutung dieses Wortes erschliefst uns eine Stelle in Ottfrieds Christ; es heifst nämlich von der Jungfrau Maria: als der Engel Gabriel ihr den Gruſs brachte, fand er sie drûrenta. Dies kann nicht traurig im heutigen Sinne des Wortes heifsen, da vorher bemerkt ist, dafs sie am Webstuhle safs und sang. Drûren oder trûren, in älterer Form triuren, geht mit ags. dreoreg = maestus auf dreor = gutta cadens, was vorzüglich vom fallenden Blutstropfen gilt und schlechthin Blut bezeichnet. Altn. dreyri bedeutet ebenfalls Blut, an. tror tropfende Flüssigkeit, trôren tröpfeln, altr. drîor = cruor, drôrag cruentus. Die Wurzel aller dieser Wörter ist driusan herabfallen; der Wechsel von s und r ist ganz gewöhnlich, mithin triuran statt triusan nicht auffällig. Das ahd. trûrac traurig bezeichnet demnach einen, der die Augen senkt, das Gesicht hängen läfst, und da dieses meistens im Affekte der Betrübnis geschieht, wurde trauern gleichbedeutend mit betrübt sein.

Das Begehrungsvermögen.

Wollen (viljan, wëlan) deutet durch seine Stammverwandtschaft mit Wahl, wählen auf das Bewufstsein der freien Selbstbestimmung, die Wahlfreiheit, aber auch in seinem Zusammenhange mit Wohl auf das natürliche Ziel des Wollens.

Trieb von ahd. trîban (*τρίβειν*) bezeichnet ein Treiben und Getriebenwerden der Seele in stetiger gleichmäfsiger Bewegung, mit passivem, unfreiem Verhalten.

Digitized by Google

Trachten (trahere, trah) deutet auf eine intensive geistige Thätigkeit, insbesondere der Willenskraft.

Im Verlangen erweitert sich, Gegenwart und Zukunft verbindend, die Seele, streckt gleichsam und dehnt sich aus, um zu erlangen.

Das Begehren geht auf das, was man gern hat, was dem Herzen zusagt; Gier, κῆρ, cor sind eines Stammes.

Neigung und Hang sind Steigerungen des Begehrens mit zunehmender Beschränkung der freien Selbstbestimmung.

Sucht ist ausschliefsliches Begehren, ein unerfülltes und nie zu erfüllendes Suchen, Selbstsucht, daher höchste Armut des erschaffenen Wesens, wie Liebe höchster Reichtum. Jene Sucht findet ihre physiologische wahre Erklärung in Fausts Worten:

„So tauml' ich von Begierde zu Genufs,
Und im Genufs verschmacht' ich vor Begierde."

Leidenschaft ist ein krankhafter Zustand der Seele, unter dem sie leidet und von Stürmen zerrüttet wird; alle Seelenkräfte sind da in Mitleidenschaft gezogen und unfrei, — sie leisten der herrschenden Leidenschaft gemeine Dienste, sie frönen ihr.

Die heftigsten Leidenschaften sind Hafs und Liebe. Goth. hâtan, ahd. hâzon kommt von hat hetzen, verfolgen; Liebe, goth. liubas, ahd. liup ist mit skr. lubh, lubhati = heftig verlangen, lat. lubere, libido verwandt. Ist dieses Begehren ein sündhaftes, entweder weil es das erlaubte Mafs übersteigt oder auf einen unerlaubten Gegenstand gerichtet ist, so nimmt auch das deutsche Wort etwas von dem in dem lat. libido enthaltenen Begriffe der Zügellosigkeit an; als edle, reine und mafsvolle Regung des Herzens ist Liebe die freie Hingabe an den geliebten Gegenstand.

Je nachdem die Willensrichtungen dem göttlichen und menschlichen Gesetze entsprechen oder zuwiderlaufen, entstehen diejenigen Seelenzustände, die wir mit Tugend oder Laster bezeichnen.

Tugend von taugen abgeleitet, bezeichnet im eigentlichen Sinne Tauglichkeit, Tüchtigkeit; im Iwein v. 2421 ff. werden Geburt, Tugend, Schönheit und Reichtum unter dem Begriff

Digitized by Google

der Tugend zusammengefafst, und im Barlaam und Josaphat v. 4535 werden gar die vier Grundkräfte der Natur gradezu Tugenden genannt. Neben dieser bis ins 14. Jhdt. fortlebenden ursprünglichen nahm das Wort aber schon frühe eine auf das Sittliche übertragene Bedeutung an, die allmählich die vorherrschende wurde und jetzt allein Geltung hat.

Laster sind wir gewohnt als Gegensatz zu Tugend aufzufassen; aber auch dieses Wort ist zu solcher ethischen Vertiefung seiner Bedeutung erst allmählich gekommen. Im Mittelalter bildet es den Gegensatz zu Ehre, und diese Bedeutung entspricht der Abstammung. An. löstr, genit. lastar, ahd. lastar, lahstar, verwandt mit λαστάνω, kommt von lahan schmähen und bezeichnet ursprünglich Schmähung, Schande. In lästern hat sich die alte Bedeutung erhalten.

XX.

Ein Blick auf die Pflanzennamen.

„Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen, welche Wonne
Hat die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche!“

In ähnlichem Tone heben eine sehr grofse Zahl der Minnelieder an, den Frühling preisend mit seiner Herrlichkeit, weil er der Öde des Winters ein Ende macht und die geselligen Freuden eröffnet. Die Frühlingspracht selber, das geheimnisvolle Weben und Schweben in der Natur, erweckt in der Brust der Minnesänger keine Empfindung, entlockt ihrer Leier keine Weise; denn die mittelalterliche Gesellschaft hatte durchaus keinen Sinn für das, was wir unter Naturschönheit verstehen, grade wie die damalige Kunst, für welche die Landschaft nicht existiert. An den besondern Formen, an der Grofsartigkeit

Digitized by Google

und Pracht der Natur gehen die Ritter stumm vorüber; sie gilt ihnen nur soweit, als sie Freude am Leben bedingte und vermittelte. Wollen wir die poetische Auffassung der Natur unserer Vorfahren kennen und ihre Natursinnigkeit bewundern lernen, so müssen wir aus den höhern Schichten der Gesellschaft herabsteigen zum Volke und den Ausdrücken lauschen, mit denen es auch das kleinste, unscheinbarste Kraut entweder in einem treffenden, poetischen Bilde oder mit einem aus der Eigentümlichkeit des Gegenstandes geschöpften Namen prägnant zu bezeichnen weifs. Gleichzeitig lehrt uns die Betrachtung dieser Ausdrücke, dafs unsere Voreltern das geheimnisvolle Wesen der Pflanzen, ihre in Samen und Keim verborgene Triebkraft, die zierliche, oft deutungsvolle Gestalt der Blätter und Blüten mit der gröfsten, liebevollsten Aufmerksamkeit beobachtet und betrachtet haben, dafs sie eine so ausgedehnte und umfassende Kenntnis der heimischen Gewächse und ihrer Eigenschaften besafsen, die uns nur begreiflich wird, wenn wir uns erinnern, dafs in jenen Zeiten die ganze Heilkunde eigentlich in der Kunde der Pflanzen und ihrer Heilkräfte aufging, und bei dem Mangel an Heilverständigen von Beruf die Kenntnis der Kräuter und ihrer medizinischen Verwendung in den einzelnen Familien von Glied zu Glied auf dem Wege der Tradition fortgepflanzt wurde. Auch darf nicht übersehen werden, dafs in den ältesten Zeiten, wo Gemüse und Küchenkräuter noch nicht in dem Umfange wie später und heute angebaut wurden, die wildwachsenden heimischen Pflanzen in viel ausgedehnterem Mafse genossen wurden; und auch das ist zu berücksichtigen, dafs bereits in heidnischer Zeit um einen grofsen Teil von Kräutern, Gräsern, Sträuchern und Bäumen der Volksglaube seine Zaubersagen gesponnen hatte, die auch in der christlichen Zeit mit gröfster Zähigkeit haften blieben und noch neue Ranken trieben.

Es würde eine angenehme, lohnende Arbeit sein, die nach Tieren und Tiergliedern benannten Pflanzen zu mustern und die Gründe für jede einzelne Benennung aufzusuchen: Löwenzahn, Wolfsmilch, Bärenklaue, Eberwurz, Ochsenzunge, Kuhweizen, Kalberkropf, Ziegenlippe, Bocksbart, Geifsblatt, Katzenpfötchen, Mausöhrchen u. s. w. Eine solche Betrachtung könnte

Digitized by Google

aber nur ein Botaniker von Fach anstellen; statt auf fremdes Gebiet überzugreifen, wollen wir uns auf dem befreundeten etymologischen und mythologischen halten und die Pflanzennamen besprechen, die ein allgemeines Interesse zu bieten scheinen. Erst die Erklärung einiger Vorbegriffe.

Wurzel, ahd. wurzila, wurza, goth. vaurtis kommt von vart drehen; in radix = vradix, ῥίζα = ϝρίζα ist dieselbe Wurzel in der Form vrad.

Stengel (stengil) leitet sich mit Stange von stengan stechen her.

Halm (κάλαμος, culmus) von hal = treiben, heben.

Stiel gehört mit Stall, Stelle, Gestell zu stellan; griech. στήλη, στῦλος.

Stamm (griech. σταμίν) von stân = das in die Höhe Stehende.

Rinde (rinda) von hrînan berühren; griech. κρίνω, lat. cerno gehören lautlich zu hrînan.

Bast, an. ahd. bast, mhd. buost (Baststrick) ist mit skr. badha, zend. baçda gebunden zu vergleichen; Wurzel bad — binden.

Splint ist mit Splitter und Spalte (abgespaltetes Holzstück) zu splizen spalten zu stellen.

Blatt ist von bla = blühen gebildet.

Unsere Umschau in der Pflanzenwelt beginnen wir billig mit dem Tage, an welchem die Kräuter geweiht werden; es ist der 15. August, der Tag Mariä Himmelfahrt, Krautweihtag oder Büschelfrauentag, an welchem alle Kräuter sich freuen und schöner blühen, auch eine weit gröfsere Heilkraft haben als zu andern Zeiten. Das an diesem Tage zur Weihe in die Kirche zu tragende Büschel mufs aus neunerlei Kräutern bestehen und haben:

Odinskopf, inula helenium; die Blüte dieser in Süddeutschland wildwachsenden, nordwärts in Gärten gezogenen Pflanze ist der Sonnenblume ähnlich und als Bild der Sonne hat sie auch wohl den Namen Oden-, Wotanskopf erhalten. Sie mufs immer die Mitte des Krautbüschels einnehmen und daraus hervorragen. Bei schwerem Gewitter legt der Landmann aus

Digitized by Google

dem getrockneten Krautbüschel vorzugweise diese Pflanze auf die glühenden Herdkohlen, damit der Blitz nicht einschlage.

Hirschkraut, auch Kunigundenkraut, Wasserhanf, in Westfalen allerwärts Donnerkraut genannt, eupatorium cannabinum. Die dunkelrote Blumendolde soll in ihrer Form dem Blitzhammer Donars ähnlich sein; sicher aber ist, dafs diesem Gotte das Kraut geweiht war, daher es den Baum, über dessen Wurzeln es gepflanzt wird, vor Wetterschaden bewahrt.

Baldrian, valeriana, ist nicht aus dem Lateinischen angedeutscht, sondern umgekehrt das lat. Wort aus dem deutschen gebildet, da die Alten diesen Namen noch nicht haben. Die Ableitung von Baldur mag dahingestellt bleiben. Ein anderer mythischer Name ist sicher: nord. Velandsurt, hochd. Wielandsbeere; der kunstreiche Schmied sowohl wie sein Vater Wate waren heilkundig. [1])

Der Bienenwirt legt die Blüten in die Bienenstöcke, die Wurzel hilft gegen das Fieber, mit dem Saft heilt man das kranke Euter der Kühe.

Beifufs (artemisia vulgaris), mhd. biboz, vielleicht daher benannt, weil er, in die Schuhe gelegt, den Wanderer vor Ermüdung schützte, wie der Glaube annahm. Namentlich gegen Frauenkrankheiten galt er als wirksames Mittel.

Wermut (artem. absinthium) von der wärmenden Kraft der Pflanze benannt, wurde im Mittelalter viel in Gärten angebaut und als Heilmittel sehr geschätzt.

Albraute, auch Eberraute und Stabwurz geheifsen, artemis. abrotanum, wurde Kindern und Erwachsenen ins Kopfkissen genäht als Mittel gegen bösen Zauber.

Labkraut, gallium verum, hat in seinen Blüten die Eigenschaft, die Milch gerinnen zu machen; es ist von lap = coagulum (= der aus Kälbermagen gewonnene Saft zum Gerinnen der Milch) benannt; volkstümlicher ist der Ausdruck: Liebfrauenbettstroh; denn aus diesem Kraute soll die Muttergottes dem Christkindchen ein Lager bereitet haben. Nächst dem Odinshaupte ist dieses Kraut das wichtigste Erfordernis des Krautwisches, wie man den Weihbüschel am Rheine nennt.

---

[1]) Grimm, Myth. 350 u. 1145.

Digitized by Google

Alpranke oder Bittersüfs (dulcamara) und

Rainfarn (tanacetum vulgare), beide Kräuter gegen Hexen und Zauber wirksam.

Das Wort Farn, Farnkraut ist seiner Abstammung und Grundbedeutung nach noch völlig dunkel; die Vergleichung mit lat. frons, frondis und skr. parna ist ohne weitere Vermittlung unsicher. Die Volksetymologie hat das Wort schon frühzeitig mit dem Zeitwort faran, fahren in Verbindung gebracht und aus dieser Verbindung ist dann der Glaube entsprungen, dafs der Farnsamen (das rhein. Volk sagt Fahrsamen) dazu hilft, dafs man über die steilsten Abhänge mit den Pferden jagen kann wie auf ebenem Wege. Auch zu manchem andern Zauber hilft dieser Samen, macht unsichtbar, unterstützt die schwersten Arbeiten, und diese ihm zugeschriebene Wunderkraft erklärt sich wohl daraus, dafs dieses Kraut unsern Vorfahren geheimnisvoll und wunderbar erschien, weil die stattliche Pflanze weder Blüten noch Früchte trieb und sich dabei doch immer vermehrte. Sie meinten, dafs in der Besamung dieser Kräuter ein heimlicher Zauber stecke, und diesem Glauben gemäfs gewann der Farnsamen eine so grofse Wichtigkeit.

Dem männlichen Farn setzen wir die weibliche Wegwarte (cichorium) zur Seite, die der Sage nach eigentlich eine Jungfrau ist oder eine Frau, die am Wege in Trauer um den Geliebten safs, bis sie in diese Blume verwandelt wurde, wie dies noch in dem Liede nachklingt:

Eh als ich lafs das weinen stehn,
Will ich lieber auf die wegscheid gehn;
Eine feldblum dort zu werden.

Die Wegwart blüht der Sage nach morgens dunkelblau, mittags lichtblau und abends weifslich; sie bleicht nämlich aus. Wer diese Pflanze bei sich trägt, ist vor Banden sicher, und wäre er im Schlafe gebunden worden, so springen bei seinem Erwachen die Stricke entzwei.

Noch weit stärkere Kraft hat das Johanniskraut, hypericum perforatum, denn, wie sein Beiname Teufelsfuchtel bekundet, vermochte gegen seinen Zauber selbst der Teufel nicht standzuhalten. Im heidnischen Altertum wurde es am Feste der Sonnenwende gepflückt und getragen; das Christentum

Digitized by Google

verlegte auf diesen Tag das Fest des h. Johannes, nachdem unser Kraut benannt ist; es an diesem Feste zu pflücken und zu Kränzen zu winden, blieb aber auch in christlicher Zeit Brauch und seine Kraft ungeschwächt. Der Geschmack der Pflanze ist nicht auffallend; sie verdankt ihre Bedeutung wohl lediglich dem Umstande, dafs sie um Johanni ihre hellgelben Blüten am schönsten entwickelt und ausgepreſst einen roten, blutähnlichen Saft giebt, um deswillen sie auch Alf- oder Elfenblut benamset wurde.

Alraun, ahd. alrûna, auch Galgenmännlein genannt, ist mandragora, die auch schon den Griechen als zauberkräftig galt. Der deutsch-heidnische Glaube personifizierte die Pflanze; die Wurzel hat menschliche Gestalt, der durch die Kunst noch nachgeholfen wird. Wird diese Wurzel in rechter Weise ausgezogen, in weifs und rotes Seidenzeug eingewickelt in ein Kästchen gelegt und ihr alle Neumonde ein neues weifses Hemdchen gegeben, so offenbart das Männlein heimliche und zukünftige Dinge und bringt dem Hause Segen. [1])

Gundram, Gundermann, Gunderebe, im ersten Teile des Wortes das alte gund = Kampf oder die Kampfjungfrau aufweisend, ram (rham) = Rabe, lat. glechoma, ist eine der kleineren Labiaten mit blauen Blüten, in denen man die Farbe des Blitzes wiedersah. Daher schützt der Gundram vor dem Gewitter, aber auch vor allem Zauber macht er sicher. Dazu hilft er gegen Zahnschmerz; denn als St. Petrus einmal an diesem litt, sprach der Herr zu ihm:

„Nimm drei Gundelreben
Und lafs sie deinen Mund umschweben."

Eisenkraut (verbena), wegen seiner zähen Zweige so benannt, wurde beim Beginn eines Krieges oder bei Friedensschlüssen zu den Opfern verwendet. Wer sich die Hände damit salbt, kann alle giftigen Schlangen aufheben; es zeigt in der Georgsnacht die verborgenen Schätze, es verjagt alle Gespenster und Zaubereien, vertreibt die fallende Sucht, Kopfweh, Kröpfe, — kurz, es war das Kraut aller Kräuter und keines konnte

---

[1]) Grimm, Myth. 1153, Simrock, Myth. 280.

Digitized by Google

sich so vieler Kräfte rühmen, keines besafs einen so — unglaublichen Glauben.

Nessel, ahd. nezzila, hat ihren Namen von hnat, beifsen (griech. κναδ-άλλω, κνίζα, κνίδη). Als Gemüse und Heilkraut spielt sie eben so gut eine Rolle wie im Aberglauben. Auch zu manchen lustigen Sprüchlein gab sie Anlafs. Dodonaeus (kruydboek 221) führt sogar den Teufel als schlechten Botaniker an, indem er erzählt:

„Dat krut kenn ik — säd de Düwel, un sett sik in de brennettel."

Gauchheil, anagallis, dient zur Heilung der Gäuche und Narren.

Schlüsselblume, primula, erschliefst nicht blofs den Lenz, sondern auch verborgene Schätze, besonders wenn man sie zu Weihnacht oder in der Fastnacht blühend findet.

Unter den sog. Giftpflanzen steht obenan das Bilsenkraut, hyoscyamus; der Name hängt vielleicht mit bilwiz, ein Kobold, in dessen Gestalt der Böse zu erscheinen liebt, zusammen, und dieser mit kymrisch bela = Gift.

Die Tollkirsche, atropa belladonna, heifst auch Wolfskirsche; am Niederrhein nennt man ihre Früchte Walkerbeeren, was man auf die Walkyren wegen der tötlichen Kraft der Beeren beziehen will.

Die Herbstzeitlose beachtet nicht die Zeit und hält sie nicht inne; denn sie blüht im Herbst, ihre Frucht reift im Frühling.

Schierling (cicuta) ist wohl von schërn trennen, schneiden abzuleiten.

Sturmhut (aconitum), auch Eisenhut genannt, scheint einer Ähnlichkeit der Blumengestalt mit dem Helm abgesehen zu sein. In Schweden und Norwegen heifst er Thorhialm, — womit seine mythische Wichtigkeit gegeben ist.[1])

Unter den Gartenfrüchten hat die Erbse am ehesten Anspruch auf indogermanische Abstammung: ahd. araweiz stellt sich lautlich neben skr. arawinda (Lotus), griech. ἐρέβινθος,

---

[1]) A. Ritter von Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttg. 1864, bis hierher vielfach benutzt.

Digitized by Google

lat. ervum. Wurzel ist ar = auftrennen, — was auf das Auftrennen oder Aufspringen der Schoten geht.

Bohne, pona, an. baun, ags. bean ist aus ba-u-bna, babna, (preufs. babo, lat. faba, griech. πύανος) entstanden. Die Deutung ist unsicher.

Rübe, ruoba kann Lehnwort sein aus lat. rapum, griech. ῥάφη.

Mohn, mâgo, griech. μάκων von mah = μάσσω quetschen, weil die Körner gequetscht werden.

Flachs, ahd. flahs, mhd. vlahs, ags. fleax, erklärt sich aus lit. plaukas Haar, altsl. vlas, böhm. u. serb. vlas.

Eine andere althochd. Bezeichnung des Flachses ist haru, harawes: Haar und gekämmter Flachs sind gleichgestaltet, und einen Hellgelockten, Blondlockigen nennen wir noch heute Flachskopf.

Klee, ahd. klê, klêwes, Nebenform klei, nd. klever ist am ehesten auf kleben zurückzuführen. Labkraut, Kleberkraut wird auch süfser Klei genannt.

Dorn, thaurnus, dorn ist von thar = bohren benannt.

Schlehe (sleha) ist mit slêo = stumpf, matt, träge zusammenhängend.

Hagen, Hagedorn, ahd. hagan, von hag = hegen, umgeben, weil mit diesem Dorn eingefriedigt wurde, Feld und Wald, auch der Scheiterhaufen.

In rheinischen Gegenden heifst der Hagen Friggdorn, und die Hagerose darf nur am Freitag gepflückt werden. Die ersten weifsen Hagerosen entstanden, als die Muttergottes die Windeln des Christkindleins am Hagdorn trocknete.

Die Hasel (hasal) von hasu = gelbgrau wegen der Farbe der Blüten und Früchte benannt, wurde im Totenkultus verwendet, später als Zauber- und Wünschelrute. Häufig wird sie personifiziert und angeredet, so im Volksliede von dem Mägdlein, das zum Tanze geht:

„Nun grüfs dich Gott, Frau Haselin,
Von was bist du so grüne?
Nun grüfs dich Gott, fein's Magedîn,
Von was bist du so schöne?“ u. s. w.

Digitized by Google

Weil die Haselwurzel auch als Springwurzel galt, hat man Hasel und Hase zusammengestellt und jenes von skr. çaç springen, çaçaka Hase, hergeleitet, jedoch ist diese Ableitung mehr als zweifelhaft.

Eibe, ahd, îwa, ags. îv, engl. yew, dän. ibe, ir. iubhar, fr. yf (= taxus) ist noch zu deuten; darf man an êwa, êwîn (ewig) denken, so würde die Bedeutung „Immergrün" nicht unpassend sein.

Die Mistel, ein Halbstrauch, schmarotzerhaft auf Bäumen wachsend, hat eben keinen feinen Namen; denn mihsila kommt von der Grundform mihstu-, goth. maihstus = Mist, und die Schmarotzerpflanze erhielt davon ihren Namen, indem man annahm, dafs sie durch den Mist der Vögel auf die Bäume verpflanzt werde. Trotz dieser unedeln etymologischen Herkunft genofs die Pflanze im Altertum hohes Ansehen; wie Plinius berichtet, diente sie den kelt. Druiden bei den Opfern und bei Weissagungen. In der germanischen Göttersage spielt sie eine wichtige Rolle: Um den Göttern und Menschen gleich werten Frühlingsgott Baldur vor allen Gefahren zu schirmen, nahm Freya allen Elementen und Bäumen den Eid ab, dafs sie Baldur nicht schaden wollten; nur eine einzige Pflanze nahm die Göttin nicht in Eid, weil sie ihr zu jung schien:

„Gewachsen war hoch über den Wiesen
Der zarte, zierliche Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam häfslicher Harm
Da Hödur schofs."

Denn Loki brach den Zweig und gab ihn dem blinden Hödur in die Hand, auf Baldur damit zu schiefsen, und der Mistelzweig tötete den Gott des Lenzes und der Jugend. Seitdem galt die Mistel als ein Werkzeug des Bösen und wurde zu Zaubereien und andern Teufelskünsten gebraucht.

Besser beleumundet waren und blieben die h. Stauden des Wachholder und Hollunder.

Das Wort Wachholder ist nicht mit Holder = Hollunder zusammengesetzt, wenn wir auch mit falscher Betonung so schreiben und sprechen. Die alte Form wechalter, wechelder, wecholder hat als ersten Teil ein Eigenschaftswort wechal, wach, lebendig; als zweiten Teil aber das entstellte Substantiv triu,

Digitized by Google

ags. treov, engl. tree, Baum. In Zusammensetzungen wurde aus triu trâ, tera, verkürzt tere, ter, das dann den Anschein bloſser Ableitung erhielt und seine ursprüngliche Bedeutung so verdunkelte, daſs noch Baum angesetzt werden konnte, z. B. Wachholderbaum. Die jetzige Verrückung des Accents war der alten Sprache noch fremd und wurde wéchalter gesprochen. Seinen Namen hat also unser juniperus davon, daſs er immer lebend, immer jung und grün ist. Dieser Eigenschaft wegen heiſst er auch ags. quicbeám, der lebendige Baum, wie er auch in Deutschland landschaftlich Queckholder genannt wird. In Österreich heiſst er Gronwed, Kranewit-Strauch, wovon der seine Beeren suchende Vogel Kranewits — Kramtsvogel heiſst.

Aus der Eigenschaft des fortdauernden Grünens erwuchs die mythische Bedeutung als Baum der Verjüngung und des Lebens. Mit Vorliebe verwandte man ihn beim Verbrennen der Leichen, weil er die verzehrten Leiber wiederbeleben helfen sollte. Derselben Kraft wegen bedient sich die Spinntrude eines Wachholderbusches, um die faulen Mägde morgens aus dem Bette zu treiben. Ob sich nicht der Wachholder mit der Vorstellung hold und Holda verband, wage ich nicht zu entscheiden. Offenbar aber ist es die Göttin Holda, die dem Strauche die wiederbelebende Kraft verleiht.

Die verjüngende Kraft des Baumes ist es, die in dem bekannten Märchen vom Machandelboom (Grimm V. 47) das von der Stiefmutter geschlachtete, unterm Wachholder begrabene Kind wieder ins Leben zurückruft und in einen Vogel verwandelt, der singt:

„mein Mutter der mich schlacht,
mein Vater der mich aſs,
mein Schwester der Marlenichen,
sucht alle meine Beenichen,
bind't sie in ein Seidentuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt kywitt, wat vör'n schöön Vogel bün ik!"

Hollunder, ahd. holantar, holuntar, verkürzt holder und holler ist zusammengesetzt aus hol (hohl) und teru, verkürzt tar = der hohle Baum, wie engl. hollow-tree bestätigt. Die alte Betonung war hólunder wie Wáchholder (lébendig) und in

Digitized by Google

einzelnen Gegenden haftet diese Betonung noch jetzt. Dem Sprichworte gemäfs (Simrock p. 258) soll man vor Hollunder den Hut abziehen und vor Wachholder die Kniee beugen, denn beide sind heilige Bäume oder Sträucher. Bis in späte Tage wagte man nicht, die Äste des Hollunders abzuschneiden, ohne die Hände zu falten und zu sprechen: „Frau Holder, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir auch was geben von meinem, wenn es wächst im Walde.“ [1]) — Es war aber Sitte, mit einem Hollunderstabe das Mafs zu Totensärgen zu nehmen, und wer eine Leiche fuhr, trug statt der Peitsche einen Hollunderstab.

Aber nicht allein wegen der religiösen Verehrung, die man dem Hollunder zollte, auch seiner vielen heilkräftigen Wirkungen wegen pflanzte jeder Landmann in seinen Hof einen Hollunderstrauch, der ihm eine vollständige Hausapotheke gab: die Blüten schweifstreibenden Thee, die Frucht (getrocknet) Brustthee, die Rinde, den Splint, das Mark, die Wurzel, die alle für bestimmte Leiden verwendet wurden. Der Aberglaube verstärkte die Heilkräfte; wer Zahnschmerz heilen wollte, ging rücklings zum Strauche und sprach: „Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring ich euch wieder.“ Mit dem von der Rinde entblöfsten Span wurde der kranke Zahn bestrichen, bis das Zahnfleisch blutig wurde, dann der Span in gleicher Weise zum Strauche zurückgetragen, die Rinde wieder angesetzt, — und probatum erat, der Zahnschmerz hörte auf. Auch konnten Fieber und Rotlauf auf den Hollunder übertragen werden, wenn man einen Zweig abbrach und in die Erde steckte mit den Worten:

„Zweig ich breche dich,
Fieber nun lafs mich;
Hollerast hebe dich auf,
Rotlauf setz' dich drauf,
Ich hab' dich einen Tag,
Hab du's nun Jahr und Tag.“ [2])

Am liebsten pflanzte der Landmann seinen Hollunder unter einen andern Fruchtbaum unmittelbar vor der Hausthüre und vergrub unter ihn seine abgeschnittenen Haare, Nägel, die

[1]) Grimm, Mythol. S. 618.
[2]) Grimm, Mythol. S. 1122.

Digitized by Google

ausfallenden Zähne u. s. w., damit ihm niemand durch ihren Mifsbrauch Kopf- und Zahnschmerz anzaubern könne, oder an eine Wand des Viehstalls, damit dieser vor aller Gefahr gesichert sei.

Unter den Bäumen des Waldes gebührt die erste Stelle der Eiche, eik, as. âk; für die Ableitung verweisen wir auf goth. ogan = timere, griech. ἅγιος und erklären Eiche = der Ehrfurcht gebietende, heilige Baum, — womit man sich, bis eine sicherere Erklärung gefunden ist, begnügen wolle.

Die Buche als Baum mit eſsbaren Früchten ist schon besprochen. Die Frucht der Buche nennen wir Eckern, ahd. ackeran, was Grimm mit akrs (Acker), griech. ἀγρός zusammenstellt, erklärend: wie akrs Weide bedeutet, so ackeran, akran Frucht der Weide, Ertrag der Eiche und Buche.

Die Ulme heifst mhd. ëlm, an. âlmr; nhd. ist durch Einfluſs des lat. ulmus Ulme entstanden.

Esche (askâ) weist mit skr. âsa (Staub, Asche) auf ask Asche, — aber auch auf lat. aesculus.

Erle, erila, elira, eller, else, lat. alnus für alsnus dürfte auf die Wurzel al = ernähren, vermutlich mit Bezug auf ihr rasches Wachstum, zurückzuführen sein.

Sahle, Sahlweide, sahala, ags. sealh, hängt vermutlich mit sal Wohnung zusammen, da die ältesten Wohnungen aus Weidengeflecht bestanden.

Die Linde, ahd. lintâ, an. lind, lindar, ist mit dem Adjekt. lind, gelind (lentus) von lennan nachgeben als Baum mit weichem, zartem Holze bezeichnet. Das Lind ist Bast, Lindenbast, allgemein jedes Mittel zum binden.

Birke, piriha (skr. bhûrga) ist in der Wurzel noch gar nicht aufgeklärt.

Die Föhre, foraha, derselben Wurzel wie πῦρ, ist schon besprochen.

Die Tanne hat ihren Namen von ihrem schlanken Wuchse: tan = strecken.

Mit Fichte fiuhta, πεύκη, ist lat. pix, picis am nächsten verwandt, den Baum als Harzgeber kennzeichnend.

Digitized by Google

Kiefer ist eine Zusammensetzung aus kien und föhre. In Kien ist vielleicht die Wurzel ku, ig. gu = schwellen zu suchen.

XXI.

Die Bewohner der Wälder.

Wüstenkönig ist der Löwe, nicht König der germanischen Wälder, aber unsere Tiersage hat ihn als König der Tiere aufgenommen und darum gebührt ihm der Vorrang. Dr. C. Pauli hat seinem Namen eine eingehende Behandlung gewidmet, in welcher er für leo und λέων die Wurzel liv = falb, gelb annimmt, die germanisch in der Gestalt lu erscheine; er statuiert folgende Grundformen: griech. liv — laivant, lat. laiva — laivan, germ. lavjan; sl. lit. ljava, — wonach ein goth. Subst. laiva (ahd. lêwe) angenommen werden kann. [1])

Culmann vergleicht skr. lavas Fetzen, griech. λαῦς, λεία Raub, Beute, lat. lavĕre, luere, griech. λύειν, hebr. havah, lûh; nach seiner Annahme bezeichnet das Wort: gierig anfallen, gewaltig erfassen, und kennzeichnet den Löwen als den in seinen Angriffen so gewaltigen König der Tiere. Die Wurzel würde auch nach dieser Auffassung lu sein, aber mit der Bedeutung erbeuten, erjagen. [2]) Pott, Foerstemann, Leo Meyer sind verschiedener Ansicht über Wurzel und Grundbedeutung des Wortes, in welchem sie teilweise ein Lehnwort, wie laish = der Starke erblicken.

Der Bär, ahd. përo, ags. bëra ist nach Grimm (lex. 1122) vielleicht von përan = tragen zu deuten. — Der Sage nach ist er Waldkönig, heifst Goldfufs, Süfsfufs, Honighand, Honigtatze, aber auch der Grofse, der Alte, der alte Grofsvater, den Lappen heifst er aija (avus). Das leitet zu der Vermutung, dafs auch bär, pero Vater bedeutet haben könnte. Das lat. parens = pariens geht auf den Vater, parere = generare auf den Vater (wie

---

[1]) Pauli, Benennung des Löwen, Minden 1873.

[2]) Culmann, Die Namen der Raubtiere, Leipzig 1869.

Digitized by Google

auf die Mutter), bär gedacht als γονεύς, τοκεύς würde der bärende, tragende, zeugende Vater sein; wie wenn er goth. bêrusjis geheifsen hätte? Bêrusjôs sind dem Ulfilas parentes, bêruseis gewährt ein altes Partic. praet. act. geboren, erzeugt habend. Dieses goth. bêruseis = parens und ursus scheint nun wirkliche Bestätigung zu empfangen dadurch, dafs die altn. Sprache den Bären auch noch bersi, genit. bersa nennt, das sicher zu bëra parere gehört und das s des goth. Partizips bêruseis bewahrte. Zugleich begriffe sich, wie das an. biörn aufser ursus auch vir ausdrücken, ja das ags. beorn nur vir, heros ohne Nebensinn des Bären bedeuten kann. Das nord. bersi, assimiliert bessi, gemahnt an die Koseform betz. Bei Fick ist Bär mit φήρ, ferus zusammengestellt, als Wurzel bar = toben angenommen und auf skr. bhûrni wild, bhur, bhurati zucken hingewiesen.

Bei den Benennungen Isegrims ist eine genaue Unterscheidung nötig.

a) ahd. warc, warch, ags. vearch, mit der Bedeutung Würger (von virgan, part. perf. vurgans) steht neben skr. varka, vrika = Zerreifser als unverkennbar wurzelverwandt. Fick führt die Wurzel vark, vrak = zerreifsen auf. Curtius, die Auseinandersetzungen der neueren Sprachforscher resumierend, schreibt: Bopp, Benfey, Grimm, Foerstemann, Schleicher setzen mit Recht varkas als ig. Grundform an; daraus wird durch Metathesis vrakas; durch Vertauschung von r und l vlakas, (a = u) vlukas, mit Abwerfung von v lukas, griech. λύκος; im Lat. trat p an Stelle von k: lupus. Diese Herleitung des griech. und lat. Namens ist zu künstlich, um zu gefallen, zu wenig belegt, um zu befriedigen.

b) Wolf: aus dem goth. Part. vilvandans ist auf ein Verbum vilvan zu schliefsen mit der Bedeutung: mit Gewalt an sich reifsen; vulva = Streit, vilvas = räuberisch, vulfas vilvandans (Ulf. Mt. 7, 15) = lupi rapaces, an. völva die von Gott ergriffene Wahrsagerin. Vilvan redupliziert vavalv-, kontrahiert vaulf, vulf; daher goth. vulfs = Räuber, Gewaltthäter. So Culmann. Man sieht, — wie auch das Wort abgeleitet werden mag, Isegrim ist und bleibt von der Wurzel auf ein Würger und Räuber.

Dem deutschen vulfs, wulfa entspricht das lat. vulpes; der deutsche Reinecke hat den Namen Fuchs von fahen, Jagd

Digitized by Google

auf etwas machen, factitiv. vahsen, das Jagen treiben, daher nd. vahse, vohse, ahd. foha, fuchs, goth. fauha, ags. fox.

Eine andere Ableitung geht auf ahd. vahs, ags. feax = Haupthaar zurück, welches Wort von fah = (pec-to) kämmen hergeleitet wird, als deute der Name auf den langen, haarigen Wedel des Tieres.

Das französ. goupil ist aus goulpil, dieses aus vulpecula entstanden; geblieben ist im Französischen nur goupillon = Weihwedel.

Luchs, ahd. luhs, lit. luszis, λύγξ, λυγκός kommt von luc = leuchten (λύχνος Leuchte, λύγδη weifse Pappel, lucna — luna); im Gothischen findet sich lauh-atjan = leuchten.

Der Luchs hat seinen Namen von den grofsen, funkelnden, scharfen Augen, mit denen er auf die Beute luht oder lugt, d. h. lauert, die er dann, wenn sie nahe genug ist, katzenartig in einem Sprunge mit seinen Klauen erfafst und mit seinem scharfen Gebifs, sie im Nacken packend, erwürgt.

Dachs leitet Culmann her von digan, praet. dag, das er zu skr. di = scheinen, leuchten stellt und mit goth. dags = Tag, Helle, daga Stechmesser vergleicht; er erklärt dahs = der in den Boden eindringende, mit scharfem Gebifs versehene Höhlen- oder Grubenbauer.

Elch, ahd. ëlaho, mhd. ëlch, an. ëlgr, ist der echtdeutsche Name für cervus alces und stimmt zum lat. alces.

Elen (Elentier) ist aus dem slav. olen, jelen, lit. elnis ins Deutsche eingeführt.

Wackernagel vergleicht mit Elch lat. alx, griech. ἀλκή, wonach ëlaho und ellan (goth. aljan) = Eifer, Mut, auf dieselbe, oben besprochene Wurzel aljan brennen zurückginge, — was nicht anzunehmen ist. Eher ist mit Fick eine Wurzel alh = wehren, wahren anzusetzen, aus der lat. ulciscor, griech. (ἀλκέω) ἀρκέω könnten entsprossen sein.

Das Nibelungenlied nennt unter den Tieren, die Siegfried auf der Jagd erlegt, aufser dem Elch noch drei andere:

dar nâch sluoc er schiere einen wisent und einen ëlch,
starker ûre viere und einen grimmen schëlch.

Was ist wisent für ein Tier? — Man identifiziert es mit Bisamochs; wisent wäre demnach angedeutschtes Fremdwort.

Digitized by Google

Schelch, ahd. scëlo, ist mit scëlo, schële Beschäler gleich und bezeichnet den Bockhirsch.

Hirsch, Hirz, hiruz, ags. heorot, ist Weiterbildung aus heru — herva = cervus (κραός) und bedeutet: Horn- oder Geweihträger.

Reh, ahd. rêh und rêho, an. râ, pl. râr, Grundform raiha, von rîhan reihen herzuleiten in Beziehung darauf, dafs diese Tiere in Rudeln hinter einander in Reihe herlaufen, ist zweifelhaft; und doch möchte man durch Ricke zu dieser Ableitung versucht sein, wenn man an das Mascul. rick = Band, Fessel, welches offenbar von rihen kommt, denkt und die Rehkuh als Leiterin, Führerin auffafst, welcher die jungen Rehe wie angebunden folgen.

Freund Lampe, der Hase, benennt sich von hâhen, sich nach etwas strecken, wozu das factitiv. hâten, hâsen, hasten (fr. hâter) = eilen, sich davon machen gehört. Dazu stimmt vortrefflich skr. çaç (kaç) springen, çaça Hase; dieser konnte auch füglich gar nicht anders als von seinen eilenden Sprüngen benannt werden.

XXII.

Geflügelte Worte.

Es ist herkömmlich, die in den homerischen Gedichten so häufig wiederkehrenden ἔπεα πτερόεντα bildlich als die schnell von den Lippen dahin fliegenden flüchtigen Worte zu verstehen; ich glaube, es würde dem Geiste des Dichters besser entsprechen, den Ausdruck leiblich und sinnlich nach seinem Wortlaute zu nehmen, d. h. sich die Worte als lebendige Wesen vorzustellen, die wie die geflügelten Bewohner der Lüfte dahinschweben von dem Munde des Sprechers zu ihrem Ziele, dem Ohre des Hörers. Wort und Vogel wetteifern mit einander an Schnelle; das Element des Vogels ist auch das Element des Wortes, das wie jener die Luft mit seinem Körper schlägt, in Bewegung setzt und auf den Wellen des leicht bewegten Elements mit Windesschnelle dahinfliegt. Wort, ϝρά-τρα, (ϝρα in ἐρέω) ist gleichbedeutend mit Flufs der Luft; avis (ἀετός),

Digitized by Google

ala, aër, aura führen sich auf die in ἄημι liegende Wurzel zurück und gehen von der Grundbedeutung: die Luft bewegen, wehen, fliegen aus. Wenn sonach die Worte in der That als Segler der Lüfte, als geflügelte Wesen angesehen werden können, dann haben die Namen, welche die verschiedenen Arten der Vögel bezeichnen, gewifs einen doppelten Anspruch darauf, geflügelte Worte zu heifsen, und so darf ich wohl auf Verzeihung dafür rechnen, dafs ich den Abschnitt, in welchem die gefiederte Welt mit ihren Namen vor dem Leser Revue passieren soll, mit einem Ausdrucke des göttlichen Homer als Aushängeschild zu schmücken mir erlaubt habe. Nun ich meine Gäste hereingelockt habe, hoffe ich, werden dieselben mich auch zu meiner Voliere begleiten und sich die verschiedenen Exemplare freundlichst erklären lassen.

Unter Weges sei bemerkt, dafs fliegen, Flug, Flügel wie griech. πλέω, πλύ-νω von der Wurzel plu, pru ausgehen, die schwimmen bedeutet. Fliegen ist also gleichbedeutend mit in der Luft schwimmen.

Das Wort Vogel hat zwar, wie es scheint, im skr. phuka lit. pluk-na = Feder, Verwandte, es ist aber ratsam, sich lediglich an die german. Wurzel va wehen oder besser an den Stamm vaga zu halten, von dem ahd. vagalan = fliegen, vagal, vogal (fugil) sich ableitet; daneben stellt sich lat. aquila = vaquila.

Treten wir zuerst vor die Abteilung der Raubvögel, die Kriegerkaste unter den Bewohnern der Lüfte. Hier thront als König der Vögel:

Der Adler; das Wort ist eine Zusammensetzung aus adal-ar, d. i. Edel-Aar, verdunkelt in adelar, adlar, Adler. Das Grundwort Aar (goth. aran, ahd. aro, auch arn, pl. ërni), mit griech. ὄρνις = Vogel, ὄρνυται sich erheben, lat. or-ior von der Wurzel ar: in die Höhe heben, sich erheben. Auch die übrigen Vögel erheben sich mit ihren Schwingen in die Luft, aber keiner vermag so hoch zu steigen wie der Aar. Von der ihn auszeichnenden Schwungkraft seiner Flügel verdient er, der Lüfte-Steiger, Aar zu heifsen. Das Epitheton edel verdankt er seinen hervorragenden körperlichen und geistigen Eigenschaften, die ihm die Herrschaft über das Geschlecht der Vögel erworben haben.

Digitized by Google

Von unsern heidnischen Vorfahren wurde der Adler als ein Symbol des Windes aufgefafst: die Riesen, d. h. die personifizierten Land- und Seestürme, fahren in Adlerhaut dahin. Auf der Spitze des Weltbaumes safs nach nordischem Glauben ein Aar, — ein Sinnbild der Sonne und des Sonnengottes. Dieselbe Bedeutung hat der goldene Adler, der nach alter Überlieferung auf dem Palaste Karls des Grofsen zu Aachen gethront haben soll. Das Rolandslied erzählt uns, dafs dort sogar Adler dazu abgerichtet waren, durch Überflug Schatten zu gewähren; als die heidnischen Boten in Karls Halle traten, sahen sie, daz adelaren darzu gewenit waren, daz si scâte bâren (ut umbram ferrent).

Dem Adler steht dem Range nach am nächsten der beliebte Jagdgehilfe unserer Vorväter, das Federspiel, der Falke; mittelalterlich fafste man unter diesem Lehnworte alle die Vögel zusammen, die für die Jagd abgerichtet zu werden pflegten. Die ursprüngliche deutsche Bezeichnung und der altgermanische Jagdvogel war der

Habicht, ahd. hapuh, von haben = fassen wie lat. accipiter von accipere. Er ist Fänger in doppeltem Sinne, einmal für sich, wenn er Beute holt, dann auch für seinen Herrn, dem er das Wild ausspäht und fängt. Seiner guten Dienste wegen, die er auf der Jagd leistete, war er ein sehr geschätzter Vogel; harte Strafe war für den festgesetzt, der einen Habicht stahl oder tötete.

Der Weih, ahd. wîjo, d. i. der h. Vogel, mufs ursprünglich eine mythische Beziehung gehabt haben, die uns verborgen ist. Nur der Wannenweih, wannoweho, wannuwechel, eine kleine Falkenart, hat sich als heiliger Vogel im Volksglauben erhalten; man hing Wannen an die Häuser, dafs er darin niste, denn das Haus, an welchem ein Wannenweih seine Wohnung hatte, war gegen Blitz gesichert.[1])

Der Gierfalke erhielt seine Benennung von den grofsen Kreisen, die er in den Lüften nimmt; ebenso der ahd. sweimaere (falco lanerius) von sweimen = kreisen.

[1]) Culmann, Etym. Aufsätze u. s. w. III, Leipz. 1879, S. 12 bringt wîho mit skr. vika, vahika in Beziehung, ausgehend von der Wurzel va wehen; wîho ist dann = der in der Luft sich Bewegende, Fliegende.

Digitized by Google

Der Sperber, sparwâri ist der Räuber, der von sparen, d. h. Sperlingen, lebt.

Der Geier ist als Nimmersatt bekannt; das Altdeutsche nennt ihn grade so wie die Gier, von giwan, gîen = hiare, d. i. den Mund aufreifsen vor Begier.

Rabe, skr. kârava, lat. corvus, *κορώνη*, ahd. hraban, wird auf die Wurzel kru tönen, primitiv ru, rauti, ravîti = rufen, Geräusch machen, zurückgeführt. Dieser Wurzelbegriff umfafst vielerlei Stimmengeräusch, und liefse sich ebenso gut auf den Gesang der Nachtigall wie auf das Geschrei des Raben beziehen. Im Sanskrit wird die Wurzel ru in ihren verbalen und nominalen Ableitungen auf das Summen der Bienen, das Flüstern der Bäume und Menschen, das Bellen der Hunde, das Brüllen der Kühe und das Gezwitscher der Vögel bezogen. Im Lateinischen finden wir raucus heiser, rumor Geflüster, im Deutschen hrôm, ruom, Ruhm, rûnen raunen, rhukjan krähen u. s. w. Der Bedeutung nach würde kârava Rabe also aus kru oder ru tönen, schreien sich in befriedigender Weise erklären lassen. Durch welches etymologische Verfahren aber kârava aus kru gebildet werden konnte, bleibt unbegreiflich, weshalb M. Müller kârava lieber als ein regelmäfsiges Derivatum von kâru ansehen möchte. Dieses kâru ist ein vedisches Wort und bedeutet einen, der den Göttern Loblieder singt, buchstäblich einen Schreier. Es kommt von der Wurzel kar, die schreien, tönen bedeutet. Hiernach hätte der Rabe — die anlautende Guttural-Lenis ist ausgefallen, — seinen Namen als Schreier, was in Anbetracht der Häufigkeit seines Rufes und der Rauheit seiner Stimme nicht eben unpassend ist. Nebenform zu kar ist kra, ebenfalls mit der Bedeutung rufen, schreien, wovon skr. krakara, ahd. hrâhra, Krähe wie ags. krâgra, ahd. hreigir, Reiger (von kri, krik, einer Nebenform zu kra, krak) gebildet ist.

Uhu, ahd. huwo, huo ist ein Schallwort grade wie Kuckuck. Letzterer heifst ahd. kouch, gouch, Gauch von gau rufen, das sich in goth. gau-non (Klageruf erheben) erhalten hat. Im Sanskrit heifst hu, havate rufen, ghuka Eule (Schreieule). Weil der Kuckuck stets seinen eigenen Namen ruft, wurde er ein Bild der Eitelkeit, und das Wort Gauch gleichbedeutend mit eitler Geck. Die noch schlimmere Bedeutung als Bastard oder

Digitized by Google

Ehebrecher erklärt sich aus der Gepflogenheit des Vogels, seine Eier in fremde Nester zu legen.

Specht, ahd. speh und speht, ist entweder von spak = spähen abgeleitet und von der Eigenschaft des Vogels, nach Würmern und Käfern suchend, am Holze auf- und abzuklettern, hergenommen, oder es ist von lat. picus, pica entlehnt, das wie skr. pika ein Schallwort ist.

Elster. Das Wort hat so grofse Verstümmlungen erlitten, dafs dessen Stamm ganz unkenntlich geworden ist. Ahd. âgalstrâ, mhd. âgelster, âgeleister, alister, alster, schweiz. aegríste. Agretsche, Atzel, wird abgeleitet von â und galstar, letzteres ein Derivatum von galan singen, und die Bedeutung ist: die übel, d. h. bösen Zauber oder Unheil Singende. Wie ist die Elster zu diesem ominösen Namen gekommen? — Ich glaube hauptsächlich wegen ihrer Farbe; denn schwarz und weifs ist die Farbe der Todesgöttin Hel; wie diese halb schwarz und halb weifs ist, so erscheint auch die Elster, von der man, um die Ähnlichkeit mit der Hel noch zu verstärken, sich erzählte, sie habe genau so viele schwarze wie weifse Federn. So ward die Elster ein Symbol der Todesgöttin, ihre Botin, die Verkünderin der von ihr gesponnenen Geschicke, und die altheidnische Furcht vor der Elster als Unheilbringerin haftet noch bis auf den heutigen Tag im Glauben des westerwälder Volkes. Wenn Elstern sich in der Nähe eines Hauses häufig zeigen, wenn sie sich auf Bäumen in der Nähe keifen und beifsen, so ist das ein Zeichen, dafs in dem Hause bald ein Todesfall eintreten wird; liegt aber schon jemand krank, so ist dessen Tod gewifs. Das Volk hat daher vor diesem Vogel eine gewisse religiöse Scheu, die so weit geht, dafs man in einigen Gegenden es für einen Frevel hält, eine Elster zu töten.

Der altnord. Name des Vogels ist skadhi, schwed. skata, was mit ahd. skado = Schaden zusammenhängt und ebenfalls die Elster als Unheilstifterin charakterisiert. Vielleicht darf man auch den Namen, den die Elster in der flandrischen Tiersage trägt, Frau Ave, auf Weh deuten und im Sinne von Wehbringerin nehmen.

In der Fabel und im Sprichwort gilt die Elster als geschwätzig: „Durch ihr Geschwätz verrät die Elster ihr Nest."

Digitized by Google

Auch sagt man: So bunt wie eine Elster, oder: Keine Elster, sie habe denn etwas Buntes.

Wenden wir uns von der bösen, bunten, geschwätzigen Elster zu der frommen, sanften, unschuldigen Taube. Dafs ahd. tûba mit dem lat. Worte columba gleichen Stammes und gleicher Form sei, erscheint auf den ersten Blick als rein unmöglich. Halten wir uns zunächst an tûba. Aus dem langen û dürfen wir auf den Ausfall eines Nasallautes schliefsen, wie fâhen aus fangen entstanden ist; auf Grund dieser und zahlreicher anderer Analogieen darf für die deutsche Sprache die Grundform tumba angenommen werden. Althochdeutsch t steht an Stelle eines unverschobenen d; der Wechsel zwischen d und l ist, wie in dingua — lingua, skr. devri, lat. levir u. s. w. nicht ungewöhnlich; es kann daher kein Bedenken haben, die Formen dumba und lumba als identisch zusammenzustellen. Statt der Vorsilbe co- finden wir altlat. pa-lumba; pa ist, wie skr. va, ava, ein die Bedeutung des Wortes verstärkendes Präfix.

Etymologisch trifft columba mit dem griech. κόλυμβος = Taucher genau zusammen. Das griech., lat. und deutsche Wort haben ihre Wurzel im skr. lamb = fallen, herabsinken. Diesem lamb steht lat. das Verbum lābi mit gleicher Bedeutung zur Seite. Das irische Wort co-lam für Taube schliefst sich der Wurzel zunächst an; dann kommen lumba (λύμβος), dumba, tûbe, die alle nach der Grundbedeutung von lamb die Taube als die aus der Luft herabfallende Luft-Taucherin bezeichnen, — ein Name, der für diesen Vogel nicht hätte passender gefunden werden können. Denn der Taube ist es eigen, — wie sich jeder mit eigenen Augen überzeugen kann, dafs sie sich plötzlich und kopfüber aus der Luft herabwirft, und Tauben, die dies vorzugsweise thun, nennt der Volksmund noch jetzt Tumler, engl. tumbler, d. h. Taucher.

Eine Bestätigung der dargelegten Ableitung bietet skr. kâdamba, das sowohl den Entrich als eine Art Kriechente bezeichnet. Auch dieses damba kommt mit demselben Konsonantenwechsel wie im Deutschen von lamb und benennt die Tauchente, die engl. duck (Duck-Ente) heifst. Das skr. va-lamba für ava-lamba entsprieſst ebenfalls von der Wurzel lamb und ist

Digitized by Google

ganz wie das lat. pa-lumbā gebildet; es bezeichnet aber den zum Messen niederfallenden Stab, das Richtscheit.

Hat uns die Taube schon in die Gesellschaft der Hausvögel geführt, so wollen wir auch bei unseren Lieblingen, den Eier spendenden Hühner-Arten etwas länger verweilen. Zuerst soll der Führer des Volkes, der stolze Hahn vortreten. Von der Wurzel kan = klingen ist für das Deutsche nach dem lat. canere ein Verbum hanan singen zu substituieren, und von diesem ist ahd. hano, Hahn gebildet. Er ist der Sänger, der, was ihm an Wohllaut und Mannigfaltigkeit des Tones abgeht, durch Kraft und Stärke redlich ersetzt.

Von dem Präteritum von hanan ist huon (das wir fälschlich Huhn schreiben) abgeleitet, der Name für die Gemahlin unseres Haussängers. Die andere Bezeichnung Henne ist aus hano gebildet mit Umlaut, weil ahd. hanja.

Die Ente, ahd. anut, mhd. ant, lat. anas, anat-is, skr. anti kommt von der Wurzel ant = schnappen.

Gans, ahd. kans, indogerm. Grundform ghansa, griech. χήν, χηνός für χανσ- ist von der Wurzel ghas, ghans = stofsen, stechen gebildet. Lat. hasta, goth. gais-as Ger, entsprieſsen derselben Wurzel; Geiserich = der Speer-Reiche. Die Bezeichnung der Gans beruht entweder auf dem speerartigen Schnabel, oder auf der Art und Weise, wie sie beim Weiden das Gras gleichsam aussticht.

Schwan, ahd. suan, ags. svan, altn. svanr ist buchstäblich dasselbe Wort mit lat. sonus (skr. svanas) Ton, lit. zwanas Glocke. Die indogerm. Wurzel ist svan = singen, tönen, der Schwan ist der Sänger oder Töner, weshalb?

Unsere Handbücher der Naturgeschichte lehren, daſs in unserem Weltteile hauptsächlich zwei Arten von Schwänen leben, der gemeine stumme Schwan, der mit dem schwarzen Höcker vor der Stirn und dem schön gebogenen Halse eine Zierde unserer Teiche ist, und der wilde Singschwan, den die Wölbung seines Brustbeins und die Windungen seiner Luftröhre instandsetzen, zwei trompen- oder glockenähnliche Molltöne auszustoſsen, die er meist im Fluge hören läſst, so daſs, wenn, wie gewöhnlich, mehrere beisammen sind,

Digitized by Google

jenes Geläute entsteht, das bei günstigem Wind und Wetter oft meilenweit vernommen wird. Seine Heimat ist der hohe Norden, auf Island und Spitzbergen, im oberen Norwegen, Schweden und Rufsland bis nach Asien hin, wo er besonders häufig ist. Mit dem Anfang des Winters zieht er südwärts und ist an der Ostküste von Holstein ein bekannter Gast.

Schon die älteste Poesie der Germanen, die ihre Anschauungen und Wahrnehmungen nur aus der heimischen Natur gewann, kannte den Schwanengesang. Nach einem angels. Gedichte vernahm der Schiffer, der einsam über das winterliche Meer dahinfuhr, über den brausenden Wogen „der Schwanin" Gesang, und in einem angels. Rätsel beschreibt sich der Schwan selber so:

„Mein Gewand ist schweigend, wenn ich weile in den Höfen,
Oder die Fluren trete oder die Flut bewege.
Doch erheben mich bisweilen über der Helden Wohnsitz
Meines Leibes Schmuck und diese Luft die hohe,
Und weithin trägt mich dann der Wolken Stärke,
Dahin über die Völker. Mein hüllender Schmuck
Tönt laut alsdann und lieblich klingt er,
Singt hell und klar, wenn ich nicht heimisch bin
Auf Flut und Flur als fahrender Gast."

Es herrschte nämlich die Meinung, dafs der Schwan sein Getön mit den Fittichen hervorbringe. Die Vorstellung, dafs der Schwan nur vor seinem Tode singe, seinen Sterbegesang anstimme, ist griechischen Ursprungs; sie hat sich wohl daraus entwickelt, dafs der Schwanengesang etwas wunderbar Melancholisches an sich hat, etwas Schwermütiges, und es lag nahe, diesen Gesang als Sterbelied zu nehmen, weil der Schwan ja nur den kurzen Winter über an den Küsten Griechenlands blieb und dann wieder verschwand. Die Meinung, dafs er den Gesang mit den Fittichen hervorbringe, ging offenbar aus der Wahrnehmung hervor, dafs er vorzugsweise im Fluge singt.

Unsere Sprache besafs noch einen andern Namen für Schwan, albiz, albizi, ags. ylfetu, der den Vogel als den weifsgefiederten bezeichnet und wohl eine weitere, umfassendere

Digitized by Google

Bedeutung hatte, so dafs die zweifache Benennung von einer ganz richtigen Unterscheidung ausging. [1])

Der Schwanengesang hat uns gereizt, nun endlich zu den beliebten Sängern des Frühlings heranzutreten; doch müssen wir einen Augenblick verziehen, denn ehe wir den Teich verlassen, erwartet noch Freund Storch unsern Besuch, der sich bereits mit der Würde eines Philosophen aufgerichtet hat und unbeweglich auf einem Beine steht.

Ahd. storka, storah wird mit dem griech. τόργ-ος (grofser Vogel) in Verbindung gebracht; die Wurzel könnte star streuen sein, doch weifs ich keinen Übergang von dieser auf das Wort Storch zu finden. Etwas besser steht es mit dem Namen, den dieser Vogel in der niederdeutschen Volkssprache trägt, aber auch in altd. Denkmälern: odebero, odeboro, gewöhnlich Adebar, Adebär. Dieser Name ist aus dem Volksglauben, dafs der Storch die Kinder bringe, entlehnt. Noch singen die Kinder beim Anblick eines Storches:

Adebär, Adebär,
Bring mir'n kleinen Bruder her etc.

oder: Adebor du bester
Bring mir 'ne kleine Schwester.

Aber nicht blofs Kinder, sondern Glück und Segen, Wohlstand und Güter überhaupt bringt der Storch nach uraltem Glauben. Das ahd. ôt, altnd. ôd bezeichnet: Gut, Besitz, Reichtum, Glück überhaupt, mhd. bërn hervorbringen, tragen. Adebär ist mithin der Glückbringer und Bringer dessen, was den Deutschen das gröfste Glück war, der Kinder. „Wo der Adebar baut aufs Haus, zieht Gottes Frieden ein ins Haus", sagt ein niederdeutscher Spruch: „Viel Kinder, viel Segen", heifst es im Sprichwort.

Wegen seiner Eigenschaft als Glückbringer heifst der Storch auch in einigen Gegenden Heilebor, d. i. Heilbringer.

Und nun zu den Singvögeln! Unser erster Blick gilt verdientermafsen der Nachtigall, der Sängerin der Nacht.

[1]) Müllenhoff, D. Altertumskunde, Berlin 1870. S. 2.

Digitized by Google

Das Wort nahtigalâ erklärt sich einfach aus naht und ahd. galan = singen, Zauberlieder singen. Richtiger sagte man wohl: zauberhaft schöne Lieder singen, denn für die üble Bedeutung hat das Ahd. galstarôn, von galstar Zaubergesang.

Gleichen Stammes ist gellen, und ahd. galm = Schall, Ton, mhd. gal Gesang Rede.

Als Sängerin des Frühlings und der Liebe ist die Nachtigall von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag in der Poesie mit Frühlingslust und Liebesschmerz unzertrennlich verbunden. Am einfachsten, aber zugleich auch am rührendsten, klingt die Wehmut und Sehnsucht, die sie an den stillen Frühlingsabenden in die Herzen singt, wieder in dem Volksliede:

„Nachtigall, ich hör dich singen,
s' Herz im Leib möcht' mir zerspringen;
Herzige Frau Nachtigall,
Sei gegrüfst viel tausendmal!"

Nächst der Nachtigall hat den meisten Anspruch auf unsere Dankbarkeit die Sängerin, die früh und spät, den ganzen Tag unverdrossen singt und noch lange, wenn die übrigen Sänger schon schweigen, auch mit uns den Winter in der Heimat aushält, die schwarzglänzende Amsel, wie wir sie mit einem Lehnwort nennen, in deutschem Idiom Drossel, ahd. drosia, speziell Schwarzdrossel genannt. Die Wurzel des Wortes ist tar = durchdringend tönen; an weit schallenden, die Gebüsche mächtig durchdringenden Flötentönen kann es kein anderer heimischer Vogel mit der Schwarzdrossel aufnehmen.

Der Fink mit seiner reichen Sippe hat wie das griech. πίγγος seinen Namen von der Wurzel fank, was funkeln, aber auch gellen, tönen bedeutet.

Der Häher (hëhera) benennt sich von hah = lachen. Es ist ein loser Spötter.

Zeisig, ahd. zîse, kann nur von der Wurzel di herkommen und auf das glänzende Gefieder des Vogels Bezug haben.

Schwalbe, ahd. swalava geht auf die Wurzel swar, Nebenform swal, die tönen und leuchten bedeutet. Ich möchte annehmen, dafs der Name die kohlschwarze Farbe des Vogels

Digitized by Google

im Auge hat, und (mit ags. svelan brennen) mit Schwalg und schwalken sich berührt.

Die Schwalbe ist ein heiliger Vogel, ihre Nester an den Häusern darf niemand zerstören; eine Schwalbe töten, bringt Unheil.

Lerche. Ahd. lautet das Wort lêrohhâ, lêrahhâ, mit Synkope, durch welche das e verkürzt wird, lerche. Die Form lêrahhâ ist aus leisawahha zusammengesetzt, leisa Furche, wahha Wächterin; sie ist mithin die Furchenwächterin. Sie baut ihr Nest und schläft in der Ackerfurche. „Kaum graut der Morgen, und schon aus dem Acker steigt die Lerche auf.“ Sie steht in besonderem Schutze der Muttergottes, die an die Stelle der heidnischen Ostara, der Göttin des Ernte-Segens, getreten ist. Mit einem Marientage, Maria-Lichtmefs, beginnt die Lerche zu singen.

Mundartlich heifst die Lerche am Mittel- und Niederrhein livelinc, was Montanus gleichbedeutend mit Liebling erklärt; dafs aber für diesen hochd. Ausdruck der plattdeutsche leflenk lautet, hätte Herr von Zuckalmaglio wissen können. Das ags. lâwerke, nd. leverke verbietet diese Ableitung durchaus. Letztere Formen lassen sich wohl noch allenfalls als Entstellungen aus leisa-wahha begreifen; für livelinc fehlt mir jede Erklärung.

XXIII.

Geziefer und Ungeziefer.

Unsere heidnischen Vorfahren fafsten alles Getier, das zum Opfer für die Götter dienen konnte, in dem Worte zëbar, Ziefer, Geziefer zusammen, die unreinen, nicht opferbaren Tiere waren Ungeziefer. Das Wort zëbar, dem griech. δέπας genau entsprechend, kommt mit allen germanischen Zweigformen, wie ags. tiber, an. tafn von der Wurzel dap (in griech. δάπ-τω, lat. dap-s) = opfern. Auf den Altären der Götter wurden vorzugsweise Haustiere dargebracht; die niederen Tiergattungen, Insekten und Weichtiere, waren zu Opfern nicht geeignet, was

Digitized by Google

nicht ausschliefst, dafs einzelne dieser Tiere in Glauben und Kult ein religiöses Ansehen hatten. Die mysteriöse Beziehung der Schlange zu verborgenen Schätzen, ihre Stellung als Spenderin von Glück und Unglück ist aus Sage und Märchen bekannt. Das Wort Schlange von schlingen = drehend hin und her bewegen, schleichen, wurde schon an anderer Stelle erwähnt. Die Bezeichnung Natter, goth. nadras, ahd. natrâ kommt von der Wurzel nâ ringeln, daher pleonastisch auch Ringelnatter genannt.

Eine allgemeine Bezeichnung ist Unke, was eigentlich die rana portentosa, oft aber allgemein auch Schlange bezeichnet. Ahd. unc, lit. angis, lat. anguis wird von ag, ang = gleiten abgeleitet und mit skr. an'jana Hauseidechse zusammengestellt.

Noch allgemeiner ist das Wort Wurm, das sowohl eine Schlange wie jede andere Art von Gewürm meinen kann. Goth. vaurmis, griech. ϝελμις, ἕλμις, ahd. worm läfst sich mit lat. vermis nur verbinden, wenn man als deutsche Grundform hvorm annimmt, und lat. cvermis für vermis. Hierzu berechtigt auch wohl skr. karmi, lit. kirmis Wurm, kirmy-ti wurmig werden. Die Bedeutung ist wohl (von karm erschlaffen) das schlaff dahinkriechende, matte Tier.

Kröte, ahd. chrota, mhd. krëte möchte mit lat. grossus (für grottus) zusammenzustellen sein und auf die dicke, knollige Gestalt des Tieres gehen. Wurzel ist kart, knüpfen, ballen. Merkwürdig ist ahd. krot, Belästigung, Kummer, kroten kümmerlich leben, falls dasselbe, wie Wackernagel annimmt, mit Kröte zusammenhängt.

Wie die Kröte verborgen im Gemäuer oder in der Erde sitzt, so treibt auch der Maulwurf sein Wesen unter der Erde und im Finstern. Insofern er ein ungezibele ist, darf er auch auf eine nähere Betrachtung an dieser Stelle Anspruch machen.

Er wirft das Erdreich nicht mit dem Maul auf, sondern mit den Vorderfüfsen; sollten unsere Ahnen das nicht gewufst haben? — Gewifs! Sie nannten das Tier auch nicht Maulwurf, sondern hatten zwei andere Bezeichnungen, deren älteste mûwerf, mûwerfo ist. Die Wurzel mu in lat. mus, griech. μῦς, ahd. mûs (Maus) bezeichnet, wie unser mumm, einen verstohlenen,

Digitized by Google

kaum hörbaren Laut; Muwerf bedeutet daher den leise die Erde Werfenden. Ahd. mûhhan (mucken) bedeutet auf heimlichen Raub ausgehen; meucheln ist von muhhan entstanden. Ahd. mûhho bezeichnet das im Verborgenen leise zirpende Heimchen.

Im Mittelhochdeutschen begegnet der Name multwerf, multwurf, gebildet aus mult = Grund (plattd. mülm) und wurf = Werfer. Aber auch das Subst. mult scheint schon im 14. Jhdt. nicht mehr verstanden worden zu sein; denn schon dort erscheint mûlwerf, sodann im 15. Jhdt. maulworf, — und so war Maulwurf fertig.

Heuschreck bezeichnet das bei uns einheimische, ganz unschuldige Tier, das die Zoologie unter dem Namen locusta viridis aufführt; es wird aber auch kurzweg auf die Wanderheuschreck angewandt (acridium migratorium), die mit unserer Heuschrecke einige Ähnlichkeit hat. Das Wort Schrecke kommt her von ahd. schrickan, und dieses bedeutet: auf und niederschnellen, springen, hüpfen; die Heuschrecke ist die im Heu hüpfende, Heuhupfer. Der Begriff des Schrecklichen hat sich erst mit dem Worte verbunden, seit der Deutsche durch die Bibel mit der schrecklichen Plage des Orients bekannt wurde, der verheerenden Wanderheuschrecke. Unser Grashüpfer wird landschaftlich auch mâtschrecke (mât = Matte, Wiese) und Heupferdchen genannt; ihr ahd. Name ist hewaschrecka.

Ob in dem bekannten Liederrefrain:

Heuschreck hin, Heuschreck her,
Alter Heuschreck hüpft nicht mehr

die alte Bedeutung noch durchschimmert, ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich.

Im Vorübergehen sei hier nochmals die Gelegenheit benutzt, den Leser darauf hinzuweisen, daſs ursprünglich allen Begriffswörtern eine sinnliche Bedeutung zu Grunde gelegen hat, so auch dem Zeitwort erschrecken, erschrak, erschrocken. Das Auf- und Niederschnellen, wie das alte schrickan es ausdrückt, paſst genau auf die Bewegungen, die ein Erschrockener macht: er fährt auf und zurück, und ehemals hat erschrecken, das jetzt nur noch den seelischen Vorgang im Auge hat, zugleich

Digitized by Google

die körperliche Bewegung, durch welche der innere Vorgang sich äufserlich kundgiebt, malerisch bezeichnet.

In der Insektenwelt giebt es naturgemäfs des Ungeziefers mehr als des Geziefers. Von seiner Flüchtigkeit hat der Menschen und Vieh quälende Floh, lat. pulec- statt pluec (wie pulmon statt plumon, πλεύμων) seinen Namen. Die german. Wurzel ist flu fliehen, skr. plu springen.

Die Fliege dokumentiert sich von selbst als das Insekt, das die Thätigkeit des Fliegens personifiziert, überall hinfliegt, selbst dem Menschen ins Gesicht.

Bremse, ahd. brëmo, kommt von brëman wie Fliege von fliugan. Mhd. brimmen, brummen ist gleich mit jetzigem brummen.

Mücke, ahd. muccâ, ags. muggjâ wird von mug (im lat. mugire) enthalten, hergeleitet.

Das ahd. Zeitwort muccazan, mucken bedeutet: einen dumpfen Ton ausstofsen, mucksen, wie griech. μύζω. Man wird daher nicht fehl gehen, den Namen Mücke auf das Summen des Insekts zu beziehen und auch dem griech. μυῖα, lat. musca diese Bedeutung beizulegen. Im Sanskrit bedeutet muj, mujati schreien, brüllen, wie lat. mugio, griech. μύκη, μυκάομαι.

Auch die Hornis hat ihren Namen von dem Ton, den sie ausstöfst; sie trompetet auf ihrem Horn, — sie ist ein Hornist, ahd. hornuz = Hornis.

Wespe und Weibel gehören beide in die Weberzunft und sind von wab = weben benamset.

Ameise, ahd. ambeize, âmeize ist zusammengesetzt; meizen heifst hauen, einschneiden, ambi = ἀμφί. Das Wort bezeichnet demnach die um den Leib Eingeschnittene. Eine Verkürzung von Ameise ist Emse; davon kommt das Adj. emsig. Unsere Vorfahren nämlich betrachteten, wie wir auch noch thun, die Ameise als ein Vorbild des Fleifses und der Geschäftigkeit.

Das nützlichste Insekt ist zweifellos die Biene, das einzig zähmbare. Das Wort geht mit wenig verschiedenen Formen durch alle deutschen Dialekte und berührt sich mit skr. bha = Biene, lit. bitis. Die Zähmung des Insekts mufs uralt sein; die Esche Yggdrasil träufelt von Honigtau, worauf ganze

Digitized by Google

Wolken von Bienen den Honigseim sammeln, der zum Tranke der Götter, dem Met, erforderlich ist.

Die Arbeitsbiene pîa, wird weiblich vorgestellt; die männliche heifst trëno, Drohne, was von dran dröhnen, tönen herkommt. Es bezieht sich der Name auf das dröhnende Gesumme der Bienen, vielleicht auch auf das Tuten, das dem Schwärmen vorauszugehen pflegt.

Ahd. impi, imbe, Imme bedeutet Bienenschwarm; jetzt wird auch die Einzelbiene wohl Imme genannt.

Das Haupt der Bienen ist ahd. ein König oder Weiser, wîso; wir sprechen von der Bienenkönigin, landschaftlich auch „das Geleit" genannt.

Honig (ahd. honag) heifst „körnig"; skr. kana Korn, griech. κόνι-ς.

Käfer ahd. chëviro, leitet J. Grimm von ags. ceaf, caf = muntér her, weil der Käfer ein rühriges, munteres Tier sei. Vielleicht darf man auf die Wurzel karp kerben zurückgehen, was das Wesen des Tieres am besten bezeichnen würde. Viele Käfer hatten ehedem mythische Beziehung; am meisten hat davon bewahrt der Marienkäfer, auch Müttergotteshühnchen, Herrgottsvöglein, engl. ladybird, ladyfly genannt.

Das Kinderlied singt von ihm:

Marienkäferchen flieg aus,
Dein Häuschen brennt,
Dein Mütterlein flennt,
Dein Väterchen sitzt auf der Schwelle;
Flieg in den Himmel aus der Hölle.

XXIV.

Die Einwirkung des Christentums auf die hochdeutsche Sprache. [1])

Das Christentum ist bei seiner Entstehung gleichsam aus der hebräischen Sprache heraus und in die griechische Sprache hineingewachsen. Dadurch, dafs es das Hebräische bei Seite

[1]) R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die altd. Sprache, Stuttgart 1845.

Digitized by Google

liefs, streifte es von vornherein das beschränkte Nationale ab und erklärte seinen Beruf zur Weltreligion. Aber obschon griechisch, wurzelt die Sprache des neuen Testaments in den wesentlichen Beziehungen doch durchaus in dem Hebräischen des alten Testaments, nicht in dem Hellenischen der griechischen Klassiker.

Vom Griechischen gingen die christlichen Begriffe zunächst in das Lateinische über, und das Latein der Bibelübersetzung wird allmählich Muster und Regel der ganzen Sprache. Vom 5. und 6. Jahrhundert an ist der ganze lateinische Ausdruck von christlicher Denkweise durchzogen, die Christianisierung der lat. Sprache eine Thatsache. Natürlich ist es der Westen des römischen Reiches, wo dieses in das Lateinische verwandelte Christentum herrscht, Italien, Gallien, Spanien, zum Teile auch Britannien, — Provinzen, von denen vorausgesetzt wurde, dafs jeder Bewohner eine lateinische Predigt verstehe oder doch verstehen müfste. Anders stand es mit den germanischen Völkern. Sollten diese in die Lehren des Christentums eingeweiht und darin erhalten werden, so gab es nur zwei Wege: entweder der Deutsche lernte Latein und eröffnete sich so das Verständnis der lat. Quellen des Christentums; oder man mufste die christlichen Lehren ins Deutsche übertragen und sie so dem Deutschen auch in seiner eigenen Muttersprache zugänglich machen. Der erste Weg, der des allgemeinen Lateinlernens, mufste sich bald als unausführbar darstellen. Es blieb also nur der zweite übrig, derselbe, den das Christentum von seiner Gründung an gegangen war, nämlich sich der deutschen Sprache zu bemächtigen. Diese Aufgabe war aber nicht so leicht und einfach, wie man jetzt, nachdem die That geschehen, anzunehmen geneigt ist. Denn die deutsche Sprache war, wie die frühere griechische und lateinische, in den Vorstellungen des Heidentums erwachsen. Hatte sie, wie das deutsche Volk selbst, vor den älteren Schwestern den Vorzug gröfserer Frische und Lebendigkeit voraus, so war sie doch grade mit diesen ihren Vorzügen auf einem ganz andern Wege begriffen als die christlichen Grundanschauungen. Es galt also, in sehr wesentlichen Punkten dem Zuge ihrer natürlichen Entwicklung entgegenzutreten und ihn in ein neues Bett zu leiten. Dazu bedarf es in der Regel einer Reihe von ausgezeichneten

Digitized by Google

Geistern, die auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Die Periode, in welcher die christliche Umgestaltung der römischen Sprache sich vollzog, hatte solche Männer aufzuweisen; man denke nur an einen Tertullian, Hieronymus, Augustinus u. a., und dennoch brauchte jene Umgestaltung volle vier Jahrhunderte, ehe sie vollendet war. Unter den Männern, die das Christentum in Deutschland zuerst pflanzten, ist keiner, der sich auch nur entfernt mit den grofsen lateinischen Kirchenvätern messen könnte. Dazu kam noch, dafs in den Jahrhunderten, in welchen das deutsche Volk den christlichen Glauben annahm, das Christentum selbst schon viel von seiner früheren Wärme eingebüfst hatte. Das alles mufste nun durch den ausdauernden Eifer der Glaubensboten und durch die Zweckmäfsigkeit der getroffenen Anstalten einigermafsen ersetzt werden. Bei einem solchen Zustande ist es begreiflich, dafs Jahrhunderte hingehen mufsten, ehe die Sprache und mit ihr die ganze Masse des Volkes von christlichen Vorstellungen völlig durchdrungen war. Es ist bekannt, dafs diese Verchristlichung vom 7. bis zum 11. Jhdt. sich vollzogen hat.

Der Einfluſs, den dieser Prozefs auf die deutsche Sprache ausübte, hatte eine zweifache Richtung: einmal auf die Form der Sprache und deren organische Entwicklung, dann aber auf den Inhalt der Sprache, auf den Wortschatz und die Wortbedeutung. Die Einwirkung des Christentums in ersterer, grammatischer Beziehung ist im einzelnen sehr schwer nachzuweisen, da wir nur wenige Stücke besitzen, die uns ein Bild der deutschen Sprache vor ihrer Berührung mit dem Christentum geben könnten. Auch darf nicht übersehen werden, dafs uns das Christentum durch das Organ der lateinischen Sprache übermittelt worden ist, die in ihrem ganzen Bau der deutschen Sprache, namentlich in der althochdeutschen Zeit, nahe verwandt ist, wodurch die Entscheidung, was heidnischen Ursprungs, was dem Einfluſs des Lateinischen, was dem gemeinsamen Genius beider Sprachen eignet, so zu sagen unmöglich wird. Will man daher sich nicht auf dem Gebiete schwankender Mutmafsung verlieren, so ist es nicht ratsam, den Einfluſs des Christentums auf unsere Sprache abgesondert von der übrigen Grammatik zu betrachten. Ganz anders ist es mit dem eigent-

Digitized by Google

lichen Inhalt der Sprache, mit den neu eingeführten Wörtern und der wesentlich veränderten Bedeutung der schon vorhandenen. Hier ergiebt sich die Neuheit des Hereingebrachten in den meisten Fällen aus der Sprache selbst. Wir wissen geschichtlich, welche Begriffe dem Christentum eigentümlich angehören. Diese Begriffe hat das deutsche Volk erst mit dem Christentum erhalten, und zwar zum Teil dadurch, dafs das hebräische, griechische oder lateinische Wort für den betreffenden Begriff beibehalten wurde. Diese Lehnwörter kennzeichnen sich als solche in derselben Weise, wie die übrigen Lehnwörter. Weitaus bei den meisten und wichtigsten Begriffen aber haben die Bekehrer ein anderes Verfahren eingeschlagen, das der deutschen Sprache nicht weniger zum Vorteil gereicht hat wie dem deutschen Christentum. Sie haben nämlich den christlich-lateinischen Ausdruck wirklich ins Deutsche übersetzt. Das war keine so leichte und einfache Sache, wie sie dem oberflächlichen Blick zu sein scheint. Es galt, mit sicherem Instinkt, wenn man so sagen darf, das deutsche Wort zu finden, das in seiner heidnischen und natürlichen Bedeutung dem christlichen Begriff am nächsten stand, und diesem Wort durch den mannigfachsten Gebrauch die christliche Bedeutung einzupflanzen. Denn erst, wenn dies erreicht war, bildete das Wort auch in seiner christlich-religiösen Bedeutung einen Bestandteil des deutschen Sprachschatzes. Bei diesem Prozefs konnte die Bedeutung des Wortes im Verlauf der Zeit sehr verschiedene Schicksale erleben. War es ein heidnisch-mythologischer Ausdruck, den man zu christlichem Gebrauch verwandte, so suchte man die heidnische Bedeutung womöglich ganz zu beseitigen. So hat z. B. das Pascha-Fest bei uns seinen Namen von der Göttin Ostara, deren Fest in derselben Jahreszeit gefeiert wurde; natürlich mufste nun darauf hingearbeitet werden, die alte heidnische Bedeutung mit dem Kultus der Göttin aus dem Gedächtnis des Volkes auszurotten. Anders ist es, wenn zur Bezeichnung eines christlichen Begriffs ein deutscher Ausdruck gewählt wird, der nicht gerade eine religiös-heidnische, sondern nur eine weltlich-natürliche Nebenbedeutung hat. Hier behält das Wort seine allgemeine natürliche Bedeutung und die religiös-christliche wird ihm nur als

Digitized by Google

eine neue Beziehung übertragen. Diese neue Beziehung kann sich dann bisweilen recht im Mittelpunkte der Bedeutungen, die das Wort hat, festsetzen und so auch der natürlichen Bedeutung desselben eine mehr oder weniger veränderte Farbe mitteilen. So ist es z. B. mit dem Worte Minne ergangen. Die Kirche verwandte es für die christlichen Begriffe von dilectio und caritas; dabei behielt das Wort Minne seine natürliche Bedeutung. Endlich kann auch der Fall eintreten, dafs ein dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entlehntes Wort nach und nach seine allgemeine Bedeutung verliert und dann ausschliefslich seine christliche Bedeutung beibehält; so das Wort Beichte, das ursprünglich jedes Bekenntnis, später nur die kirchliche confessio bezeichnet.

Nach dieser Einleitung gehen wir nunmehr zur Betrachtung der christlichen Ausdrücke selbst über, wobei wir uns, wie ausdrücklich bemerkt sei, auf die in der heutigen Sprache noch fortlebenden Worte beschränken.

I. Die Kirche.

Das Wort Kirche, ahd. kiricha, ist höchst wahrscheinlich aus dem griechischen κυριακή (κυριακόν) = templum christianum entlehnt und den deutschen Völkern durch Vermittlung der Gothen zugeführt. Die Grundbedeutung ist Gotteshaus, christlicher Tempel; hieraus entwickelte sich weiter: Gemeinde der Christen, Gesamtheit aller Mitglieder der christlichen Gemeinschaft.

Die nicht zu dieser Gemeinschaft gehörenden Völker heifsen Heiden. Das ahd. heidane ist st. Nom. Pl. vom Adjektiv heidaner und bildet demgemäfs den Genitiv heidanêro. In seiner Bedeutung stimmt es genau mit dem lat. pagani und bezeichnet die auf der Heide Wohnenden, die von der Gemeinschaft der Christen sich ausschliefsen und das alte, vorchristliche Leben fortsetzen.

Das Wort Papst ist aus papa gebildet; bis ins 5. Jhdt. wurden noch alle christlichen Bischöfe mit papa angeredet; späterhin wurde der Ausdruck im Occident auf den Papst beschränkt, gesetzlich erst durch Gregor VII. Dasselbe Wort

Digitized by Google

papa hatte in einer andern Form das entgegengesetzte Schicksal. Denn phafo wurde schon in der althochdeutschen Periode auf alle Geistlichen ausgedehnt; das lat. clericus durch phafo, clerus durch phaffheit glossiert. Das Wort Pfaffe ist erst im Reformationszeitalter despektierlich geworden; in seiner Grundbedeutung liegt wahrlich kein Anlafs, sich desselben zu schämen.

Bischof, biscof, vom lat. episcopus, griech. ἐπίσκοπος war schon sehr früh in unserer Sprache fest eingebürgert.

Dechant, ahd. dechan, ist das lat. decanus.

Propst (ahd. probist) lat. praepositus.

Priester (πρεσβύτερος) der Ältere, bezeichnet ursprünglich den Vorsteher der Gemeinde. Daraus geht dann der Begriff von sacerdos, christlicher Priester hervor, und in diesem Sinne wurde presbyter ins christliche Latein herübergenommen.

Pfarrer, pharrare, kommt von parochia, dieses von παροικία, Umwohnerschaft. Die geistliche Stelle wird aufser mit farra (parochia) auch mit phruanta (praebenda) bezeichnet.

Während das Christentum bei Griechen und Römern heilige Gebäude vorfand, die zu christlichen Zwecken mitsamt ihren Namen umgewandelt werden konnten, fand es bei den Deutschen gar nichts derart vor, da die germanischen Heiden Bauwerke zu gottesdienstlichem Gebrauch nicht kannten. Das Christentum mufste daher die Sache mit dem Namen bei uns einführen. Von den vorhandenen Ausdrücken nahm es nur halla, Halle und Saal zur Bezeichnung des christlichen Versammlungsortes in seinen Dienst. Sobald aber statt dieser primitivsten Bauten Kirchen und Kapellen sich erhoben, wurden die Wörter Kirche, Kapelle, Bethaus, Gotteshaus u. a. aufgenommen. Die bischöfliche auch wohl die Stiftskirche, wurde tuom, Dom (von lat. domus) benannt.

Die einzelnen Teile der Kirchengebäude, die kirchlichen Geräte, die priesterlichen Gewänder u. s. w. wurden alle mit fremden, meist lat. Ausdrücken bezeichnet.

Von den Benennungen der drei Hauptfeste sind zwei deutsch, Weihnachten und Ostern. Das Wort Weihnacht, von wîhen = heiligen, segnen abgeleitet, war jedenfalls schon von den Heiden zur Bezeichnung der zwölf heiligen Nächte vom 23. December bis 6. Januar verwandt worden; sie feierten

Digitized by Google

in ihren Weihnachten die Wiedergeburt des Lichtes, wie die Christen in den ihren die Geburt des Heilandes, des Lichtes der Welt, und das christliche und heidnische Fest berührten sich in mehr als einer Beziehung. Die Kirche verfuhr daher, grade wie mit den Ostern, durchaus zweckmäfsig, indem sie das heidnische Wort beibehielt und den alten Weihnachtsgebräuchen, die nun einmal nicht auszurotten waren, einen christlichen Sinn unterlegte und sie so läuterte und heiligte.

Pfingsten, ahd. fimschusti, ist aus dem griech. πεντηκοστή i. e. ἡμέρα = der 50. Tag nach dem Paschafeste entlehnt. Der Plural bei den Namen dieser Feste erklärt sich daraus, dafs jedes derselben mehrere Tage umfafste.

II. Die geistliche Seite der Kirche.

Den ganzen öffentlichen Kultus bezeichnet das Wort Gottesdienst, der seinen Mittel- und Glanzpunkt in der Messe hat. Das Wort missa, Messe, ist aus dem Schlufswort, mit dem der Priester die Versammlung entläfst: ite, missa est (sc. ecclesia), entnommen; andere nehmen ein lat. Substantiv missa mit der Bedeutung von missio an.

Predigt, ahd. prediga, Ztw. predigôn, Prediger, sind entlehnt vom lat. praedicare, praedicatio. Das Althochdeutsche kannte auch ein heimisches Wort: gotspellôn, evangelizare, und gotspel = Evangelium.

Das Gebet bezeichnen im Althochd. eine grofse Anzahl von Wörtern aus dem Stammverbum bitjan, dessen Wurzel bâd drängen bedeutet. Erhalten haben sich beten, bitten; Gebet, Bitte; erbeten (arbeton implorare); anbeten, Anbeter, Anbetung.

Der Morgengottesdienst hiefs mettina, Mette von matutinae; der Abendgottesdienst vespera, Vespèr; die deutschen Bezeichnungen: Morgenlob, Abendlob sind nicht durchgedrungen.

Das Wort Sakrament wurde aus dem Lateinischen übernommen; bisweilen wurde es mit heilicheit verdeutscht. Heiligtum, auch wîhida, wieda bezeichneten das Sakrament des Altares.

Digitized by Google

Taufe, taufen, Täufer stammen von tiuf, tief und bedeuten Untertauchung unter das Taufwasser u. s. w.

Firmung, firmen von lat. firmare = stärken.

Das Wort Bufse, buoze leitet sich ab von baz und bedeutet eigentlich Besserung, dann die zur Sühne auferlegte Strafe, Bufse.

Reue (hriuwa, reuen, bereuen), hat die Grundbedeutung: Schmerz empfinden, bejammern.

Beichte, bijihti, kommt von jehan sagen, mit Nachdruck sagen: confiteri, confirmare.

Der Ausdruck: heiligin anst (anst = Huld, Gnade) für Eucharistie ist nicht durchgedrungen. Das Wort Opfer (opfern, Opferung) stammt aus dem lat. offerre = darbringen.

Ewa, ê, Ehe, altiu und niuwiu ê = altes und neues Testament, êwart, Gesetzeshüter, Priester sind schon erwähnt.

Die Wurzel des Wortes ew, urverwandt mit aevum, *αἰών*, *ἀεί* bedeutet Ewigkeit: von ewon unz in ewon, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Was aber von Ewigkeit herstammt, das ist Recht, Gesetz. Mit ehafti, ehaftida bezeichnete daher die alte Sprache den Begriff Religion in treffender Weise.

Offenbarung, offenunga, auch affani von offan offen = manifestatio, revelatio.

Weisfagung, wizagunga, weisfagen wizagôn, wizago, wizaga haben mit sagen nichts zu thun. Die Wurzel ist wizan = wissen.

Der Begriff Gott war den deutschen Stämmen auch vor ihrer Bekehrung nicht unbekannt und als Bezeichnung für das höchste und mächtigste Wesen wahrscheinlich schon aus der Urheimat mitgebracht.

Das Appellativum truhtîn, unsar truhtîn hat sich blofs im Worte Truchsefs erhalten; es ist gebildet von der Wurzel tragen und bezeichnet Gott als den, der die Welt und alles, was darin ist, in seinen Händen trägt, erhält und regiert, den Heerfürst der Völker.

Herr, herro ist zusammengezogen aus heriro, Komparativ von her, excelsus.

Digitized by Google

Gott ist aller kagenwurtig, allgegenwärtig, ewig (aeternus), almahtig allmächtig, allwaltend (alwaldendeo), ungimezzan immensus, ganadig, armherzi, milti, hold.

Gnade, ahd. kanâda, kommt von nithan unterstützen und bedeutet Unterstützung, helfende Geneigtheit.

Huld, huldi von holt: sich vorwärts senkend, geneigt, propitius.

Milde, miltî, von milt (lat. mollis), mit schmelzen gleicher Wurzel, bedeutet sanfte, liebreiche Freundlichkeit.

Gunst ist nhd. aus der Partikel ge- und unst (von unnan gönnen) gebildet.

Erlösung (losunga), erlösen (losan), lösen = Befreiung vom Sündentode, redemptio.

Welt ist Alter des Menschen, Menschenalter; aus diesem Begriffe entwickelte sich dann der räumliche von mundus, κόσμος. Die erste Bedeutung belegt der Ausdruck: in weralti weralteo, in saecula saeculorum.

Sünde (suntja) mit dem lat. sons, sontis verwandt, bedeutet Vergehen, Schuld.

Glaube, synkopiert aus galaupo, gelauben, goth. laubjan und galaubjan, kommt zunächst von Laub, lauben und gehört zu den ältesten, aus der Freiheit und Fülle der Natur geschöpften Wörtern. Wie aus dem griech. Worte φύλλον, d. h. aus der Wurzel, sich φίλος lieb, freundlich gebildet hat, so auch aus laubjan der Begriff der freundlichen Hingebung; (verwandt ist loben).

Glaube ist demnach die liebevolle Hingabe an Gott.

Hoffnung, hofe, hofene, mhd. hoffenunge und offenunge ist noch unerklärt.

Liebe, ahd. minna von der Wurzel man, munun gedenken, urverwandt mit lat. me-mini, μιμνήσκω. Nachdem das Wort Minne im Mittelalter verweltlicht und zuletzt gar in verächtliche Bedeutung übergegangen war, wurde es durch Liebe allgemein ersetzt.

Demut (diomuoti) ist gebildet aus deo Knecht (diu Magd, Diener), und muot Mut; es bezeichnet den christlichen Sinn, der sich aus Liebe zu Gott erniedrigt und dient, die völlige

Digitized by Google

Aufgabe des eigenen Willens und die Unterwerfung unter den Willen Gottes.

Der Ausdruck Himmel, Himmelreich von himil = Gewölbe, Decke, Umhüllung.

Die vorstehend in Auswahl und gedrängter Kürze überblickten Worte sind mit dem deutschen Wortschatze so innig verwachsen, dafs wir sie alle wie eigene und heimische Ausdrücke betrachten. Mit dem 11. Jhdt. hat sich der Prozefs der Verchristlichung unseres Volkes und unserer Sprache vollendet. Die deutsche Poesie in der Blüte des 12. und 13. Jhdts. ist bis in die tiefsten Wurzeln von christlichen Anschauungen durchtränkt, das Christentum unauslöschlich in die Gemüter des deutschen Volkes eingedrungen und mit denselben verwachsen. Unzertrennlich sind von nun verbunden Deutschtum und Christentum; hören wir auf, Christen zu sein, sind wir auch keine Deutschen mehr; will das Christentum sich von dem deutschen Elemente ablösen, so verliert es seinen stärksten Träger.

XXV.

Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus.

Der Pfaffe Lamprecht erzählt uns im Alexanderliede ein wunderliebliches Märchen, das sich mit seinem Helden und Genossen irgendwo auf der Weltenfahrt zutrug. Einst kamen sie an einen schönen Wald, aus dem hörten sie herauserschallen den süfsesten Menschensang und den Klang der Leier und Harfen. Die Zweige und das Laub waren so dicht, dafs die Sonne nicht hindurchzudringen vermochte, der Schatten war frisch und wonniglich, und darunter blühten Blumen und duftige Kräuter. Edle Brünnlein entsprangen im Walde, lauter und klar, und rieselten durch eine schöne Au, die daran stiefs. Wie sie hineingekommen, fanden sie dort eine unzählbare Schar der schönsten und lieblichsten Mädchen, die spielten und sangen und tanzten über den grünen Anger hin. Da gab es nun für die schlachten- und wegemüden Helden eine herrliche Zeit.

Digitized by Google

Sofort schlugen sie im Walde ihr Lager auf, und in Spiel und Freude mit den seltsamen, frohen, lachenden Bräuten vergafsen sie der überstandenen Not und Mühe der Gefahren und Wunden. Aber nur zu rasch sollte dem unverhofften Glück das Herzeleid folgen; denn diese Mägdlein, obwohl sie wie Menschen lebten und liebten, Menschensinn und Menschenrede hatten, waren doch von eigener Art. Wenn nämlich der Winter vergangen war, die Bäume sich belaubten und die Blumen erblüheten, dann sprossen hier im dunkeln Walde grofse Blumen hervor, rot und weifs und rund wie ein Ball und rings verschlossen. Waren sie aber gezeitigt, so öffneten sie sich und aus ihnen kamen Mädchen hervor, rot und weifs wie die Blumen, lieblich und unvergleichlich wohl geschaffen, vollkommen an Antlitz und Gestalt. Leider jedoch hatten die Blumengeborenen auch nur die kurze Frist eines Blumenlebens. Wenn der Sommer sich neigte und die Blumen welkten, erstarben auch die schönen Frauen, und mit ihnen verloren die Bäume ihr Laub, die Brunnen hörten auf zu fliefsen und die Vögel vergafsen ihr Singen. Und so blieb denn auch Alexander und seinen Gefährten, nachdem sie drei Monate lang die gröfste Wonne genossen hatten, nichts übrig als Jammer und Leid und die sehnende Klage, als sie die Mägdlein von Tag zu Tag dahinsterben sahen, und traurig schieden sie von dannen, als alles vorüber war.

Es bedünkt uns dieses Märchen wie ein Gleichnis der Zeit selbst, in der es entstanden ist, der Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, der Blüte des Rittertums und der Dichtkunst, des Minnelebens und des Minneliedes. Aus einer Periode der Geschichte, die man, was Kunst und Bildung betrifft, dem dunklen Walde mit seinem dämmernden Zwielichte vergleichen könnte, entfaltet sich auf einmal rasch und ungeahnt wunderbares Leben. Die Kunst erblüht und überdeckt das Land mit den reichsten Kirchen, Klöstern und Burgpalästen; die Poesie geht auf und aller Orten erschallen die Lieder der Dichter wie Stimmen der Vögel im Walde; das Rittertum entfaltet sich in Glanz und Herrlichkeit, heiligt seine Waffen und setzt die Frau auf den Thron der Welt, dafs Lieb' und Lust fortan das herrschende Prinzip des Lebens seien, die Zaubermächte, die sie in Banden halten, aber gewaltig mit sich fort-

Digitized by Google

reifsen. Wie eine Blume sprieſst hervor und eröffnet sich diese Zeit, und dieses Leben hat die Liebe zur Frucht; aber schnell wie eine Blume ist es wieder dahin gegangen und läſst kalte, nüchterne Öde zurück und die Klage um die früh verlorene Schönheit.

1. Der Ritter. Drei Dinge waren es, die das Leben des Ritters erfüllten: die Religion, die Liebe und das Waffenwerk. Schon die ganze Erziehung des adeligen Jünglings wies auf diese Leitsterne seines Lebens hin. Bis zum 7. Jahre behielt ihn die Mutter bei sich, um ihm die erste, zarte Pflege angedeihen zu lassen, die ersten Begriffe von Gott und Religion in das kindliche Gemüt einzusenken. Dann wurde er aus dem Elternhause entfernt und an einen fremden Hof oder an einen fremden Rittersmann gegeben, damit er die hövischeit lerne, d. i. ein gebildetes und gesittetes Wesen und Handeln, wie es die Sitte der Höfe damaliger Zeit erforderte. Zur Erlernung und Übung der höfischen Sitte mufste er vom 7.—14. Jahre als Edelknabe der Dame des Hauses dienen und möglichst in ihrer unmittelbaren Nähe weilen. Auch wurde er während dieser Zeit von „weisen Männern“ in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, und von dem „Zuchtmeister“, einem alten, erfahrenen Knappen oder Ritter, streng überwacht.

Mit dem 14. Jahre trat der Knabe aus dem Dienste der Dame in den des Herrn über. Jetzt lernte er die Handhabung des Bogens und der Armbrust, den Gebrauch von Schild, Schwert und Lanze. Nun lernte er auch alle die verschiedenen Jagdkünste, Vögel und Hunde abzurichten, mit dem Falken zu beizen, den Hirsch zu jagen, ihn zu fällen und jagdgerecht zuzurichten, lernte das Hifthorn blasen, eine ganze Jagd vorbereiten und lenken und was sonst alles zu einem vollkommenen ritterlichen Jägersmann erforderlich war. Wie viele Geschicklichkeit und Übung beispielsweise das jagdgerechte Zerlegen eines Hirsches erforderte, lernen wir aus Gottfrieds Tristan, wo der junge Held grade hierin seine Eigenschaft als vollkommener Jäger glänzend an Tag legt. Aus der interessanten Schilderung (H. Kurz, Übers. S. 72—74) lernen wir auch einige Ausdrücke aus der damaligen Jägersprache, so:

Digitized by Google

Bil (bîl) von bellen, eigentlich das Gebell der das Wild umstellenden Hunde, als Kunstausdruck den Augenblick bezeichnend, wo das gejagte Wild den Genickfang erhielt.

Entbästen (von bast = Haut) heifst dem erlegten Tiere die Haut abziehen.

Cürée bedeutet das jagdgerechte Zerwirken des Hirsches, wobei der Ärmel nicht aufgeschlagen werden durfte.

La Curie nannte man von cuire = Haut die Zurechtlegung derjenigen Teile, welche die Hunde haben sollten auf der blutigen Haut und das Geniefsen der Hunde. — Leber, Lummer und Ziemer wurden an eine gabelförmige Stange oder Furke gebunden, und diese Arbeit hiefs la furkie. — Das herzeric, d. i. das Netz, womit das Herz und die Brusteingeweide verschlungen sind, wurde samt diesen Teilen armen Leuten zum Aussieden gegeben. Das Haupt des Hirsches mit dem Geweih, „den Stangen", wurde als jagdprêsant, als Geschenk dem Hofherrn heimgebracht und mit dem Übrigen ihm nach zierlichem Hofesbrauch präsentiert.

Hatte der angehende Ritter Alter und Kräfte genug, so machte er die Ritterturniere mit; zugleich erhielt er ein Schwert, begleitete seinen Herrn auf die Jagd, zum Turnier und in den Krieg, sorgte für die Reinhaltung und den Glanz der Rüstung und der Waffen, half dem Herrn daheim an- und auskleiden, die Rüstung anlegen u. s. w.

Unter solchen Dienstleistungen und unter beständig fortgesetzten Waffenübungen kam mit dem 21. Lebensjahre endlich der heifsersehnte Tag der swertleite heran, der Tag, an welchem der junge Ritter feierlich durch den Ritterschlag in den bevorzugten Stand aufgenommen wurde. Die swertleite, d. i. die Anlegung des Schwertes und der ritterlichen Rüstung überhaupt, war mit Zeremonien und Feierlichkeiten verbunden, die in ihrem Wesen uralt sind und sich auf altgermanische Zustände zurückführen lassen. Wir müssen uns hier mit Meister Gottfried bescheiden:

Ja, ritterlich Gewand und Wehr
Ist also viel beschrieben,
Mit Reden so zerrieben,
Dafs ich davon nichts reden kann,
Da sich ein Herz erfreue dran.

Digitized by Google

2. Die Frau. Die hinreifsende, begeisternde wie bethörende Gewalt, welche die Frau in dieser Periode über den Mann übte, beruhte darin, dafs sie mit der vollen, edlen Weiblichkeit ganz in das Leben eintrat, dafs sie sich des Reiches bemächtigte, welches ihr rechtmäfsiges Erbe war, der Gemütswelt, aber ganz und gar, und einzig nur dieser.

Die Bezeichnung für die Dame der ritterlichen Gesellschaft, sowohl für die unverheiratete wie für die verheiratete, war das alte, edle, aus dem Stamme der Göttin Freya entsprossene vrouwe. Die nicht ritterlichen Frauen hiefsen wîp, — aber auch edle Frauen werden so genannt, wenn man das Geschlecht im allgemeinen oder den Stand der verheirateten Frauen bezeichnen will. Der Streit bei Heinrich, genannt Frauenlob, zwischen Regenbogen und Rumeland darüber, ob wîp oder vrouwe die edlere Bezeichnuug sei, ist nichts als eine meistersängerische Spielerei, wie sie nur eine Zeit ersinnen konnte, die dem Rittertume schon so fern stand.

Wie die Erziehung des Knaben, so war auch die des Mädchens genau geregelt. Die erste Erziehung wurde von der Mutter ausgeübt; später traten Lehrer, meist Geistliche hinzu; gleichalterige Mädchen wurden in reicheren Familien zusammen erzogen und unterrichtet und von einer eigenen Hofmeisterin beaufsichtigt. Eine Zeit lang mufsten alle jungen Damen an fremden Höfen zubringen, um ihre gesellschaftliche Erziehung zu vollenden und ihre geselligen Talente auszubilden.

Das junge Fräulein lernte:

1. Spinnen, ahd. spinnan (σπάω, σφίγγω). Selbst die Königstöchter spannen.

2. Weben, — eine Kunst, von der das Weib geradezu seinen Namen hat.

3. Sticken (iterativ. von stechen).

4. Wat wirken, d. i. die Kleidung für den Herrn und Knappen wie für sich selber zuschneiden und nähen.

Die mittelalterlichen Gedichte sind voll von Zeugnissen für die Kunstfertigkeit der ritterlichen Damen in Handarbeiten aller Art, und noch heute setzen die erhaltenen Proben in Staunen und Bewunderung.

Digitized by Google

Neben den Handarbeiten lernten die Damen fast ausnahmslos lesen und schreiben; am Kamin in der winterlichen Einsamkeit lasen sie die neuen Lieder, die romantischen Erzählungen, Sagen und Geschichten vor. In ihrer Kemenate bewahrten sie die Liederbücher und Werke der Dichter. Auch lernten sie musikalische Instrumente, sowohl solche, die geschlagen oder gegriffen wurden, wie Leier und Harfe, als solche, die man mit dem Bogen streicht. Gesang war die gewöhnliche Begleitung dieser Instrumente, und auch hierin mufste die Dame geübt sein.

Aufserdem mufste sie reiten lernen, um an den gesellschaftlichen Vergnügen des Sommers, an Jagd und Auszügen teilnehmen zu können. Aber auch noch eine andere, edlere Übung mufste sie erlernen: die Tugend der Milde, die Werke der Barmherzigkeit; vor dem Burgthor war der Sammelplatz der Armen, Kranken und Gebrechlichen, und die Burgfrau kam alltäglich mit Speisen und Getränken, mit Geld und Kleidern dahin.

Die Grundlage alle höfischen Sitte ist echte, wahre Weiblichkeit, und diese kennzeichnet sich nach der Winsbekin in zwei Tugenden: scham und mâze. Scham, ahd. scama, ist urdeutschen Ursprungs und mit skr. kshamâ indulgentia nicht verwandt. Es ist mit schëme = Schimmer von scîman abgeleitet und bedeutet den zarten jungfräulichen Schimmer der Wange, in dessen Farben sich das Gefühl der Schamhaftigkeit wiederspiegelt. Mâze bedeutet Bescheidenheit, die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, zwischen Freiheit und Zwang.

In Bezug auf die Kleidung der Dame ist hervorzuhêben, dafs die ritterliche Welt mit Bewufstsein nach der Schönheit und Anmut der äufseren Erscheinung strebte; dies geht aus ihrer gebildeten Ästhetik, aus ihrem Urteile über die äufsere Gestalt hervor. Die Dichter gefallen sich darin, die weibliche Schönheit Stück vor Stück uns vorzuführen; die ganze weibliche Figur sollte schlank sein und bei Fülle der Büste und gedrollenen Hüften in den Seiten lang, an Taille schmal und fein:

„Ihr wifst, wie Ameisen pflegen
Um die Mitte schmal zu sein;
Noch schlanker war das Mägdelein. W. v. E.

Digitized by Google

Die Haut wird schwanenweifs, lilienweifs verlangt, — der Hals fein und durchsichtig:

„Ihre Kehle ist weifser denn der Schnee;
Wenn sie trinkt den kühlen Wein,
So sieht man den lichten Schein
Durch die Kehle erdringen,
Davon mag Blut entspringen."

Die Wangen rosig, frisch blühend, „wie der Maientau bei weifsen Lilien die roten Rosen in der Morgenfrühe anfeuchtet"; die Stirne offen und frei, die Wangen rundlich, zart gedränget, das Haar blond, goldglänzend oder wie gesponnenes Gold, lockig, lang, die Hände hovelich, d. i. aristokratisch weifs, weich und lang.

Über dem kleinen Hemde von Seide oder Leinwand trug die Frau zwei Tuniken, einen unteren Rock und darüber ein Kleid; um die Taille wurde es zusammengezogen, nach unten ergofs sich ein reicher Strom von Falten. Ein Mantel, der leicht übergeworfen wurde, vollendete den Staat. Nach oben ging das Kleid immer bis an den Hals, wo es in einem Saum endete. Der Kopfschmuck war ein einfaches Band, ein Goldreif, ein Kranz von duftenden Rosen, — alles Schapel genannt, von Frauen und Jungfrauen getragen. Ältere Frauen trugen das Gebände, eine kleine, weifse barettartige, mit Stickerei und Edelsteinen gezierte Haube.

Eine Fürspange an der Brust, ein Spange, die den Mantel hielt, ein oder zwei Armringe, ein einziges Fingerlein war das ganze Geschmeide. Ohrgehänge galten für gemein.

3. Die Minne. Nachdem wir uns die ritterliche Gesellschaft angesehen haben, wenden wir uns zu dem Elemente, in dem sie lebt und webt, — zur Minne. Das Wort ist so alt wie Mannus, der Urvater der Deutschen; es ist der indogerman. Wurzel man denken, sich erinnern, entsprossen, und seine Grundbedeutung ist gleich dem griech. *μνεία* Angedenken, Erinnerung. Die Bedeutung, welche die ritterliche Welt des Mittelalters dem Worte gegeben hat, ist ganz eigentümlich und kann nur umschreibend wieder gegeben werden. Vilmar erklärt: „Das stille, sehnende Denken an die Geliebte, das süfse Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht

Digitized by Google

auszusprechen wagt. Kein anderes Volk hat einen Ausdruck, der unserm Worte entspräche; und wie das Wort, so haben wir auch die Jugendlichkeit, das Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und besonders das Reine, was in dem Worte ausgesprochen ist, unter allen Völkern allein als unser Eigentum."

Wie es zum Rittertum gehört, einer Frau seinen Dienst zu widmen, so ist es speziell des deutschen Ritters, nur gute, reine und tugendhafte Frauen zu feiern.

Gerne soll ein Ritter ziehen
Sich zu guten Frau'n, so ist mein Rat;
Böse Weib' die soll man fliehen.

H. v. M.

„Gott hat gehöhet und geehret reine Frauen, daſs man ihnen wohl soll sprechen und dienen alle Zeit; der Welt Hort mit wonniglichen Freuden liegt an ihnen." W. v. V. Sie sind, — so sagt der alte Winsbeke, — ein wonnetragender Stamm, von dem wir alle geboren sind, sie sind der Welt ein brennendes Licht der Ehren und der Würdigkeit; als Gott im Himmel die Engel schuf, gab er uns hier zu Engeln gute Frauen. — Die wahre Minne verlangte nichts weiter als die Sehnsucht selbst, nicht den Besitz des geliebten Gegenstandes; in der Sehnsucht fand sie Ruhe und Befriedigung. Als Merker, Späher und Wächter nötig werden, als Wächterlieder den heimlich bei einander weilenden Liebespaaren den kommenden Tag und die Scheidestunde verkünden, — da nagte schon der Todeswurm an der Wurzel des Blütenbaumes Minne.

4. Die Turniere. Jedem Turniere ging der Besuch der Messe vorauf, wobei um den Beistand Gottes gebeten wurde. Nächst Gottes Schutze bedurfte man den der Dame, die man in höchsten Nöten anrief, deren Erinnerung den Ritter ermunterte und stärkte. Beim groſsen Turnier begab man sich von der Messe in glänzendem, allgemeinem Zuge unter Posaunen und Trompeten auf den Kampfplatz, wo die Ordner und Aufseher des Turniers, die Vögte, Herolde, die Grieswärtel (die des gries- oder sandbedeckten Platzes, der Schranken warteten) bereit standen. In der ältesten Zeit wurde nur mit der Lanze gekämpft, und zwar entweder im Einzelkampf, oder in Scharen gegen einander. Die erstere Kampfesweise hieſs

Digitized by Google

Tjost (justa, giosta = Zweikampf); letztere buhurt. Zum Tjost ritt der einzelne Mann gegen den Mann in die Schranken, und wer den Gegner aus dem Sattel hob und vom Roſs auf die Erde warf, trug die Ehre davon; aber ein guter und für beide Kämpfer ehrenvoller Tjost war es auch, wenn beider Lanzen splitterten und beide sitzen blieben. Viel hing hierbei vom Rosse und der Reitkunst ab.

Laisieren nannte man, das Roſs mit verhängtem Zügel loslassen (laisser);

sambulieren, das Roſs zusammennehmen.

Zum Buhurt teilten sich die anwesenden Ritter, so viele den Kampf mitmachen wollten, in zwei feindliche Scharen. Dieser Massenkampf wurde später die beliebteste Art des Turniers. Das Wort Turnier (mlat. torneamentum) ist von tourner, turnieren, umwenden, hergenommen. Wer im Turnier gewandt war wie in höfischer Sitte, heiſst ein groſser Stecher und Hofierer.

5. Die Wohnung. Mancher mag, wenn er an sonnenhellen Sommertagen vom Dampfer aus auf die freundlich von den Höhen winkenden Burgruinen blickt, sich das Wohnen dort oben recht romantisch vorstellen. In Wirklichkeit ist es ganz anders gewesen. Von Stürmen umsaust, jedem Wind und Zug ausgesetzt, der von einem Ende zum andern hindurchfuhr, ohne Mittel, sich dagegen zu sichern; kleine Löcher für Luft und Licht, die Mauern dick, die Wände nackt und kahl, der Boden vielleicht nur in Estrich, oder thönerne und steinerne Fliesen, — das ist in kurzen Umrissen die Ritterwohnung. Burg, ursprünglich jeder Platz zum Bergen, dann ein befestigter Ort zum Bergen des Heergerätes, der Beute nimmt erst im Mittelalter die Bedeutung von Schloſs an. Den Hauptbestandteil der Burg bildet der palas, Palast, auch Saal und Halle genannt, — das Versammlungs- und Lusthaus, meist ein für sich stehendes Gebäude. Berchfrit hieſs der die Gegend überragende Turm. Wurde dieser so geräumig und hoch angelegt, daſs der palas hinein verlegt werden konnte, so hieſs er Donjon. Eine schwebende Brücke verband ihn mit dem Frauenhaus. Je nach der Gröſse der Burg waren die übrigen Gebäude für das Gesinde und für die Gäste mehr oder

Digitized by Google

weniger zahlreich, — das Ganze, von festen, hohen Mauern umschlossen, ein Komplex von Gebäuden, nicht ein einzelner, einheitlicher Bau. Die ritterliche Welt, die so viel Feinheit der Sitte und des Lebensgenusses offenbart, wufste es sich auch in den Burgen möglichst behaglich zu machen; gewirkte Tapeten verdeckten die kahlen Wände; Kissen und Teppiche lagen auf Bänken und Stühlen; Bänke mit Rücklehnen, mit weichen Rückenlachen behangen, standen vor dem Kamine; die Truhen und Schränke mit den kostbaren Schnitzwerken füllten die Kemenaten, — es fehlte weder an Luxus noch an Behaglichkeit.

XXVI.

Umdeutschung fremder Wörter.[1])

Die germanischen Völker sind in Zeit und Raum Nachfolger der Römer, Nachbarn der Romanen. Ihre Neigung aber, sich allem Fremden anzuschliefsen, und mehr noch die Art, in welcher sie das Fremde sich aneignen, hat sie aus Nachbarn zu Erben werden lassen, und sie, die vordem in den äufsersten Umkreisen standen, hoch auf den Mittelpunkt der neueren Geschichte gestellt; und noch immer ist Deutschland das schlagende Herz Europas, das überall her Leben empfängt und überall hin Leben spendet.

Die Einflüsse, die von Rom, dann von der romanischen Welt aus den Germanen berührten und die er nicht zurückweisen konnte, ohne zugleich jegliche Bildung stumpf zurückzuweisen, — in Wissenschaft, Kunst, Rittertum u. s. w., sie hätten nicht so befruchtend und erhebend zu wirken vermocht, wenn nicht bis tief ins Mittelalter herab der deutsche Geist es verstanden hätte, das von aufsen ihm Gebotene selbständig fortzubilden, zu entwickeln und zu vollenden, das Undeutsche allmählich in ein Deutsches umzuwandeln.

---

[1]) W. Wackernagel, Abhandlungen zur Sprachkunde, Leipzig 1874, Bd. III, S. 252.

Digitized by Google

Den stärksten und weitgreifendsten Einfluſs, wie auf die ganze geistige Entwicklung unseres Volkes, so auch auf die Sprache, hat das Christentum ausgeübt, wie eine frühere Betrachtung darzulegen versucht hat. Hier wollen wir ganz allgemein einen Blick auf diejenigen Wörter werfen, die mit römisch-romanischen Begriffen uns zugeflossen sind, ohne jener Sprachmischung und Ausländerei, die sich zum Schaden des Deutschen durch die Gelehrsamkeit des 16. und 17. Jhdts. an lateinischen, im 13. und 17. Jhdt. an welschen Ausdrücken spiegelt, nochmals zu gedenken. Es kann natürlich für unsern Zweck nicht ein Nachweis aller in die deutsche Sprache aufgenommenen Lehnwörter gefordert oder erwartet werden; wir dürfen uns hier lediglich darauf beschränken, an Beispielen handgreiflich zu machen, wie sich von der Zeit des Gothischen an, das Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit, der Sprachgeist den aus der Fremde eindringenden Wörtern gegenüber verhalten hat, und da finden wir die stetige Regel, daſs die fremden Worte in Vokalen und Konsonanten denselben Gesetzen der fortschreitenden Sprachentwicklung unterworfen sind, d. h. daſs sie wie deutsche Worte betont, mit deutscher Flexion, mit deutscher Ableitung bekleidet, durch Zusammensetzung mit deutschen Synonymen verständlicher gemacht, mit einem Worte: daſs sie **umgedeutscht** werden. In sehr vielen Fällen geht die Assimilation noch einen Schritt weiter, indem durch bald leisere, bald stärkere Änderung der Gestalt des fremden Wortes dasselbe in den Anklang an wirklich deutsche Wurzeln und in deutsche Begriffsanschaulichkeit hereingezogen wird, — ein Vorgang, der auch auf ältere deutsche, in ihrem Sinne unkenntlich gewordene Worte angewandt worden und als Volksetymologie noch besonders betrachtet werden soll. Beides, Volksetymologie und Umdeutschung sind Äuſserungen des lebendigen Sprachgefühls und Sprachgeistes, gehen aus gleichem Bedürfnis hervor und haben gleichen Zweck; sie unterscheiden sich aber darin, daſs die Umdeutschung mehr als ein innerer, die Anähnlichung mehr als ein äuſserer Prozeſs erscheint und auf Willkür und Laune beruht, während jene den allgemeinen Sprachgesetzen folgt. Ein charakteristisches Merkmal dafür, ob ein Wort aus dem Lateinischen, Griechischen u. s. w. entlehnt oder ob es aus dem gleichen Urquell mit jenen Sprachen

Digitized by Google

erflossen ist, giebt das Lautverschiebungs-Gesetz an die Hand. In allen Lehnwörtern nämlich hält sowohl die gothische wie die hochdeutsche Sprache den fremden Laut fest und tritt eine Verschiebung der Tenuis in die Aspirata u. s. w. nicht ein. Nur in so weit wird mit dem Lehnwort eine lautliche Veränderung vorgenommen, als dies durch die Lautverschiedenheit der Sprachen bedingt ist: das Gothische und auch das Hochdeutsche setzen statt φ — f, für χ — k und h, auch ch, für z = ts teils c, teils z; k wechselt im Hochdeutschen mit g, z tritt für griech. ϑ ein, z. B. struthio = strûz. Waren jedoch die fremden Worte schon in der vorhochdeutschen Zeit, schon auf der Stufe des Gothischen, in die Sprache herübergenommen, dann wurden sie auch im Hochdeutschen ganz so behandelt, als ob sie überlieferte deutsche wären, und unterlagen dann auch der Lautverschiebung der 2. Stufe, d. h. dem Lautwechsel zwischen Gothisch und Hochdeutsch.

Beispiele.

1. Lippenlaute:

papa, phaffo; caupo, kaufôn, kaufen; pactum, phacht, Gesetz; palus, phal; persicum, phersich; pilum, phîl; planta, phlanzâ. postis, phost; propago, phrofa, Pfropfreis. cuprum, chuphar; apium, epphi. προφήτης, goth. praufêtus, prophête.

Dagegen wurden erst auf der hochdeutschen Lautstufe aufgenommen und deshalb nicht verschoben:

populus, pappula; paradisus, paradîs; pix, pech; pirum, pirâ; pollis, polle, bolle; graphio, krâvjo; offerre, opharôn, offarôn. febris, fieber; corbis, chorb; cucurbita, kurbiz.

2. Zungenlaute. Griechisch t bleibt im Gothischen, verwandelt sich aber in hochdeutsch z; im Anlaut und nach Konsonanten wird dieses z wie ſs gesprochen.

miles, militis, ahd. miliz; σάββατον, sambaz. strata, strazâ; Tolbiacum, Zulpicha; curtus, churz; Turicum, Zurich; Metis, Meza; tegula, ziegal; catus, chazzâ; stultus, stolz; spelta, spelz.

Griechisch-gothisches th sollte im Hochdeutschen d werden; es findet sich aber nur t, oder z, letzteres daraus erklärbar, daſs schon th auf goth. Stufe mit t gleichbedeutend galt, panther, pantel; cithara, zitarâ; mentha, minze.

Digitized by Google

Griechisch-lateinisch-gothisch d erscheint regelrecht als hochdeutsch t in:

diabolus, tiuval; vidua, wituwâ;
domus, tuom; draco, tracho;
durare, tûren; carduus, charto;
radix, râtich; sedile, satul.

Lehnwörter jüngerer Zeit sind:

turris, turn; mantellum, mantal;
gradus, grâd; kalendae, kalend;
damnare, firdammon.

3. Kehllaute. Griechisch-lateinisch k und c, im Gothischen unterschiedlos k; hochdeutsch tritt an die Stelle von c vor a u. s. w. und vor Konsonanten ch, das nhd. wieder meist k geworden ist. Folgt aber dem lat. c ein i oder e, so bleibt ch nur, wenn das Wort auf der goth. Stufe entlehnt worden; ist es auf der hochdeutschen Stufe entstanden, wird es zu z; dasselbe geschieht in den Lautverbindungen thi, ti, wie ci gesprochen.

acetum, goth. akeit, ahd. ezzich;
saccus, goth. sakkus, sach;
laicus, leich; soccus, soch;
dictare, tichtôn; buxus, buhs;
fructus, frucht; cerata, charz;
cerasum, chirsa;
census, zins; cyparissus, ziperboum;
Wormatia, Wormaza.

Das griechische χ, im Goth. in k abgestumpft, wird hochdeutsch regelrecht wieder ch:

monacus, goth. munakus, munich.
Christus, goth. Kristus, Christ.

Das Mittelhochdeutsche, das ch nicht mehr als Aspirata aussprach, kehrte infolge dessen auch in der Schreibweise vielfach zu k zurück: kerubim, kôr, patriarke. Da g in der Aussprache des Althochdeutschen noch nicht feststand, schwankt für griechisch-lateinisch-gothisch g — hochd. g und k.

angelus, angil; gemma, kimma;
sagulum, segal; strigilis, strikil.

Digitized by Google

Die Vokale sind ihrer Natur nach flüssiger und flüchtiger als die Konsonanten; deshalb unterliegt bei ihnen, wo die Worte selbst nicht aus einheimischer Wurzel gewachsen sind, weder Bestand noch Änderung so durchgreifenden Gesetzen, als dies bei den Konsonanten der Fall ist. Vorzüglich gilt das von den im Accente zurückgesetzten Schlufssilben, in denen das Deutsche die überlieferten Formen durch buntesten Wechsel spielen läfst. Um vieles fester stehen die betonten Vokale, und auch für sie darf man als Grundsatz unserer Sprache doch bezeichnen, dafs sie nur da und nur so verändere, wo und wie das eigene Wesen dazu nötigt. Hauptbeispiel hiervon ist die Behandlung des kurzen e und o (ε und ο). Beide Laute sind dem Gothischen selbst noch unbekannt; seine eigenen e und o sind sämtlich gedehnt. Was that nun die Sprache? — Wo sie ε und ο anzueignen hatte, liefs sie, sobald die Silbe tonlos, kurzes i und u, oder j und u eintreten:

ἄγγελος, aggilus; pondus, pund.

Für die betonten ε und ο wurden ai und au gesetzt:

Hierosolyma: Jairusaulyma;

episcopus, aipiskaupus.

Das Hochdeutsche ist weniger in der Wahl der Vokale beschränkt, beobachtet aber die als Sprachregel geltende Wirkung des i oder a der Endung auf den Stammvokal; im übrigen wechseln u und o, i und e ohne feste Regel:

Confluentia, Chobilinza; lens, lins;

pergamentum, permint;

penicillus, pensel, pinsel;

secula, sichila; nonna, nunna;

moneta, muniza.

Geschlecht der Substantive.

In betreff des Geschlechtes der aus dem Griechischen, Lateinischen, Romanischen herübergenommenen Substantive kann man freilich als Regel aufstellen, dafs es im Deutschen damit so gehalten werde, wie die Ursprache jedesmal verlangt, und sicherlich herrscht auch dieser Gebrauch wenigstens im Neuhochdeutschen, das seine Entlehnungen mit gröfserem Bewufstsein vollzieht; im ganzen aber treten so viele und mannigfache

Digitized by Google

Ausnahmen entgegen, dafs zuletzt wieder nur eine theoretische Behauptung, eine Voraussetzung, ein Wunsch übrig bleibt. Nachweisbare Anlässe, das Geschlecht der Lehnwörter zu ändern, giebt es mehr als einen; derjenige, der schon am frühesten gewirkt hat und jetzt noch wirkt, ist einfach der Mifsverstand, die unrichtige Auffassung und Behandlung der fremden Wortformen. So sind z. B. porticus, apostrophus, diphthongus griech. und lat. Feminina; im Deutschen aber, irregeführt durch die Form, machen wir Masculina daraus. Agiotage, apanage, courage, mariage, ménage, caprice, domaine, bastion etc. sind im Franz. männlichen Geschlechts; uns verleitet die Endung, sie weiblich zu gebrauchen. Verzeihen wir daher dem alten Deutschen, wenn er die griech. und lat. Feminina auf a — als Masculina nahm, weil ihm selbst zahlreiche Masculina auf diesen Vokal ausgingen, drachma, drakma etc.

Einen anderen Anlafs des Geschlechtswechsels gab die Latinität der spätern Zeit selber, und die ihrem Vorgange in noch gröfserer Ausdehnung folgenden romanischen Sprachen, indem die neutrale Mehrzahl auf a in eine weibliche Einzahl, Neutra also in Feminina umgesetzt wurden. Dieses romanische a wird im Deutschen zweifach aufgefafst und wiedergegeben: entweder, wie bei den echten Femininis, männlich: evangelium, evangelia, ahd. evangeljo, oder gleichfalls weiblich, und das herrscht vor: biblia, biblie, butyrum, ahd. butra.

folium, folie; idyllium, Idylle; matratium, Matratze.

postilla, Postille; vocable die Vokabel u. s. w.

Aufser diesen, auf Mifsverständnissen beruhenden Anlässen haben auch innere Gründe dazu bestimmt, Fremdwörtern, die man sich aneignete, ein anderes Geschlecht zu geben. Wie nämlich die Altdeutschen lateinische Worte wie gleichbedeutende deutsche konstruierten, ebenso und mit noch besserm Fug übertrug die deutsche Sprache auf deren Umdeutschung das Geschlecht der einheimischen Synonymen oder geläufiger Worte der gleichen Art. So erhielten Feminina männliches Geschlecht:

cathedra, Katheder (Stuhl);

vocalis, Vokal (Buchstabe);

cavea, Käfich (Kerker);

poudre, Puder (Staub);

Digitized by Google

ruina, Ruin (Sturz);
tegula, Ziegel (Stein).

Weibliches Geschlecht die Masculina:

murus, die Mauer (Wand);
numerus, Nummer (Zahl);
fr. tour, die Tour (Reise).

Masculina werden in Neutra verwandelt:

crucifixus, das Kruzifix (Bild);
pulvis, das Pulver.

Feminina verwandeln sich ebenso:

crux, Kreuz (Holz);
entrée, Entree (Geld);
fenestra, Fenster.

Umdeutschung durch Flexion und Ableitung.

Das Gothische, wie es überall möglichst nahe bei dem bleibt, was ihm auf griechisch oder lateinisch vorliegt, hält für die Flexion der Substantive deren fremde Nominativformen bei, sobald es auch selbst solche Nominative besitzt, am häufigsten us und a, für us, ος, η, α; bisweilen jedoch und grade bei den Wörtern des alltäglichen Gebrauchs wird die ganze fremde Endung bereits im Nominativ abgestoſsen, wie pondus, pund. Im Hochdeutschen ist letzteres Regel, jedoch wird nicht der Nominativ, sondern der in den obliquen Kasus hervortretende Stamm bei der Verkürzung zu Grunde gelegt:

rudus, ruderis, rudor; abbas, abbatis, abbat.
miles, militis, miliz; crux, crucis, chrûzi.

Nur zwei Endungen, a und o, finden im Deutschen keinen Anstand:

schola, scuola; lectio, goth. laiktjô.

Gehen wir nun vom Substantiv zum Verbum, so sind die Beispiele, wo an Zeitwörtern fremden Ursprungs die fremde Flexion ganz getilgt und eine davon unabhängige deutsche gerückt ist, nur in geringer Zahl vorhanden, wie scribere scrîpan, pipare pfîfen, coquere chochôn. Schreiben und pfeifen, die stark konjugieren, sind ganz wie deutsche Verba behandelt, denn nur deutsche Wurzelwörter haben diese Flexion. In

Digitized by Google

chochôn ist das ô auffällig; denn sonst wird nur die Endung āre der I. Konjugation auf ôn wieder gegeben: militare, militôn, damnare, dammôn, firmare, firmôn, plantare, phlanzôn, praedicare, predigôn u. s. w. Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen wurde ôn zur Endung en, die nun auch zur Bildung neuer Verbalformen, namentlich an französisch auf ier ausgehende Zeitwörter gehängt wurde und uns die Unmasse der Verben auf ieren (iren) gebracht hat: parier, parieren, étudier, studieren, u. s. w.

Ableitung.

Diese geschieht gleich der umdeutschenden Flexion in zweifacher Weise: nach der einen wird das Ableitungsmittel gleich hinter den fremden Stamm, vielleicht auch an Stelle einer fremden Endung gesetzt, und deren Laute veranlassen die Wahl grade dieser deutschen; vidua, viduwô; carcer, charchâri; martyr, martirâri; kalendae, Kalender; salmo, Sälmling etc. Die zweite Art besteht darin, dafs an die fremde Endflexion die deutsche Ableitungssilbe, statt an den Stamm, gehängt wird: z. B. moralis, moralisch; Badensis, Badenser; françois (franciensis), französisch; juvelier, Juwelier; princesse, Prinzessin u. s. w.

Umdeutschung durch Zusammensetzung.

Aus einem dem Barbarismus natürlichen Bedürfnis, dem Sprachgewissen dadurch Genüge zu thun, dafs dieselbe Sache zweimal hintereinander erst welsch und dann deutsch genannt wird, hat sich die Rede unserer Väter im 13. und 17. Jhdt. mit halbfranzösischen oder halblateinischen Wortpaaren angefüllt, wie pfil und strâle; trût und amis, consolieren und troesten, Fam und Leumund, Moment und Augenblick u. s. w.

Viel zahlreicher als solche Zusammenstellungen und namentlich in der Sprache des Volkes noch heute beliebt sind die Zusammensetzungen, die das fremde und deutsche, das erklärte und erklärende Wort in einen Körper sich vereinigen lassen, wie: biblia, Bibelbuch, cometa, Kometstern, dama, Damhirsch, caulis, Kohlkraut, coche, Kutschwagen, mulus, Maulesel, monasterium, Münsterkirche, pluma, Flaumfeder, plaisir, Plaisier-

Digitized by Google

vergnügen, salix, Salweide, thunnus, Thunfisch, larix, Lärchenbaum, viduus, Witmann, vidua, Witfrau.

Mit Voranstellung des deutschen Namens: Blumenflor, Feuerflamme, Schutzpatron, Siegestrophäe u. a.

Umdeutschung durch Veränderung der Worte selbst.

Die Anähnlichungen, um die es sich hier handelt, fallen fast durchweg in das Gebiet der Volksetymologie, weshalb wir hier nur einige aufführen wollen, die ohne Anlehnung an deutsche Wörter und Wurzeln in die Sprache hineingewachsen sind, ihrem Ursprunge nach aber nur dem erkenntlich werden, der die fremde Namenform daneben sieht. Wir stellen hier das Deutsche voran:

Stiefel, ahd. stiful, aestivale.
Angerling, agaricus.
Amtmann, ahd. antpaht = Dienstmann von ambactus.
Erzbischof, archiepiscopus.
blümerant, bleu mourant.
Ketzer, catharus.
Zinnober, cinnabaris.
Elefant, ahd. helfant, elephantus.
Stellage, estalage.
Standarte, estandard.
Pferd, paraveredus.
Frühmesser, primissarius.
Scharlach, scarlatum.
Schachtel, it. scatola.
Tufstein, tofus.
Felleisen, valise.
Ingwer, ahd. gingibero, zingiber.
Flasche, vasculum.
Brief, breve.
Quitte, cydonium.

Digitized by Google

XXVII.

Volksetymologie.[1])

In dem Wortvorrat der Sprache zeigen sich eine Menge von Ausdrücken, deren ursprüngliches Verhältnis durch Anlehnung, Umbildung, Umdeutung und ähnliche Vorgänge entstellt und vielfach verdunkelt worden ist. Dergleichen Wörter werden der Volksetymologie überwiesen, die gewissermafsen als eine Kraft zu bezeichnen ist, durch welche zwei etymologisch in der Regel ganz unverwandte Wörter mit einander verknüpft werden. Grund aller Volksetymologieen ist das Sprachbewufstsein, welches sich dagegen sträubt, dafs der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist. Die Kräfte des menschlichen Geistes verfahren dabei durchaus instinktiv und naiv, ohne alle Reflexion; sie lassen sich insgemein durch Laune und Zufall bestimmen und wirken zunächst für den Augenblick. In sorgloser Hingabe an den Gleichklang genügt es, etwas zu haben, worauf sich stützen läfst, etwas zu denken, das zu passen scheint, mag es bei Lichte betrachtet auch noch so unwahrscheinlich oder gar verkehrt und sinnlos sein. Wenn aber auf volksetymologischem Wege eine Menge alter Wörter und Formen teils fremden, teils heimischen Gepräges in arger Weise entstellt worden ist, und die Sprachwissenschaft diese Entstellungen nachzuweisen und aufzudecken berechtigt ist, so gewährt es doch wieder eine grofse und gerechte Freude, auch hierin die Beweglichkeit und Bildsamkeit der Sprache, ihr wunderbares Wirken und Walten wahrzunehmen und der Genialität und Naivetät des Sprachgeistes ein gutes und wohlerworbenes Recht mit lauter Stimme einzuräumen.

Diesem Ausspruche unseres bekannten Volksetymologen Andresen aus ganzem Herzen beistimmend, wollen wir hier einige Beispiele, nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert, vorführen, in der Hoffnung, dafs der Leser an ihnen einen vollen Einblick

---

[1]) Nach R. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie, Heilbronn 1878.

Digitized by Google

in die Werkstatt der Volksetymologie gewinnen und daraus das Interesse schöpfen werde, den mancherlei oft unverständlichen Ausdrücken, die aus dem Volksmunde an sein Ohr schlagen, nach eigener Kraft und Fähigkeit nachzuspüren.

1. Militairische Ausdrücke.

Admiral, aus arab. amir-ul-ma, Gebieter auf dem Wasser.

Muselmann, aus moslem, moslemîn.

Feldwebel für Feldwaibel von weiben sich wenden.

Landsknecht, Fufssoldat im Dienste des Landesherrn, wurde mit Lanze in Beziehung gesetzt und als Lanzen-Knecht, Soldat mit Lanze gedeutet.

Marketender, von ital. mercadante, Händler, an Markt angelehnt.

Generalstab, Stab als Sinnbild der Gewalt, erhält Kollektivbegriff.

Pfahlbürger an Pfahl sich lehnend, obschon von faubourg abstammend.

Armbrust aus arcuballista.

Hellebarte aus helmbarte, d. i. Barte, Beil zum Zerhauen der Helme.

Pickelhaube, nicht mit Picke oder Pike verwandt, sondern aus mhd. bechenhûbe, wegen der beckenähnlichen Gestalt.

Scharmützel scara muzzio ist an scar Schar und metzeln angelehnt.

2. Tierreich.

Renntier, dän. rensdyr, angelehnt an rennen.

Murmeltier, ahd. murmenti, bair. murmentel, aus mus montis.

Maultier, mulus, an Maul angelehnt.

Windhund, Windspiel; der erste Teil bedeutet nicht Wind ventus, sondern wint = Hund, Jagdhund. Windspiel meint zunächst Spiel, Vergnügen mit Winden (Jagdhunden), sodann eine Koppel Hunde (vergl. Menschenspiel = Menge), dann jedes einzelne Tier.

Rohrdommel, ahd. horottumbil von hor Kot und tumbil Tummler; jetzt versteht man darunter die im Rohr trommelnde.

Digitized by Google

Wiedehopf, der wieder und wieder hüpft, ist ursprünglich der im Holz (witu) hüpfende Vogel.

Goldrabe ist entstellt aus Kolkrabe.

Kriechente, schlechte Verdeutschung von kricke, anas crecca, Krächz-Ente.

Lindwurm, aus lint = Schlange und Wurm, schließt sich an Linde.

Blutigel steht für Blutegel.

3. Pflanzenreich.

Ahorn, lat. acernus, wegen der hornartigen Härte des Holzes mit Horn in Beziehung gesetzt.

Schachtelhalm entspringt aus Schafthalm.

Heidekorn für Buchweizen nicht von Heide abzuleiten, sondern von den Heiden, den unchristl. Bewohnern südöstl. Länder, von denen dies Getreide herstammt.

Schellkraut, lat. celidonia, auf Schelle gedeutscht.

Zwiebel, cepula ist umgedeutscht in zwibolle = doppelte Bolle.

Feldkümmel, mhd. veltkonele, lat. cunila, Quendel.

Eselsmilch ist eine Übersetzung von esula minor,

Tausendgüldenkraut eine solche von herba centauria,

Bertram von *πύρεθρον*,

Fein Gretchen von foeniculum graecum,

Osterluzei von aristolochia,

Gallapfel, von lat. gal auf Galle übertragen.

Ich schließe mit guter letzt; dieser Ausdruck will nicht sagen, daſs das Gute zuletzt kommt, sondern meint eine gute Letze, Bewirtung. Möge der Leser von dem ihm in diesem Buche Aufgetischten nicht unbefriedigt Abschied nehmen und sich an der dargebotenen Kost so geletzt fühlen, daſs er öfter an derselben sich erquicken mag. An Abwechslung in den Gerichten hat es nicht gefehlt, und so darf ich wohl mit dem tröstlichen Gedanken Abschied nehmen: Wer vieles bringt, bringt jedem etwas.

Digitized by Google

Verzeichnis

der besprochenen deutschen Wörter.

A.

â, aha 349
ab 259
Abend 260
Achse 397
Achsel 413
Acht, ächten 392
Acker 286
Adalhaid 360
Adebär 444
Ader 414
Adler 438
Admiral 479
Affekt 418
Agalingus 331
Agildrud 360
Ahn, Ahne 276
Ahorn 479
aihva 282
alah 359
Albraute 325
Alemannen 344
Alisaz 344
Alpranke 426
Alraun 427
Alrun 360
also 253
Amboſs 157, 307
Ameise 450
Amsel 446
ämsig 450
Amtmann 477
anan 277
an 260
anberaumen 392
andi 409
Angang 374
Anger 340
Angerling 477
Angst 288, 419
anst 458
antheizen 273
Antlitz 321
apa, affa 350
Arm 413
Armbrust 479
Art 286
As, Asen 358, 372
Asgard 375
ask-Esche 360
Asculf 360
Attila 276
Au, Aue 349
auf 260
aufbrausen 418
auffahren 418
Auge 321
aus 460
ausfündig 163
aufser 263
Ava 331
awa 349
azgêr 390

B.

Bach 350
backen 288
Baier 241
bald 361
Baldrian 425
Balg 217
bange 388
Bann 392
Bär 281, 434
Barden 342
Barg 295
Bart 409
Barte 342
Bast 424
Bastarnen 333
Bataver 309
Bauch 412
bauz 23
baz 226
begehren 421
begreifen 417
Begriff 417
Behagen 419
bei 257
Beichte 458
Beifuſs 425
Bein 413
Beispiel 400
beiſsen 187
beklommen 419
bellen 321, 323
bemerken 416
benebst 254
beobachten 416
Berchfrit 468
bereits 256
Berg 352

Digitized by Google

Berhta 363
Bertram 480
berühren 313
besinnen 417
besser 226
beten 457
betrachten 416
betrügen 163
betrübt 421
Bett 373
bezichtigen 392
Biber 356
biegen 188
Biene 450
Bier 296
Bilsenkraut 428
binnen 263
Birke 433
bis 264
Bischof 456
bitter 316
blafs 323
Blatt 424
blau 321, 323
blôtan 373
bleich 324
Blick 321
Blitz, blitzen 321
blöken 163
Blut 416
Blutigel 480
bluten-opfern 273
Bock 292
bogo 351
Bohne 429
bôzan 23
Brake 355
Brakel 355
brand 363
Braut 394
braun 324
brëman 219, 450
Bremse 450
brennen 320
Bridel 389
Brief 479
Brot 288
Bruder 476
Brühl 352
Bructerer 340
brummen 319
Brunn, Born 351
Brünne 388
Brust 411
Buch 302
Buche 296, 433
Bug (Flufs) 330
Bühel, Büchel 352
buhurt 468
Burg 334
Burgundionen 334
Busch 354
Bufse 458
bûzen 263
Butz, bützen 410

C.

Chamaven 340
Chatten 339
Chauken 340
Cherusker 340
Chobilenza 479
Cimbrer 336

D.

Dachs 436
Damhirsch 476
dämmern 163
darf 195
Darm 412
Daumen 414
Degen 384
Deichsel 397
Demut 459
denken 417
dênen 319
deot 290
der, die, das 230
Deutsch 290
dicht 314
dichten 399
dick 314
dienen 291
Dienstag 379
diep 349
diu, dîva 291
Dom 472
Donner 23
Donnerkraut 425
Donnerstag 379
Dorn 429
dörren 163
drei 244
dreschen 294
Driesch 354
Drossel 446
Duft 317
düfteln 163
dunjan 319
Dung 324
Dünger 324
dunkel 324
dünn 319
Dunst 317
dürfen 195
Dust 317
düster 325

E.

ê 393
eben 256
Eber 292
Ecke 360, 390
Eckern 433
Egge 296
Ehe 393
ehen 393
ehlichen 393
Ehre 388
Eiland 351
Eibe 430
Eiche 433
Eid 392
Eidam 392

Digitized by Google

eilf 244
Eingeweide 412
eins 242
Eis 376
Eisen 311
Eisenkraut 427
eit 320
Elen, Elentier 436
Elbogen 413
Elch 436
Elend 405
ellan 360, 385
Elsafs 344
Elster (Flufs) 350
Elster (Vogel) 441
empfangen 157
empfehlen 157
empfinden 157, 418
empor 157
Enkel 413
entbasten 463
Ente, êquena 393
Entzücken 419
Erbse 428
Erde 286
eren 286
erbeten 457
erfahren 416
ergetzen 163
erinnern 417
Erle 433
Erlösung 459
erst 256
Erz 311
Esche 433
Eselsmilch 480
etwa 256
êwa 393
êwart 458

F.

fahren 404
Falke 439
fancho 321
Farn 426
faul 317
Feder 438
feige 387
Feld 285
Feldkümmel 479
Feldwebel 477
Felleisen 477
ferah, ferh 300
Ferkel 293
Ferse 414
Feuer 321
Fichte 433
Fidel 401
Finger 414
Fink 446
First 353
Flachs 429
Flasche 477
Fleisch 414
fliegen 438
Fliege 450
Floh 450
Flöte 401
Flug 438
Flügel 438
Flufs 350
Fohlen 295
Föhre 296, 433
foraha 296
Forst 354
Fram 390
Franken 344
Frau 368
fraulich 369
Fräulein 369
frech 384
fredum 392
frei, Freiheit 370
freien 370
Freitag 379
Fremde 405
Freude 369
Freund 370
Freya 367
Freyr 367
Friede 371
friedsam 371
fridu 362
Frigg 367
friudil 370
friudila 370
frieren 159
Friese 340
Frô, Frôwin 367
froh, fröhlich 369
frönen 369
fronisc 369
Fronleichnam 367
frouwa 368
Frucht 472
Frühmesser 477
Fuchs 435
fühlen 313
fünf 245
Funke 321
für 257
Fürbuge 389
Furche 447
Furcht 388
Fürst 223
Furt 351
Fufs 414

G.

Gallapfel 480
Galle 411
gan — gönnen 195
Gans 443
gar 256
gard 361
Gast 413
Gatte, Gattin 394
Gauch 440
Gauchheil 428
Gaul 293
Gaumen 410
Gebände 466
geben 187

Digitized by Google

Gebot 457
Gedächtnis 417
geeide 392
Gefühl 418
Gefühlsvermögen 417
gegen 263
Gehör 318
Geier 440
Geige 401
Geifs 292
Geist 415
gelb 324
gellen 321
Gemahl, Gemahlin 394
gemôt 391
Gemüt 387, 417
Generalstab 479
Ger 390
gern 228
Geruch 317
Geschmack 315
Gesetz 393
Gesicht 321
Gespenst 374
Gestade 330
Gewitter 376
Geziefer 447
Gicht 401
Gier 421, 440
Gierfalke 440
glatt 315
Glaube 459
glimmen 324
glühen 324
Gnade 459
Godebald 358
Godehelm 358
Godobert 358
Gold 288
Goldrebe 480
Gotberga 358
Gothe 335
Gott 371
Gottlieb 362
Gotspel, gotspellon 457
götze 371
Gram 419
gram 420
greifen 314
Griff 314
grîma 360, 389
grofs 227
grün 325
gund 360
Gundram, Gundermann 427
Gunst 459
Gunther 382
Gurgel 410
gut 226

H.

Haar 409
Habicht 439
hadu 382
Hader 382
Hafen 349
Haff 349
hafjan-heben 187
Hag, Hagen 354, 429
Hagel 376
Hahn 218, 443
haid 362
Hain 354
halben 264
Halde 353
hallen 318
Halm 424
Hals 410
Hammer 307
Hand 245
Handwerk 396
hardeis 281
Hardt 354
Harfe 401
hari 361
Harnisch 388
Harm 420
hart 361
harug 373
Hasel 429
Hafs, hassen 421
hat 339
hathus 339
hauhs 330
Haupt 408
Haus 284
Haut 414
Heer 291, 385
Heide, der 455
Heide, die 354
Heidekorn 480
Heil 374
Heim 375
heim 403
Heimat 405
heimeln 403
heimisch 403
heimlich 403
Heirat 393
Hela 331
Held 384
Helle 375
Hellebarte 499
Helm 388
Hengst 393
Henne 443
heru 340
Heruler 334
Herbst 380
Herbstzeitlose 428
Herde 281
Hermionen 337
Herz, 219, 411
Herzog 385
Hesse 339
hetzen 339
heuer 253
Heuschrecke 449
heute 253
Hexe 374
Hiefsfohlen 283
hild 360, 384
Hilde 382

Digitized by Google

Himmel 375
hint 253
Hirsch 437
Hirschkraut 425
hîwa, hîwo 393
hliodor 318
hlêo 352
hlita 353
hlûta 318
Hof 373
Hoffnung 459
hôha 286
Holunder 431
Holz 355
Honig 451
Hornis 450
Horst 354
Hort 158
href, Reue 408
Hüfte 412
hugjan 362
Hügel, Hübel 352
Huhn 443
Huld 459
Hülsen 354
Hund 283
hundert 248
hüpfen 23
Hütte 284
hwîla 374

I.

Idis 374
Imbifs 157
in 256
Ingävonen 337
irmin 337
Irmingott 372
Istävonen 337

J.

ja 257
Jahr 379
je — desto 257
jetzt 257
Johanniskraut 426
Jungfrau 369
Junker 369

K.

Käfer 451
Kalb 282
Kämpe 384
kämpfen 383
Kampf 383
Katheder 474
kauen 316
Kaukasus 330
kaum 257
Kehle 410
Keil 385
keimen 35
kennen 417
Ketzer 477
Kiefer 434
Kien 434
kiesen 316
Kind 278
kind 278
Kinn 409
Kirche 455
Kirsche 472
klaphôn 320
Klee 429
klein 228
Klinge 396
klinga 351
Knie 409
knistern 320
Kobold 373
Köder 163
König 278
können 194
Kopf 408
Korb 471
Korn 293
Körper 408
kosen 316
kosten 316
Kraft 217, 387
Krähe 440
Krahn 33
Kreuz 475
Kriechente 480
Krieg 382
kriegen 382
Kröte 448
Kuckuck 440
Kuh 281
kühn 386
Kühnheit 386
Kummer 419
künne 278
Kupfer 311
Kufs 316
Küssen 163

L.

Labkraut 425
Lahr 352
Lanze 390
Lärchenbaum 477
Laster 422
laut 264
Leber 411
Lefze 410
Lehm 408
Leib 407
Leichnam 408
Leidenschaft 421
Leim 408
leip 362
Lende 413
Lenz 380
Lerche 447
Letzt, Letze 480
letzt 228
Leumund 318
Leute 290
lîch 407
Lid 410

Digitized by Google

Liebe 421, 459
Lied 399
lind (subst.) 360
lind (adject.) 314
Linde 433
Lindwurm 480
lîp 407
Lippe 410
List 388
Lob 388
Loch 284
Löffel 163
Loh 354
Longobarden 341
losen 318
Löwe 434
Luchs 436
Luft 376
lugen 436
Lunge 411
lurz 353
Lust 419
lützel 228

M.

magan 227
mag 195
Mage, magu 222
Magen 412
Mahl 391
Mahlschatz 394
mahlen 287
Mähre 293
man 337
manac 228
Mannus 337
manseths 375
mar 287
Mar 349
Markomannen 341
Mattium 338
Mattiatiker 338
Maulwurf 448
mavi 227
Meer 349
Mehl 287
mehr (mêro) 227
Meineid 392
Mensch 337
merran 158
Messe 457
Messer 306
Met 288
Metz 347
meucheln 449
mikil 227
Milch 287
Milde 459
Milz 411
mindern 228
Minne 466
mitilgard 375
Mistel 430
mit 262
Mittwoch 379
mögen 195
Mohn 429
Monat 377
Mönch 472
Mond 377
Montag 379
Morgengabe 394
Motjan 387
Möwe 163
Mücke 450
mûhhan 449
Mühle 287
Mund 410
muozen 387
muſs 146
Mut 387
mutig 387
Mutter 274

N.

Nabe 397
nach 262
Nacht 376
Nachtigall 445
Nacken 410
Nagel 414
nähren 192
Natter 447
Natur 35
Naue 288
Nebel 376
Neffe 276
nehein 268
nehmen 186
nein 268
Nemeter 338
Nessel 428
neun 246
nicht 267
Nichte 158, 276
nie 267
nimid 280
Niere 412
Nix 373
noch 268
nur 257

O.

ob 257
Ochs 282
Oda 272
Odinskopf 424
Ofen 307
Offenbarung 459
ohne 262
Ohr 318
Opfer 458
opfern 373
ort 360
Ostar 295
Ostern 456
Osteroluzei 480
ouwi 291

P.

Papst 456
palt 386
Panzer 389

Digitized by Google

pathu 382
pêr 295
peraht 363
Peuke 333
Pfaffe 456
Pfarrer 456
Pfeife 401
Pfeil 471
Pferd 282
Pfingsten 456
Pflug 286
Pickelhaube 479
pim 201
piot, petti 373
platschen 319
platzen 319
plaudern 319
Pracht 363
Predigt 457
Preis 388
Priester 456
Propst 456
prûnat 324

Q.

Quaden 341
Queckholder 431
Quelle 351
quîna 277
Quirn 294

R.

Rabe 359, 437
Rachen 411
Rad 397
Rainfarn 426
ram 292
Rand 360
Randulf 360
Rat 362
rauh 315
Recke 384
Recht 391
Regen 376
Reh 437
reiks 278
Renntier 479
respectabel 13
Reue 458
richten 391
Richter 391
Ricke 437
riechen
Riese 373
Ried 324
Rind 282
Rinde 424
Ring (Panzer) 388
Ring (hring, Volksversammlung) 391
rinna 350
Rinne 351
Rippe 411
Roggen 293
Rohr 355
Rohrdommel 479
Rofs 282
rot 324
rotta 401
Rübe 429
Rücken 411
ruchbar 158
Ruin 475
rüsten 389
Rüstung 389

S.

Saal 294
Sachs 304, 389
Sachse 304
sacht 158
Sack 472
saelde 374
Sage, sagen 320, 400
Säge 307
Sahlweide 433
sak 306
sam 262
Samstag 379
samt 262
Sang 400
Sattel 389
Sau 292
sauer 316
Schachtel 477
Schachtelhalm 479
Schaf 291
Schaft 390
Schall 320
Schalmey 401
Scham 465
Schapel 466
Schar 385
scharf 315
Scharlach 477
Scharmützel 477
Schatz 281
Schaub 375
Scheide, Scheit 373
Schelch 437
Schelle 320
schellen 320
Schellkraut 479
Schicksal 374
Schirling 428
Schild 389
Schimmer 465
Schlacht 383
Schläfe 409
Schlange 316
Schlauder 316
Schlehe 428
Schlinge 316
schlingen 316
Schlucht 158
Schlund 316, 410
Schlüsselblume 428
Schmack 315
schmecken 316
Schmerz 419
Schmied 396
Schnee 376
schneiden 306

Digitized by Google

Schnur 319
schon 257
schöpfen 163
Schöps 294
Schulter 413
Schwäher 276
Schwalbe 446
Schwan 321, 443
schwarz 323
Schwein 292
schwelgen 316
Schwert 389
Schwester 276
schwören 389
sëch 307
sechs 245
See 349
Seele 415
sehen 322
Sehne 414
sehr 257
seifar 399
Seife 397
Seifen 351
seit 262
Seite 411
Semnonen 340
Sense 307
Sif 277
Sieg 383
sîn 202
singen 320
Sinn 418
Sippe 277
Sippia 277
Skythe 329
sleht 315
snaraha 319.
Soden 351
Sohle 414
Sohn 275
sollen 195
Sommer 379
sonder 262
Sonne 321
sonst 258
Sonntag 379
sôt 351
spähen 13
spag 321
Spanferkel 295
Specht 441
Speer 390
spël 401
Sperber 439
Sperling 439
Spiel 400
Spiefs 390
spil 400
spinnen 464
spitzfündig 163
Splint 424
Sprache 319
sprechen 319
spring 351
statha 330
Staude 355
Stegreif 389
Stengel 424
sterben 375
Stern 323
sticken 464
Stiefel 477
Stiel 424
Stier 282
stinkan 317
Stirn 409
stolz 471
stönen 319
Storch 444
stofsen 314
Strahl 322
strâla 291
strawa 350
Streit 383
strod 351
Strom 351
stru 351
Strut, Unstrut 383
Sturmhut 428
Stute 293
Sucht 421
Sueven 341
Sugamber 340
Sündflut 163
süfs 317
swegala 401
swerkan 321
swertleite 463

T.

Tag 216, 378
Tanne 433
tar 195
tasten 313
Taube 442
Taufe 459
taugen 196
tausend 248
Teig 313
Tencterer 339
Tenne 413
Teufel 472
Teutone 336
Thau 376
thing 291, 391
Thusnelda 359
Tier 281
Tjost 468
Tochter 275
Tod 374
Tollkirsche 428
tönen 319
trachten 421
Traum 252
trauern 420
treva 355
Triboci 338
Trieb 420
trotz 264
truht, truhtin 290, 459
trust 290
trût 360
Tugend 421
Tumben, die 385
Turnier 467
turst 386

Digitized by Google

U.

übel 226
über 262
Ubier 338
Uhu 440
Ulme 433
um 261
umsonst 258
ungefähr 258
Ungeziefer 447
Unke 448
Unsieg 383
unter 261
ur 260
Ur 276
Urahne 276
Urteil 391
Usipier 339
Ute 276

V.

vair 384
Vandalen 334
Vangionen 338
Vater 274
Vaterland 403
vergessen 417
verlangen 421
verlieren 189
Vernunft 415
Verstand 416
verstehen 417
verteidigen 391
verzeihen 392
Verzeihung 392
Vesper 457
Vieh 281
viel 222
vielleicht 258
vier 244
vitu 355
Vogel 438
Volk 290
von 262
vor 262
vorstellen 416
Vorstellung 416
vremeden 405

W.

wâc 349
Wachholder 430
Waffe 388
Wagen 284
wahrnehmen 416
während 264
Wald 353
Walkyrien 383
Wallach 293
Walstatt 383
walten 291, 362
Walther 362
walu 383
Wampe 412
Wand 284
wandeln 404
wandern 404
Wanen 373
Wange 409
wann 235
Wannenweih 439
Wanst 412
wara 291
Wärgeld, Wergeld 392
wâri 361
wark 435
Wärme 321
Wasser 348
watan 363
Wat 464
weben 464
Wegwarte 426
Wehr 383
Weib 464
Weibel 450
weich 315
Weichbild 373
Weichsel 331
Weide 280
Weigand 384
Weih 439
Weihnachten 380, 456
Weiler 345
Weise 400
weifs 196
weissagen 458
weifs 323
Weizen 293
Welt 375
wenn 235
wer, was 234
Werder, Wert 352
Wermut 425
wërran 227
wesan 202
Wespe 450
Westfalen 341
Wetter 376
Wickinge 382
Wicht 373
Widder 292
Wied 355
Wiesbaden 338
wig 360
wih 373
Wilde 353
Wimper 410
Wind 376
winja 281, 366
wini 366
winiscaf 366
winileod 366
Winter 376
Wipper 351
wissen 196
Witwe 277
Woge 349
Wolf 435
Wolke 376
Wolle 320
wollen 196, 420
Wonne 365, 419
Wort 292, 320
Wotan 363
Wunder 366

Digitized by Google

wünnen 366
Wunsch 365
wünschen 365
wuotarên 365
Wuotunc 364
Würde 163
Wurm 448
Wurzel 424
Wut 364
wüten 364
wütig 365

Z.

zago 387
zage 387
Zageheit 387
Zahn 410
Zarge 389
zart 215
Zauber 374
Zaum 389
Zehe 414
zehn 246
Zeigefinger 414
zeihur 276
Zeisig 446
Zeus 363
Ziefer 447
Ziege 292
Ziegel 475
Zig 248
Zins 472
Ziu 363
zu 261
Zunge 410
Zunkâ 219
zwanzig 247
zwei 243
Zweikampf 383
Zwerg 373
Zwiebel 480
zwölf 247

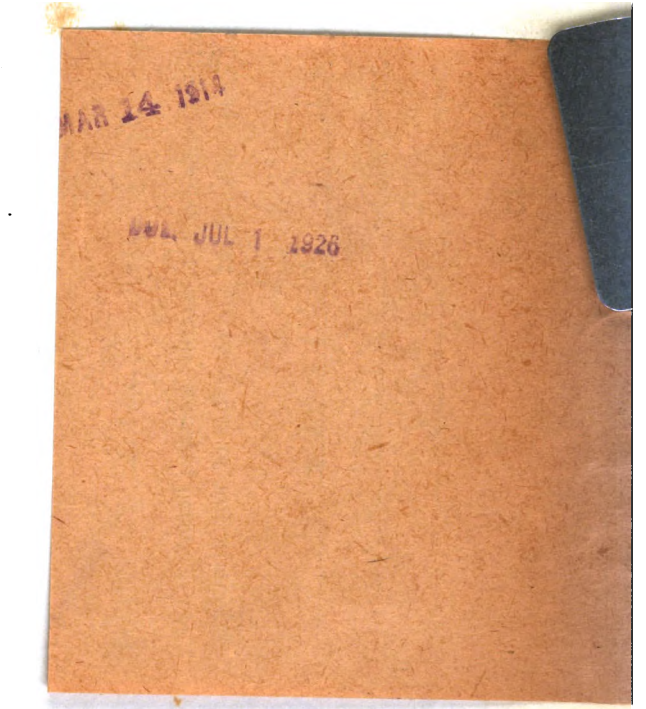
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 14 1914

JUL 1 1926



Digitized by Google

Bilder zur Geschichte der deutschen
Widener Library 003296980
3 2044 086 641 461

Digitized by Google